Digitized by Google

26.13

61.1

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650

CHRISTO ET ECCLESIAE

THE GIFT OF

FERDINAND BÔCHER,

PROFESSOR OF MODERN LANGUAGES

IN

HARVARD UNIVERSITY,

1 August, 1871.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des neunzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.

Digitized by Google

1871, Aug. 1.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des neunzehnten Bandes recensirten Bücher.

4. Vita

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematick.

9) Erziehungsschriften.

10) Naturlehre und Naturgeschichte.

11) Philologie, Kritick und Alterthümer.

12) Geschichte, Diplomatick und Erdbe- schreibung.

13) Gelehrte Geschichte.

14) Finanzwissenschaft.

15) Haushaltungskunst.

Mo-

16) Vermischte Nachrichten.

I.

Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getraids ꝛc. ꝛc.

Beurtheilung ꝛc. ꝛc.

Anmerkung ꝛc. ꝛc.

Die Kunst theure Zeiten zu machen ꝛc. ꝛc.

Wir liefern hiemit die Fortsetzung des im vorigen Stück unserer Bibliothek abgebrochenen Urtheils über obige vier Schriften.

Ein anderer geschickter Mann, welcher nach dem Herrn Reimarus über denselbigen Gegenstand geschrieben hat, Herr J. L. F. Scharnweber aus dem Hannöverschen, widerleget in einer besondern Abhandlung die Möglichkeit und den Nutzen der in den Göttingischen allgemeinen Unterhaltungen vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmung des Kornpreißes. Ein solcher Vorschlag ist, so gut und menschenfreundlich er auch gemeynt ist, so weit von aller Ausführbarkeit und von aller Gerechtigkeit entfernet, daß er keiner weitläufigen Widerlegung bedurfte. Indessen verdienet Herr Scharnweber allen Dank, daß er diese Widerlegung unternommen hat, indem er dadurch Anlaß gehabt hat, die Nützlichkeit des freyen Getraidhandels in einem Gesichtspunkt zu zeigen, der zwar Hn. Reimarus scharfen Einsicht nicht entgangen ist, den wir aber mit Vergnügen von einem Bürger eines landwirthschaftlichen Staates noch ausführlicher beleuch-

tet sehen. Wir meynen die verderblichen Folgen des Zwanges für die Blüthe der Landwirthschaft und die unendlichen Vortheile, welche die Freyheit allein dieser ersten Quelle des allgemeinen Wohlstandes gewährete. Herr Sch. stützet wie Hr. Reim. seine Meynung auf Gründe, welche von den französischen Oekonomisten und insbesonder von Hn. Herbert und von Hn. du Pont, mit vielem Eifer in das helleste Licht gesetzet worden sind. Hr. Scharnweber thut anbey noch einen Vorschlag, durch den er hoffet allem Getraidmangel in einem Lande vorzubiegen. — Er verwirft mit den französischen Oekonomisten die auf Unkosten des Staates errichteten Vorrathshäuser. Er glaubet aber, daß in jedem Lande von einem gewissen Umfange Handlungsgesellschaften gestiftet werden sollten, welche über sich nähmen, immer einen gewissen Vorrath von Getraide auf Magazinen zu halten, solchen in Zeiten, wo der Landwirth gewöhnlich sein Getraid nicht wohl anbringen kann, einzukauffen, und in den Zeiten, da es die öffentlichen Bedürfnisse erfordern, denselben mit einem gerechten Gewinnste an die Einwohner abzugeben.

Da Hr. Sch. für seine Handlungsgesellschaft keine ausschliessenden Vorrechte verlanget, da er einheimische und fremde ohne Unterschied neben ihnen kauffen uud verkauffen läßt: so finden wir für den Landwirth, für den Verzehrer, und für den Staat selbst diese Gesellschaften unendlich viel vortheilhafter, als die auf Rechnung des Staates errichteten Vorrathshäuser. Wir vereinigen also unsere Wünsche mit den seinigen, daß bey schicklichen Zeiten in allen Ländern solche Handlungsgesellschaften, jedoch ohne ausschliessende Vorrechte, errichtet werden möchten. Nur bleibt uns noch der Zweifel übrig, ob dieses ohne Verlust und ohne Nachtheil der Theilhaber geschehen

könne.

könne. Dieses müssen wir Männern zu entscheiden überlassen, welche in Handelssachen größere Einsichten und Erfahrung haben. Uns dünket einmal, die Verbindlichkeit die aufgeschütteten Früchte nur im Lande zu verkauffen, setze die Gesellschaft der Gefahr eines allzugroßen Verlustes aus. Es könnte sogar seyn, daß eine Gesellschaft, welche diese Verbindlichkeit auf sich hätte, alle andern Handelsleute abschreckete, Getraid ins Land zu ziehen, und daß sie also mehr zur Verminderung als zur Vermehrung des Vorraths und der Einfuhr beytrüge. —

Herr Scharnweber hat in der Vorrede seiner wichtigen und merkwürdigen Abhandlung eine Stelle aus Hrn. Herberts Werkgen über die Getraidpolicey eingerücket, welche mit dem größten Nachdrucke die Unbequemlichkeiten der obrigkeitlichen Vorrathshäuser darthut. Wir gestehen es, daß wir den darinn enthaltenen Gründen nichts entgegen setzen können, welches zureichend wäre, dieselben zu entkräften, wenn wir die Sache nur in dem Gesichtspunkt ansehen, daß bey dem ordentlichen und durch den Unverstand der Menschen nicht gestörten Laufe der Natur in jedem Lande der größte mögliche Vorrath von Getraide in dem besten und gerechtesten Preiße erhalten werde. —

In diesem Gesichtspunkt sind unstreitig alle öffentlichen Vorratshäuser eher schädlich als nützlich. Allein, da durch die herrschenden Vorurtheile, von denen sich diejenigen, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, immer zuletzt befreyen, viele Staaten sich der Gefahr ausgesetzet sehen, auf jedem Eigensinn ihrer Benachtbarten der Zufuhr beraubet zu werden: so müssen die Vorsteher dieser Staaten immer mit einem Vorrathe versehen seyn, der sie in den Stand setzte, in dem Nothfalle die leidende Armuth zu erleichtern. Da ferner Krieg, Pest, epidemische Krankheiten und

Viehseuchen den gewöhnlichen Lauf der Handelschäfte in allen Staaten plötzlich hemmen können: so ist auch auf diese Fälle die Errichtung öffentlicher Vorrathshäuser eine Fürsorge, welche eine gesunde Politick zu erheischen scheinet.

Es muß aber dieselbe mit der äussersten Fürsicht vorgenommen werden. — Errichtet man solche Vorrathshäuser, oder ergänzet man dieselben bey einer würklichen oder nur befürchteten Theurung, so vermehret man das Uebel, das man vermindern, und so erzeuget man dasjenige, dem man zuvorkommen will. Sobald in einem Lande Käufe auf Unkosten eines Staates geschehen, so wird darinn das Zeichen zur Erhöhung des Fruchtpreises gegeben. Jedermann weis, daß es den Gewalthabern öffentlicher Verwaltungen nur darum zu thun ist, viel und nicht wohlfeil zu kaufen. Es dörfte also in Ländern, wo man der Erhöhung des Fruchtpreißes vorbeugen will, am übelsten gethan seyn, wenn man benachbarten Fürsten und Staaten erlaubet auf ihre Rechnung Getraid einzukaufen. Wenn man einige Käuffe verbieten sollte, so sind es solche. Nur in wohlfeilen Zeiten soll man solche Anfüllungen und Ergänzungen der Vorrathshäuser selbst vornehmen oder andern erlauben, wenn man noch glaubet, daß man in diesem Stücke etwas erlauben oder verbieten soll. In solchen Zeiten ist es allgemein nützlich durch die vermehrte Einkauffung der Früchte, die Landwirthschaft aufzumuntern.

Auch der Gebrauch dieses von dem Staate aufgeschütteten Getraides muß mit aller Fürsicht geschehen

Soll man dieselben zum Besten der Armen unter dem lauffenden Preiße weggeben? Es muß wohl seyn, wenn es der alleräusserste Nothfall erheischet, und wenn keine bessern Anstalten in einem Staate möglich

sind.

sind. Wo es aber immer möglich ist, so muß man dieses nicht thun, um nicht die Einfuhr abzuschrecken, und noch mehr, um nicht den Bürgern den schädlichen Gedanken benzubringen, daß der Staat verbunden ist, sie zum Theile, oder ganz zu ernähren, und um nicht dadurch den Hang zum Betteln und zum Müßiggange zu stärken. Es soll also, wenn es immer seyn kann, der Bürger, welcher vermögend ist zu arbeiten, nicht durch wohlfeiseres und noch weniger durch geschenktes Brod, sondern durch Arbeit, die ihm der Staat gewähret, unterstützet werden. — Das größte Uebel in schlimmen Zeiten ist der Mangel an Arbeit und an Verdienste. — Der Landesherr, welcher diesem begegnet, ist der wahre Wohlthäter seines Volkes, und solte es auch durch Arbeiten seyn, welche den geringsten Nutzen nicht haben. Der Nutzen, daß ein Mensch nicht zum Müßiggange gewöhnet werde, ist schon ein unendlicher Gewinnst. Allein es ist kein Staat wo nicht nützliche Arbeiten, für alle Arten von Leute, ausfündig gemachet werden können, wenn nur diejenigen, welche sie regieren, sich die Mühe geben wollen und können, darauf bedacht zu seyn. Was der Staat hier selbst nicht thun kann, dazu kann er doch reiche und begütterte Bürger, durch Beyfall oder durch wirkliche Unterstützung, aufmuntern. —

Ein ungenannter Schriftsteller, welcher aus dem Reiche zu seyn scheinet, hat ebenfalls in dem Jahr 1771.

Anmerkungen über die dermalige Fruchtsperre

herausgegeben. Dieser Verfasser behauptet, es sey kein wahrer Mangel an Getraide an der gegenwärtigen Theurung schuld. Sie kömmt nach ihm daher,

weil, als man im Jahr 1770. eine Erndte voraus sah, die wenigstens im Halme oder in den Garben mager ausfallen würde, die Eigenthümer der großen Vorräthe mit dem Verkaufe einhielten, in der Hofnung solche nach der Erndte besser anzubringen. Es wurde also damals bey vermehrter Menge der Käufer die Anzahl der Verkäufer vermindert, und also natürlicher Weise der Preis der Waare erhöhet. Als die Erndte würklich schlecht ausgefallen war, wurde durch die vermehrte Erwartung eines vortheilhaften Verkaufes, die Zurückhaltung der großen Eigenthümer noch grösser. Der Preis stieg. Man glaubte es wären keine alten Früchte mehr vorhanden. — Einige Landesherren, in der Hofnung das Getraid was noch im Lande war, darinnen zu behalten, fiengen an zu sperren; dieses verstärkete aller Orten bey den Käufern die Furcht des Mangels, und bey den Verkäufern die Hofnung eines noch stärkern Preises. So wurde auch wirklich der Preis noch höher getrieben, und alles in Schrecken gesetzet. Dadurch wurde eine beynahe allgemeine Sperrung veranlasset, und durch diese wurde das Uebel immer vermehret. Jeder Staat verschloß sich die äussere Zufuhr, und erhöhete den inländischen Preis. Noch mehr jeder vermehrete die heimliche Ausfuhr, welche immer für die gewinnsüchtigen Leute und für eigennützige Beamte, welche dieselben beschützen, große Vortheile hat; und welche immer den Preis weit mehr erhöhet, als die öffentliche, weil der Verkäufer seinem Beschützer seinen Schutz, und der Käufer dem Verkäufer neben diesem Schutzgelde auch seine übrigen Gefahren vergüten muß. Die nicht gesperrten Länder hatten also immer mehr Getraid als diejenigen, welche gesperret worden waren. Jedermann führte vorzüglich seine Waare dahin, wo er wußte, daß ihm das Eigenthum derselben versichert blei-

bleiben würde, — und die Stadt Cölln, wo dieser Handel frey war, hatte nicht nur für sich Ueberfluß an Getraide, sondern sie speiste noch durch ihre Handelsleute ganze Provinzen in Deutschlande. Denselbigen Vortheil würden alle übrigen deutschen Länder genossen haben, wenn sie nicht durch ihre Sperrungen dem aus Holland kommenden Getraide den Zugang verschlossen hätten, und die Früchte würden aller Orten wohlfeiler gewesen seyn. Man stelle sich vor, wie man in dem Reiche einen vortheilhaftern Getraidpreis hätte erwarten können, wenn die der Handelschaft und dem allgemeinen Besten so nachtheiligen Zölle auf dem Rheine und anderswo, abgeschaffet wären. Unser Verfasser machet daher den Schluß, daß die Aufhebung der Sperrungen in dem Reiche unumgänglich nöthig sey, wenn der Getraidpreis wieder in ein gerechtes Verhältnis kommen soll.

Aber warum nur in dem Reiche? Sollte der Herr Verfasser in den Gedanken stehen, die auch schon von andern geäussert worden sind: daß die Reichsstände nur unter sich einander Pflichten der Menschlichkeit schuldig wären, und daß zu ihrem Wohlstande nichts mehr erfordert würde, als daß sie freyen Verkehr mit einander hätten? haben sie keine auswärtigen Nachbaren, von denen sie Vortheile zu hoffen haben und mit denen der Verkehr ihren Provinzen unendlich nützlich ist, da ihnen hingegen der gezwungene Handel mit ihren entfernten Mitbürgern nur schädlich seyn kann und oft unmöglich ist. Einige französische Schriftsteller denken in Betrachtung ihres Reiches auf dieselbige Weise. Allein was in einem Reiche von Provinz zu Provinz und von Fürstenthum zu Fürstenthum gut ist, das ist in dem großen Staate, den alle Reiche der Erden unter einander ausmachen, auch von Reich zu Reiche gut. Wir werden alle durch dasselbige Ge-

setz der Natur beherrschet; Wir sind alle Bundegenossen und Brüder, wir stehen alle unter einem gemeinsamen Oberherrn, der unendlich viel grösser ist als derjenige, der zu Frankfurt gekrönet, und als derjenige, der zu Rheims geweihet wird.

Ein andrer ungenannter Schriftsteller hat die Theurung in einem weitern Umfange betrachtet. Er hat in einem Brief über die Kunst, ohne Mißwachs theure Zeiten zu machen, nebst den bewährtesten Mitteln darwider, diesen Gegenstand weitläufig erwogen. Er behauptet, wie obiger, daß die dermalige Theurung eine gemachte und nicht eine natürliche Theurung sey. Wir geben ihnen hierinn in so fern Beyfall, als es richtig ist, daß die Theurung niemals würde so groß geworden seyn, wenn nicht menschliche Hände das Uebel vermehret hätten. Indessen mag die Theurung herkommen wo sie will, so sind es immer wichtige Fragen, wie derselben in allen Zeiten könne vorgebogen und wie, wenn sie da ist, derselben könne abgeholfen werden. Der Verfasser des Sendschreibens richtet seine Betrachtungen auf beyde diese Fragen.

Um seinen Gegenstand in ein vollkommenes Licht zu setzen, gehet er bis auf den ersten Grundsatz der geselligen Rechte. Dieser ist nach ihm das allgemeine Beste der Gesellschaft. Ist diese Gesellschaft nur eine Familie, so ist es das allgemeine Beste des Hauses; ist es ein Dorf oder eine Stadt, so ist es das allgemeine Beste des Dorfs oder der Stadt; ist es ein Staat, so ist es das allgemeine Beste des Staates; ist es die ganze menschliche Gesellschaft, so ist es das allgemeine Beste aller Menschen — Nach der Entwicklung dieser Begriffe, lehret uns der Verfasser, daß die bürgerliche Vereinigung die vielfaltigen Bedürfnisse zum Grunde habe, welche die

Men-

Menschen nach der Verschiedenheit ihrer Umstände durch ihre wechselsweisen Dienste einander gewähren können. Die Ackersleute, die Menschen, welche sich mit der Viehzucht ernähren, die Handwerker, die Künstler, die Handelsleute machen zusammen einen Staat aus und in dem Staate ist jedes Mitglied verbunden, das allgemeine Wohl der ganzen Gesellschaft und jedweder einzelner Mitglieder derselben zu befördern. Der Herr Verfasser setzet voraus, jeder sey von freyen Stücken und mit diesem Bedingnisse in die bürgerliche Gesellschaft getreten. Nach ihm hat der Ackersmann dem Viehhirten seine Waiden, dieser jenem seine Fluren, der Handwerker ihnen ihr Land, sie ihm das Recht, seinen Beruf zu treiben, überlassen, unter dem Bedingnisse, daß jeder dem andern seine Arbeit gegen die seinige abtreten müßte, und daß der, so es nicht thut, von dem Mitgenossen, der seiner Arbeit oder seiner Waare bedarf, von dem Landesherrn, oder von der Obrigkeit dazu gezwungen werden könne; indem der Besitz alles Eigenthumes für jeden nur eine vergünstigte Sache sey.

So einleuchtend diese Sätze uns überhaupt scheinen: so verworren kommen sie uns vor. Wo wird der Verfasser diese Verkommniß finden, durch welche die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und die Glieder derselben ihr besonderes Eigenthum zu einem allgemeinen Eigenthume gemacht haben? Ein solcher geselliger Vertrag ist das Werk einer philosophischen Einbildung und gewiß nicht dasselbe der Natur. Puffendorf und Rousseau haben solche Chimären erdichtet, aber daß Gott etwas dergleichen gestiftet habe, oder daß nur in einem Lande Menschen freywillig einen solchen Vertrag errichtet haben, dieses haben sie nicht bewiesen. Dieses hingegen ist ein

un-

unwandelbares Gesetz der Natur, daß alles bewegliche und unbewegliche, welches der Mensch durch seinen eigenen Fleiß gesammelt, angebauet und zu Stande gebracht, oder ohne Betrug und ohne Gewaltthätigkeit von denjenigen erhalten hat, die es gesammelt, angebauet oder zu Stande gebracht haben; daß alles dieses so eines jeden Eigenthum worden ist, daß es ihm niemand wider seinen freyen Willen wegnehmen und zu dem besondern Eigenthume eines andern machen kann. Es mag also ein Mensch durch die Geburt, durch die Gewalt, durch einen freywilligen Beytritt, oder auch sonst irgend eine mögliche Weise, das Mitglied einer Gesellschaft geworden seyn: so kann kein besonders Glied davon ein Recht auf sein Eigenthum erwerben, er stehe es ihm denn freywillig zu, oder es berechtige dasselbe dazu durch eine Verletzung seines Eigenthumes oder seiner Sicherheit. Auch jede Gesellschaft kann auf keine andre Weise von keinem ihrer Glieder mehr fordren, als einen gerechten und dem Beytrage aller übrigen Glieder verhältnißweise gleichen Beytrag zu Bestreitung der Unkosten, welche erfordert werden, um die Absichten der Gesellschaft zu erreichen.

So bald ein Mitglied verhälnißweise mehr beschweret oder eingeschränket wird, als alle andern, so bald entstehet in dem Staate eine Ungerechtigkeit, das ist das größte Uebel, das unter Menschen entstehen kann. Dieses geschiehet auch in den meisten Staaten alle Augenblicke, weil darinne nach den geselligen Grundsätzen unsers Verfassers gehandelt wird; und dieses ist die vornehmste Quelle der Uebel, unter denen sie alle seufzen und selbst der Theurung, der unser Verfasser durch die Kränkung des von ihm ganz willkührlich gemachten Eigenthumes abhelfen will. Ein Schauer muß jeden Redlichen befallen, wenn

er

er die Folgen dieser Grundsätze in ihrem ganzen Umfange betrachtet; wenn er sich die unendlichen Uebel vorstellet, welche unter dem scheinbaren Vorwande des allgemeinen Besten, dem menschlichen Geschlechte täglich zugefüget werden.

Unser Verfasser heget indessen größtentheils viel gesündere Begriffe als wir nach seinen Grundsätzen vom Eigenthume erwarten solten. Wir haben schon gesagt, daß er die Mittel wider die Theurung in *allgemeine* und in besondre eintheile. —

Jene sind die gute Einrichtung des Landwesens, die bestmöglichste Benutzung der natürlichen Produkte, vermittelst der Künste und der Handwerke, und drittens die vollkommenste Freyheit der Handlung. Ueber alle diese drey Stücke sagt der Verfasser ungemein viel Gutes und er verdient insonderheit den Dank aller Redlichen, daß er die Schädlichkeit der ausschliessenden Vorrechte (privilegia exclusiva) obwol zur Schande der meisten deutschen Cammern mit solchem Nachdrucke dargethan hat. Mit einigen Arten dieser Vorrechte scheinet er uns indessen noch etwas zu gelinde umgegangen zu seyn. Nicht weniger haben uns seine Gedanken von dem Gelde gründlich und bündig geschienen. Vortreflich widerlegt er den ungereimten und chimärischen Grundsatz, daß man kein Geld aus einem Lande lassen müßte, *) und zeiget er, daß durch An-

*) Geld in ein Land zu ziehen ist eine sehr nützliche und nothwendige Sache. In einem Landwirthschaftlichen Staate wird es indessen gleichgültig seyn, ob es für heraus gesandte Produkten hereinkomme oder für verarbeitete Waaren, deren Arbeiter doch dem Lande weiter nicht nützen, als daß sie durch die Verzehrung den darinn gewachsenen Nahrungsmitteln einen Werth geben, und daß sie die Hervorbringung aufmuntern. Wenn ein Staat die Nahrungsmittel und Produkte theu-

Anstalten, die man durch denselben rechtfertiget, die Unterthanen tyrannisiret und die Landesherrn betrogen werden. Um zu verhüten, daß kein Geld aus dem Lande gehe, macht man insgemein, daß die Unterthanen keines haben, und doch ist es unstreitig, daß viele reiche Unterthanen, und insonderheit reiche Landwirthe, der größte wirthschaftliche Seegen eines Landes sind. Ein Land kann höchst elend seyn und einige reiche Kaufleute haben, die, indem sie alles Geld der andern Stände an sich ziehen, allmählig gar alle Quellen des Wohlstandes vertrocknen machen.

Ehe unser Verfasser die zulänglichen und möglichen Mittel der Theurung abzuhelfen, verhandelt, verwirft er erstlich diejenigen, die er für unwirksam, oder für untauglich hält. Das erste ist die Errichtung öffentlicher Magazine. Er mag in verschiedenen Rücksichten Recht haben, aber so lange Theurung, Krieg und Pest zu befürchten sind: so lange werden gewissen, und vielleicht allen Ländern, Vorrathshäuser sehr nützlich seyn. Die zweyte Anstalt, die unserm Verfasser unzureichend scheinet, ist die Brodtaxe. Hierinnen

rer aus dem Lande verkaufen und die verarbeiteten Waaren wohlfeiler darein ziehen kann: so sind ihm die inländischen Manufakturen eher schädlich als nützlich; so hält er sich mit Rechte an die Landwirthschaft allein. Wenn ein solcher hingegen die Nahrungsmittel wohlfeiler von aussen erhalten und die Früchte seiner Emsigkeit auswärts wohl anbringen kann: so ist er für einen handelnden Staat bestimmet. Wenn er seine Produkte nicht mit Nutzen auswärts anbringen kann: so wird ihn die Natur selber dahin leiten, Manufakturen und Handelschaft mit dem Landbaue zu vereinigen. Alles aber kann nicht anders recht gedeyhen, als in so fern es die Frucht der Freyheit ist. Der Zwang kann nur alles zu Grunde richten. Blos handelnde Staaten können nur klein und ihr Wohlstand muß sehr zufällig und sehr abhängig seyn.

innen hat er gewiß vollkommen Recht. Wir kennen Oerter, in welchen noch vor kurzer Zeit das Brod theurer war, als in andren, wo das Getraid um fünf und zwanzig vom Hundert höher verkauft wurde. Hier hätte indessen unser Verfasser mit einer Brodtaxe helfen wollen: aber das Beste würde ohne Zweifel gewesen seyn, jedermann zu erlauben, Brod zu verkaufen. Alle diese Taxen sind nichts anders als gesetzliche Ungerechtigkeiten, durch welche die Bürger vor andren gesetzlichen Ungerechtigkeiten geschützet werden sollen. Das Beste ist, alle Ungerechtigkeiten mit einander abzuschaffen.

Nach den allgemeinen Mitteln wider die Theurung erwägt unser Verfasser die besondern. In diesem Stücke scheinet er uns nicht so glücklich gewesen zu seyn, als in dem erstern, und dieses ist ganz natürlich. Er gründet seine Vorschläge erstlich auf seine irrigen Grundsätze von dem Eigenthume und von den geselligen Gerechtsamen, und zweytens gehet er dabey vollkommen von den gesundesten Grundsätzen ab, die er selbst anerkennet. Ueber jene haben wir unsere Gedanken bereits eröfnet. Diese wollen wir hersetzen, damit wir ihn nach ihm selbst beurtheilen können.

„Was hilft es dem Landmanne, sagt er S. 98., „wenn er gleich noch so wohl weis, wie er seinen Acker„bau, seine Viehzucht und sein Hauswesen auf einen „bessern Fuß setzen kann, wenn er nicht die Freyheit „hat, seine Produkte so gut zu verkaufen, als er „will? oder mit öffentlichen Abgaben dergestalt be„schweret ist, daß er die Kosten nicht anwenden kann, „die darzu erfordert werden? Wie soll die Anzahl der „Einwohner *) durch die mehrere Ausbreitung des „Acker-

*) Unser Verfasser scheinet die Bevölkerung, als die vornehmste Absicht der Staatskunst anzusehen, und als das sicher-

„Ackerbaues vermehrt, und die Macht des Staats „verstärkt werden, wenn man denen nicht den nöthi„gen Vorschuß an Vieh, Gelde, Freyheit von öffent„lichen Abgaben angedeyhen läßt, welche das Land „anbauen wollen. Was hilft alle Verbesserung der „Künste, Handwerker und noch so vorzügliche Ein„richtung der Handlung, wenn alle Gewerbe versper„ret sind, und niemand ausser unsern Mitbürgern „uns etwas abkaufen will, oder darf?„ Noch deutlicher sagt er S. 57. „Was hilft uns der Ueberfluß „unsers Getraides und unserer Waaren, wenn wir „die Freyheit nicht haben, sie zu verkaufen und zu „Gelde zu machen? Wenn es uns nicht erlaubt ist, „von unsern Nachbaren gute Waaren, um einen so „leidlichen Preiß zu kaufen, als man sie gern lassen „will; sondern wir gezwungen werden, schlechte und „nichtswürdige Waaren eben so theuer zu bezahlen, „als die allerbesten.„ S. 40. sagt er: „Warum ich „keine Theurung eher als ein göttliches Strafgericht „erkennen will, bis der Mißwachs allgemein sey, ist „die Ursache; weil ich vermöge meiner Theorie nicht „nur die Einwohner in einem Staate, sondern alle „Einwohner der Welt, oder alle und jede Staaten derselben überhaupt, als eine einzige große Ge„sellschaft ansehe, welche alle verbunden sind, sowol „ihr allgemeines Beste, als das Beste eines jedwe„den Mitgliedes insbesondre zu befördern. Um wie „vielmehr also haben wir die nächsten Nachbarn als „Glieder eben derjenigen Gesellschaft anzusehen, zu „wel-

sicherste Mittel, einen Staat blühend zu machen. Allein, es scheinet mehr als genug erwiesen zu seyn, daß die Bevölkerung nur alsdenn ein wahrer Vortheil ist, wenn ein Staat sich in einem blühenden Zustande befindet, daß sie eine unzertrennliche Folge, nicht aber die Quelle des Wohlstandes sey.

„welcher wir gehören. Ist aber dieses, so sind ja
„unsere Nachbarn, wenn sie z. E. mehr Land haben,
„als sie gebrauchen, schuldig, uns für Geld und gute
„Waar etwas zu überlassen. Wollen sie dieses nicht,
„so sind wir berechtiget, sie darzu zu zwingen, wenn
„wir können; weil wir sowol Glieder der allgemeinen
„menschlichen Gesellschaft sind, als sie, und mithin
„an den nothwendigen Bedürfnissen des menschlichen
„Lebens mit ihnen, und destomehr gleiches Recht ha-
„ben, wenn wir sie bezahlen wollen.„

Wir unterschreiben mit Vergnügen diese Gedanken. Nur dieses Zwangrecht können wir nicht in den Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit gegründet finden.

Welch eine Verwirrung würde nicht in der menschlichen Gesellschaft der Grundsatz anrichten, daß ein Volk, welches an Nahrungsmitteln Mangel hat, befugt sey, seinen mit solchen gesegneten Nachbaren, ihren Ueberfluß mit gewaffneter Hand wegzunehmen.

Die Natur hat keinen Menschen zu dem Meister über das Eigenthum eines andern gemachet. Sie hat nur jedem das Recht gegeben, dasselbe durch eine freywillige Uebergabe zu erwerben, und den Trieb, das seinige demjenigen zu überlassen, der ihm dagegen dasjenige abtritt, was er darfür verlanget. Mehr brauchte es auch nicht, um das gesellige Band aller Stände, auf das vesteste zu knüpfen. Derjenige Landesherr, welcher durch Gesetze, die dasselbe auflösen, die Rechte der Menschheit verletzet, vollziehet an sich selbst und an seinem Volke die von der Natur auf dieses Vergehen gesetzte Strafe. Er beraubet sie der Vortheile, die aus dem wechselsweisen und freyen Verkehre fliessen, den die Gottheit als das einzige Mittel eines wahren wirthschaftlichen Wohlstandes, zwischen

allen Menschen gestiftet hat, die einander erreichen können.

Er vermindert den Wohlstand und den Reichthum seines Volkes und erschwächet sein eigenes Einkommen. Nur der höchste Nothfall, wo der Mensch aufhöret ein Mensch, ein geselliges Wesen zu seyn, wo die Empfindung der Vernunft und der Gerechtigkeit in seiner Seele verschwindet, kann die Gewaltthätigkeit in einem solchen Falle entschuldigen, er kann aber weder zwischen Menschen und Menschen, noch zwischen Staat und Staate zu einem wahren Rechtsgrunde werden. Wir können daher nicht begreifen, wie unser Verfasser S. 43. den abscheulichen Ausspruch hat thun können, durch welchen er das Volk aufmuntert, die Vorrathshäuser seiner Mitbürger zu erbrechen, um ihr Leben und ihre Gesundheit zu erhalten. Hat er bedacht, welch eine abscheuliche Hülfe es seyn würde, um der wahren oder vermeynten Noth eines Augenblickes zu begegnen, solche für beständig zu verursachen? Menschlich und höchstrichtig hingegen ist der Satz S. 45., daß man die Unterthanen gewöhnen und anhalten müßte, durch Arbeit sich in den Stand zu stellen, dem Landwirthe und dem Eigenthümer ihr Getraid in einem gerechten Preise zu bezahlen. Wenn ein Mensch, der arbeiten kann, es nicht thun will, so auferlegt die Natur ihm die Strafe zu darben, oder zu sterben, nicht einem andern, die Verbindlichkeit ihn zu nähren. Für die wenigen, so ausser Stande sind zu arbeiten, soll der Staat sorgen, aber ohne jemand Unrecht zuzufügen, und wenn der Staat diese Pflicht nicht erfüllet, so fordert die Menschlichkeit und die Religion die Bürger dazu auf. Wenn Gesetze in einem Staat sind, wie vielleicht aller Orten solche sind, welche einen Theil der Bürger arm machen, so soll die Last dieser Ungerechtigkeit nicht mehr

auf

auf den fleißigen und schätzbaren Landmann und auf den nützlichen Kaufmann fallen, als auf andre vermögliche Glieder der Gesellschaft.

Wir kommen nun auf die besondern Mittel, welche unser Verfasser wider die Theurung vorschlägt. Er will S. 101. „denen die Kornböden visitiren, welche „bisher den Ackerbau am meisten, oder mit dem Ge„traid Handlung getrieben haben„ — alsdenn, fährt er fort, „wird es sich gleich zeigen, daß niemand Ur„sache hat über Mangel zu klagen.„ Nach dieser bewundernswürdigen Verrichtung, will er dem Getraide einen mittlern Preiß bestimmen, und jedermann bey einer Strafe zwingen, seinen Vorrath um diesen Preiß wegzugeben. Hierinnen bestehet sein ganzes Geheimniß.

Der Verfasser der Anmerkungen über die dermalige Fruchtsperre, hat S. 14. die Unzulänglichkeit dieser Untersuchungen, und Herr Reimarus S. 7. hat die Ungerechtigkeit der gesetzlichen Fruchtpreisse und die bedenklichen Folgen von den einen sowol als von den andern, auf das bündigste erwiesen. Und diese Ungerechtigkeit kann eben so leicht aus unsers Verfassers eigenen Grundsätzen dargethan werden. Nach diesen S. 98., ist es eines der vornehmsten Erfordernisse eines blühenden Nahrungsstandes, daß der Landmann die Freyheit habe, seine Produkte so gut zu verkaufen, als er will. Wie kann aber diese Freyheit mit den gesetzlichen Preissen bestehen.

Nach ihm ist ferner kein Staat berechtiget, seinem Benachbarten die Zufuhr abzuschlagen, deren er benöthiget ist. Will aber unser Verfasser auch für die Fremden einen Preiß bestimmen; dieses wäre ganz wider alle Grundsätze der Gerechtigkeit und der Wirthschaft; oder will er sperren — Dieses wäre den Benachbarten Anlaß zum Kriege gegeben. Vortrefli-

ches Mittel einer Hungersnoth abzuhelfen! Beyde Mittel also, welche unser Verfasser vorschlägt, sind nach seinen eigenen Grundsätzen, wie nach den Grundsätzen andrer einsichtsvoller Leute, ungerecht und untauglich.

Setzen wir aber, es liesse sich noch die Gerechtigkeit derselben im allgemeinen Gesichtspunkt vertheydigen, so zeigen sich doch immer bey der Ausführung derselben so viele besondere Schwierigkeiten, daß sie nur durch diese verwerflich werden. Dieselbige Getraidart kann in ihrem Werthe nach der mehreren oder mindern Güte der Waare, um Zehn oder mehr von Hunderte verschieden seyn. Wie will man da alle Verschiedenheiten gesetzlich bestimmen, und wie will man die daher entstehenden Streitigkeiten entscheiden. Wenn ein Preiß bestimmet ist, nach deme die Besitzer des Vorraths zu verkaufen gezwungen werden sollen; sollen sie sodenn alle auf einmal verkaufen? Wer wird kaufen, um gezwungen zu seyn, morgen wieder zu verkaufen. Sollen sie allmählich verkaufen? Wer soll zuerst — wer nach diesem, wer zuletzt verkaufen, oder zu Markt fahren? Welch eine Mühe dieses zu bestimmen; und wenn auch dieses geschehen ist, wer vergütet demjenigen seinen Schaden, der durch einen gezwungenen, allzufrühen, oder allzuspäten Verkauf einen Verlust erlitten hat? Wie wollte man allen Mißbräuchen vorbeugen, die sich hier einschleichen? Gelinde Strafen schrecken nur Arme und Redliche, und harte sind ungerecht. Die vielfältigen Vorkehrungen, welche die Handhabung solcher Verordnungen erheischet, beschäftigen ungemein viel Menschen, die besseres thun könnten, und geben einer Menge kleiner Tyrannen Anlässe, unzähliche Ungerechtigkeiten ungestraft zu verüben. Alle diese Unbequemlichkeiten sind bey den Sperrungen noch viel größer und viel mannichfaltiger. Wenn alle die unnützen Leute, die man ge-

gebrauchet den Schleichhandel zu verhüten, und die man durch die Sperrung aufmuntert, diesen Handel zu treiben, zu nützlichen Arbeiten gebrauchet würden, und wenn das Geld, welches zu diesem Ende unnütz verschwendet wird, zur Aufmunterung der Landwirthschaft verwendet würde: so würde dadurch auf die wirksamste Weise allem Mangel vorgebogen seyn, und unsere Nachkömmlinge werden nicht begreifen können, daß noch im achtzehnten Jahrhunderte die Todesstrafe auf Handlungen hat gesetzet werden können, welche eher gerecht und nützlich, als nur gleichgültig sind.

Da indessen noch viele erleuchtete Leute über diesen wichtigen Gegenstand ganz anders denken, so wäre sehr zu wünschen, daß die Landesherren selbst denselben genauer untersuchen liessen, um durch die Erfahrung die Grundsätze zu prüfen, welche zu bevestigen die Theorie allein nicht zureichend scheinet.

Wir wünschten deshalben vor allen Dingen, daß auf Veranstaltung der Regierungen der Länder, welche sich durch solche scharfe Verordnungen zu helfen glaubten, die Marktpreisse der vornehmsten Handelsplätze von Europa, und dieselbigen von ihren eigenen Ländern, und von denselbigen ihrer Benachbarten gesammelt und gegen einander verglichen würden.

Es wird sich nicht leicht eines finden, dem nicht zur Zeit der größten Noth aus Hamburg, aus Holland, aus Marseille, aus Triest, oder von irgend einem andern Orte das Getraid wohlfeiler hätte zugeführet werden können, als es freywilligen Verkäufern in dem Lande selbst bezahlt worden ist. Unstreitig würde solches ohne die Sperrungen noch wohlfeiler gewesen seyn, und unstreitig würde es in jedes Land noch viel wohlfeiler haben gebracht werden können, wenn zur Erleichterung der Zufuhr, der Getraidhandel, anstatt schlimmer Gesetze und erdrückender Zölle, gute

Strassen und gutes Recht von dem Meere an, bis in den Mittelpunkt des besten Landes gefunden hätte; wenn aller Orten die Einfuhr und die Ausfuhr gleich begünstiget worden wären. Und wenn man nun die Vergleichung aller dermaligen Marktpreisse vornähme, so würde man sich am besten versichern können, ob die Sperrungen nicht den Preiß in den meisten Ländern zum allgemeinen Nachtheile eher erhöhen als erniedrigen, indem sie denselben in einigen zu einem eben so großen allgemeinen Nachtheile fallen machen?

Zweytens wünschten wir nicht weniger, daß alle Landesherren die Ursachen des Verfalles der Landwirthschaft in ihren Staaten genau untersuchen liessen, um auf die wahre Quelle der Theurung zu kommen. Sie werden da gewiß andre Uebel entdecken, als die Ausfuhr und den Getraidshandel, durch deren Hemmung sie alles herzustellen glauben. Den Landmann in der Sklaverey und in der Armuth; die Manufakturen, die Handelschaft und die Handwerker aller Arten auf die Unterdrückung des landwirthschaftlichen Standes gegründet, und deshalben selbst, wie es Kinder verdienen, welche ihre Eltern schlagen, dem Untergange nahe; den Luxus aller Stände und insonderheit der niedrigen auf einen so hohen Grad getrieben, daß der Gewinnst keines Standes, mehr dessen Aufwand ertragen mag, ohne die andern zu berauben und zu entkräften; den Großen und den Reichen nur darauf bedacht, wie er alle Beschwerden auf den Armen und Schwachen wälzen könne, den er noch ärmer und schwächer machet; und die ganze Last des Staates auf einem immer schwächern Grund zusammengehäufet, der endlich selbst zusammenfallen und das ganze Gebäude der Gesellschaft nach sich ziehen muß; wenn nicht, wie wir es von dem allmählich sich ausbreitenden Lichte verhoften, die irrigen wirthschaftlichen Grundsätze,

die uns bisher beherrschet haben, mit bessern verwechseln werden.

Wir sind überzeuget, daß eine gründliche Erwägung der Berichte, welche auf diese mit Redlichkeit und mit Verstande vorgenommenen Untersuchungen einlangen würden, ganz andre Anstalten veranlassen würde, als Verordnungen über den Getraidhandel. Verordnungen, welche, um mit Herr Reimarus zu schliessen „zwar wohl gemeynet seyn, aber nicht schlim„mer ersonnen werden könnten, wenn man ausdrück„lich allen Vorrath aus dem Lande verbannen und im „Lande vernichten wollte. Wir haben hingegen durch „klare Erfahrung bestätiget gesehen, daß viele und „ungestöhrte Aufkäufer dem Staate den sichersten und „reichlichsten Vorrath verschaften und erhalten. Diese „vielen Aufkäufer und folglich vielen Verkäufer und „auch viele Anbauer würden allenthalben von selbst „entstehen und durch ihr eigenes Zudrängen auch von „selbst die angemessensten und besten und am wenig„sten wandelbaren Preisse verschaffen, wenn sie nur „jederzeit durch die natürliche Aussicht zum Gewinn, „nemlich durch ungezweifelte Erhaltung ihres Eigen„thumsrechtes und immer freyen Handel aufgemun„tert und erhalten würden. Dieses zu verordnen, zu „befördern und zuversichtlich zu bestätigen, ist die „größte wirthschaftliche Wohlthat, welche eine Lan„desobrigkeit dem Staate leisten kann; und jemehr „ihre Verordnungen dem Handel die Lasten, Ein„schränkungen, Furcht und Hindernisse zu Wasser und „zu Lande benehmen, jemehr sie den Betrieb erleich„tern und befördern, destomehr schaffen sie gewiß Ue„berfluß und Glückseeligkeit im Lande. Können wir „bessere Mittel wählen, als welche die allweise Vor„sicht uns anzeiget, da sie durch sichere Triebfedern „alles in der Welt zum Besten zu lenken weis, und

„aus allen, wenigstens physischen Uebeln, Gutes „entspringen läßt, und allen Unfug, Unordnung, „Bosheit in gehörigen Schranken hält und auch des „Eigennützigen, obgleich ohne sein Wissen und Wil„len, doch sicherlich zum allgemeinen Wohl arbeiten „heisset.„ So weit Herr Reimarus.

Px.

II.

Caroli Antonii de Martini, S. C. R. A. M. in supremo judicior. tribunal. a consiliis aulicis et P. P. O. Ordo historiae juris civilis, in usum auditorii vulgatus. Editio III. Viennae, typis Trattnerian. 1770. 270 S. gr. 8. ohne Vorrede und Register.

Da wir schon so viele gute, und das vortreffliche Bachische Lehrbuch über die Geschichte des Römischen Rechtes haben: so schlugen wir bey aller unsrer Achtung gegen den Verf. das gegenwärtige Buch mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf, in der völligen Ueberredung, daß wir Compilation, alte Sachen in einem neuen Röckchen, Iliade nach Homer finden würden. Aber siehe, wir fanden uns auf eine so angenehme Weise, als lange nicht betrogen. Wir lernten einen Mann kennen, der sich an den Quellen genährt hat, der nicht Nachbeter, sondern Selbstdenker ist, und der sich den Genius der wahren römischen Sprache in so hohem Grade zu eigen gemacht hat, daß man auch in diesem Betracht sein Buch mit wahrem Vergnügen liest. Aus eben dieser Ursache, wegen der Güte des Buches, und weil es verdient in

uns

unsern Gegenden bekannter zu werden, wollen wir es weitläuftiger, als sonst bey wiederholten Ausgaben gewöhnlich ist, anzeigen. Hier ist der Plan des Verf. *Cap.* 1. de legibus variarum gentium Romanis antiquiorum. *Cap.* 2. de legibus Regiis Rom. *Cap.* 3. de legibus Rom. sub libera rep. usque ad XII. tabb. *Cap.* 4. de progressu juris Rom. post XII. tabb. usque ad Caesarem Augustum. *Cap.* 5. de progressu juris Rom. ab Augusto ad Hadrianum. *Cap.* 6. de statu jur. Rom. ab Hadriano ad Constantinum M. *Cap.* 7. de facie juris Rom. a Constantino M. usque ad Justinianum. *Cap.* 8. de compilatione legum Romanar. sub Justiniano, illarumque fatis in utroque imperio. Im 4. 5. 6. und 7. Capitel sind die einzelnen Gesetze und die Rechtsgelehrten jeder Periode in chronologischer Ordnung verzeichnet; Was wir bey dem Durchlesen gedacht haben und was uns im Buche vorzüglich merkwürdig schien, war ungefehr folgendes.

S. 27. ist richtig bemerkt, daß Tacitus Ann. XI. 32. nicht accurat spricht, wann er sagt, dem Romulus sey lege curiata das Regiment gegeben worden; indem damals noch keine curiae, folglich auch keine leges curiatae existirten. Aber wann der V. S. 28. glaubt, Dionysius rede S. 87. per prolepsin, indem er erzählt: Romulus juris quod vel *natura* dictat, vel *pacta* et *tabulae* sanciunt curam egit; so sind wir seiner Meynung nicht. Die prolepsis wäre doch arg, und müssen dann tabulae gerade die leges XII. tabb. seyn?

Richtig ist es S. 28., daß man den Dionysius, der unter des Romulus Regierung dem Volk das Recht die Magistratspersonen zu wählen, zuschreibt, ohne Grund eines Irrthums beschuldigen. Aber

Bachs

Bachs unparth. Critik. 6. B. hätte angeführt werden sollen, wo dieses schon ausführlich bewiesen ist.

S. 33. vermissen wir Cannegieters schöne Dissertation ad legem Numae pellex aram Junonis ne tangito, die in Fellenbergs Sammlung steht.

Ein Gesetz des stolzen Tarquins S. 38. hat, wo wir nicht irren, noch niemand in der Rechtsgeschichte angeführt, das Gesetz: ut feriae in memoriam foederis cum populo latino renovati quotannis celebrarentur.

Daß Heineccius in opusc. minor. das Fragment des Granius Flaccus aus dem Buche de indigitamentis mit einem eignen Commentar erläutert hat, hätte S. 39. doch sollen gesagt werden; und Hr. Justi in Wien, der in seinen Observationen diese Abhandlung für gestohlen erklärt, hat die Asche des Heineccius unverantwortlich beleidigt. Aber eine gute Conjektur dieses Autors ist es, daß man bey dem Servius Aen. XII. 234. anstatt Elaus, Flaccus lesen müsse, Servius also uns hier ein bisher unbekanntes Fragment des Granius Flaccus erhalten habe; und dies wäre, so wie S. 40. die in Kupfer gestochene fasti capitolini in Piranesi Werken (Rom. 1761.) anmerkungswürdig gewesen.

Wie konnte es einem Manne, als der V. ist, einfallen, S. 43. Pitisci lexicon antiquitatum zu citiren? Was ein jeder Vernünftiger bey dem Anblick dieses schändlichen Cento denkt, hat *Ducker* ad Liv. VII. 21. vortrefflich ausgedruckt. Wenn die Stelle nicht zu lang wäre, würden wir sie vielen Schullehrern zur Lehre und Züchtigung abschreiben.

Die Püttmannische Erklärung von des Pomponius: placuit publica auctoritate decem constitui viros per quos peterentur leges a graeciae civitatibus

tibus ist vermuthlich dem V. noch nicht bekannt gewesen. Sonst würde er sie S. 45. angeführt haben.

Daß die Stelle *Cyprian.* epist. ad *Donat.* pag. 5. die Existenz der 12 Tafeln im Jahrhundert nicht ausser Zweifel setze, ist S. 48. wohl bemerkt.

Criminum reis notae censoriae inscriptae würden wir S. 65. nicht gesagt haben. Daß ein Ritter vor dem Censor gähnte, war doch wohl kein crimen.

Wir glauben mit dem V. S. 68. daß die Decemviri stlitibus judicandis und recuperatores zu dem collegio centumvirorum gehörten. Aber wie ist das große Räthsel zu lösen, daß Cicero so viele Sachen als Objekte der Centumviralcognition angiebt, und doch in allen Exempeln von Centumviralgerichten bey den Alten der Gegenstand nie eine andere als eine Erbschaftssache ist? vielleicht auf folgende Weise. Ein Centumviralgericht in eigentlichem Verstande war nur das, wo alle Centumviri cognoscirten, und dies wurde nur über Erbschaftsstreitigkeiten gehalten. In weitläuftigerer Bedeutung heißt Centumviralgericht, auch schon das, — welches von Richtern aus dem collegio C. virorum gehalten wird, und in diesem Significat gebraucht Cicero das Wort. S. 77. hätte einer der besten Schriftsteller in dem Streit über die edicta praetorum nicht vergessen seyn sollen, *Seger* in var. jur. civ. obs. Lips. 1767.

Bey den Rathsschlüssen, wovon S. 80. die Rede ist, hätten die beyden Streitfragen gehörig unterschieden werden sollen. Einmal ist controvers: Galt ein SC. das der Senat in seinem Departement gemacht hatte, nur ein Jahr lang? und dieses können wir nicht glauben, weil es höchst seltsam und unbegreiflich ist. Unser V. der es behauptet, gründet sich zwar mit andern auf die Stelle des Dionys S. 85. wo es die Consuln bey einem Zank mit den Tribunen sagen. Aber findet

det man dann bey dergleichen Gelegenheiten nicht mehr solche aus der Luft gegriffene erdichtete Entschuldigungen? Es fällt uns jezt nur die Stelle Liv. IX. 33. ein, wo Appius sagt, die leges centuriatae verbänden nur die Magistratspersonen, unter deren Regierung sie gemacht worden seyen, und Liv. IX. 46. wo ein Pontifex Cornelius die Lüge sagt, nur ein consul und imperator können einen Tempel einweihen. Die zweyte Frage ist: konnte der Senat in causis *privatis* — leges *generales* — *novas* machen. Dies behauptet Bach und niemand hat ihn gründlich widerlegt, als Seger in den vorhin angeführten Observationen, die der V. aber noch nicht gekannt hat.

S. 85. wird die gemeine Meynung, daß das Jus Flavianum durch die neue Formeln abgeschaft worden sey, bezweifelt. Wir müssen uns hier das amplius quaerendum vorbehalten, und überhaupt endlich einmal daran denken, daß wir eine Recension und keinen Traktat schreiben. Doch noch eine oder zwey Anmerkungen. S. 229. hätten wir eine Anzeige erwartet, ob unsre Novellensammlung von Justinian veranstaltet oder nicht veranstaltet sey.

Auf der S. 249. steht eine Nachricht, um deren willen wir dem V. und der ganzen Zunft der Rechtsgeschichtschreiber ein wenig den Text lesen müssen. Das Ding hat dem Recens. lange auf dem Herzen gelegen. In des Fabrottus Ausgabe sollen 41. libri Basilicorum stehen. Das sagt nun freylich Fabrottus selbst in der Vorrede. Aber gleichwol ist es nicht wahr, und Fabrottus specificirt sogleich 21. Bücher, die er nicht genuin habe liefern können. Er widerspricht sich also; dann die Basiliken haben bekanntlich überhaupt nicht mehr als 60. Bücher. Aber nun schlage man alles nach, was nur je die Feder angesezt hat, über die Basilica zu schreiben. Alle beten

sie

sie dem Fabrottus nach, ohne die Unwahrheit und die Contradiction zu bemerken. Unser V. bemerkt die letzte, aber die erste nicht. Kurz, Fabrottus hat nur sieben und dreyßig Bücher vollständig, zwey fragmentenweise, und statt der ein und zwanzig übrigen eine Compilation aus andern griechischen Gesetzbüchern geliefert; wie der Recensent das alles nächstens ausführlicher an einem andern Ort zeigen wird.

III.

C. F. Gellerts sämmtliche Schriften. Erster, bis fünfter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Fritsch, 1769. in 8.

Derselben Anhang, oder vermischte Gedichte. Zweyerley Ausgaben, in gr. 8. und in klein 8. Leipzig, bey Fritsch, 1770.

Derselben sechster und siebenter Theil. Leipzig, ebend. 1770. 8. worinn die moralischen Vorlesungen enthalten, die auch einzeln abgedruckt sind.

C. F. Gellerts moralische Vorlesungen, zwey Bände, nach des Verf. Tode herausgegeben von **Johann Adolf Schlegeln**, und **Gottlieb Leberecht Heyern**. Leipzig, bey Weidmanns, 1770. in gr. 8.

Diese vollständige Sammlung der Gellertischen Schriften zeigen wir nicht in der Absicht an, um das Publikum erst damit bekannt zu machen; denn sie ist schon zu lange heraus, und in den

Händen der Mehresten. Sondern wir wollen diese Anzeige nur als eine Gelegenheit nutzen, eins und das andre über Gellerts Genie und Schriften zu erinnern, und über die Art, wie man beyde bisher geschätzt, bewundert, oder getadelt hat. Unmittelbar nach dem Tode dieses Mannes ward alles Geräusch der Bewunderung, das ihn schon lebend umschallt hat, mit verstärkter Macht wieder rege, und ergoß sich in eine Menge von Leichengedichten, über die wir zu seiner Zeit geredet haben. Aber auch der Tadler schwieg nicht, und suchte bald jenes Geräusch durch das helltönende Metall seiner Stimme, und den ungemäßigten Ton seines Widerspruchs zu übertäuben. Auch diesem wollen wollen wir bey dieser Gelegenheit einige Worte sagen. Itzt, da das Geschrey von beyden Zeiten, sich schon ziemlich verlohren hat, glauben wir ruhiger urtheilen zu können, und hoffen, kaltblütiger angehört zu werden, als vorhin.

Also, nur ein paar Worte von der neuen Auflage der ersten fünf Bände. Sie ist noch von dem seligen Verfasser selbst veranstaltet, und mit einer Zueignungsschrift an den Churfürsten von Sachsen, und einem kurzen Vorberichte begleitet. Verbesserungen sind nirgend anders, als in den Lustspielen angebracht; und auch diese sind nicht sehr erheblich. Die Veranlassung dazu waren einige Bedenklichkeiten des Dichters über Stellen, die er für zu frey und anstößig hielt. Bey dem fünften Bande befinden sich drey, vorhin noch ungedruckte Zusätze, nemlich Abhandlungen: Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht; Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schicket; und: Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Bered-

redsamkeit, eine dem Churfürsten gehaltene öffentliche Vorlesung.

Der Anhang, oder die vermischten Gedichte, muß entweder die Frucht einer unverständigen Zuneigung zu allem was der sel. Gellert geschrieben hat, oder einer gewinnsüchtigen Gesinnung seyn. Er enthält Gedichte, die Gellert in seine Werke aufzunehmen nicht würdig geachtet hatte, und die hierdurch sehr unnöthiger Weise denselben doch einverleibet werden sollen.

Die beyden letzten Bände enthalten die moralischen Vorlesungen, ein Vermächtniß des sel. Gellert, dessen Bekanntmachung nach seinem Tode er seinen beyden Freunden, Herrn Schlegel und Heyer auftrug, von denen auch diese Vorlesungen mit einer Vorrede, und einigen Anmerkungen begleitet sind. In der erstern findet man von der Bewandniß, die es mit dem Buche selbst hat, und der Vorbereitung desselben zum Drucke, die der Verf. selbst machte, umständlichere Nachricht, auch eine kurze Anzeige des sel. Gellerts von der eigentlichen Einrichtung und Bestimmung dieser Arbeit. Das Uebrige der Vorrede betrift die Ausgabe einiger prosaischen und poetischen Arbeiten des Verf., die man bald nach seinem Tode, ohne Rücksicht, ob sie des Dichters würdig wären, zu voreilig, und vielleicht auch zu gewinnsüchtig dem Drucke übergeben hatte. Vielleicht hätte alles, was die Herren Herausgeber zu sagen hatten, bündiger, und mit geringerm Aufwande von Worten gesagt werden können; so sind uns auch verschiedne ihrer Anmerkungen, besonders zu der dritten Vorlesung, theils unerheblich, theils ziemlich weitschweifig, vorgekommen. Die, worinn auf die neuern Basedowischen Schriften angestichelt wird, sind offenbar mit den Haa-

ren herbeygezogen, und gereichen, unsers Erachtens, den Herausgebern nicht zur Ehre.

Von den moralischen Vorlesungen selbst dürfen wir nicht nur voraussetzen, daß die meisten, wo nicht alle unsre Leser sie schon aus eigner Lektur kennen, und folglich sowol von ihrer Beschaffenheit, als von ihrem Werthe unterrichtet sind; sondern, daß es auch deren nicht wenige geben wird, welche diese Vorlesungen aus dem eignen Munde des sel. Gellerts, vielleicht mehrmals, angehört haben, und sich der Rührungen, und des wohlthätigen Eindrucks derselben, mit Vergnügen erinnern werden. Besser, als alles, was wir über dies Buch sagen könnten, ist dasjenige, was der Verf. folgender Schrift darüber gesagt hat, die wir bey dieser Gelegenheit anzeigen wollen.

Die moralischen Vorlesungen, sind auch unter folgendem Titel ins französische übersetzt:

Leçon de Morale ou Lectures Academiques faites dans l'Université de Leipzig, par feu Mr. *Gellert*. II Tomes, gr. 8. à Utrecht, chez I. van Schoonhoven, 1772.

Der Uebersetzer ist Pajon zu Berlin. Die Uebersetzung scheint sehr richtig und fliessend zu seyn. Sie kann sehr gut dienen, dieses nützliche Buch, in fremden Ländern bekannt zu machen, wovon wir schon in den französischen und engländischen Journalen, worinn sie mit Lobe angezeigt worden, bemerkt haben. Uebrigens ist derselben auch eine Uebersetzung des folgenden Aufsatzes beygefügt:

Vermischte Anmerkungen über Gellerts Moral, seine Schriften überhaupt, und seinen Charakter.

rakter. Leipzig, bey Dycks, 1770. 2½ Bogen, in gr. 8.

Der Verf. dieses Aufsatzes, den man auch im zwölften Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, zu Anfange des zweyten Stücks findet, ist Hr. Prof. Garve in Leipzig. Er ist mit nicht gemeiner philosophischer Einsicht, und mit sehr gesunder Kritik geschrieben und in die blühendeste Schreibart gekleidet; und wir empfehlen ihn allen denen recht sehr, die gern den rechten Gesichtspunkt kennen möchten, aus welchem sie den Schriftsteller, von dem die Rede ist, und dessen Schriften anzusehen haben. Vielleicht sind die Gränzen seines poetischen Genies etwas zu weit angegeben; wir werden uns unten darüber erklären; im übrigen haben uns die Urtheile des Verf. ungemein befriedigt. Man sehe hier zur Probe den Charakter, den er gleich Anfangs von der Gellertischen Moral angiebt: „Wer Gellerten kannte, mußte schon voraussehen, was das Eigenthümliche dieser Moral seyn würde. Er konnte keine tiefsinnige Untersuchungen über die ersten Triebfedern unsrer Natur, und die ersten Gründe von Verbindlichkeit erwarten; aber er konnte wissen, daß Gellert die Religion zum Grunde der Moral gesetzt; daß er die einzelnen Tugenden sorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendste Art eingeschärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geschöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte, daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühsame Zergliederungen, und Ordnung ohne strenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredsamkeit, den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen, und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes

finden würde. Wer dies in diesem Werke suchet, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darinn erkennen. — — — In der That sehen wir bey gewissen Stellen das Bild dieses ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns sein leidendes, aber liebreiches Gesicht; wir hören den Ton seiner Stimme; wir erklären, wir verstärken uns alles, was wir lesen, indem wir uns das hinzudenken, was seine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in seiner ganzen Person, und noch mehr in seinem Umgange und seinem Leben sichtbar wurde u. s. f. „ — Durchgehends erkennt man in dem Verf. dieser kleinen Schrift einen Mann von gesetztem, und genährtem Geschmacke. Von einem solchen wird man also eben so wenig blinde und übertriebne Bewundrung, als übereilten und auf Muthwillen oder Sonderbarkeit gegründeten Tadel erwarten. Beydes ist, wie wir schon oben gesagt haben, dem würdigen Gellert nach seinem Tode zu Theile worden. Von der übertriebnen Bewunderung seiner Verdienste, besonders seiner poetischen, haben wir schon zu seiner Zeit, bey Gelegenheit seiner Leichensänger, Anzeige und Beyspiele gegeben; und von einem eben so sehr übertriebnen Tadel dieses Dichters ist folgende Schrift voll, deren Beurtheilung uns der Anlaß seyn mag, auch unsre versprochnen Gedanken über den Werth und Charakter der Gellertischen Schriften mitzutheilen:

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter, und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück. Frankf. und Leipzig, 1771. 312 Seiten in 8.

Da

Da dies ganze erste Stück fast durchgehends Gelehrten betrift, so glauben wir es an diesem Orte auf die schicklichste Art beurtheilen zu können. Wir wollen es gern glauben, daß dieser Briefwechsel wirklich zwey verschiedene Verfasser hat, und glauben davon auch in der abstechenden Schreibart einige merkliche Spuren zu finden; auch mag unsertwegen der Herausgeber eine dritte Person seyn. Dieser letztere machte uns auf den Inhalt der Briefe selbst sehr neugierig; denn, nach seiner Versicherung sollen sie viel Wahres, Neues, und Nützliches enthalten. Nur darein konnten wir uns nicht recht finden, daß er S. 12. das Urtheil über diese Briefe sehr bescheiden dem Publiko überläßt, und nicht lange darauf S. 14. mit aller Verläugnung seiner vorigen Bescheidenheit, von eben diesem Publiko sagt, daß der größte Theil desselben noch ziemlich ungebildet sey, daß Jedermann lese, aber kein Mensch verstehe und goutire, was er lese. Doch, wir kommen auf die Briefe selbst.

Gleich in dem ersten werden wir auf eine ungewöhnliche Bemerkung neugierig gemacht, die der Verf. seinem Freunde mitzutheilen verspricht, und finden sie endlich, nach einer Vorbereitung von drittehalb Seiten. Sie betrift nemlich das Betragen der deutschen Nation, die bey Gellerts Grabe so viel Klagelieder anstimmte, und bey Rabeners Tode so kaltsinnig that. Dieses Betragen kann der Verf. nicht billigen, und er macht aus demselben auf den Geschmack der Nation einen nachtheilgen Schluß. Aber waren denn jene paar Dutzende von Leichensänger die Dollmetscher der Nation? waren sie größtentheils wohl solche Leute, deren Lob oder Stillschweigen das verhältnißmäßige Verdienst der gedachten beyden Schriftsteller bestimmen konnte? Und endlich, waren die

vielen guten Thaten, durch welche sich Gellert als Mensch, vermöge seiner Situation und seines wohlthätigen Charakters, so viele einzelne Personen verbindlich gemacht hatte, nicht natürlicherweise eine Aufmunterung für so viele, ihm, ein Jeder nach dem Maaße seiner Kräfte, bey seinem Grabe ein Opfer der Erkenntlichkeit darzubringen?

„Gellert, sagt der Verf. ferner, ist der Lieblings„dichter der deutschen Nation! Welch ein nachtheiliger „Schluß, für ihn könnte nicht hieraus gezogen wer„den!„ — Für dies feine Kompliment mag sich die Nation bey dem Verf. bedanken. Wir, unsern Theils, sehen die Folgerung, die hierinn liegen soll, nicht recht ein. Ist derjenige der Lieblingsdichter der Nation, der am allgemeinsten gekannt, gelesen und gefaßt wird; so trift diese Benennung freylich auf keinen so sehr zu, als auf Gellerten; aber was läßt sich nun daraus entweder zum Nachtheile der Nation, oder zum Nachtheile dieses Lieblingsdichters selbst schliessen? Liegt der Grund seines Beyfalls nicht offenbar in der, seiner Dichtungsart eigenen, und ihm vorzüglich geglückten, populären Faßlichkeit seiner Fabeln? Das poetische Verdienst, und die Fodrungen, welche die Kritik auch an diese Dichtungsart macht, muß man hier gar nicht ins Spiel mischen. Gebührt Gellerten gleich nicht der Rang eines Dichters von sehr lebhaftem Genie und blühender Einbildungskraft, so gebührt ihm doch unstreitig der Ruhm eines Schriftstellers, der den Ton der Menge glücklich zu treffen, meistens ohne Niedrigkeit faßlich, und eben durch diese Faßlichkeit so ausgebreitet nützlich zu schreiben wußte. Der Nation hingegen gebührt für ihr Bezeugen gegen diesen Schriftsteller das Lob eines gesunden moralischen Geschmacks, und einer dankbaren Erkenntlichkeit gegen denjenigen, der denselben bey ihr

zu nähren und zu stärken suchte. Allerdings trieben viele diese Erkenntlichkeit, und die daraus entspringende Bewunderung, zu weit. Sie glaubten, den Mann, weil er in Versen schrieb, nun gleich zum Dichter, und weil er so nützlich schrieb, auch zum besten Dichter machen zu müssen; aber braucht es mehr, als die ersten Begriffe von Poesie und Kritik, um diese Folgerungen falsch zu finden? und bedarf es des aufgebrachten Eifers, in welchen der Verf. des angezeigten Briefwechsels darüber zu gerathen scheint? der bittern Vorwürfe, die Er, Einer aus allen, dem ganzen Publiko macht? und der entscheidenden Machtsprüche, womit er dasselbe zurechte weisen will? Zwar, er lenkt S. 34. etwas wieder ein; er verehrt Gellerts Verdienste um den sittlichen Geschmack, und schätzt die Moralität seiner Schriften. Indeß glaubt er doch, er hätte schwerlich so verdienstvoll von dieser Seite werden können, wenn er in seinen Schriften größer erschiene. Der Verf. glaubt also wohl, daß sich Moralität und dichtrisches Genie nicht mit einander vertrage? Aber er lasse einmal den sittlich guten Schriftsteller auch dichtrisches Genie besitzen; und er sollte nicht noch verdienstvoller, nicht noch weit größer erscheinen?

Der Ton, der im zweyten, und allen mit geraden Zahlen bezeichneten Briefen herrscht, ist um ein merkliches dreister und zuversichtlicher. Diesem Verf. ist das deutsche Publikum stockblind, und kaum scheint er es seiner Beyhülfe werth zu achten. Publikum und Blinde, Kunstrichter und Marktschreyer sind ihm gleichbedeutend. Den Einfluß der letztern auf die erstern weis er so genau, und zugleich so allgemein zu bestimmen! so, daß wir nach Durchlesung dieses Briefes dem Verf. folgende Worte voll Verwunderung nachsprechen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß

 „eine

„eine Nation, deren Literatur in der Welt einige „Figur macht, ein so abgeschmacktes Publikum „hätte!„

Der Verf. des dritten Briefes mischt nun in die Flüche seines Freundes auf den verderbten Geschmack, seine mildern Seufzer. Auch giebt er schon mehr nach, und wagt es schon, durch die Herzhaftigkeit seines Correspondenten ermuntert, Gellerten gerade zu einen durchgehends sehr mittelmäßigen Schriftsteller, ohne einen Funken von Genie, zu schelten. Sonderbar ist es, daß diese Leute in Gellerten durchaus dichtrisches Genie und dichtrische Schönheiten auftreiben wollen, und sich durch den Mangel derselben berechtigt halten können, ihn für einen verwerflichen Schriftsteller zu erklären; daß die, vielleicht übertriebene, Bewunderung der Nation gegen diesen Mann nun gerade auf einer irrigen Meynung von seinen ausserordentlichen Dichtergaben, und nicht vielmehr auf andern sehr schätzbaren Verdiensten beruhen soll, auf die er unstreitig nicht blos in Ansehung seines moralischen, sondern auch seines schriftstellerischen Charakters Anspruch machen durfte

Im vierten Briefe ist noch immer einerley Geschrey über das stockblinde Publikum. Indeß verschreibt die Menschenliebe des Verf. uns doch eine Panacee, nemlich eine Schrift, die dem Publiko zeigen muß, was es lesen, und was es nicht lesen soll. Was dies für eine Schrift, und von welchem Verfasser sie seyn soll, erräth man bald. Aber freylich ist das nicht viel anders, als wenn ein Arzt, der die Wiederherstellung des Gesichts bey einem Blinden unternahm, am Ende nichts weiter thut, als daß er ihm einen kleinen Knaben beygesellt, der ihn leiten soll; seine Blindheit mag er denn behalten. Noch bewundern wir den mehr als politischen Scharfsinn,

womit dieser Mann die Epochen unsers Geschmacks, die Zeitläufte unsrer Literatur, und die Triebfedern des Lobes beym Publiko, und der Mäßigung bey den Kunstrichtern anzugeben und zu beurtheilen weis — Sehr sinnreich nennt er Gellerten „den Dichter der „Dorfpastoren und ihrer Töchter, und andrer Leute „von diesem Caliber!„ Unter die letztern werden wohl alle die Leute von hohem und niedern Stande gehören, die bey der Erziehung ihrer Kinder keinen unsrer Dichter bequemer fanden, das zarte Alter zu vergnügen, und dessen Gedächtniß und Empfindung auf eine angenehme und lehrreiche Art zu beschäftigen? — In der Folge des Briefes wird der Ton noch dreister, oder vielmehr unverschämt; Gellert wird nicht blos für einen Dichter ohne Genie, sondern gerade heraus für einen Stümper erklärt. — Der erste Angriff auf ihn geschieht von der Seite, die freylich wohl bey ihm die schwächste ist. Noch nie haben Kunstrichter oder Leser von Kenntniß den Gellertischen Briefen große Lobsprüche ertheilt, ob man ihnen gleich auf der andern Seite nie einen so schädlichen Einfluß zugetraut hat, wie der Verf. thut. In dem weichen, wimmernden Tone dieser Briefe, der freylich nur halb naif ist, nahm man doch immer noch etwas charakteristisches wahr, vollends, wenn man den Verfasser derselben persönlich kannte. Uebrigens hielt man sie, als eine Sammlung für das Publikum betrachtet, allemal für die schwächste und gleichgültigste seiner Arbeiten. Zwar unser Briefsteller kennt noch was schlechtres von ihm, seine Komödien, die, seiner Meynung nach, unter aller Kritik sind. Wir sind uns der Langenweile noch gar wohl bewußt, die uns ihre Vorstellung zuweilen gemacht hat; theatralisch sind sie wohl nicht genug; und das kann an der Verabsäumung einiger mechanischen Regeln liegen.

Aber wir wissen, daß entschiedene Kenner der dramatischen Kunst sie noch immer wegen des vielen Eigenthümlichen und Nationalen in den Sitten sowol, als in der ganzen Oekonomie, im Werthe halten; und so mögen sie doch wohl nicht so ganz unter aller Kritik seyn.

Die schwedische Gräfinn hat der Verf. des fünften Briefes, seinem Freunde zu gefallen, aufs neue gelesen, und mit dem größten Eckel. Vielleicht wäre das Maaß desselben geringer gewesen, wenn das apodiktische Urtheil dieses seines Freundes in dem vorigen Briefe, der Roman sey eckelhaft, und unerträglich matt, ihn nicht zum voraus dawider eingenommen, und seiner Geschmeidigkeit diese Erklärung abgedrungen hätte. Daß es mit dem ganzen Buche nicht viel sey, wollen wir ihm indeß gerne zugeben. Das ganze Gewebe dieses Romans ist zu widernatürlich und unwahrscheinlich; aber das ist doch wohl offenbar zu viel gesagt, daß der erste Theil desselben das abgeschmackteste sey, was nur jemals geschrieben worden. — Auch giebt es ohne Zweifel Kritiken, die noch trivialer seyn können, als die Gellertischen über seine Fabeln aus den Belustigungen. Die paradoxesten Urtheile sind oft gerade die trivialesten. So widersprechend das klingt, so getrauen wir uns doch, auf Verlangen, es zu beweisen; und werden die Gründe und Beyspiele dieses Beweises nicht weit suchen dürfen. Uebrigens wird in diesem fünften Briefe über das moralische und kritische Gefühl manches Gute gesagt.

Der sechste Brief ist ein neuer, heftiger Ausbruch der Galle seines Verfassers, und fast sollten wir glauben, er habe seine Invektiven gegen Gellerten und die deutsche Nation in irgend einer trüben Stunde, unter den Anfällen des Hypochonders, geschrieben, der unsern Augen alles so schwarz und böse vorzustel-

len pflegt. Denn ein kaltblütiger Beobachter wird bey aller Aufmerksamkeit auf den Zustand unsrer Literatur, den allgemeinen schädlichen Einfluß nicht wahrnehmen können, den Gellerts Verse auf den deutschen Geschmack haben sollen; eben so wenig, als die Allgemeinheit der abgöttischen Bewunderung seiner Werke, die der Verf. der Nation Schuld giebt. Mögen doch diejenigen, die unter ihm in Leipzig studirten, ihm ihre poetischen Arbeiten vorgelegt, und sich durch sein richtiges, feines Gefühl vielleicht oft haben belehren, und auf ihnen vorhin fremde Feinheiten verweisen lassen; oft vielleicht durch seinen mit Schüchternheit untermischten Eigensinn von höhern und edlern Schwüngen des Genies zurückgehalten seyn; aber wenn ist er je, auch nur in den Augen der Sachsen, ein infallibler Pabst des Parnassus, und Statthalter des Apolls auf Erden gewesen?

Seine Schäferspiele, die Silvia so gut, als das Band, werden wenig mehr gelesen, und noch weniger gelobt; sein Orakel erkennt Jedermann, der es mit dem Stücke des Saintfoix zusammenhält, für eine ziemlich schwache Kopie, und für ein sehr unmusikalisches Gedicht.

Nun schreitet der Verfasser zu seinem Angriffe auf unsern Dichter in seiner Hauptfestung, wie er es nennt, in seinen Fabeln und Erzählungen. Ohne zu bestimmen, welche Art des Vortrages der Fabel eigentlich nothwendig und wesentlich sey, haben wir immer geglaubt, daß diejenige Manier, welche Lafontaine, Gellert, und andere, wählten, ihren guten Nutzen und ihre angenehme Seite habe, von welcher sie sich vornemlich der Jugend und Leuten von mäßigen Einsichten gefällig und nützlich erweisen kann. Den Beweis davon findet man fast in jeder Familie; und hierauf, wie wir schon oben erinnerten, nicht auf

einer überzeugten Bewunderung dichtrischer Talente, gründet sich Gellerts ausgebreiteter Beyfall. Das Maaß der dichtrischen Talente, welche diese poetische Gattung fodert, ist in der That so gar groß nicht; aber Gellert scheint uns doch auch davon nur einen Theil gehabt zu haben. Leichtigkeit des Versbaues im hohen Grade; auch eine gewisse natürliche Laune und Treuherzigkeit, wiewol weniger, als Lafontaine; aber vielleicht nicht genug wahre Naivetät. Daher so viel matte Reflexionen, so mancher leere Vers, so manche verfehlte und unschickliche Ausweichung. Die Kritik findet also bey diesem Dichter mit leichter Mühe eine Menge Fehler; aber dem ungeachtet bleiben seine Fabeln für die Erziehung sehr brauchbar; und von dieser Seite ist uns noch immer ihr Verdienst sehr ehrwürdig, und erinnert uns an die Sitte der ältern Griechen, welche die ersten Züge der Weisheit und des Unterrichts aus ihren Dichtern schöpften. Verwahrlosung des Geschmacks ist dabey nicht zu besorgen; auch sind die Fehler nicht von der Art, daß der heranwachsende Zögling, so bald er lernt, was Poesie, und was der Charakter und die Erfordernisse der Fabelpoesie besonders sind, in dieselben zu verfallen, oder sie für Schönheiten zu halten Gefahr liefe. Wenn man so urtheilt, so kann uns das Geschrey der Halbkenner nicht entrüsten, die Gellerts Verdienst dadurch zu erhöhen, oder erst richtig zu bestimmen glauben, wenn sie ihn für einen großen Dichter ausgeben. Bey Mißverständnissen dieser Art kann man ganz ruhig seyn; gewaltsamer Widerspruch dient nicht so bald, sie zu heben, als der Lauf der Zeit.

Gellerts geistliche Lieder hält der Verfasser des siebenten Briefes für dasjenige, was ihm allein Ehre bringen kann. Der Charakter, der S. 132. f. von denselben gemacht wird, scheint uns sehr richtig zu

seyn; nur können wir folgende hier vorkommende Widersprüche nicht wohl zusammenreimen: „Bey Verfertigung der geistlichen Lieder kam Gellerten sein Mangel an Genie nicht wenig zu Hülfe.„ — „er mußte populär dichten; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man unmöglich Gellerts geistliche Lieder zum Maaßstabe seines Genies machen;„ — und dann: „das Paßionslied halte ich allein für dasjenige, worinn sich Spuren von Genie zeigen.„ — Und nach diesem allem scheint der Verf. es doch an diesen Liedern auszusetzen, daß sie keinen Funken von dem Feuer verrathen, welches einen Rousseau und Klopstock begeisterte. Aus dieser Inkonsistenz mit sich selbst sollte man fast argwöhnen, der Verf. habe die Gellertischen Kirchenlieder doch nicht aus dem rechten Gesichtspunkte beurtheilt, wenn er nicht diesen Gesichtspunkt vorhin selbst angegeben hätte. Vielleicht hat er also die erhabenere geistliche Poesie in seinen Gedanken nicht genug von der populären geistlichen Liederpoesie abgesondert, die eine ganz andre Gattung für sich ausmacht, und, da sie in den Mund des großen Haufens gelegt wird, auch nothwendig den Begriffen und der Fassung desselben gemäß seyn muß. Diesen Zweck scheinen uns Gellerts Lieder vollkommen erreicht zu haben; nur muß man ihn nicht für einen geistlichen Odendichter nehmen, wenn er gleich selbst durch die Aufschrift seiner Sammlung auf diesen Rang Anspruch zu machen scheint.

Der achte Brief enthält in der That einige recht gute Bemerkungen, die Theorie der Fabel und Erzählung betreffend. Es giebt indeß wohl nicht, wie der Verf. meynt, zwey Arten von Fabeln, sondern nur zwey verschiedne Arten des Vortrages und der Einkleidung, die man der Fabel ertheilt. Denn sie selbst bleibt immer die sinnliche Erläuterung und Realisirung

eines

eines moralischen Satzes; nur kann die Methode, dieses zu bewerkstelligen, verschieden seyn; entweder kurz und ohne allen Schmuck; oder mit Verzierungen, eingewebten Reflexionen, u. s. f. Es fragt sich nun, welche von den beyden Methoden dem Wesen und dem Zwecke der Fabel am gemässesten sey; und da hat, wie uns dünkt, Hr. Leßing es hinlänglich bewiesen, daß es die erstere sey, jene alte griechische Manier, die auch er zum Vortrage seiner Fabeln wählte. Aber unser Briefsteller beschuldigt ihn der Vergessenheit eines Umstandes, der, wie er glaubt, diese Gattung von Fabeln heutiges Tages unnöthig macht. In jenen ältern Zeiten nemlich wären dergleichen moralische Sätze den meisten unbekanndt gewesen; jetzt, da sie schon so bekannt wären, müßte die Fabel durch die Einkleidung reizen. Wenn man aber bedenkt, von welcher Art die moralischen Sätze waren, die bey den griechischen Fabeln gewöhnlich zum Grunde lagen, und von welcher Art sie auch seyn mußten, um durch keine Demonstration, sondern blos durch ein sinnliches Bild erläutert werden zu dürfen; wenn man ferner nur einen allgemeinen Blick auf den damaligen Zustand der griechischen Nation, ihrer Erziehung, Literatur und Weltweisheit wirft; so wird man finden, daß hier der Fall zwischen ihnen und uns so gar verschieden nicht ist. Bey ihnen ersetzte der mündliche Unterricht, der sich so sehr mit der Moral beschäftigte, was bey uns in dieser Absicht die Lektüre leistet. — In der zweyten Gattung des Vortrages glücklich zu seyn, ist allerdings so leicht nicht, und die Bemerkung des Verf. (S. 141.) daß dieselbe nicht blos die niedere, sondern eine nach Maaßgebung des Inhalts verschiedentlich modificirte Schreibart fodre, ist wohl, unter gehörigen Einschränkungen, sehr richtig. In dieser Absicht verdient Gellert allerdings Tadel, der

diese Abänderungen von so glücklicher Wirkung fast ganz aus der Acht ließ; so, wie in Betracht der Ordonnanz und sorgfältigen Wahl der Nebenumstände. — Ueber die von der Fabel verschiedne Dichtungsart der Erzählung, und über die Manier der Franzosen in derselben, findet man in diesem Briefe gleichfalls viel Gutes; und man mag dafür dem Verf. das Vergnügen an seinem Ariost gönnen, der sein Abgott unter den Dichtern, und nach seiner Meynung, in allen Stücken ganz vollkommen ist.

Der oft gerügte Streit, ob ein Lehrgedicht Poesie sey, wird im neunten Briefe aufs neue vorgenommen; wir glauben mit dem Verfasser desselben, daß poetische Bilder, glückliche Wendungen, schicklich angebrachte Episoden es vornemlich dazu machen müssen. Aber, wenn er meynt, wir hätten eigentlich nur Einen Lehrdichter, nemlich Wieland, nur ein einziges wahres Lehrgedicht, seine Musarion, und wenn dies sein Ideal, und der Inbegrif seiner Fodrungen von dieser Dichtungsart ist, so können wir ihm unmöglich beystimmen. Der Ton dieses Gedichts ist allerdings größtentheils didaktisch; aber die Haupteinkleidung ist doch Erzählung; und man kann es nur als ein indirektes Lehrgedicht ansehen. Bey einem Gedichte hingegen, welches den Unterricht in gewissen Pflichten, in einer gewissen Kunst, u. s. f. vorträgt, ist dieser Unterricht allemal der Hauptzweck, mit dem sich eine eingestreute Erzählung freylich sehr gut vertragen kann, aber nur als untergeordnet, nur als ein Mittel, jenen Zweck desto vollkommner zu erreichen, und die Trockenheit des einförmigen Lehrtons desto leichter zu vermeiden. Die zweyte Gattung des Lehrgedichts, welche der Verf. S. 198. angiebt, würden wir daher lieber unter die Gattung der Erzählung rechnen; folglich auch Virgils Episoden nicht das

vorzüglichste, sondern das am meisten poetische in seinem Landgedichte nennen, und unsern Landesleuten über die Verabsäumung dieser Episoden weniger harte Vorwürfe machen.

Gellerts Lehrgedichte geben freylich einer genauen Kritick viel Blöße; sie wird in denselben viel Mattes, Weitschweisiges, Kraftloses und Unbelebtes finden. Das alles fällt durch die hier angestellte Vergleichung einzelner Stellen mit ähnlichen beym Uz und Hagedorn, noch deutlicher in die Augen. — Den Schluß dieses Briefes lassen wir lieber ganz unberührt; er enthält Anzüglichkeiten, die ihrem Urheber nicht viel Ehre machen, und doch wohl ihrer nachtheiligen Absicht verfehlen dürften.

So würden wir auch den Eingang des zehnten Briefes ganz überschlagen, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, dem Verfasser desselben den dadurch bey uns, und ohne Zweifel auch bey jedem andern unpartheyischen Leser, rege gemachten Unwillen ganz zu verheelen. Ist er es doch selbst, der sich hier die Maske abreißt, die dem gutherzigen Leser vielleicht bisher seine eigenthümliche, wahre Miene zu seyn schien, die Maske eines zwar strengen, aber ernsten und gerechten Kunstrichters. Die Kritick, vollends gegen Schriftsteller von gewissem Ruhme, oder gar gegen ein ganzes Publikum, verlangt allemal eine gewisse Würde dessen, der sie ausübt, die ihr auch niemals fehlt, so bald sie reif, gründlich und wohlgemeynt ist. Aber Schadenfreude, kindisches Hohngelächter, ausgelassener Muthwille, verunehren beydes die Kritik und den Kunstrichter, verrathen den Mangel der Reife, und einer durch Zucht und Uebung gebildeten Denkungsart, und machen ihn auf einmal alles Zutrauens, alles Eindrucks unwerth und verlustig. Wir werden uns wohl hüten, die muthwilligen

Spöt-

Spötterenen des Verf. über den guten Gellert hier zu wiederholen; aber die Rechtfertigung unsers Eifers gegen sein Betragen ist die 215. und 216te Seite seines Briefwechsels, deren er sich, bey reifer Ueberlegung, herzlich zu schämen hat. Kann er es, nach der Auslassung eines so armseligen Witzes, auch wohl erwarten, daß *man* seine beleidigenden Urtheile über den Witz *eines* Kästners für gültig erkennen, oder zur Rechtfertigung desselben nur Ein Wort verlieren sollte?

Freylich sieht der Verf. des eilften Briefes das Verfahren seines Freundes mit ganz andern Augen an. „Dieser hat, als ein tapferer Ritter sein Thurnier mit Gellerten gehalten, und er, sein treuer Lanzenträger, ist, nicht wenig über das Gefechte vergnügt, ein glaubwürdiger Zeuge seines Sieges gewesen.„ Allen Komplimenten, die ihm nun das erleuchtete Publikum darüber zu machen hätte, hat er selbst durch die auf ihren Verfasser angewandte Gellertische Fabel vorgegriffen; besonders durch deren Schluß:

Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Nur noch Ein Umstand scheint des Verf. kritisches Gewissen zu beunruhigen. Gellert ist doch noch in seinen Augen schätzenswürdig, als moralischer Schriftsteller, und als ein Mann, der keinen geringen Einfluß auf die Beförderung des guten Geschmacks gehabt hat. Wenn ihm doch sein Freund auch noch diese günstige Meynung, die ihm beschwerlich zu werden anfängt, wegraisonniren könnte!

Und wie sollte er nicht? Aus einem Gewebe seltsamer psychologischer Digreßionen entwickelt sich endlich der noch seltsamere Ausspruch: „Gellerts Moral ist gut, und ist schlecht, wie mans nehmen will.„ Die Erklärung dieses Paradoxons läuft am Ende

darauf hinaus, sie sey ein sehr gemeinnütziges Werk für den ungelehrten, weniger unterrichteten Theil der Leser; ein seichtes Werk hingegen, wenn man sie wissenschaftlich betrachtet, für Leute von Kenntniß und Einsicht. Wir dürfen es wohl nicht erst anmerken, daß die erstere Klasse bey weiten die größte sey, und daß man sonach das Buch, wie es ist, in Ansehung seiner Brauchbarkeit weit höher zu schätzen habe, als wenn es so wäre, wie der Verf. es gerne haben möchte. Hiezu nehme man die nächste Bestimmung dieser moralischen Vorlesungen, die wirksamen Eindrücke und Rührungen, welche sie bey einer solchen Menge von Zuhörern hervorbrachten, und die auch der Bemerkung des Verf. nicht können entgangen seyn. Daß diese Eindrücke oft nur auf der Oberfläche gehaftet, daß sie zuweilen nur eine scheinbare Aussenseite sanfter und wohlthätiger Empfindungen, statt aufrichtiger Ergiessungen des Herzens, hervorgebracht haben, kann man doch wohl nicht weder dieser Moral selbst, noch ihrer Methode, zur Last legen. Auch haben wir bey jener niemals die Motiven des moralisch Guten vermißt; vielmehr dringt Gellert allezeit auf die edelsten und stärksten Bewegungsgründe, die sowol Vernunft als Religion zur Ausübung der Tugend an die Hand geben. Wie dreist und unerweislich ist daher das Urtheil: „Gellert trägt schwankende Begriffe vor. Es ist nichts zusammenhängendes, nichts richtig schliessendes in seinem Vortrage. — Alles, sogar die Wahrheit, ist bey ihm Vorurtheil.„

Uebrigens geben wir dem Verf. gerne zu, daß Gellert, aber ohne seine Schuld, viele Schüler gehabt habe, die eine übelverstandene Gutherzigkeit, eine weiche, gefühlvolle Gesinnung, eine allgemeine, gleich vertheilte Menschenliebe, und eine übertriebene Delikatesse des sittlichen und kritischen Geschmacks mehr

vorgaben, als wirklich besaßen, und oft dadurch ins Abgeschmackte verfielen. Gellerten selbst waren jene Eigenschaften alle natürlich, sie waren seinem Charakter, seinem Temperamente völlig gemäß. Vielleicht nahmen ihn auch Leute dieser Art am ersten ein, seine Seele neigte sich williger zu denen, mit welchen sie, oft nur dem Anscheine nach, zusammenstimmte; und so kam es, daß mancher sich unter seinen Augen hinter die Maske eines Frommen, Gutherzigen, und Empfindsamen verbarg, dessen Wandel und Gesinnung nichts weniger, als wohlthätig und edel war.

Die Vernachläßigung der alten Literatur kann man Gellerten und seinem Beyspiele doch wohl nicht ohne Ungerechtigkeit Schuld geben. Er selbst hatte sie nicht ganz verabsäumt, und empfahl sie, in seinen Schriften sowol, als in seinem mündlichen Vortrage, zum öftern. Viele von seinen Verehrern haben sich in derselben Ruhm und Namen erworben. Und wenn er sie auch weniger geschätzt hätte, als er wirklich that, so würde doch sein Beyspiel an einem Orte, wo Ernesti lehrte, und wo sich bisher noch die würdigsten Kenner der Alten zuerst gebildet haben, von keiner überwiegenden Gewalt gewesen seyn.

Fast eben so sonderbar, als der angeführte Ausspruch, den der Verf. des letztern Briefes über die Gellertische Moral that, ist die Einschränkung, welche sein Freund, in dem dreyzehnten Briefe, diesem Ausspruche zu geben sucht. Er glaubt nemlich, sie sey dienlicher für Seelen von gewisser Härte und Rauhigkeit, um sie biegsamer und geschmeidiger zu machen, als für weiche, gefühlvolle Herzen, die dadurch weichlich und weibisch werden könnten. Wir wissen uns in der That in diese Absonderung nicht recht zu finden. Denn, bildet die Gellertische Sittenlehre einmal das gute sittliche Gefühl, und ist dieses eine Tu-

gend, eine begehrungswürdige Eigenschaft, zu welcher auch Leute von härterer Denkungsart gewöhnt werden müssen; so muß sie nothwendig für Jedermann gleich brauchbar seyn, und bey solchen, deren Seelen die Natur aus feinerm Stoffe bildete, dem ihnen schon eigenen Gefühle eine bessere moralische Richtung geben, und es eben dadurch bessern und verschönern.

Beyläufig nur ein paar Worte über das Urtheil, das in diesem Briefe über den Dr. Young, und über seinen Einfluß in den Geschmack und die Schreibart unsrer Nation gefällt wird. Schon manche, besonders unsre tändelnden Sänger der Freude, haben diesen Dichter aus einem ganz irrigen Gesichtspunkte angesehen; ihre Einbildungskraft schuf die Nacht und Finsterniß um ihn her, die man hernach für sein Geschöpf hielt. Wenn man sich recht mit ihm bekannt macht, wenn man ferner die ganze Situation überdenkt, worinn er so dachte und schrieb, und die nächste Bestimmung seiner Nachtgedanken; so wird man den Ton derselben zwar traurig, aber nicht wimmernd oder murrend, und den Geist des Dichters zwar ernsthaft, aber nicht menschenfeindlich und freudenlos finden. Doch, hierüber kann er nicht besser gerechtfertigt werden, als sein vortreflicher Uebersetzer in dem schönen poetischen Briefe an den Prof. Schmid in Braunschweig gethan hat. Dem Geschmacke der Deutschen, besonders in der geistlichen Beredsamkeit, hat vielleicht die Uebersetzung der Nachtgedanken zufälligerweise einigen Eintrag gethan; aber auch nur bey solchen, die zu kurzsichtig waren, die Gränzen des poetischen Ausdrucks und der edlen prosaischen Schreibart, den dichtrischen Lehrton von dem Vortrage fürs Volk zu unterscheiden.

Aeus-

Aeusserst übertrieben ist es, wenn der Verf. behaupten will, die ganze Bekanntschaft mit der englischen Literatur sey der unsrigen schädlich gewesen, und die englische Nation mache, wie sich der Verf. ausdrückt, in dem Fache der Dichtkunst eine weit geringere Figur, als man gewöhnlich dafür hält. Shakespear und Milton, den ersten noch dazu nicht ohne Einschränkung, ausgenommen, findet er ihre übrigen Dichter mehrentheils auf eine übertriebne Art verehrt, zur wahren Dichtkunst fehlt ihnen das feinere Gefühl und eine biegsame Sprache, u. s. f. Eine Frage möchten wir dem Manne, der so reden kann, wohl ins Gewissen schieben, ob er nemlich die Sprache und die Dichter dieser Nation jemals sorgfältig studiert hätte? Hat er das, so sey er ja gegen sein Gefühl misstrauisch, wenn der die wahre Sprache der Leidenschaft und der Empfindung in ihnen vermißt. Eben so übertrieben erhebt er auf der andern Seite die italienischen Dichter. Wer wird die mannichfaltigen Schönheiten derselben verkennen? Aber wenn sich die Dichter unsers Vaterlandes nun einmal nach Ausländern bilden wollen, so paßt das Modell der englischen Poesie ohne Zweifel für sie besser, als der italienischen. Man kann sich hier durch die Erfahrung belehren. In den ersten dreyßig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts war bey unsern Dichtern die Nachahmung der Italiener fast allgemein; was gewann der Geschmack dabey? oder vielmehr, wie viel verlohr er nicht dadurch! Freylich war auch Mangel an Kritik und prüfendem Geschmacke, in der Wahl sowol, als in der Nachahmung, Schuld daran; aber die Gefahr, zu verunglücken, war hier wenigstens doppelt so groß, als bey der Nachahmung der Engländer. Selbst der sel. Meinhard, auf den sich der Verf. S. 293. beruft, war zum mindesten ein eben so großer Verehrer der

Englischen, als der Italiänischen Poesie, und dachte über die Vorzüge der erstern, und über die Mängel der letztern so, wie sie einem Manne von geschärftem Auge, der beyde genau kennt, von selbst sichtbar werden müssen.

Wir sind es müde, uns auf alle die unbesonnenen, halb verdauten, und zudringlichen Urtheile einzulassen, von denen dieser Briefwechsel so voll ist; sonst würden wir noch eins und das andre gegen die Anschuldigung, Gellert habe mehr zur Verzärtelung als Bildung des Geschmacks gethan, vorbringen, die im letzten Briefe ausgeführt wird. Auch ist fast alles Wiederholung dessen, was der Verf. oft schon mehrmals wiederholt hat. Jahre und mehrere Einsichten werden vielleicht die Verfasser dieser Briefe richtiger und billiger denken lehren; und dann werden sie auf diese rohe, unvollkommne Arbeit ihrer Jugend, mit Unzufriedenheit, vielleicht auch mit Reue, zurücksehen.

Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andre Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Zweytes Stück. Frankf. und Leipz. 1772. 8. 254 Seiten.

Da wir über das erste Stück dieses Briefwechsels, in der Anzeige der Gellertischen Schriften, ziemlich ausführlich geworden sind, so können wir jetzt von diesem zweyten Stücke um so viel kürzer unsre Meynung sagen. Wenn wir in demselben gleich hie und da gemäßigtere Urtheile und richtigere Bemerkungen angetroffen haben; so herrscht doch überhaupt noch eben der entscheidende Ton, eben die Unbilligkeit gegen verdienstvolle Schriftsteller, eben die einseitige,

oft

oft ganz mißlungene Kritik darinn, welche wir an dem ersten Stücke mit Unzufriedenheit bemerkten. Gleich in dem ersten Briefe wird Gellerts Schriften, ausser seiner Moral, geradezu aller moralische Nutzen abgesprochen; Young wird für einen Thoren, und seine Nachtgedanken für das unvernünftigste und schädlichste Buch erklärt, das dem Verf. bekannt ist; das deutsche Publikum abermals für einen Haufen blinder und kenntnißloser Leser, und Rabener, im siebzehnten Briefe, für einen Idioten. Dieser letztre Schriftsteller wird von dem ihm bisher zuerkannten Range sehr herabgesetzt; und Liskow dagegen für den ersten und vortrefflichsten unsrer satirischen Dichter ausgegeben. Von der Satire überhaupt äussern beyde Verfasser allerley Begriffe und Grundsätze, die mit sich selbst nicht die gehörige Konsistenz haben, und größtentheils einer Berichtigung bedürften, in die wir uns hier nicht einlassen können. Es soll z. E. gar kein Genie dazu gehören, nach Art der Alten Satiren zu machen; die Stelle des Horaz, worauf man sich S. 14. deswegen beruft, ist ganz unrichtig angewandt, und beweist das noch mehr, was wir sogleich bemerken, daß der Verf. Genie überhaupt, als Geistesfähigkeit genommen, von dem eigentlichen dichtrischen Genie nicht gehörig absondert. Was ist es ferner gesagt, daß die Wahl des Inhalts bey einem Gedichte völlig gleichgültig sey? daß die Poeten alle keinen unmittelbaren Einfluß auf die Sitten haben sollen? u. s. f. Auch der Vorschlag, daß es unter gewissen Einschränkungen dem Satiriker von Obrigkeitswegen verstattet seyn sollte, Individua zu schildern, und kenntlich, auch wohl namentlich vor der Welt an den Pranger zu stellen, ist gewiß, besonders von Seiten des politischen Einflusses, nicht genug überdacht. Unter gewissen Einschränkungen ist es ihm schon verstattet,

und wir möchten nicht rathen, einen Schritt weiter in den Gränzen dieser Freyheit zu gehen. Die Merkmale, welche der Verf. S. 28. als Kennzeichen eines wahren satirischen Genies ansieht, finden sich vielleicht bey Niemanden mehr ausgezeichnet, als bey ihm selbst, und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so hat wohl Niemand mehr Beruf, als er, unser Satirenschreiber von der ersten Größe zu werden. „Sollte „ich, sagt er, einen finden, der beym Lesen des Lis-„kows entzückt wäre, an seinen Einfällen Geschmack „fände, und dieselben über die Rabnerschen setzte, die-„sem würde ich rathen, ein Satirenschreiber zu wer-„den. Die Natur hätte sicher dazu einen Grund bey „ihm gelegt.„

Vom achtzehnten Briefe an lassen sichs die Verfasser nicht wenig sauer werden, eine Klaßifikation und Rangordnung unter den deutschen Dichtern anzustellen; eine Mühe, die ihnen das Publikum vielleicht eben so wenig zugemuthet hätte, als verdanken wird. Der Maaßstab ist, wie billig, das Genie; aber von diesem haben die Verfasser doch, so sehr sie auch die Begriffe darüber berichtigen zu wollen scheinen, noch ziemlich schwankende und unzuverläßige Vorstellungen. Wenigstens schränken sie den Umfang desselben zu sehr ein; und aus dieser Einschränkung entstehen in ihren Urtheilen und Raisonnements seltsame Behauptungen, und öftere Widersprüche. Die Nation und das Publikum bekommen dabey noch immer einen derben Verweis über den andern. Uz und Hagedorn werden mit dem größten Rechte gelobt; aber Haller mit eben so großem Unrechte getadelt, und von der Zahl der Dichter ausgeschlossen. Das Verdienst, daß er der erste war, der von jenem wässerichten Modeton abwich, der zu seinen Zeiten herrschte, hätte ihm wohl ein wenig höher angerechnet werden können; und es ist

ist immer wunderlich, seine didaktische Poesie mit der lyrischen des Horaz zusammen zu halten. Die Vergleichung der letztern mit einer Ode von Uz ist schon weit passender. — Die Bemerkungen über die geistliche Poesie (S. 137. ff.) enthalten viel Gutes; aber auch hier ist, wie bey der Kritik über Gellerten, als geistlichen Liederdichter, der Zweck und Ton des Kirchenliedes von dem erhabenern Schwunge der Ode, deren Inhalt die Religion ist, nicht genug abgesondert. Der Vorschlag, mehr historisches in die Lobgesänge auf die Gottheit einzuweben, ist nicht verwerflich; nur muß man nicht alles von diesem Hülfsmittel erwarten. — Die römische Religion hat freylich einen weit reichern Vorrath von Bildern und sinnlichen Vorstellungen; aber wird das Irrige und Uebertriebene derselben nicht dem Wahren und auf wahre Vorfälle Gegründetem, dem es eingemischt wird, Eintrag thun? — In Hagedorns lyrischen Gedichten ist unstreitig mehr Englische als Italiänische Manier zu entdecken; wiewol das Meiste darinn sehr original und eigenthümlich ist. — Den Begriffen von dem Zwecke und der wahren Wirkung der Poesie, welche im drey und zwanzigsten Briefe geäussert und entwickelt werden, läßt sich ohne Zweifel vieles entgegen setzen. Wie kann man allen moralischen Nutzen der Poesie, alle Erhöhung der sittlichen Eindrücke durch ihre Beyhülfe so gerade weg läugnen? Freylich wird der Dichter durch seinen Vortrag den moralischen Satz selten durch neue und ausgeführte Beweise, aber er wird ihn dadurch eindringender machen, daß er, poetisch eingekleidet, sinnlicher, und eben dadurch annehmlicher wird. Und so wird die Lesung der Dichter nicht blos den Vorrath unsrer Gedanken und Begriffe erweitern, sondern auch denselben eine gewisse Richtung geben, die nicht ohne Einfluß auf den Willen,

auf unsre Entschlüsse und Handlungen, bleiben kann. — Auf seine vorausgeschickte Begriffe von dem Zwecke der Poesie gründet der Verf. in der Folge dieses Briefes seine Vertheidigung der erotischen Dichter, hauptsächlich aus dem Grunde, daß sie das sympathetische Gefühl erhöhen, und die sanftere, gesellige Tugend befördern. Ein seltsamer Widerspruch, daß der Verf. zuerst der Poesie allen moralischen Einfluß abspricht; und hernach doch die Dichter der Liebe und der Freude gerade wegen ihrer Wirkungen in Ansehung der Moralität vertheidigt; Dichter, denen man sonst gerne erlaubt, blos zu vergnügen, und nur dann in Anspruch nimmt, wenn ihre Gedichte von schädlicher und verführerischer Wirkung sind. — Dem Verfasser des vier und zwanzigsten Briefes hätten wir seine weitschweifigen, zuweilen richtigen, aber größtentheils seichten, Anmerkungen über eine Stelle aus Wielands Diogenes gerne geschenkt. — Das fehlte noch, daß am Schlusse dieses Briefwechsels auch Leßingen das dichtrische Genie abgesprochen würde!

Mo.

IV.

Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Frankfurt am Mayn, bey J. L. Eichenbergs sel. Erben, 1771. 8. 136 Seiten.

Eine wohlgerathene, gemeinnützige Schrift, die den Hrn. Hofrath Schloßer zu Frankfurt am Mayn, zum Verfasser hat. Er erdichtet einen alten würdigen Verwalter auf dem Landgute seines Freundes, einen Mann von ungemeiner Rechtschaffenheit und Wissenschaft, der den Sitten des dortigen

Landvolks nicht allein durch sein tugendhaftes Beyspiel, sondern auch dadurch eine glückliche Bildung gegeben, daß er Kinder und Erwachsene in eigenen Lehrstunden mit Freundlichkeit und Ernsthaftigkeit über ihre Pflichten belehrt hätte. Aus den Lectionen, die er, Hr. Sch. mit angehört, und solche nachher jedesmal zu Papier gebracht hätte, wäre dieser Katechismus, den wir lieber Sittenbuch für das Landvolk genannt hätten, entstanden.

Wir wollen uns bey der Einleitung nicht aufhalten. Der V. scheint dabey besonders auf unsre Landgeistlichen sein Absehn gerichtet zu haben, denen wir dieses Büchlein auch bestens empfehlen. Wenn der größte Theil dieser Herren sich so edelmüthig für den Unterricht der Landjugend intereßirte, als der rechtschaffene Verwalter es that, wie viel gutes könnten sie stiften. Folgende Stelle können wir uns nicht enthalten, ganz herzusetzen. S. 39. folg. „O! meine „arme kleine Brüder und Freunde auf dem Lande, „wie werdet ihr versäumt! Es war also nicht genug, „daß man euch der Armuth, der Sklaverey und einer „so unverdienten Verachtung übergab; mußte man „euch auch die Mittel versagen, wodurch ihr allein „die große Kunst lernen konntet, alles dieses und noch „mehr zu ertragen?

„Der größte, der einzige Lehrer der Bauern, ist „meist ihr Pfarrer, höchstens noch ihr Schulmeister. „Es ist genug an einem, wenn er seine Schuldigkeit „thut. Aber laßt uns nicht uns selbst schmeicheln. „Wer denkt noch bey Bestellung der Pfarrdienste auf „dem Lande an den erhabenen Endzweck, welchem „diese Stellen gewidmet sind? Seit dem die Religion „eine Kunst geworden ist, seit dem haben wir unter „hundert kaum zween Prediger zu sehen bekommen, „welche im Stande wären, die Pflichten eines wah-

„ren

„ren Lehrers der Tugend zu erfüllen. Das Feld der „Gottesgelahrtheit ist so groß, daß es noch niemand „ganz durchlaufen hat. Gesegnet sey, wer sich mit „einem ihm angemessenen Verstande, und mit einem „rechtschaffenen Herzen hineinwagt. Aber warum „muß man es einem jeden eröfnen? — Beynahe für „eine jede Kunst hat man gewisse Auszüge gemacht, „die ein jeder nach seiner Fähigkeit und dem Stande, „wozu er bestimmt ist, benutzen kann. Nur den „Lehrer von einer Gemeine von etlichen und funfzig „Bauern, die selten weiter sehen, als man ihnen die „Augen öfnet, nur einen solchen führt man an, als „ob er das große Werk der Heiden und Judenbekeh„rung ausführen sollte. Der künftige Dorfpfarrer, „der in seinem Leben oft nichts weiter suchte, nichts „verlangte, als ein Dorfpfarrer zu werden, wird in „alle Geheimnisse der Weltweisheit und der Geschichte „und der Sprachen, und, was ärger ist als alles, „der Polemik und der Homilie, die oft alle — An„lagen der Natur zur Beredsamkeit zerstören, auf „das feyerlichste eingeleitet. Selten ist sein Verstand, „nie seine Zeit hinreichend, diese Dinge in ihrem Zu„sammenhange zu übersehen und an ihre rechte Stelle „zu setzen — Hat er einige Fähigkeit, oder ist er „mit Gewalt gezwungen worden, dieses oder jenes „auswendig zu lernen, so wird er seine Bauern mit „lauter Grundtext und Polemik martern. Hat er „aber seinen gründlichen Endzweck, einen Pfarrdienst „zu erhalten, mit mehr Freyheit zu erreichen gesucht, „so lernt er, ich wette, mehr nicht, als eine Stunde „lang an einem fortzuschwätzen, und zu taufen und „zu copuliren. O! sind denn unsere Nebenmenschen „nur da, um geprediget, getauft und copulirt zu wer„den? Es scheinet fast! denn, wer das kann, muß „sehr unglücklich seyn, wenn er keinen Pfarrdienst be„kommt.

„kommt. Fern sey es von mir, einen Stand zu ver„spotten, der alle Ehrfurcht verdient. Aber wenn „mich mein Mitleiden über meine arme verwahrloste „Nebenmenschen nicht betrübte, so würde ich über „euch lachen, die ihr unsere künftige Geistliche unter„richtet.

„Man hat in unsern ökonomischen Zeiten eine neue „Professur der Oekonomie errichtet, und sie der phi„losophischen Fakultät beygeordnet; sollte man nicht „auch der theologischen noch eine beyordnen, die man „ohngefehr die Professur der praktischen Gottesge„lahrheit nennen könnte? Der Lehrer, der diese Pro„fessur übernimmt, braucht keiner von den hochstu„dierten Gelehrten zu seyn; aber er müßte noch ein „wenig mehr, er müßte ein rechtschaffener und ver„nünftiger Mann seyn; ein Mann, der seine Schü„ler nur gerade soviel lehrte, als hauptsächlich zu der „Religion der Christen gehört, — der sie zugleich zu „rechtschaffenen Menschen und Lehrern eines Volks „machte, das nicht alles wissen muß, was man wis„sen kann, sondern nur soviel als es braucht, um „glücklich zu seyn. Nähme man dann aus diesen „Schülern die Dorfgeistlichen u. s. w.

„Wie soll aber ein Mann, der so wenige Gelehr„samkeit hat, dem Feind der Religion, wie soll er „seinen eigenen Zweifeln widerstehen? Er? Wenn „einer seiner Bauern ein Feind der Religion ist, so „soll er desto eifriger seyn, das Herz dieses elenden „zu bessern; und kommt ein Fremder, und verfolgt „die Religion bis in die ruhige, sanftmüthige Gesell„schaft seiner Gemeine, so soll er — ihn bitten, sich „Gelehrte zu suchen, die gerne widerlegen. Zweifelt „er aber selbst — Mein Gott! wenn alle die, die „manchmal zweifeln, immer ein Collegium über die „Polemik hören müßten, wo würden wir Professoren

„ge-

„genug hernehmen? habt ihr den Mann gelehrt, ein „rechtschaffener Mann zu seyn; habt ihr ihn so weit „gebracht, daß er erkennet, wie wenig ein Mensch „im Stand ist, und daß er fühlt, daß die Religion „ihn immer glücklich, nie unglücklich macht, so wird „er nicht lange zweifeln; so wird sein Zweifel ihm „nicht schaden.„ Gewiß sind diese Gedanken aller Aufmerksamkeit würdig.

Nachdem der V. noch seine gegründeten Ursachen angegeben, warum in diesem Büchlein so wenig von der Religion vorkomme, so schließt er die Einleitung mit einer rührenden Anrede an die Großen der Erde, ohne welche keine Sittenverbesserung zu hoffen ist.

Nun folgt der Katechismus der Sittenlehre, oder vielmehr der zusammenhängende Vortrag darüber, selbst. Der verständige Mann, den Hr. Schloßer reden läßt, spricht mit den Kindern, in einem rührenden faßlichem Vortrage, erstlich von den **Pflichten gegen den Körper**, als der Gesundheit, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit; gegen die Seele und das zeitliche **Vermögen**; hernach von den **Gesellschaftspflichten**, über den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, der Könige, Obrigkeiten und Gesetze, wovon er ihnen im kurzen eine sehr richtige und faßliche Vorstellung macht; darauf von den **Obliegenheiten gegen die Obern**, und bey den **besondern Gesellschaftspflichten** vom Todschlage, Diebstahle, von der Untreue im Handel, von der Aufrichtigkeit, vom Eide, von Ersetzung des unverschuldeten Schadens, der andern zugefüget worden; dann von den **Pflichten der Geselligkeit**, oder den so genannten unvollkommenen **Pflichten**, der Dienstfertigkeit, dem Neide, der Verläumdung und Unfreundlichkeit, dem Zorn, der Verschwiegenheit, Unversöhnlichkeit und Undankbarkeit; endlich von den **Pflichten gegen die** häus=

häusliche Gesellschaft, gegen die Armen und gegen das Vieh. Vorstellungen über die Glückseligkeit des Landlebens, das Gewissen und die Religion machen den Beschluß.

Alles unterrichtend für Kinder und zugleich ihren Fähigkeiten angemessen, weil die Dinge, worüber die Jugend belehrt wird, ihr sehr anschauend gemacht werden. Auf die Weise wird die Tugend, soviel dabey auf menschliche Unterweisung ankommt, dem kleinen künftigen Welltbürger interessant und liebenswürdig gemacht, denn des Lehrers Ermahnungen gehen alle dahin, daß das Kind früh einsehen und empfinden lerne, wie unmittelbar der eigene Vortheil eines jeden mit der Ausübung seiner sittlichen Pflichten verbunden sey. Mehrentheils ist der Vortrag so einfach, der Ausdruck so ungekünstelt, die Begriffe sind so leicht, und die Beweisgründe so sinnlich gewählt, daß die Kinder es gewiß verstehen müssen. — Die eingemischten Erzählungen, die einzelnen Beyspiele von Tugend und Laster, die er immer bey der Hand hat, haben uns besonders gefallen. Z. E. S. 69. da er den Kindern das lesen und schreiben empfiehlt. S. 94. wenn er sie vor Untreue im Handel warnet. S. 105. wenn er ihnen die Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen jedermann anpreiset. S. 113. die Erzählung, bey den Pflichten gegen die Armen. Eine und die andere moralische Schilderung möchte vielleicht zu übertrieben seyn, als daß sich ein Original dazu fände.

Manche Leser wird es vielleicht befremden, daß so wenig von der Religion und deren Bewegungsgründen zur Tugend in diesem Buche vorkommt. Allein wer die S. 46. ff. davon angeführten ganz guten Gründe will gelten lassen, der wird solches nicht mißbilligen, und was am Ende von der Religion kurz gelehrt wird, das zeiget hinlänglich, wie der V. den

ganzen Werth derselben und ihren Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit den Kindern wichtig mache, und ihre Lehren als unentbehrlich dazu vorstelle.

Zur Vollständigkeit der Sittenlehre bedürfte das Buch noch einiger Zusätze. Manche Pflichten hätten wir noch etwas ausführlicher vorgetragen gewünscht. Z. B. die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, die unserm Bedünken nach zu kurz berührt sind. Treffende Beyspeile von glücklich gewordenen gehorsamen, und unglücklich gewordenen ungehorsamen Kindern; Erinnerungen, was einen gut gearteten klugen Kinde bey den Fehlern und Untugenden thörigter oder gar böser Eltern obliege; wie Kinder sich zu verhalten haben, wenn sie aus der väterlichen oder mütterlichen Gewalt sind, wenn die Eltern alt, hülfsbedürftig oder arm werden u. d. g., wären da, wie wir glauben, am rechten Ort und ebenfalls nothwendig gewesen. Des Selbstmordes ist bey den Pflichten gegen den Leib nicht Erwehnung geschehen, vielleicht mit Fleiß. Die Kinder werden ermahnt, künftig einmal mit ihrem Gesinde gut umzugehen. Hätte ihnen nicht auch vorgestellt werden müssen, was sie dereinst zu beobachten hätten, wenn sie selbst einmal Dienstboten würden? Die Sorge für unsern guten Namen wäre ebenfalls wohl noch näher zu empfehlen gewesen. Insonderheit hätten wir den V. von den Pflichten der Keuschheit wohl mögen reden hören. Gesagt muß doch der Jugend das nöthige darüber werden. Aber wie soll man es ihr, ohne den geringsten Nachtheil davon zu besorgen, mit kluger Feinheit sagen? Dies ist die Frage, und da wären wir begierig gewesen, in einer so delicaten Sache von dem V. zu lernen.

So viel gutes wir mit Wahrheit von diesem Buche gesagt haben, so viel schlimmes ist gleichwol schon öffentlich dagegen geschrieben. Ein christlicher Politi-

kus

kus sogar, hat sich daran gestossen, und, „um selbi„ges zu einem bessern Gebrauch einzuleiten, damit „dessen Lesung niemanden schädlich und anstößig werde,„ in einer kleinen gesitteten Gesellschaft auf dem Lande über dasselbe, und bey dieser Gelegenheit über die christliche Moral, Vorträge gehalten, welche denn der Herausgeber unter dem Titel hat drucken lassen:

Praktischer Katechismus zur christlichen Sittenlehre für das Landvolk. Nebst moralischen Regeln zur feinern Bildung desselben. Leipzig, bey Johann Gottfried Müllern, 1772. 8. 164 Seiten.

Man findet hier unter vier Abschnitten 1. von den Grundlehren der christlichen Moral. 2. Von dem menschlichen Verderben und der Gnadenhülfe Gottes zur christlichen Tugend. 3. Von den allgemeinen Mitteln zur Förderung der wahren Tugend. 4. Von den Hindernissen, Bewegungsgründen und Kennzeichen der christlichen Tugendübung in einem zusammenhangendem Vortrage das gewöhnliche, was man in allen, auch den schlechtesten dogmatischen und moralischen Lehrbüchern lesen kann. Der christliche Politikus will die Lehrart des Hrn. Schloßers nachahmen, aber zum Unglück hat er weder die Erfindungskraft, noch den Geschmack, noch den Verstand und Witz, der diesen mit so viel Leichtigkeit und edler Einfalt sprechen lehrte. Jener wußte sich in die Fähigkeiten, Umstände und Empfindungen seiner jungen Schüler hineinzudenken, darum sind seine Vorstellungen mehrentheils so treffend. Dieser will seine Rede auch auf den Ton stimmen, mischt deshalb überall auch ländliche Erzählungen und Geschichte in seinen Vortrag, aber es ist alles verfehlt, es kommt alles

schielend heraus. So sehr er sich zwingt, was populäres zu sagen, so hört man doch vom Anfange bis zum Ende den ganzen geistlichen oder weltlichen Pedanten. Wer ein Correktivmittel gegen den Schlosserschen Katechismus nöthig hat, der mag versuchen, sich mit diesem Buche zu helfen. Der Rec. muß wohl bekennen, daß ihm nichts ketzerisches in jenem aufgestossen, und er mit keinem Gedanken darauf gefallen sey, ob Hr. Sch. auch wohl die Unterweisung der Jugend in der christlichen Religion und Sittenlehre für überflüßig halten, oder auf die großen Bewegungsgründe zur Tugend, welche in der Lehre Jesu liegen, einen geringern Werth, als auf die von ihm gebrauchten Motive aus der natürlichen Moral, legen möchte. Es zeigt sich gar zu deutlich, wie jener nur wolle, daß man in dem moralischen Unterricht mit jungen Leuten Stuffenweise gehe, vom leichteren, von dem, was den Kindern sinnlich zu machen ist, anfangen und zu dem schwereren, wozu schon mehr Nachdenken und Vernunftschlüsse gehören, fortschreiten solle; aber nie daran gedacht haben, die Sittenlehre des Evangeliums von der natürlichen Moral zu trennen, oder die eine der andern entgegen zu setzen, da sie ohne dies in einen Punkt zusammen fallen. Durch die lebhafte Empfindung, wie liebenswürdig und vortheilhaft schon für dieses Leben die Tugend sey, soll das junge Gemüth nur vorbereitet werden, die damit zusammenstimmenden höheren Lehren und Vorschriften des Christenthums, welche Gott durch die Bibel bekannt gemacht hat, desto williger anzunehmen, und ihnen aus dem starken Bewegungsgrunde zu folgen, daß solche von dem liebreichen Herrn und Vater der Menschen herkommen, und der Gehorsam dagegen die Verheissungen einer unsterblichen Glückseligkeit habe. Dies erhellet aus demjenigen, was Hr. Sch. den Kindern

zu-

zuletzt über das Gewissen und die Religion sagt, ganz deutlich. Daher wird derselbe auch gegen die Sittenlehren des praktischen Katechismus, und gegen die dringenden Bewegungsgründe, durch welche das Evangelium die Menschen zur Tugend beweget, ganz und gar nichts einzuwenden haben, sondern solche vielmehr gerne zugeben. Hätte der Herausgeber dieses Katechismus uns nicht in dem Vorberichte mit einem Fingerzeige darauf gewiesen, was seinem christlichen Politikus anstößig bey dem Manne wäre, den er sich zum Gegner schafft, so würden wir nicht gewußt haben, wozu er eigentlich seine schon tausendmal besser gesagte und geschriebene Gedanken hätte drucken lassen.

Wenn man aber den gelesen hat, so sieht man wohl, daß der V. zu den Herren gehöre, denen eine jede leichtere und bessere Methode in Unterweisung der Jugend, als unsere lieben Väter in Gewohnheit gehabt haben, eckelhaft ist, und die daher von nichts als von verderblichen Neuerungen in der Christenheit sprechen. Hr. Schloßer ist ihm auch einer „von „den neumodischen Sittenlehrern, welche die christ„liche Moral in die heidnische verwandeln, dessen Ka„techismus die Menschen blos äusserlich zu ehrbaren „Menschen macht, aber nicht zu Jesu führt und da„her die Tugend sowol verstümmelt, als aus falschen „und unzulänglichen Bewegungsgründen lehret.„ Der Politikus ist unzufrieden mit jenem, daß er seine Sittenlehre nur auf Grundsätze der natürlichen Religion, und nicht auf die Bibel gebauet, folglich zur Bildung eines christlichen Herzens und Wandels keine Anweisung gegeben; imgleichen, daß er die Motive zur Tugend nicht aus dem Gehorsam gegen den göttlichen Willen, sondern aus den unmittelbaren Vortheilen, die sie uns schaffet, abgeleitet hat. — Wenn es bey der Tugend, meynet er, blos auf Vortheile an-

käme, so würden viele gute Handlungen, die mit keinen Vortheilen, sondern mit Schaden im irrdischen verbunden wären, unterbleiben, und in manchen Fällen das Laster so liebenswürdig werden, als die Tugend. (Dieser Einwurf gründet sich auf bloßen Mißverstande der Sache, und würde von Bedeutung seyn, wenn zwischen wahren und betrüglichen Vortheilen, zwischen solchen, die eine kurze Zeit währen, aber hernach einen desto größeren Schaden mit sich führen, und zwischen solchen, die dauerhaft und beständig sind, kein Unterschied wäre; und wenn die innerliche Freude und Ruhe der Seele, welche die Tugend verschafft, worauf in jenem Katechismus ein so großer Werth gelegt wird, nicht alle zeitliche Vortheile des Lasters weit überwögen, und allen äusserlichen Schaden, der mit einer tugendhaften Handlung begleitet seyn kann, unendlich ersetzten. Hätte der V. nur bedacht, daß unter dem Glück der Tugend solche Freuden und Vortheile zu verstehen wären, welche niemals in wahrhaftes Elend und Mißvergnügen ausarten, niemals die Seele mit Reue und Schaam und ängstlicher Unruhe erfüllen, so würde er nimmermehr haben sagen können: „Wenn die Tugend in einer Fertigkeit be„steht, sich unter allen Umständen so glücklich zu ma„chen, als man kann, (wie sie Hr. Sch. erklärt hatte) „so ist der Räuber auch ein tugendhafter Mensch; „denn der beweiset eine Geschicklichkeit, sich so glück„lich zu machen, als man kann, wenn er soviel rau„bet, als er kann, und vom Raube sich ernährt, so „lange es zureichen will.„ Dergleichen Instanzen scheinen etwas sagen zu wollen, und im Grunde ist nichts dahinter. Man muß mit den Worten eines Schriftstellers, den man widerlegen will, nicht ganz andere Begriffe, als er gethan hat, verbinden, sonst verlezt man die Billigkeit und Vernunft, mit der ein

Ge-

Gelehrter disputiren sollte, und macht aus dem Streit eine bloße kindische Logomachie.

Ein ähnliches Beyspiel von Wortstreit findet sich S. 18. Vorr. „Man soll nicht die menschliche Glück„seligkeit, sondern den Gehorsam gegen Gott zum „Hauptzweck der Tugend machen. Die Tugend sey „des Menschen höchstes Gut, aus welchem die Glück„seligkeit von selbst erfolge.„ Als wenn das nicht gleich viel wäre. Hat denn etwa Hr. Sch. geleugnet, daß der Gehorsam gegen Gott die höchste Tugend sey? oder gelehrt, daß eine Verbindlichkeit der Menschen zur Tugend seyn könne, wenn kein Gott wäre? Wir haben nichts davon gefunden. Glückseligkeit ist offenbar der Zweck, nach welchem ich als ein vernünftiger Mensch strebe. Die Tugend, oder der Gehorsam gegen Gott, ist das Mittel dazu, aber nicht der Zweck. — Das Resultat von Hrn. Schloßers ganzem Vortrage ist der: Kinder seyd fromm und tugendhaft, denn dabey könnet ihr allein so glücklich werden, als euch Gott, von dem ihr alles habt, machen will, wie er euch in der Bibel hat sagen lassen. Nun kommt der christliche Politikus und spricht: „Kinder, „ich will es euch deutlich sagen, wie es seyn muß. Ihr „sollet von Herzen fromm seyn und nach Gottes Worte „leben, als guten Christen gebührt, weil er es so „haben will und ihr verbunden seyd, ihm zu gehor„chen. Das ist die Hauptlehre. Wer das thut, „demselben wird Gott in Zukunft eine unendliche Glück„seligkeit geben u. s. w.„ Damit lernt das Kind aber noch nicht, daß Gott nichts von uns wolle, als was uns selbst gut ist, und daß die Ausübung der Tugend uns schon in diesem Leben glücklich mache. Dies soll es aber nach Hrn. Sch. Absicht zu allererst lernen. — Der alte Verwalter erzählt, seine Bauren wären manchmal aus Schaam und Liebe für ihn gegen ein-

ander dienstfertig gewesen. Bey solchen Erzählungen glaubt der christliche Politikus Unlauterkeiten bemerkt zu haben. Wenn sein Auge kein Schalksauge gewesen wäre, hätte er sie nicht bemerkt. Auch mißfällt ihm die Abschilderung vieler schlechten Dorfpfarrern, die doch wirklich nach dem Leben getroffen ist. (Hr. Sch. sagt ja nicht, daß sie allen, sondern nur den meisten ähnlich sähe.) Er findet darinn Stolz und Selbsterhebung. Allein, setzt er hinzu: „Was kann „man von einem Manne gutes erwarten, der nicht „einmal weis, was Tugend sey und heisse?„ Besser konnte sich die armselige Prahlerey des politischen Kunstrichters nicht helfen. — Nachdem er darauf die ganz gegründeten Ursachen, warum Hr. Sch. in seinem moralischen Katechismus nicht mehr von der Religion geredet, in einem ganz falschem Lichte vorgestellt hat, so unterbricht ihn endlich ein gutherziger Greis aus der Gesellschaft mit einer Rede, die man nur einem alten schwachmüthigen Manne zu gute halten kann: „Nun „ich höre wohl, sagt er, wie das Ding soll zu verstehen seyn, nemlich wir sollen erst gelehrte und vernünftige Heiden, und hernach Christen, nach dieser neuen Sittenlehre, werden. — Wir wollen den „Kindern Belohnungen und Strafen vorhalten, und „uns, von diesem neumodischen Sittenlehrer nichts „neues vorschreiben lassen, damit wir den lieben Gott „nicht meistern, noch sein Wort tadeln, in welchem „er an sein Gesetz beydes, nemlich Strafen und Belohnungen angehängt hat.„ — Der V. hat übrigens diesen Katechismus dem hochwürdigen Hrn. Dr. Winkler, hochverdienten Hauptpastori ꝛc. und dem hochedelgebohrnen Hrn. Dr. und Rechtsconsulenten Winkler in Hamburg, seinen beyderseits hochgeehrtesten Gönnern, zugeeignet.

Ganz

Ganz anders, als der christliche Politikus, hat ein christlicher Cavalier von dem Schloßerschen Katechismus geurtheilt und selbst ein ähnliches Buch unter diesem Titel geschrieben:

Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch der Dorfschulen. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 158 Seiten.

Der V. (welches der Hr. v. Rochow, Prälat des Stifts zu unsrer lieben Frauen und Domherr in Halberstadt, Erbherr auf Reckkahn, ist,) hatte seine Arbeit schon bis auf das letzte Kapitel geendiget, als jener heraus kam. Er las ihn und „auffallend, „schreibt er in der Einleitung, rührte mich die Aehn„lichkeit unserer Absichten, die gleiche Lehrart und „Gesinnungen gegen den zahlreichsten, aber verach„tetesten Theil unserer Mitmenschen. Wir sind, so „dachte ich, einander völlig unbekannt und schreiben „fast zu einer Zeit, an entfernten Orten in Deutsch„land, über einen Vorwurf. Vielleicht ist dieses ein „Wink der Vorsehung. Ich will ihn nicht verach„ten. Und so entschloß ich mich, meinen Versuch „durch den Druck bekannt zu machen.„ Jeder christliche Patriot, dem die größere Aufklärung und sittliche Besserung der Landleute, deren erste Erziehung bisher eben so, wie die Erziehung des gemeinen Volks in Städten, so sehr vernachläßiget worden, am Herzen liegt, wird dem Hrn. v. R. ausnehmend dafür verbunden seyn. Gerade an einem solchen Buche, das einem verständigen Schulmeister zur Anleitung dienen könnte, die Kinder des Landmanns, von frühen Jahren an, das auf eine gute Art zu lehren, wobey sie einmal in ihrer Lebensart für sich glücklich und

für die Welt brauchbar werden, hat es bisher noch gefehlt. Diese Lücke ist durch den gegenwärtigen Versuch eines solchen Schulbuchs ausgefüllt, der einer der ersten in dieser Art, aber gewiß so glücklich gerathen ist, daß viel dazu gehören wird, ihn zu übertreffen. Von allen nöthigen und nützlichen Kenntnissen, die innerhalb der Sphäre eines Landwirths, sowol des vermögenden reichen Bauern, als des armen Hüfners und Tagelöhners liegen, ist nichts darinn vergessen. Das Kind wird eben sowol angewiesen, wie es einmal künftig den Acker düngen, die Pferde füttern und das Wirthschaftsgeräthe in Ordnung halten, als wie es ein Christ werden soll, damit es Gott gefalle und ewig glücklich sey. Durch diesen größern Plan, den sich der V. dabey gemacht hatte, unterscheidet sich sein Buch von dem Schloßerschen Katechischmus, der sich nur auf die Unterweisung der Landjugend in der Sittenlehre hat einschränken wollen. Die schwere Kunst, mit Kindern von allerley Dingen sinnlich, faßlich, auf so eine Art, daß sie dabey interessirt und aufmerksam erhalten werden, zu sprechen, die Gabe, angenehm und treffend zu erzählen und durch einzelne Beyspiele zu lehren, besitzen sowol Hr. Schloßer als Hr. v. Rochow. Aber auch abstrakte, metaphysische und ontologische Begriffe einem Bauernkinde so intuitivisch klar und leicht zu machen, als der Hr. Domherr die mehresten darunter zu machen gewußt hat, das will noch mehr sagen.

Schon in dieser Betrachtung allein finden wir den Versuch meisterhaft. Wahrhaftig, wer Kinder zu unterrichten hat, sollte dieses Buch und den Schloßerschen Katechismus dazu, lesen. Wir bitten alle Eltern, auch in Städten, sie ihren Kindern in die Hände zu geben, oder noch besser, sie zu lesen, und über die gelesenen Sachen bisweilen mit den Kindern

zu

zu sprechen. Wir wollen jetzo sehen, wie Hr. v. R. den Schulmeister abgerichtet hat, in seiner Unterweisung fortzuschreiten, und deshalb den Inhalt der Kapitel hersetzen. 1. Aufmerksamkeit und Wißbegierde. Mit diesem Kap., welches auf unzählige Arten verändert werden kann, sollen die Kinder fast ein halbes Jahr lang geübt werden, weil alsdenn, wenn sie erst aufs Wort und auf die Sachen merken lernen, der Unterricht für Lehrer und Lernende eine Lust ist. In die Anwendung desselben setzt der V. die ganze Kunst des Lehrers, dem er deshalb die Hülfe dabey zu geben sucht. 2. Ursache und Wirkung, damit das Kind nicht blos auf die Autorität des Lehrers und dessen Wort etwas annehme, sondern so früh als möglich die Gründe davon einsehen, und so seine Vernunft gebrauchen lerne. S. 13. „Seht Kinder, so kann man, „wie auf einer Leiter, von Wirkungen zu Ursachen, „und von Ursachen zu Wirkungen herauf und herun„ter steigen. Wenn man aber auch alle möglichen „Ursachen erforschte; so müßte man doch am Ende „bey einer Ursache stehen bleiben, welche die erste Ur„sache wäre. Und diese erste Ursache nennen wir „Gott. Der Gott, zu dem eure Aeltern vor dem „Tische beten, daß er die Speise segnen und gedeyen „lassen wolle, dieser Gott ist die erste Ursache aller „Dinge.„ 3. Vom Ergründlichen und Nicht ergründlichen. 4. Wahrheit, Gewißheit, Wahrscheinlichkeit, Irthum. 5. Glauben, ungläubig seyn, leichtgläubig seyn, abergläubig seyn. Die in den drey letzten Kapiteln klar gemachte Sachen sollen zum Vorbericht in der Religion dienen. 6. Vom Verhältniß, worinn die Menschen mit Gott stehen, oder von der Religion. Der Begrif, was Verhältniß sey, ist zwar in der Folge sehr klar gemacht, vielleicht hätte sich aber ein leichteres Wort dafür brau-

chen lassen. Der erste Theil enthält die natürliche Erkenntniß von Gottes Verhältniß gegen den Menschen; oder von den Eigenschaften Gottes; der zweyte, die geoffenbarte und biblische Erkenntniß von dem Verhältniß Gottes gegen die Menschen, und von der Beschaffenheit des Menschen selbst, wo ein kurzgefaßter Inhalt der biblischen Geschichte, bis auf die Himmelfahrt Christi vorkommt. 7. Eine Tugendlehre nach der Bibel, über Philipp. 4, 8. 9. — Diese Stelle hätte nicht besser gewählt werden können. Ueberhaupt ein Paar vortrefliche Kapitel! Alles so natürlich, so gut und richtig gesagt, und gerade das gesagt, was man ein Kind von Gott und Jesu lehren muß. Wir zweifeln, ob viele Theologen diese beyden Artickel so zweckmäßig ausgearbeitet hätten, als der V., wenn ihnen die Ausarbeitung wäre aufgetragen worden. Der Rec. erkennt wenigstens gern in dem Verf. seinen Meister, und hat sich vorzüglich gefreut, diesen religiösen Weltmann aus eigener Ueberzeugung mit soviel Verständlichkeit und Empfindung vom Christenthum sprechen, und es den Kindern so wichtig machen zu hören, als nur die wenigsten Geistlichen es in Gewohnheit haben, und der blos handwerksmäßigen Theologen keiner auch einmal kann. Es trift sich oft, daß jemand, der kein eigentlicher Gottesgelehrter, aber für die Sache der Religion eingenommen ist, besser darüber denkt und mit einem stärkerem Gefühl der Wahrheit davon schreibt, als mancher Theologe von Profeßion. Vielleicht liegt ein Grund mit darinn, daß die Religionserkenntniß bey jenem aus der ersten reinen Quelle, der Offenbarung Gottes in der Natur und Schrift geschöpft ist, und sich so, gleich einem klaren Quellwasser ungehindert in die Seele ergießt, anstatt, daß sie bey diesem mehrentheils aus dem erlernten wissenschaftlichem System,

stem, dem angenommenen Lehrbegrif seiner Kirche, ihren Ausfluß nimmt, wo sie denn vielmals durch tausend Krümmungen von dem Verstande und Herzen abgeleitet wird, und also nicht den geraden Weg dahin findet. Der christliche Weltmann hält sich an die simpeln Wahrheiten der Religion und läßt sein Herz im schreiben davon überfliessen. Bey vielen Theologen, denen immer die erlernte Dogmatick den Gleis vorzeichnet, in welchem sie ihren Gedanken nachgehen müssen, tragen so manche Ursachen dazu bey, daß sie sich von der einfältigen Wahrheit, die sicherlich am stärksten rührt, oft so sehr weit entfernen, und wenn sie schreiben, mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen schreiben. Eine Probe von der Art des V., die Kinder von einer Religionswahrheit zu überzeugen, mag diese seyn: S. 66. „Auf lauter „Rosen können wir Menschen bey aller Gottseligkeit „dennoch nicht gehen. Es giebt auch nothwendiges „Leiden. In Gottes Entwurf aller Ursachen und „Wirkungen gehörte dieses mit. Wenn aber ein gu„ter Vater seinem lieben Kinde zwar übel schmeckende, „doch heilsame, Mittel brauchen liesse, um es vor „herrschenden Krankheiten zu verwahren; so thäte „das Kind unrecht, wenn es glaubte, der Vater „wäre ihm deshalb nicht gewogen. So macht es „Gott, lieben Kinder, mit den Menschen. — Ich „will euch eine Geschichte davon erzählen.

„In der Stadt waren einmal Schauspieler, die „für Geld in einem großen Hause des Abends, ihre „Kunst sehen ließen. Einer von meinen Bekannten „wollte mit seiner Frau und seinen zwey Kindern hin„gehen, und hatte schon alles bestellt. Die Kinder „freuten sich besonders sehr auf das Schauspiel, auf die „vielen Lichter, die bunten Kleider, die Musik, und „was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf

„den

„den Mittag wird der Mann sehr krank, da mußte
„die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern
„sollten die Kinder nicht ins Schauspiel gehen. Da
„weinten die Kinder sehr, daß von ihnen diese Lust
„vergebens gehoft wäre. Das eine Kind war so
„unwillig, daß es gar sagte: „Warum mußte der
„Vater eben heute krank werden? Eben heute, da
„wir einmal eine Lust haben sollten? Aber hört, Kin-
„der, was geschah? den Abend kam Feuer im Schau-
„spielhause aus, es brannte bis auf den Grund ab,
„und die meisten Zuschauer wurden erdrückt im Ge-
„dränge, oder erstickten vom Rauch, oder verbrann-
„ten in der Flamme.

„Da merkten die Aeltern, das die Krankheit des
„Vaters eine wohlthätige Schickung und Regierung
„Gottes gewesen, und lobten Gott dafür. Ihre Kin-
„der aber lehrten sie an diesem Exempel: Daß Gott
„auch bey zugeschickten Leiden die beste Absicht habe,
„und daß, wenn wir oft nicht zugleich wissen, wozu
„das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren
„werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns
„meyne.„

8. Von der Gesellschaft und der Obrigkeit, von Gesetzen und Soldaten. Einen kürzeren und deutlicheren Abriß ihres Ursprungs für Kinder, kann man nicht lesen. 9. Vom Verhältniß. Hier macht der V. den Begrif dieses im vorhergehenden oft gebrauchten Worts so klar, daß ihn ein Kind gar wohl fassen kann. Vielleicht hätte dieses Kapitel anderen vorgehen können. 10. Von der Höflichkeit im Umgange und im Reden; und vom nöthigen Briefschreiben, wozu einige Muster gegeben werden. 11. Etwas von der Rechenkunst, als eine Uebung des Verstandes. Die fünf simpeln Species werden den Kindern bekannt gemacht. 12. Etwas von Ausmes-

messung der Flächen und Körper, und etwas Mechanik; dem ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Längenmaße und Gewichte rc. vorgesetzt ist — Es ist wohl durch ein Versehen in der Druckerey geschehen, daß die Figur des größern Feldes, S. 101. auf dem Papier weniger Raum einnimmt, als die Figur des kleineren, wo der Augenschein des Kindes die Demonstration des Lehrers zur Lügnerin machen könnte. 13. Vom Augenmaaß uud Betruge der Sinne. S. 109. „Sehet diesen Stock in dem „Glase mit Wasser! Ist er gerade oder krumm? — „Du irrst, mein Sohn! Er ist nicht krumm, sondern „gerade; aber im Wasser schien er dir krumm.„ 14. Von natürlichen Dingen zur Vermehrung nützlicher Erkenntniß — Hier wird den Kindern von Himmel und Erde, vom künstlichen Bau des menschlichen Körpers, von den mannichfaltigen Arten der Thiere, Gewächse, Feldfrüchte rc. eine sehr nützliche Vorstellung gemacht. S. 114. wird ihnen beyläufig gesagt: „Die Thiere, deren eine unzähliche Menge, „groß und klein auf der Erde, oder im Wasser leben, „sind zu eurem Nutzen da. Ihr dürft sie tödten, aber „hütet euch, daß ihr sie nicht unnöthig martert. Der „Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes, sagt die „Bibel. Ich weis gewiß, daß es euch schädlich ist, „wenn ihr unbarmherzig mit den Thieren umgeht. „Die bösen Kinder pflegen im Frühling und Sommer die Vogelnester zu zerstöhren. Lasset das nicht „von euch gesagt werden. Die Vögel singen euch „ihren Gesang, und die meisten darunter schaffen die „Raupen und anderes Gewürme weg, die Früchten „und Menschen schädlich werden könnten, wenn sie „sich zu sehr vermehrten rc.„ — 15. Von den Mitteln, die Gesundheit zu erhalten; und einige einfache Vorschläge, die verlohrne Gesundheit wieder her-

herzustellen. Ein überaus nöthiges und brauchbares Kapitel! Die Lehrlinge werden aus faßlichen Gründen vor Erhitzung, Verkältung, Uebermaaß im Essen und Trinken, Gram und Kummer des Gemüths gewarnt, und dann werden ihnen die simpelsten Mittel wider Flußfieber, bey Pocken, andern Arten der Fieber, Ruhr, Quetschungen und Geschwüren namentlich vorgeschlagen. 16. Von der Landwirthschaft, als einem Berufe, und Grundsätze, worauf es bey allen Arten der Landwirthschaft ankommt. — Von gleicher Wichtigkeit für künftige Landleute mit dem vorhergehenden Kapitel! Hier lernt die Jugend die unterschiedenen Arten und den unterschiedenen Werth des Getraides, der Hülsenfrüchte und anderer Erdgewächse kennen, und bekommt Anweisung, wie der Acker auf die vortheilhafteste Art zu bearbeiten sey, wie das Vieh müsse gehalten werden, wie man die Wiesen in guten Stande erhalten, das Holz sparen, Bäume pflanzen, pfropfen, inoculiren, und wie der Landmann in aller Absicht auf Ordnung sehen müsse, wenn seine Wirthschaft einen guten Fortgang haben soll.

In der lesenswerthen Einleitung giebt der V. die Ursachen an, welche ihn bewogen hätten, ein Lehrer des Landvolks zu werden. Edlere Bewegungsgründe kann kein Schriftsteller bey seinen Werken je gehabt haben. Auch die Frage: „Ist es der Einrichtung des „Staats nicht nützlich, wenn der Bauer dumm bleibt; „nicht schädlich, wenn er klug und verständig wird?„ wird zur Beschämung dererjenigen, die solches als ausgemacht angenommen haben, beantwortet. Daß es doch vor die Augen und Ohren der Großen kommen möchte, was am Ende so stark gesagt wird! „Zum „Nagelschmieden, einem der simpelsten Handwerke, „hält man doch wenigstens drey Lehrjahre für nöthig. „Ist es nicht zu verwundern, daß man geringer

„von

„von der Landwirthschaft zu denken scheint, und daß „man von ihr glaubt: sie lerne der Bauer von selbst? „Ja, er lernt sie; aber wie? Mit allen Irthümern „und Vorurtheilen seiner Vorfahren und zu der ge„ringsten Verbesserung, durch Nachdenken und Kennt„nisse, unfähig uud auch unwillig.

„Ein Landesherr, der die wichtige Wahrheit glaubt, „daß im Ackerbau die Grundkraft des Staats liegt, „wird mit den besten Edikten zur Verbesserung tauben „Ohren predigen, wenn er nicht für die bessere Ein„richtung der Schulen zur Bildung der Gemüther „in der Jugend, durch Unterricht in den nützlichsten „ökonomischen Erkenntnissen, Sorge trägt.

„Ich will kürzlich meine Meynung sagen, was „verbessert und wie verbessert werden müsse. 1. Mit „Handwerkern und unwissenden Bedienten muß keine „Dorfschule mehr besetzt werden! sondern, wo mög„lich, mit Candidaten der Theologie, und aus ihnen „würden die Dorfprediger hergenommen. Den Nu„tzen brauche ich nicht zu sagen. — Sollte dieses „nicht angehen; doch mit geschickten und fleißigen Leu„ten, die der Prediger mit dieser Lehrart vertraut ge„macht hat. 2. Sie müßten alle auf 100 Thaler „jährlich, wenigstens stehen, damit sie sich ganz dem „Schuldienste weihen könnten. 3. Es müßten Klas„sen seyn, drey oder vier u. s. w.

„Ihr Herren der Erde! möchtet ihr doch nichts „gegen den zweyten Paragraphen einwenden! Hier„auf kommt alles an. Und welche Ausgabe wäre „edler, oder würde reichere Zinsen tragen? Wo sehr „arme Herrschaften sind, müßten Kirchenkassen, ja „selbst die Unterthanen zusammenschiessen. Sonst „aber schliesse sich doch keiner aus, hier zuzulegen. „Sind wir denn blos

„— Fruges consumere nati?

„Sind

„Sind wir nicht Haushalter Gottes? Sollen wir „nicht sein Reich vermehren, und das Reich der Finsterniß zerstöhren helfen? Ach daß doch dieser edle „Eyfer in allen Seelen entbrennen möchte! daß allgemeine Menschenliebe hier keinen Stand ansehen; „daß durch Ausbreitung einsichtsvoller Tugend, in „jedem Dorfe Glückseligkeit wohnen, und daß Ge„rechtigkeit und Frieden sich überall begegnen möchte!„

Mit goldenen Buchstaben möchten wir diese Worte über die Thüren und an den Wänden aller Kammern und Finanzcollegien angeschrieben wünschen. Wie viel Ruhm, wie viel ausnehmende Hochachtung verdient ein Weltmann, der das nicht blos schreibt, sondern auf seinen Gütern selbst die Schulen darnach einrichtet, reichlich besoldete Schulmeister aus seinem eigenen Vermögen hält, welche die Kinder nach diesem sehr schönen Buche, welches verdiente überall in die Landschulen eingeführt zu werden, unterrichten müssen, wie der Hr. Domherr v. Rochow thut. Wir möchten die in der ersten Generation gewiß schon merkliche Verbesserung des Landes sehen, wo der Regent auf seinen Domainen und der vermögende Adel auf seinen Rittergütern es eben so machte.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir denn noch einige andere zum Unterricht der Jugend im Christenthum geschriebene Bücher anzeigen. Das vorzüglichste darunter ist:

Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 95 Seiten,

welche den Hrn. Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, zum Verfasser hat. Noch haben wir unter allen Schriften dieser Art, welche seit einiger Zeit herausge-

gekommen sind, keine gelesen, die uns so befriedigel hätte. Sie ist ihrem Zweck völlig gemäß eingerichtet, und trägt die eigentlichen, zur christlichen Religion gehörigen Glaubens- und Sittenlehren, in einer fruchtbaren Kürze, und doch mit der nöthigen Vollständigkeit vor. Die Schriftstellen, welche für eine jede Lehre angeführt werden, sind so gewählt, daß wir keine gefunden haben, die das nicht bewiese, was sie beweisen soll. Sie sind auch wörtlich beygedruckt, welches zur Ersparung der Zeit, welche die Katechumenen sonst mit Aufschlagen der Bibel zubringen, sehr vortheilhaft ist. Der ganze Plan des Büchleins ist kürzlich dieser:

Die Einleitung. Wir Menschen haben nicht nur einen Leib, sondern auch eine vernünftige Seele, deren Hauptverlangen dahin geht, wir wollen gerne auf ewig glücklich seyn. Dabey ist uns zu wissen nöthig, ob wir es auch werden können, und wenn es geschehen kann, wie wir es anfangen müssen, um zu unserm Zweck zu kommen. Die Lehre Jesu, oder das Evangelium, welche wir in der h. Schrift aufgezeichnet finden, kommt uns in dieser wichtigen Angelegenheit mit ihren Unterweisungen zu statten. Ihr Inhalt ist unter zwey Hauptstücke gebracht.

Sie lehret uns I. Wir können auf ewig glücklich werden, denn 1. es ist ein Gott. 2. Dieser kann uns auf ewig glücklich machen, weil er a) der vollkommenste Geist (hier werden die göttlichen Eigenschaften nach der Reihe abgehandelt) b) Herr über alles ist. (Hier steht die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Regierung) 3. Er will uns auch ewig glücklich machen, weil er a) unsere Natur dazu fähig gemacht; b) alles, was wir dazu bedürfen, veranstaltet hat, nemlich Versicherung der göttlichen Begnadigung, weil wir sündige Menschen sind, Kraft

zur Besserung des Gemüths und gewisse Hofnung des ewigen Lebens. Alles dieses ist uns durch Jesum Christum zu Theil worden. (Mit einer ungemein fruchtbaren Kürze wird unter diesem Abschnitt erstlich die Geschichte Jesu und dessen, was er zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gethan hat, erzählt, und dann von den eben erwähnten geistlichen Gütern, die wir aus Gottes Vorsorge durch Christum erlangen können, eine so wahre und biblische Vorstellung gemacht, als man es sonst in christlichen Lehrbüchern eben nicht gewohnt ist.

Nun folgt die christliche Moral, denn die Lehre Jesu unterweiset uns auch II. was wir thun müssen, um auf ewig glücklich zu werden. Wir müssen nemlich gut gesinnt werden und wandeln. Hier wird gezeigt 1. was zu einem guten Sinn und Wandel gehöre, nemlich gegen Gott, wahre Verehrung desselben durch Dankbarkeit, Gehorsam, Vertrauen, Gebet, Beförderung der Ehre desselben bey andern und Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes gegen uns selbst, aus wohlgeordneter Selbstliebe, die Sorge für unsere geistliche Wohlfarth; für die leibliche Wohlfarth; die Erfordernisse dazu, als Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung, Keuschheit, Mässigkeit und gegen andere Menschen, sowol gegen jeden ohne Unterscheid die allgemeine Menschenliebe, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Dienstfertigkeit zur Beförderung seiner geistlichen und leiblichen Wahlfarth, mit allen Zweigen, in welche sich diese Tugend ausbreitet — als gegen diejenigen Menschen, welche mit uns in näherer Verbindung stehen, nemlich Eltern und Kinder, Ehegatten, Herrschaften und Dienstbothen, Obrigkeiten und Unterthanen. 2. Wie wir zu einer solchen guten Gesinnung a) gelangen (wo die Natur der Bekehrung eines

Menschen, die Mittel und Kennzeichen derselben vorkommen) und b) dabey bleiben, durch den fleißigen Umgang mit unserm Gewissen, Beschäftigungen des Gemüths mit der göttlichen Wahrheit, Uebung des Gebets, Uebung im guten Wandel.

Den Beschluß machen die Beweisgründe für die Zuverläßigkeit der christlichen Lehre. 1. Worauf sie sich gründet, nemlich auf ihre innerliche Vortreflichkeit selbst, auf Begebenheiten und ausserordentliche Thaten Jesu. 2. Wozu sie uns verpflichtet, nemlich zum Glauben an diese Lehre und zum Bekenntniß derselben, dazu auch die Taufe und das Abendmahl von Christo verordnet worden.

Man sieht leicht, wie wohl überlegt und regelmäßig geordnet dieser ganze Plan sey. Wie sehr gut er bearbeitet und ausgeführt worden, davon mögen sich alle diejenigen überzeugen, die das wichtige Geschäft auf sich haben, eine christliche Jugend bey heranwachsenden Jahren in der Religion zu unterrichten. Wer sich dazu eine gute Anleitung und ein Buch zu haben wünscht, das er zum Grunde seines katechetischen Unterrichts legen, und welches zugleich den jungen Leuten zur Wiederholung der gehörten Lection dienen kann, dem können wir dieses als das beste, das uns bisher bekannt ist, empfehlen. Zum Gebrauch bey kleinen Kindern müßte sich der Lehrer einen Auszug daraus machen. Auch die erwachsenen Christen könnten und sollten für sich einen sehr heilsamen Nutzen daraus ziehen. Es hat in der That ein solches Buch, worinn alle in das Christenthum gemengte Menschenlehren weggelassen, und die ächten, göttlichen Wahrheiten des Evangeliums unverfälscht vorgetragen sind, bis jetzt noch gemangelt. So leicht es gemacht zu seyn scheint, so viel Schwierigkeiten entdeckt man dabey, wenn man wirklich an die Aus-

arbeitung kommt. Schon mehrere haben ganz gute Versuche darinn gewagt. Dem V. war es vorbehalten, seine Vorgänger zu übertreffen. Wir bezeugen ihm unsern öffentlichen Dank für eine so gemeinnützige Bemühung, und sind versichert, daß dadurch in der Folge viel junge Gemüther zur herzlichen Annehmung eines aufgeklärten und praktischen Christenthums werden gebracht werden.

Wir kommen von dieser Schrift auf eine andere, und schon ältere ähnliche:

Entwurf eines Unterrichts in der christlichen Religion für meine Catechumenen zwischen 13. und 17. Jahren. Jacob Elias Troschel. Berlin, in Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1771. 8. 114 Seiten.

Der Hr. V. ist Prediger bey der Kirche in der köpenickischen Vorstadt zu Berlin. Auch sein Büchlein verdienet Lob. Einige Sachen, die uns nicht in den christlichen Unterricht zu gehören dünken, ausgenommen, hat es unsern Beyfall. Das neue davon ist wohl die Einkleidung des Vortrages in einer Anrede an die Katechumenen, welche durchs ganze fortgeht. Der Gang, den der V. genommen hat, ist folgender: I. Natürliche Religion. Es ist ein Gott. Gottes Eigenschaften. Einheit. Seele. Pflicht des Geistes. Erhaltung und Regierung der Welt. Unsterblichkeit. Seelsorge. Natürliche Pflicht; schwache Beruhigung. Mängel der natürlichen Religion. II. Christliche Religion. Geschichte Jesu. Apostel und ihre Schriften. Göttlichkeit der Schrift. Lehren der heiligen Schrift. 1. Ursprung und ursprünglicher Zustand des Menschen. [Engel] 2. Abfall und Verschlimmerung des Menschen. (Die

Er-

Erzählung des Moses vom Fall des Menschen wird von dem Verf. nach dem Buchstaben genommen. Dem Rec. dünkt es aus den stärksten Gründen entschieden zu seyn, daß die Mosaische Vorstellung durchaus poetische Allegorie sey, welche den Ursprung des moralischen Bösen sehr richtig und treffend abbildet. Wo sagt denn Moses, oder wo steht es sonst, (die Off. Joh. ausgenommen) im A. oder N. T., daß die Schlange die böse Substanz ausser dem Menschen, die wir Teufel nennen, gewesen sey? Und wie ist es möglich, daß der Teufel die Schlange hat können menschlich sprechen lehren, da ihre Organen nicht zum sprechen eingerichtet sind? Kann er etwa mehr, als Gott? Kann er sogar Unmöglichkeiten wirklich machen? Und Gott hat doch, wenn es ja ein mögliches Wunderwerk gewesen, dies Wunder gewiß nicht gethan, denn sonst wäre er der Urheber der Sünde. Der V. meynt, 1 Tim. 2, 14. und 2 Cor. 11, 3. bewiesen, daß Moses eine wahre Geschichte erzählt habe. Dem Rec. kommt das gar nicht so vor. Wenn es wahr ist, daß das Weib die Verführerinn des Adams gewesen, warum sollte der Apostel Paulus nicht unter der bekannten, vom Moses gebrauchten bildlichen Vorstellung davon sprechen? Er sagt nichts weiter, als: die Schlange hat Hevam verführt, ohne sich zu erklären, ob die Schlange ein böser Geist ausser dem Menschen gewesen sey, oder ob die mit so schlauer Schlangenlist uns berückende Sinnlichkeit darunter abgebildet werde.) Natürliches Verderben. (Ob alles, was hierüber von dem V. nach dem theologischen Lehrbegrif wahres gesagt wird, auch exegetisch wahr sey? das ist eine andere Frage.) Wirkliche Sünde. Strafbarkeit und Strafe. (Sollte es wohl wirklich Strafen Gottes geben, die nicht aus der Sünde selbst folgen? Gott, der nie willkührlich

handelt, straft auch nie willkührlich.) 3. Gnädige Anstalten Gottes zur Wiederherstellung des sündhaften Menschen. — Die besondere Fürsehung und Regierung. — Die Erlösung durch Jesum Christum. a. Persönliche Beschaffenheit Christi. b. Verschiedener Zustand Christi. (Dem theologischen System ist über diese beyden Punkte ebenfalls nichts vergeben worden. S. 61. hätten wir nicht 1 Joh. 5, 20. zur Beweisstelle für die wahrhafte Gottheit Christi angeführt. Man sehe die Stelle recht an, sie handelt gewiß vom Vater, denn das: dieser ist ꝛc. hindert daran nicht. Sollte das οὗτος nothwendig auf den zuletzt erwähnten Sohn Gottes gehen, so müßte nach 2 Joh. 7., wo eben diese Wortfügung vorkommt, Jesus Christus auch der Verführer und der Widerchrist seyn. Der ganze Context giebt es auch, daß der Vater gemeynt sey. — Der Gedanke, den wir so oft gelesen, und der auch hier vorkommt, nemlich, daß wir glauben und wissen müssen, Jesus sey wahrhaftiger Gott gewesen, „weil wir nur dadurch versichert seyn können, daß Jesus die vollkommene Tüchtigkeit besitze, unser Erlöser zu seyn „ kommt uns immer ungegründet, und gewissermassen seltsam vor, so gewöhnlich er auch ist. Wir Menschen wollen darüber raisonniren, was unser Mittler seiner Person nach hat seyn und nicht seyn müssen, wenn der Zweck seiner Sendung in die Welt hat erreicht werden sollen. Ist das nicht sonderbare Klügeley? Woher wollen wir denn die Gründe dazu nehmen? Wenn mir Gott sagen läßt, und ich bin sonst nur gewiß versichert, daß Er es mir sagen lässet: den und den habe ich zu deinem Erlöser verordnet, und wenn du seiner Lehre glaubst und folgst, so sollst du deiner vormaligen Vergehungen ohnerachtet, dennoch begnadiget und selig werden; so setzt mich die Unwis-

sen-

senheit über seine eigentliche metaphysische Natur, worüber die Theologen von Anbeginn an bis jetzt disputirt haben, und verschiedener Meynung gewesen sind, in nicht den mindesten Zweifel, ob er auch wirklich mein Erlöser sey. Das Zeugniß Gottes, auf welches am Ende doch alles dabey ankommt, dienet mir zu meiner völligen Beruhigung, statt aller Vernünfteley. — Hr. Troschel, der gelegentlich seine christlichen Predigten etlichemal citirt, verweiset auch diejenigen, welche sich bey seinem von Christi Person gegebenen Unterricht nicht beruhigen können, (Seine Katechumenen, sollten wir denken, würden sich alle beruhigen) und von diesem wichtigen Lehrpunkt eine ausführliche, nicht schulgelehrte Erkenntniß haben wollen, auf die zehnte und eilfte Predigt. Uns dünkt aber, als wenn diese beyden Predigten sehr voll gelehrter Schulwissenschaft wären.*) Wenn der sonst gewiß aufgeklärte, und über soviel andere Sachen richtig urtheilende V., das, was er dort hierüber vor dem Volke geprediget hat, mit den eigenen Reden Jesu, bey dem Johannes, wo derselbe deutlich genug von seiner Person spricht, noch genauer vergleichen möchte, so kommt es uns vor, als ob er manches davon künftig selbst noch wohl einmal in seinem Privaturtheil zurücknehmen dürfte. Wir halten es für unmöglich, daß jemand, der diese lichtvollen und deutlichen Behauptungen Jesu von sich selbst, ohne Kenntniß des theologischen Systems läse, folglich auch ganz ungewohnt wäre, ihren Sinn nach demselben zu drehen, aus ihnen das herausbrächte, was die mehresten Schriftausleger darinn finden wollen. — Auch die biblischen Redensarten von Versöhnung und Opfer Christi möchten wohl nicht nothwendig die Erklärung leiden

*) A. d. B. XIII. 1. S. 234.

müssen, die ihnen der V. mit andern giebt. — Daß der Mensch Christus Jesus nach vollbrachter Erlösung in die unaufhörliche Vereinigung mit der Gottheit wieder aufgenommen worden (S. 65.) davon kann sich der denkende Gelehrte, geschweige das Kind, keine vernünftige Vorstellung machen. Es sind auch nur die scholastischen Theologen, die sich so darüber ausdrücken. In der Bibel steht nicht ein Wort davon; denn waß Petrus Apostelgesch. 2, 24. und Paulus Hebr. 2, 7-10. so etwas gelehrt hätten, können wir, nach der natürlichen Bedeutung ihrer Worte, ganz und gar nicht finden.) c. Summe dessen, was Christus geleistet hat. 4. Rechte Anwendung der Lehre von der Erlösung Jesu. Sehr richtig wird hier S. 71. gesagt: „Die Lehre von der Erlösung Jesu „ist noch nicht die christliche Religion selbst, sondern „ihr müßt lernen, wie ihr sie zu eurer sichern Beruhigung und Hofnung — zu eurer innerlichen Herzensbesserung, zu euren wohlgefälligen Gottesdienst „und äusserer Tugend, brauchen könnet und wollet. „Dies alles muß beysammen seyn, und das heißt „denn erst christliche Religion. Beruhigung und „Hofnung allein von Christo suchen, ohne christliche „Besserung und Tugend, heißt Christum entehren — „und anstatt einer vernünftigen Religion, wie die „christliche seyn muß, in Aberglauben verfallen.„ a. Gleichnißvorstellung dessen, was Gott dazu thut, und was jeder Christ thun muß. — Sie ist von einem erhabenen, reichen Herrn hergenommen, der jemanden, welcher unter einem verarmten, elend und ungesittet gewordenem Volke wohnet, durch seinen Sohn den Antrag thun lässet: Komm zu mir, du sollst es bey mir besser haben; ich will dich zu einem klugen, gesitteten Menschen erziehen, dich auf immer reichlich versorgen, und so glücklich machen, als du

dir nur vorstellen kannst. — Das Gleichniß ist gut und passend, nur fällt es sehr ins gezwungene, wenn der V. die Erklärungen der biblischen Ausdrücke: Berufung, Busse oder Bekehrung, Erleuchtung, Glaube, Rechtfertigung durch den Glauben, Wiedergeburt (ist ja nur ein anderes Wort für Bekehrung!) Heiligung und Erhaltung, alle darnach zu formen sucht. b. Tugend — Gesetze Gottes und Jesu. — 5. Aeussere Mittel zum Glauben und Tugend. a. Lesung der heil. Schrift. Dabey werden nöthige und brauchbare Regeln gegeben. Der Rec. hätte die Anzahl der bibl. Bücher, welche alle Christen vorzüglich lesen sollen, noch kleiner gemacht. Wie vieles steht in dem Moses, den alten Geschichtbüchern, dem Hiob und den Propheten, das gar nicht für die gemeinen Christen gehört, und auch nicht verstanden wird, wenn sie es gleich lesen. — Daß nicht alle historische Wahrheit in der Bibel eigentlich zu dem göttlichen Worte gehöre, hätte vielleicht auch wörtlich bemerkt werden sollen: b. Gebet. c. Sacramente — Taufe. Abendmahl. Der Schluß S. 105. hat uns befremdet: „Weil Jesus Brod und Wein an die Stelle sei„nes Leibes und Blutes gesetzt hat, und es auf sein „Wort eben soviel gelten soll, so geniesset ihr auch „wirklich seinen Leib und Blut.„ Ein ganz neues Argument für Luthers Lehre! Der schwerste und leichteste Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion. Er ist kurz dieser: „Nehmt die Lehre Jesu „an, lebt darnach, so werdet ihr gewiß wissen: das „Christenthum muß wahr, muß göttlich seyn, das „uns so gut und glücklich macht.„ Beschluß des Menschen und der Religion. Tod. Auferstehung. Gericht. Ewigkeit.

Wir würden die beyläufigen Anmerkungen nicht gemacht haben, wenn uns nicht der Entwurf des V.

in dem übrigen recht wohl gefiele. Er gehört gewiß mit zu den guten und brauchbaren Schriften dieser Art; sowol wegen der Faßlichkeit und Popularität, womit das meiste darinn gesagt wird, als auch deswegen, daß der V. vieles von Lehrsätzen, Erklärungen und Beweisen, was man sonst der Jugend zu sagen pflegte, und wohl sagen zu müssen glaubte, weislich weggelassen hat, weil die Erfahrung ihn auch gelehrt hatte, daß es die jungen Leute nur überhäufte, sie verwirrte, hernach doch vergessen würde, und ihnen zu ihrem guten Christenthum ganz entbehrlich sey. Eben aus dieser Ursache hätte wirklich noch mehreres wegbleiben können. Solches ist in der folgenden kleinen Schrift geschehen:

Kurzer Grundriß der christlichen Lehre zur Unterweisung der Jugend. Bützow und Wismar. In der Berger und Bödnerischen Buchhandlung, 1772. 8. 59 Seiten.

Ihr V. ist Hr. Hermes, Präpositus zu Wahren im Meklenburgischen. Der Grundriß theilt sich in zween Abschnitte. Der erste handelt von Gott, seinen Eigenschaften und Werken, in acht Sätzen; der zweyte von dem Menschen in seinem verschiedenen Zustande, wo der V. alles, was zur christlichen Heilsordnung für den Menschen gehört, auf vier und zwanzig Sätze zurück geleitet hat. Dieser wohlgerathene Aufsatz, der sich durch seine acroamatische Kürze ausnimmt, ist für solche Kinder bestimmt, mit welchen man den Anfang machen will, ihnen die christliche Lehre im Zusammenhange beyzubringen. Er kann dem Lehrer zur Handleitung bey dem Unterricht der Jugend, und den Kindern als ein Hülfsmittel zur Wiederholung der erlernten Wahrheiten dienen. Zur

Probe der richtigen Denkungs- und Lehrart des V. wollen wir nur den achten Satz des 2ten Absch. S. 32. hersetzen: „Der Glaube an Jesum ist auf unserer „Seite die Ordnung, in welcher wir wirklichen An„theil an den Verheissungen des Evangeliums erlan„gen. So wie nun der Glaube überhaupt diejenige „demüthige, kindliche und gebesserte Gemüthsfas„sung anzeiget, nach welcher man Gott auf sein Wort „trauet, und zum Gehorsam gegen seine Befehle wil„lig ist; so bestehet auch besonders der Glaube an „Jesum, in der aufrichtigen und willigen Annahme „seiner ganzen Lehre, sowol was die darinn enthal„tenen Verheissungen, als auch die Forderungen der„selben betrift„ (Hr. Dr. Ernesti hat zwar neulich gegen einen in manchen Fächern grösseren Gottesgelehrten, als er selbst ist, der natürlicher Weise auch diesen Begrif mit dem Glauben an Christum verbindet, bey Gelegenheit, da er dessen Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamts in seiner N. Theol. Bibl. 2. B. 4. recensirte, S. 352. denselben in einem sehr entscheidenden Ton, für sicherlich falsch erklärt; aber er ist sicherlich wahr, und das verbum doctoris ex cathedra dictum dasmal sicherlich falsch. Das ganze neue Testament, das ausser diesem gelehrten Mann, sonst auch noch von vielen seines gleichen recht gut verstanden wird, bestätigt die Richtigkeit der gegebenen Erklärung vom Glauben an Christum) „der „Gläubige trauet auf die Zusagen, welche ihm sein „Erlöser gegeben, und erwartet die Seligkeiten, welche „er ihm theuer erworben hat. Er ist aber auch in „eben dem Augenblick von ganzen Herzen willig, ihm „in allen Stücken zu gehorchen, und beweiset dies „ohne Unterlaß durch die That u. s. w.„

So kurz der angezeigte Grundriß ist, so ungeheuer weitläuftig sind

Die Glaubenslehren der Christen zum Gebrauch der Schulen. Mit einer Vorrede Hrn. Joh. Jul. Heckers, K. Preußl. O. C. Raths ꝛc. von der Veranlassung, dem Zweck, der Einrichtung, und dem Gebrauch dieses Werks. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage, wobey ein Anhang von der Augspurgischen Confeßion. Berlin, im Verlag des Buchladens der Realschule, 1772. 8. 520 Seiten. Anhang 128 Seiten.

Gott sey der Schuljugend gnädig, die das alles lernen soll, was in diesem Buche steht. Das heißt recht, die christliche Religion, deren Erkenntniß man doch befördern will, in eine trockene Schulwissenschaft verwandeln, wenn man, wie in diesem Buche geschehen ist, nicht allein die Theorie davon unendlich weitläuftig macht, sondern auch die jungen Leute martert, ihrem Gedächtnisse eine Menge von Wörtern, Redensarten, Definitionen, Distinktionen und Lehrsätzen einzuprägen, wobey der gesunde Verstand so wenig denken, als ihr Herz etwas empfinden kann. Nach dem Freylinghausenschen Compendium und dessen dogmatischer Theologie, in tabellarischer Methode ein Buch schreiben, das diese beyden Bücher noch wieder mit unzählbaren Zusätzen erweitert und bereichert, und dann ein solches Buch zum Grunde des Unterrichts der Schüler legen, um Gotteswillen! ist das wohl der Weg, den jungen Leuten die Erkenntniß Gottes und des Christenthums verständlich, leicht, angenehm, wichtig, nützlich zu machen? Heißt das

den

den Saamen der göttlichen Weisheit und Tugend in ihre Gemüther pflanzen? läßt sichs denken, daß man damit künftige erleuchtete und gute Christen bilden werde? — Vielleicht rechte Kerntheologen der lutherischen Kirche? Das könnte seyn, wenn die Bekanntschaft mit allem theologischen Spitzfindigkeiten und scholastischen Lehrsätzen der Dogmatick, wenn das Auswendiglernen der Formeln des Systems den Gottesgelehrten ausmacht — Indessen der jetzige Ostfriesländische Generalsuperintendent Hr. Hähn, der als damaliger Inspektor der Realschule die Glaubenslehren zum Gebrauch der Schulen verfertiget hat, muß geglaubt haben, glaubt es noch, und wirds bis an sein Ende glauben, daß sich auf die Weise gute Christen und gründliche Theologen erziehen lassen, und was noch mehr ist, der sel. O. C. R. Hecker hat es gebilliget. Uns geht es nichts an, aber der Himmel verhüte es, daß ein solches Lehrbuch in alle Schulen eingeführt werde, welches gerade unter allen unbrauchbaren das unbrauchbarste ist. Denn was werden nach diesem Buche nicht alles für Dinge zur christlichen seligmachende Lehre gerechnet. Was für weitschweifige Erklärungen, unnütze Distinktionen, seltsame Schriftauslegungen, muß der Schüler im Christenthum aus einer solchen Dogmatick lernen, und auf was für elende Beweisgründe wird oftmals der Lehrsatz, den er glauben soll, gebauet. Nur etliche Pröbchen von jeder Art. Z. B. S. 454. die Definition vom Glauben. „Der Glaube ist ein 1) von Gott 2) durchs Wort „des Evangelii 3) in einem zerknirschtem Herzen 4) „angezündetes himmlisches a) Licht, dadurch man Je„sum α) recht erkennet β) als seinen Heiland: er ist „eine göttliche b) (es läßt sich nicht errathen, was für „ein Wort hier ausgelassen ist) „dadurch man zu Jesu „α) fliehet, β) ihn annimmt, in Jesu und auf das

„Wort

„Wort göttlicher Wahrheit γ) beruhet, dadurch man „auch a) von Gott gerechtfertiget und b) geheiliget „wird.„ Aus der Schule sollte man doch den Docenten jagen, der so wenig Logik versteht, daß er nicht einmal eine simpele und bey aller Kürze, adäquate Erklärung von einer Sache machen kann — S. 265. folg. „Die Gnade Gottes nach ihren Wirkungen und „Stuffen, muß der junge Mensch lernen, wird ein„getheilt in die gratia miserans, oder forensis oder „applicans oder medicinalis; ferner in die praeve„niens, praeparans, operans oder convertens, „cooperans„ und dann die Beschreibung einer jeden dazu. Nun hat der Schüler im Christenthum wohl rechte Begriffe und Empfindungen von der Gnade Gottes bekommen? — Zum Beweise der Gottheit Christi aus der Vergleichung des A. mit dem N. Testament, wird S. 136. unter andern der Grund angeführt: „Es.6,1. Ich,(Esaias) sahe den Herrn,(Je„hova) sitzen, auf einem hohen und erhabenen Stuhl ꝛc. „Verglichen Joh. 12, 40.41. Solches sagte Jesaias, „da er seine (des Meßiä) Herrlichkeit sahe ꝛc. Ps. „68, 18. Der Wagen Gottes ist viel tausendmal tau„send: der Herr ist unter ihnen im heiligen Sinai. „Verglichen Eph. 4, 8. Er, (Christus) ist in die „Höhe gefahren ꝛc.„ Geben wir Theologen nicht den Spöttern des Christenthums recht erwünschte Gelegenheit, ihr Spiel mit uns zu treiben, wenn wir die Wahrheit einer Lehre, von welcher wir sie überreden wollen, auf so elende Argumente gründen? Wer hat Schuld, wenn auf die Art Bibel und Theologie bey Leuten von Verstand lächerlich werden? — Damit der künftige Christ oder Theologe ja nicht glaube, daß es ausser der Christenheit auch tugendhafte Menschen gebe, und jemand, der von Leuten einer gewissen Sekte nicht für bekehrt gehalten wird, doch wohl

gute Handlungen verrichten könne: so wird ihm gelegentlich wohl eingeschärft, „daß die Tugenden solcher „Menschen splendida vitia wären.„ Dergleichen Lehren, zumal wenn sie mit einer gewissen feyerlichen Heiligkeit den jungen Gemüthern eingepredigt werden, helfen unvergleichlich dazu, daß es der Kirche niemals an intoleranten aufs verketzern abgerichteten Priestern aus des h. Augustinus Schule fehle.

Das Werk, von dem wir sprechen, sey indessen eingerichtet, wie es wolle. Genug es ist abgegangen, und die Buchhandlung der Realschule hat seit zwey Jahren bey Hrn. Hähn um eine neue vermehrte und verbesserte Auflage wiederholte Ansuchung gethan. Ihre Besorgung nahm der Hr. Gen. Sup. im Monat März 1772. über sich, „als ihm Gott nach seiner „wunderbaren und weisen, aber recht gnädigen Re„gierung, dafür er ihm nicht genugsam danken kann, „eine solche Muße und Ruhezeit gegönnet, als er in „seinem Leben noch nie gehabt, und er an einem ru„higen und stillem Orte leben konnte, dafür Gott, wie „er schreibt, seinen Wohlthätern aus Gnaden, die „stolze und ewige Erquickung in den Häusern des Frie„dens wolle geniessen lassen„ (S. Vorr.) Die Vermehrung dieser Auflage besteht hauptsächlich in der vorstehenden Einleitung in die Theologie und dem angehängten Abdruck der Augsburgischen Confeßion. Diese ist aus dem Grunde hinzugefügt, damit die evangelisch lutherische Jugend auch bey Zeiten darinn unterrichtet werde, und solche kenne, wenn sie bey ihrer Confirmation in den Schoos der lutherischen Kirche, als ächte Glieder, soll aufgenommen werden; (Also das künftige Dienstmädchen und der künftige Handwerksbursche soll nicht eher confirmirt werden, bis sie wissen, was in A. der Conf. steht? Woran denkt Hr. H.?) insonderheit aber um derer willen, die Theologie stu-

die-

dieren und Pfarrern werden sollen; (die könnten sie aber leicht anderswo lesen) „welches, wie Hr. Hähn „sagt, die Gefahr unserer jetzigen Zeit um so nöthi„ger gemacht, da die Symbolischen Bücher, selbst „von Lehrern der evangelischen Kirche angegriffen, „verachtet und verspottet würden, und dieser krebs„artige Schade immer weiter um sich griffe.„ — Hr. H. beurtheilt diese Sache nicht recht. Die A. Conf. verachtet und verspottet eigentlich kein verständiger Mann, geschweige ein rechtschaffener Theologus; er schätzt sie vielmehr als ein ehrwürdiges Denkmal der christlichen Religionserkenntniß unserer ruhmvollen Reformatoren. Ihr Hauptverfasser war auch um ein gut Theil gelehrter und erleuchteter als manche Aebte und Gen. Superintendenten unserer Zeit. Aber für die Geistlichen, denen es an wirklicher theologischer Gelehrsamkeit fehlt, die sich über streitige Lehrsätze der Dogmatick niemals selbst auf eine unpartheyische Untersuchung eingelassen, weil es ihnen an Kopf oder an Willen dazu gefehlt hat, und allen Untersuchungsgeist in dieser Art mit vielen andächtig klingenden Worten, als vorzüglich heilige Männer Gottes, für verderblich ausschreyen; für die Geistlichen, welche zu träge, oder zu schwachmüthig, oder zu stolz sind, noch alle Tage zuzulernen, und in der theologischen Erkenntniß weiter zu kommen, als man vor ein paar hundert Jahren war; welche alles, was der in ihren Augen untriegliche Luther noch nicht eingesehen oder gelehrt hat, als Seelen verderblichen Irthum verdammen, wovon sich Leute, die es nicht beurtheilen können, auch leicht durch allerhand Vorspiegelungen bereden lassen; — für diese Herren fängt man jetzt an etwas weniger Hochachtung, als sonst, zu hegen, und es scheint, als wenn es sich mit ihrem lutherisch päbstlichem Reiche je länger je mehr zum

Ende

Ende neigte. Da Hr. H. diese Saite berührt hat und sie sehr laute tönen läßt, so daß er manche Lehrer und Bücher (diejenigen nemlich, welche die Symbola der Kirche nicht über ihren Werth erheben) beschuldiget: „sie verwirrten die Ungelehrigen und Leicht„fertigen, sie brächten die wankenden Gemüther zum „Zweifeln, Unglauben, wo nicht gar zur Verleug„nung und zum Abfall von der evangelisch-lutheri„schen Lehre, wozu sie durch dieselben gar leicht wil„lig, bereit und fertig gemacht würden:„ so wird er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm bey dieser Gelegenheit nicht leiser, als er den Ton angegeben hat, sagen: daß gerade die Männer, über welche er sich beschwert, und die er für so gefährlich erklärt, durch ihre Schriften schon manches wankende Gemüth in der christlichen Wahrheit befestiget und mehr als einen Zweifler zum überzeugten Glauben an die gesunde Lehre Jesu Christi zurückgebracht haben; dahingegen Schriften, wie Er sie in die Welt schickt, indem sie das an sich nahrhafte, Vernunft und Geist stärkende Evangelium, in eine wässerichte, ungesalzene und dadurch ganz unschmackhaft werdende Speise verwandeln, viel dazu beytragen, daß es nun gesunden Leuten gar widrig schmeckt, und manche einen Eckel dafür bekommen, den sie sonst nicht haben würden. Denn warlich, so lieb und so verehrungswürdig mir die christliche Lehre in ihrer Lauterkeit ist, und so gewiß ich von ganzer Seele daran glaube, so gestehe ich doch freymüthig, daß ich mich mit ehrlichem Gewissen von dem Bekenntnisse des Christenthums lossagen, und mich blos an die natürliche Religion halten würde, wenn das alles, was in den Hühnschen Schriften, und auch in den angezeigten Glaubenslehren für seligmachendes Christenthum ausgegeben wird, es wirklich wäre. Zum Glück weis ich

mit vielen andern Christen und Gottesgelehrten sehr gewiß, daß es das nicht ist, und ich preise die göttliche Fürsehung, daß sie bey dem gegenwärtigen Zustande der Religion und der Wissenschaften zum besseren Bau des Reiches Christi manche vortrefliche Männer erweckt, welche in ihren gründlichen Schriften die Rechte der evangelischen Wahrheit und ungeheuchelten Gottseligkeit, die sich gar merklich von Andächteley unterscheidet, so vertheidigen, daß ein vernünftiger Mensch, der sie lieset und mit Ernst darüber nachdenkt, ja dazu sagen und Hochachtung gegen die Religion der heil. Schrift gewinnen muß. Nur die jungen Leute in den Schulen, deren Vorgesetzter Hr. Hähn ist, sind zu bedauren, daß sie es sich soviel vergebliches hören und lesen und lernen müssen kosten lassen, um in die dunkeln unverständlichen Mysterien einer scholastischen Theologie eingeweihet zu werden.

Soviel unverdaute Dogmatick, als dieser deutsche Gen. Sup. die Jugend lehren will, trägt nicht einmal ein rußischer Archimandrite vor. Man lese die Uebersetzung des Buchs:

Rechtgläubige Lehre, oder kurzer Auszug der christlichen Theologie, zum Gebrauche Sr. Kaiserl. Hoheit des durchlauchtigen Thronfolgers des rußischen Reichs, rechtgläubigen Großen Herrn Zesarewitsch und Großfürsten **Paul Petrowitsch**, verfasset von Sr. Kaiserl. Hoheit Lehrer, dem **Jaromonach Platon**, nunmehrigen Archimandriten des Troitzischen Klosters. Aus dem rußischen. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1770. gr. 8. 224 Seiten.

In

In dem ersten Theile wird die natürliche Erkenntniß Gottes, in dem zweyten, die Erkenntniß Gottes, welche sich auf die Offenbarung gründet, in dem dritten die christliche Sittenlehre nach den zehn Geboten abgehandelt, auch das Gebet des Herrn erklärt. Die Lehrsätze sind unter gewissen Paragraphen mit grossen Buchstaben gedruckt, die Erklärungen und Beweise stehen in kleinen Lettern darunter. Wenn jetzt ein deutscher Gottesgelehrter ein christliches Lehrbuch für einen Prinzen schriebe, so würde man mit Recht verlangen können, daß er, ohne Rücksicht, wie dieser und jener Artickel des kirchlichen Lehrbegrifs in den ältesten Zeiten auf Kirchenversammlungen wäre bestimmt und festgesetzt worden, das Christenthum auf die allereinfachsten und verständlichsten Grundsätze zurückleitete, und besonders den Unterricht in der christlichen Moral nicht nach dem Decalogus formte, wobey er nothwendig sehr unvollständig bleiben muß; denn bey uns sind wir nach gerade darinn einig, daß alle problematische Sätze der Theologie ganz ausserhalb dem Zirkel der eigentlichen christlichen Lehre liegen, und daß nicht allein die Religion eines Weltmanns und eines Fürsten, sondern auch eines jeden Layen überhaupt, von vielen Lehrsätzen unserer hochgelehrten Dogmatick ganz und gar unabhängig sey, mit denen sie also völlig unbekannt bleiben können. Von einem rußischen Gottesgelehrten aber kann man nicht fordern, daß er diesen kürzeren, und ohnstreitig bessern Weg der Unterweisung eines Prinzen in der Religion, hätte einschlagen sollen; ob er gleich eine ungleich bessere Auswahl unter der unendlichen Menge theologischer Sätze getroffen hat, als der Mann, von dem vorher die Rede war, gethan haben würde. Sein Buch, worinn er das kirchliche Glaubenssystem dem Prinzen compendiarisch vorträgt, bleibt

daher doch immer merkwürdig, und war einer Uebersetzung nicht unwerth. Es ist an sich mit vieler Vernunft, in einer edlen ungekünstelten und männlichen Schreibart geschrieben, und wird überdem auch dazu dienen, daß manche Protestanten sich einen bessern Begrif von den Lehren der griechischen Kirche machen, die von der sogenannten Orthodoxie der lutherischen so gar wenig abgehen. Zum großen Lobe muß es auch dem V. gereichen, daß er den künftigen Thronfolger Rußlands nach Möglichkeit kein solches abergläubiges, sondern vernunftmäßigeres Christenthum, gelehrt hat, als die mehresten griechischen und katholischen Mönche und Priester zu lehren pflegen. Wir haben manche Spur davon gefunden. So erklärt er sich gegen den dummen Aberglauben ausdrücklich S. 191. „Zu den Dieben gehören auch diejenigen, welche „unter einem falschen Scheine der Heiligkeit, oder „unter der gottlosen Erdichtung von Reliquien, oder „wunderthätigen Bildern der Heiligen, das einfältige Volk betrügen, und von ihnen eine Beysteuer „ablocken.„

Wir sagten vorhin, wir wären in Deutschland schon ziemlich darinn einig, daß nur die simpelsten Religionslehren in einen katechetischen Unterricht gehöreten. Aus diesem Grunde hatte der V. des Religionssystems für junge Leute von guter Erziehung *) dasselbe auch so kurz gefaßt. Dagegen protestiren nun ein paar neuere Schriftsteller, deren Bücher wir hier denn auch mitnehmen wollen. Einer davon ist der V. der

Prüfung des Religionssystems für junge Leute von guter Erziehung. Leipzig, bey Johann

*) A. d. B. XV. B. 2 St. S. 400.

hann Gabriel Büschel, 1772. 8. 150 Seiten.

Nicht die Berlinische Gesellschaft, welche vor einigen Jahren einen Preiß auf die beste katechetische Schrift für die christliche Jugend setzte, hat, wie auf dem Titel gedruckt steht, das Religionssystem herausgegeben; sondern ein anderer Gelehrter, der den sel. Buchwitz gekannt hatte, machte ohne Vorwissen jener Gesellschaft, zu welcher er gar nicht gehörte, und die sich nie darum bekümmert hat, was aus den eingesendeten Aufsätzen, die Preißschrift ausgenommen, geworden ist, eine kurze Vorrede dazu, und dann ließ es der Verleger drucken. Die Herren von jener Gesellschaft haben es also mit dessen Herausgabe nicht allein nicht so böse gemeynt, wie der V. der Prüfung selbst glaubt, sondern sie haben auch gar nichts davon gewußt.

Prüfungen über das, was ein anderer geschrieben hat, zu schreiben, ist eine alte Mode, aber was für seltsame Dinge herauskommen, wenn gewisse Leute mit der Feder in der Hand sich hinsetzen, und ein theologisches Buch, das ihnen verdächtig vorkommt, prüfen wollen, das zeigt auch diese Prüfung, die wenigstens so läßt, als wenn sie ein junger Student geschrieben hätte, der mit seinen Betrachtungen über die christliche Religion nicht weiter gekommen ist, als ihn sein Professor in der Thetick geführt hat, von der Art, sie junge Leute zu lehren, aber gar nichts versteht. Der verstorbene Buchwitz war ein gelehrter, scharfsinniger Kopf, der die Bibel, die Philosophie und systematische Theologie mit großem Fleiß studiert hatte, und seit vielen Jahren geübt, in der Weltweisheit, Theologie und Religion zu unterrichten. Er wußte sehr gut, was zur christlichen Unterweisung

für gewisse Subjekte gehörte, und was nicht dazu gehörte. Sein Religionssystem hat es gezeigt. Nun kommt einer, der ihm an gelehrter Wissenschaft und anderweitigen Kenntnissen nicht das Wasser reicht, und sagt: ich will sein Buch prüfen. Er prüfet, und da findet er es denn zu seinem Erstaunen voller paradoxen Sätze; findet, daß die Lehren der Religion aus der Vernunft, nicht aus der Bibel bewiesen sind; findet, daß B. sein Buch nicht so, sondern so hätte machen, dieses nicht da, sondern dort sagen, das vorderste hinten und das hinterste vorne hätte hinbringen sollen; findet S. 53. 54., daß alles, was er von dem Mittelpunkte der wahren christlichen Religion beygebracht hat, zweydeutig, unrichtig and falsch sey; findet seine Beschreibung von Jesu, dem Erlöser der Menschen, so beschaffen, daß auch ein Mendelssohn sie hätte aufsetzen können, ohne seinem Judenthum zu nahe zu treten; findet, daß auch ein Socin noch besser und Christo anständiger von dessen Erlösung spricht, als es in diesem Religionssystem geschehen. Was so ein Prüfer nicht alles finden kann! Dinge, die hundert andere Augen gar nicht einmal gesucht, geschweige gefunden hätten, die sieht er auf einen Blick. Vielleicht werden ihn viele wegen seiner Scharfsichtigkeit loben? Unserthalben immer hin, wir sind nicht neidisch darauf und wenn er auch zum Generalprüfer aller verdächtigen theologischen Bücher in Deutschland bestellet würde. Doch würde der Recensent ihm dies Amt nicht auftragen, aus Besorgniß, er möchte es wie die gar zu scharfen Accisevisitatoren machen, die um ein paar Ellen Stoff, der ihnen Contrebande dünkt, manchen braven Kaufmann um Ehre und Brod bringen.

Eben das Religionssystem für junge Leute von guter Erziehung, welches die angezeigte Prüfung aus-

ste-

stehen müssen und dabey so schlecht weggekommen ist, ist auch im Rektorate zu Nördlingen von Hrn. Schöpperlin verbessert, unter dem Titel:

Populärer Religionsbegrif für evangelische Schulen und Gymnasien. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Becken, 1771. 8. 229 S.

herausgegeben worden. Dieser weise Mann hat den Einfall gehabt, jenes Büchlein, welches er zum Religionsunterricht junger Leute ungemein brauchbar, aber doch mangelhaft fand, so abdrucken zu lassen, daß er überall seine Zusätze, Anmerkungen und Erinnerungen eingeschaltet, und also eine vollständige Schuldogmatick daraus gemacht hat. Wenn der sel. Buchwitz dergleichen hätte machen wollen, so hätte er es sicherlich so gut, und noch besser als Hr. Sch. gekonnt. Aber er wollte es mit gutem Bedacht nicht, sondern ließ geflissentlich aus seinem Religionssystem alles heraus, was eigentlich nicht göttliche Wahrheit, sondern menschliche Schultheologie ist, und der Jugend zu wissen ganz und gar nicht nutzet. Nun kommt ein Verbesserer und sagt: Das Buch ist ungemein gut. Der Plan des Religionsgebäudes ist natürlich eingeleitet; für gemeine Christen ist es auch vollständig genug, besser als unsere alten Katechismen. Die Lehr- und Schreibart des V. ist so populär, so intuitivisch klar und Herzeindringend, als man wünschen kann. Aber es fehlt was. Die biblische Lehre von der Dreyeinigkeit, von der wahren Gottheit Christi, von der Gottheit des heiligen Geistes, von der eigentlichen Genugthuung Jesu, von der Nothwendigkeit einer nähern Offenbarung, von der Erbsünde, ist entweder gar nicht, oder doch zu kurz und zu zweydeutig

darinn vorgetragen. In der Moral, in den Beweisen für die Göttlichkeit der christlichen Religion finden sich auch Lücken. Ich will sie ausfüllen. Ich will zwar auch nicht terminologisiren, und polemisiren, aber doch der evangelisch lutherischen Kirche das rechte Lehrbuch der Religion liefern, das man in ihren Schulen und Gymnasien einführen muß. Zu dem Ende habe ich etliche und funfzig Paragraphen, und ohngefehr ein Drittel soviel Anmerkungen hinzu gethan, auch sonst wo ich von dem sel. B. abgehe, dessen Gedanken und Ausdrücke geändert.

Wir können diese Unternehmung in keiner Absicht billigen. Das Buch des rechten V. ist dadurch nicht verbessert, sondern verschlimmert; denn nach der Absicht desselben mußte es das seyn, was es war, nicht was Hr. Sch. daraus gemacht hat. Auch der Verleger hätte Ursache sich über diesen zu beschweren, da er ihm das, was er rechtmäßig besaß, gewissermassen entwendet und zu einem fremden Eigenthum gemacht hat. Gefiel das Buchwitzische Rel. Syst. dem Hrn. Rektor so wohl, daß er es nützlich fand, darüber zu dociren, so stand ihm frey, beym mündlichen Vortrage alles mögliche, das ihm nur beliebte, hinzu zu setzen, aber er mußte es nicht ohne Vorwissen des Verlegers mit seinen Zusätzen und Anmerkungen nachdrucken lassen; wiewohl er zu erkennen giebt! „daß er um des gemeinen Bestens willen, sogar die „in diesem Fall nicht unerlaubte Freyheit eines bloßen „Nachdrucks hätte ausüben dürfen.„ Von jemanden, der sich zum Verbesserer des Religions- und Moralsystems eines andern aufwirft, hätten wir eine solche Art zu denken und zu handeln nicht erwartet.

Und was sind es denn am Ende für Lehren, die Hr. Sch. dem Rel. Syst. eingefugt hat? Biblische? Nicht doch, gerade die unbiblischsten, die seyn können,

nen, die soviel wahre Gottesgelehrte und Schriftforscher älterer und neuerer Zeiten bis auf den heutigen Tag, nicht in der Bibel haben finden können, aber von allen denen darinn gefunden werden, welche den Sinn der Bibel nach den Aussprüchen einiger Concilien und Kirchenväter, durch welche sie in den herrschenden Lehrbegrif einer Kirchenparthey übergangen, zu drehen gewohnt sind. — Es scheint, Hr. Sch. weis sich recht viel damit, daß er die gewöhnliche Terminologie der Schulcompendien in seinem Buche „nicht wörtlich ausgekramt hat, aber er hat sie doch „mit überall in Gedanken gehabt, und die Begriffe „wirklich darnach gebildet„ welches denn wohl im Grunde mit jenem einerley ist. Ja Hr. Sch. will sogar, daß in der obersten theologischen Klasse, dem Schüler, besonders dem künftigen Candidaten der Theologie, am rechten Ort das Kunstwort genannt werde, um wie er sich ertrafein und gelehrt ausdrückt, „die imaginativischen Begriffe durch ihren eigentlichen „Kunstnamen zu fesseln und dem Gedächtniß seßhaft „zu machen.„ Auch das polemische soll mitgenommen werden. Es soll sehr wohlgethan seyn, „wenn „der Lehrer in denen von den Socinianern angefochtenen Geheimnissen, etwas von parastasis und hypostasis sagt; wenn er im Beweise der Nothwendigkeit einer Genugthuung (Schade, daß der Raum uns nicht verstattet, uns über den davon geführten gewöhnlichen Beweis einer Sache, die durchaus nicht à priori zu beweisen stehet, zu erklären) „gegen die „Naturalisten die Wörter aggratiatio, acceptilatio „und satisfactio erklärt; wenn er in der Materie von „der Eingebung der h. Schrift wider die Schriftfeinde „die suggestio und directio genau unterscheidet u. „d. gl.„ Der Meynung sind wir ganz und gar nicht, denn durch diesen armseligen Wörterkram ist eben seit

langen Zeiten her die christliche Lehre dunkel und unverständlich gemacht worden. Es wäre wohl einmal Zeit, daß solcher Unrath weggeschaft würde. Warum will Hr. Sch. den Kopf der jungen Leute damit anfüllen? Er kann sie viel was nützlicheres an dessen Stelle lehren. Aber er muß wohl, soviel er auch von Popularität im Rel. Unterricht spricht, die Gedankenleere Schulsprache der alten Scholasticker noch auf einen hohen Werth setzen, weil er so sehr ihr Patron ist. Oder besorgt er vielleicht, daß die christliche Lehrart zu simpel werden, oder alles hochgelehrte, kunstmäßige Ansehn verliehren würde, wenn diese Sprache abgeschaft würde? Was ihn auch dazu bewegen mag, so sollte der viel eher ein Verderber als ein Verbesserer der christlichen Religionserkenntniß heissen, der in unsern Zeiten darauf anträgt, sie wieder in Gang zu bringen; denn eben sie hat gemacht, daß soviel Theologen lange Zeit bloße Wörter für Sachen gehacht haben.

„Meine Beweisgründe, sagt Hr. Sch., die ich „da und dort gewählt habe, sind nicht aus Compen„dien oder Systemen genommen„ — Ein großes Wort! wenn es doch wahr wäre. Die Beweise für die wahre Gottheit Christi §. 93-96., um nur eine Lehre aus den übrigen heraus zu nehmen, sind wenigstens so vorgetragen, wie sie in allen unbiblischen Dogmaticken stehen. — Daß die Benennung Sohn Gottes den Fleisch gewordenen Gott bedeute, steht in den Compendien, nicht in der Bibel. Nach deren Erklärung bedeutet sie den geheiligten Gesandten Gottes. Luc. 1, 35. Joh. 10, 36.; in beyden Stellen noch dazu mit deutlichen Worten und in der letzten, nach Jesu ohne alle Zweydeutigkeit abgefaßtem eigenen Zeugnisse. Wollen wir Theologen etwa die Bedeutungen der Wörter, die Jesus von sich gebraucht, anders,

bes-

besser und richtiger bestimmen, als er selbst gethan hat? — Wenn Gott nach Phil. 2, 9. 10. seinen Sohn zu der höchsten Würde der Geister erhoben hat, daß ihn alle Zungen für ihren Herrn, und zwar zur Ehre Gottes des Vaters, bekennen sollen, so wird in den theol. Compendien daraus geschlossen: Christus sey im eigentlichen Verstande wahrer Gott, weil einem Geschöpf die Ehre der Anbetung nicht gebühren könne. Aber ist denn Christum zum Preise Gottes für den Herrn bekennen, wozu er ihn verordnet hat, und ihn als den höchsten wahren Gott anbeten, wirklich einerley? Man legt auf das Wort anbeten προσκυνεῖν, τιμᾶν, ein so groß Gewicht, und es heißt doch soviel als verehren, hochschätzen, und wird im N. T. sowol als in den LXX nicht blos von der Verehrung des allerhöchsten Wesens, sondern auch der Menschen gebraucht. — Die Compendia beweisen aus Act. 20, 28. die Gottheit Christi. Hr. Sch. auch. „Soll Jesu „Blut, schließt er S. 79., Gottes Blut heissen kön„nen, so muß der Mensch Jesus und Gott in einer „Person wesentlich vereiniget seyn.„ — Nicht zu gedenken, daß Gottes Blut ein Unding ist, so sollte Hr. Sch., der sich für einen so großen Schriftforscher ausgiebt, bey dieser Stelle nicht vergessen, daß die Lesearten der verschiedenen Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenväter, wenn sie selbige anführen, von einander abgehen; daß einige derselben Θεου, andre Θεου, και Κυριου, noch andere Κυριου und wieder andere Χριστου lesen; daß die Verwechselung der dreyen Wörter Θεου, Κυριου und Χριστου in den alten griechischen Handschriften sehr gewöhnlich sey, und die Abschreiber, auf eine abgekürzte Art ΘΥ, ΚΥ, ΧΥ geschrieben, sehr oft eines für das andere gesetzt haben. Bey so bewandten Umständen, da es völlig ungewiß ist, welches die rechte Leseart sey, fällt der ganze Beweis, der aus die-

sey

ser Stelle genommen werden soll, über den Haufen. Aber freylich es ist ein alter Beweisgrund aus den Compendien. Der V. mußte das angeführte nicht wissen, oder nicht wissen wollen. Indessen bauet Hr. Sch. nach hergebrachten Gebrauch der Dogmaticker den höchst seltsamen Satz darauf: §. 96. „Ist „nur der Erlöser Gott und zugleich Mensch: so wird „die Schrift, wenn sie von ihm spricht, auf eine son„derbare Weise sprechen, die man auf die gemeine „Weise nicht nehmen kann.„ (Gewiß eine sonderbare hermeneutische Regel, nach welcher ich mir aus den Einsetzungsworten des h. Abendmahls die Transsubstantiation nicht abdisputiren lasse.) „Also die Na„men Erstgebohrner unter seinen Brüdern, und An„fang der Kreatur Gottes können ja doch nichts an„ders, als das alleredelste und vollkommenste Geschöpf „bedeuten, dies ist also von ihm als Menschen ge„sagt — Spricht er selbst von sich! der Vater ist „größer denn ich: so kann er dies nicht anders als „von seiner angenommenen Menschheit und von der „damit übernommenen Verbürgung für die Schuld „der Menschen, bekennen.„ Eine alte, ganz gewöhnliche, aber seltsame Distinktion zwischen Christo und Christo, vielleicht die einzige in ihrer Art, welche die Ausleger der Bibel ausgeheckt, ihre Verfasser aber nimmermehr in ihren Gedanken gemacht haben. Wenn Jesus, wir müssen uns bey dieser Gelegenheit darüber erklären, von seiner eigenen Person redet, oder die Apostel davon sprechen, so sprechen sie von seiner ganzen Person, die doch eine einzelne Substanz, ein Individuum ist, und sich nicht in zwey Substanzen theilen läßt. Folglich muß alles, was Jesus von sich gesagt hat, auch von seiner ganzen Person gelten. Die Ausleger seiner Worte, die ihn anders verstehen und seine Reden dem Volk nach ihrer Ausdeutung er-

klä-

klären, kommen mir recht so vor, als ob sie sagten: Höret einmal, lieben Leute! der Herr Jesus hat sehr unbestimmt, zweydeutig und dunkel von seiner Person gesprochen. Wir müssen es euch besser und deutlicher sagen, als er selbst, wie er es gemeint hat. Seht, billig hätte er sagen sollen: dies spreche ich von mir, als von einem Gott, jenes spreche ich von mir, als von einem Menschen. Er hat es nur hinzuzusetzen vergessen. Lernet es also von uns, denn wir wissen es gewiß. Alle Kirchenlehrer haben es so verstanden. Wir müssen es auch so verstehen, sonst könnten wir nicht beweisen, daß er wahrer Gott und Mensch, merkt wohl in hypostatischer Union, zugleich wäre. — „Er „hat auch von sich gesagt; ich und der Vater sind „eins; oder: Alles, was der Vater hat, das ist „mein.„ Das ist auch sehr verständlich und stimmt ganz füglich zu dem: der Vater ist größer denn ich. Er wollte zum Heil der Menschen was Gott wollte, und wirkte dazu für seine Person, wie sein Vater, und durch seinen Vater, der ihm alles, wie er oft bezeugt, dazu gegeben hatte. Die vollkommene Einheit und Gleichheit, Identität des Wesens mit dem Vater folgt aus dieser Rede so wenig, als die Einheit und Gleichheit des Wesens oder der Substanzen der Gläubigen mit Christo und untereinander aus Joh. 17, 21. „Die Redensarten der Schrift von Jesu in „Absicht auf Gott lauten ganz anders, wenn man sie „auf den vernünftigen Redegebrauch und ordentliche „Begriffe zurückführt, als diejenigen, die in der Bi„bel von göttlichen Propheten vorkommen.„ (Wie so denn?) „Die Worte und Thaten der Propheten „sind Worte und Thaten Gottes selbst.„ War es denn bey Jesu anders? Er sagt wenigstens sehr deutlich, die Werke, die er thäte, wären nicht sein, sondern des Vaters, der ihn gesandt hätte. Er versichert Joh.

5., um den Vorwurf der Gotteslästerung von sich abzulehnen, den man ihm daraus machte, daß er sich Gottes Sohn nannte, zu wiederhohltenmalen, daß er in allem von Gott abhienge und nichts von ihm selber thun könnte, v. 19, 30., sondern alle seine Hoheit, Würde, Gewalt und Macht vom Vater empfangen habe. „Aber das Blut der Propheten kann darum „doch nicht Gottes eigenes Blut heissen.„ Aus der Verbindung dieser Prämisse mit der vorhergehenden soll die Conclusion folgen, wir haben aber darauf schon vorhin unsre Antwort gegeben.

So muß sich das von vielen seyn wollenden Gottesgelehrten noch immer für biblische Wahrheit ausgeben lassen, was, wenn man genau zusiehet und die Bibel nicht aus den Compendien erklärt, wahrhaftig keine ist. Wenn nun ein Mann, wie Hr. Sch. solchen schwachen Beweisgründen und gezwungenen Schrifterklärungen eine ausserordentliche Stärke und Kraft beylegt; wenn er auftritt und sagt: ich will euch das rechte biblische Lehrgebäude, das ein anderer euch so mangelhaft vorgetragen hat, lehren: so ist es Gewissenpflicht eines ehrlichen Recensenten, daß ihm gezeigt werde, er sey der Mann nicht, dem man große Verbesserungen in dem Religionssystem verdanken müsse. Seine Sachen sind völlig die alten bekannten und der Original Buchwitz wäre, wenn er in Schulen gebraucht werden soll, sicherlich besser zu brauchen, als der abcopirte, durch Schöpperlin verbesserte.

T.

V.

Oden (von Klopstock.) Hamburg, 1771. bey Bode, 4. 1½ Alphab.

Wenn die Ode, selbst nach dem Begrif des kältesten Kunstrichters, nichts als eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, ein ganzer Ausfluß, einer begeisterten Einbildungskraft, oder eines erregten Herzens, nichts als eine höchstsinnliche Rede über einen Gegenstand seyn soll: so müßten selbst für den, der blos nach der Definition prüfte, die meisten der vorliegenden Oden vortrefliche Stücke und Muster in ihrer Art seyn. Welche Natur! welches ganze volle Herz, und ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint nicht insonderheit in den Stücken des zweyten Buchs, in den menschlichen und am meisten in den Jugendstücken des Dichters! Kann ein Abschied ganzer und wahrer und schöner seyn, als der S. 97. an Giesecke! Kann die traurige, wehmüthige Empfindung des ewigen Scheidens vom leisesten Seufzer zur lautsten Hofnung hinauf, und wieder bis zur trübsten Thräne herunter treuer gesagt werden, als in der Ode S. 108. an Fanny. Und giebts ein schöneres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne mit allen Wallungen und Steigerungen des erregten Herzens als der Züchersee! S. 116. Und da dieser Naturgeist, die ganze Fülle des Herzens und der Seele alle Stücke des Verf. durchgeht und jedwedes so eigenthümlich bezeichnet: welch ein Geschenk hat unsre Sprache, unsre Dichtkunst, ja wir möchten sagen, die Menschheit unsres Vaterlandes an dieser einzigen Sammlung Oden.

Ein Mann vor 200 Jahren, der großer Geist, und würkliches Genie war, hatte ein Lieblingsbuch, das er allen in der Welt vorzog. Es war eine Sammlung Oden: wir nennen sie die Psalmen Davids und der Mann hieß Luther — man höre was er über sie sagt und uns dünkt, er sage mehr, als der schönlateinische Lowth über seine drey Klassen dieser Oden. „Ich halt, daß kein feiner Exempelbuch oder Legen„den der Heiligen auf Erden kommen sey, denn der „Psalter ist. Es ist des Psalters edle Tugend und „Art, daß andre Bücher wohl viel von Werken der „Heiligen rumpeln, aber gar wenig von ihren Worten „sagen. Da ist der Psalter ein Ausbund, daß er er„zählt der Heiligen Wort; zu dem nicht schlechte ge„meine Rede derselben, sondern die allerbesten, so sie „mit großem Ernst in der allertreflichsten Sachen ge„redet haben — damit er also ihr Herz und gründ„lichen Schatz ihrer Seelen für uns legt, daß wir in „den Grund und Quelle ihrer Wort und Werk, se„hen können, was sie für Gedanken gehabt haben, „wie sich ihr Herz gestellet und gehalten hat in aller„ley Sachen, Fahr und Noth, gegen Gott und jeder„mann. Denn ein menschlich Herz ist wie ein Schiff „auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde „von den vier Orten der Welt treiben. Hie stösset „her Furcht und Sorge für zukünftigem Unfall; dort „fähret Grämen her, und Traurigkeit von gegenwär„tigem Uebel. Hie webt Hofnung und Vermessen„heit von zukünftigem Glück; dort bläset her Sicher„heit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche „Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden, und das „Herz öfnen und den Grund heraus schütten. Denn „wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders von „Unfall, denn der in Freuden schwebet; und wer in „Freuden schwebt, redet und singt viel anders von

„Freu-

„Freuden, denn der in Furcht steckt. Es gehet nicht „von Herzen, spricht man, wenn ein Trauriger lachen „oder Frölicher weinen soll: Das ist, seines Herzens „Grund steht nicht offen und ist nicht heraus. Was „ist aber das meiste im Psalter, denn solch ernstlich Re„den in allerley solchen Sturmwinden? Wo findet „man feiner Wort von Freuden, denn die Lob- oder „Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen „ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in „den Himmel! wie feine herrliche, lustige Blumen „darinn aufgehen, von allerley schönen, frölichen Ge„danken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, „wo findest du tiefer, kläglicher, jämmerlicher Wort „von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da „siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in „den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dun„kel ists da von allerley betrübten Anblick des Zorns „Gottes. Also auch, wo sie von Furcht und Hof„nung reden, brauchen sie solches Wort, daß dir „kein Mahler also könnte die Furcht oder Hofnung ab„mahlen, und kein Redekündiger also fürbilden.„ Der Ton würde wahrscheinlich unsern Bibliothekbesuchern zu schwärmerisch scheinen, wenn wir also fortfahren, oder deutlich anwenden sollten. Obige Wahrheit indessen und Treue als Charaktereigenschaft dieser Gedichte, wenigstens poetisch, zum Grunde gesetzt, welch ernstliches Interesse wird daraus! und wie manche fühlbare Jünglinge werden seyn, die nicht ausrufen: hättest du so gesungen! so geleiert! sondern wärst du es, der so dächte, so fühlte!

Natürlich folgt hieraus, daß Kl. am meisten und vielleicht allein auf die wirken könne, die mit ihm sympathisiren; allein, sollte er nicht wenigstens fodern können, so fein du mich als Dichter liesest, so mußt du mit mir mindstens sympathisiren wollen: d. i. setze

dich in meine Umstände, Denk- Fühlungsart, Lieblingsbegriffe u. s. w. Solltest du diese auch blos für Mythologie anzusehen geneigt seyn: habe wenigstens die Billigkeit, sie mir als etwas mehr zu gönnen, oder uns in Frieden zu trennen, „willst du zur Rechten: so will ich zur Linken!„ u. s. w. Mich dünkt, das sind auch selbst nach dem strengsten Kriegsrecht der Kritick zugestandne Punkte, ohne die auch kein Recht und Urtheil mehr bleibt. Möge der Autor als Mensch, als Religionsverwandter denken, was er wolle: als Dichter mußt du ihm glauben. Und ausser dem Gedicht sollte es nicht eben so viel Ungläubige an Rammlers Friedrich geben können, als Ungläubige an Klopstocks Jesus Christus?

Indeß, da dieser Zwang sich doch immer unvermerkt mehr oder minder äussern wird: so singt Orpheus immer für Wald und Fels, und der Dichter für die am meisten, die kein System haben, die sich von allem, was in ihnen ist, entäussern können. Für die ist sodann jede Situation neu und ganz: sie sehen mit den Augen des Sehers, und natürlich so sehen sie seine Wunder. — —

In solcher Sympathie nun wie ächt und zart und schön charakterisirt sich beynahe jedwedes Klopstockisches Stück! Welche eigne Farbe und Ton des Ausdrucks ruhet auf jeglichem, die sich von der ganzen Mensur, Haltung und Beäugung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, Länge und Kürze des Perioden, Wahl des Sylbenmaasses, beynahe bis auf jeden härtern oder leisern Buchstab, auf jedes O und Ach! erstrecken. Dem Rec. dünkt, daß hierinn diese Gedichte so was Eignes, Ursprüngliches und Eingegeistetes haben, daß so wie die Natur jedem Kraut, Gewächse und Thier seine Gestalt, Sinn und Art gegeben, die Individuel ist und eigentlich

nicht

nicht verglichen werden kann: so schwimmt auch ein andrer Duft und webt ein andrer Geist der Art und Leidenschaft in jedem individuellen Stück des Verf. Die Oden an Fanny (er hat nur Eine derselben behalten) sind ganz andre, als die an Cidli: Die Jugendgedichte warlich nicht die — härtere oder vestere? — Des dritten Buchs: Das Gebet um Friedrich, oder die Meßias Ode warlich nicht die Elegie um ihn, und so gehts bis auf die kleinste Witterung etwa der Scene, der Zeit, der Umstände. Die Seele hat immer gewürkt, wie sie war, wie sie sich damals fühlte. Der Duft erfüllt den Leser bis aufs kleinste, und der Recensent würde seiner Privatästhetick Glück wünschen, wenn er sich diese Melodie, diese Modulation jedes Stücks deutlich machen und in Einem Worte dafür schreiben könnte. Welch' eine herrliche Abenddämmerung geht zum Ex. durch die Erscheinung des Thuiskon! Mit Sylbenmaas und Ideenfolge und Bildern und Anfang und Ende gleichsam aus den letzten Sonnenstralen und dem stäubenden Silber und rauschenden Wipfeln, wie heilig, feyerlich und stille zusammengewebt! So ähnlich die Sommernacht und die frühen Gräber! So, nur tönender der Bach und Siona! — — Braga welch ein lebendig Gemählde voll Wintermorgen, Reif, Mond und Schrittschuhtakt! Der Rheinwein — Teone — wiederum die todte Clarißa — man habe eben den letzten Band dieses himmlischen Mädchens geschlossen, sehe sie im Sarge — — Cidli daneben — Klopstocks Herz in der Brust — — und es wird der so eigne, sanfte, schauderhafte Klang werden, der dies Stück durchwehet — — und welches hätte in dem Verstande nicht seinen eignen Geist?

Nichts muß daher abscheulicher seyn, als alle diese Stücke mit feister Hand fortlesen und feister

Stimme nach Einem gegebnen antiken oder modernen Flötentone fort deklamiren wollen. Wie jener, der sich vor sein Stammbuch setzte, die Namen seiner Freunde, sämmtlich und sonders, Blatt für Blatt, flugs und fort mit Gesundheiten zu ehren: so ohngefehr würde der handeln, der sich hinlagerte, um alle Klopst. Lieder nach der Reihe hin wegzusingen und so zu versuchen, ob sie auch viel Empfindung enthielten? oder der alle Klopst. Oden nach der Reihe in Einer Fassung vor deklamirte. Zu jeder Ode würde ohne Zweifel so eine eigne Bereitung sein selbst und des Kreises in dem man lieset, gehören, als — nun als die Ode eigne Art hat. Ein Gassenhauer läßt sich natürlich auf allen Strassen singen und ein blos künstliches Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und Anstand hertönen — eine hölzerne Maschine kann überall hin gestellt werden, aber ein Naturprodukt, eine Blume, eine Pflanze? — muß auf ihrer Stelle wachsen, oder sie verdörret. Hierüber redet Teone S. 234.

Man siehet leicht, daß der Rec. wenig Lust habe, das bekannte Regelnlineal der Ode hier anzulegen und zu versuchen, ob jedes Stück schönen Plan, schöne Ordnung und Unordnung ꝛc. habe. Sofern diese Regeln wahr sind, d. i. sofern sie in der Natur des Einen Gegenstandes und der Weise, wie der Affekt handelt, liegen, wird sie gewiß die begeisterte Einbildungskraft von selbst in ihr Werk wirken, weil dies ohne solche Gesetze nicht möglich wäre. Und so dünkt uns, könnten aus den vornehmsten Stücken dieser Sammlung die feinsten Regeln des Affekts und eine Theorie der Ode abgezogen werden, die wir vielleicht noch nicht haben. Die meisten Oden des zweyten, und einige des dritten Buchs sind so horazisch: Die nachgeahmten Stellen in so vortreflicher Manier nachgeahmt — und sonst muß der Rec. bekennen, daß

ihn

ihn die meisten Odengesetze, die man als solche in Lehrbüchern und Kriticken gäng und gäbe gemacht, sehr willkührlich dünken. Sie sind fast nur, und nur aus dem kleinsten Theile des Horaz abgezogen, würden auf Pindar, David, Hafiz alle Araber und wenn man will, auch Engländer, angewandt, den meisten den Hals brechen, und wenn man sie so sicher für die Einzige Ordnung und Gesetze der begeisterten Einbildungskraft angiebt: woher als solche bewiesen? Hat diese nicht vielmehr bey jedem Gegenstande ihre eigne Art zu handeln? Die Eigenschaften, mit denen sie handelt, sind sie nicht entweder so wandelbar, oder aber so allgemein, daß man alles unter sie subsumiren kann, was man will? Und ich wüßte überhaupt nicht, warum nicht die Ode sich von einer kleinen poetischen Phantasie, wo es der Gegenstand erfoderte, gleichsam von einem Seufzer und einzelnen Ausbruch zum Planvollesten Gebäude erheben könnte? Singt Nachtigall und Lerche immer gleich? gleich lang? und nach Einer Melodie?

Wäre es also auch, daß man hier manche Stücke insonderheit des ersten Buchs an Gott für bloße Tiraden der Phantasie und manche im 3ten Buch für sehr kunstvolle Abhandlungen unodenmäßiger Gegenstände hielte; in beyden Fällen lassen sich keine Gesetze geben, was? und wie weit ichs mit Phantasie bearbeiten soll oder darf? oder es käme endlich darauf hinaus, wie fern es gut sey, daß dieser Mensch so viel Phantasie habe? und — wer beantwortet die Frage? — Wenn also auch der Rec. bey dem Tanz der personificirten Sylbenmaasse in Sponda S. 152., bey dem großen Glauben an unsre Altdeutsche Dichter, (S. 183.) an das Urtheil der Skulda S. 212. die oft ungerecht gnug richtet, an die neuerfundne Harmonie (S. 216.) an das Wir und Sie (S. 220.)

an den Gebrauch der Altdeutschen Mythologie (S. 258.) und insonderheit an die Tapferkeiten Hermanns (S. 261.) andrer Meynung wäre, und wollte, daß die Sache von andern Seiten angesehen würde, kann der Dichter nicht, wie gesagt, fodern, daß man sie jetzt mit ihm nur so ansehe, wie er will! Hier mit Phantasie, und zwar in dem und dem Grade!

Es bliebe uns also nichts übrig, als von den Sylbenmaassen zu reden, und daß diese sehr mannichfalt sind, ist bekannt. Zuerst hat Hr. Kl. einige Griechische, und die mit einer Leichtigkeit und Biegsamkeit nachgeahmt, die man an seinem Hexameter kennet, und die sich dem Sinne so tief und sanft anschmieget. Sonderbar ists, daß selbst bey zween Autoren in Einer Sprache der Wohlklang Eines Sylbenmaasses nicht derselbe ist, und in seinem zartesten Wuchse kaum Vergleichung leidet. Ein Choriambe Klopstocks und Rammlers scheint bey gleich vorgezeichnetem Maasse gar nicht das gleiche Ding zu seyn, und man versuche nur, zwey Oden beyder nach einander zu lesen. So Klopst. und Kleists Hexameter, ob gleich beyde sehr wohlklingend sind: so Klopstock und die Noachide, ob gleich in der letzten Ausgabe dieser das Sylbenmaas mit vieler Kunst zugerichtet worden. So Horaz und Katull, Virgil und Lukrez u. s. w. Alles wird blos Werkzeug der Seele, die eine gewisse Farbe der Composition, eine Stärke oder Schwäche, Fluß oder Strom auch bis ins Sylbenmaas überträgt — wir wünschten die Sache mehr untersucht und tiefer charakterisirt.

Zweytens sind aus dem Nordischen Aufseher die freyen Sylbenmaasse bekannt, in die Hr. Kl. (nach dem Ausdruck der litt. Br.) als in die Elemente des Wohlklanges seine Zeilen aufgelöset hatte. Diese sind nunmehr wieder zusammengeschoben; vierzeiligte

Stro-

Strophen aber ohne bestimmtes Sylbenmaas geworden, und wo Hr. Kl. die Ründe der vierzeiligten Strophe verletzt oder mangelhaft fand, verändert. Sollte dies Zusammenschieben und diese Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewisse Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fodert, über den es nicht hinaus höret? und sollte auch in diesem Kreise, in diesem Tanze also nicht alles als das vollständigste Ganze behandelt werden müssen? Und nun hat drittens Hr. Kl. eine Menge neuer Sylbenmaasse erfunden, die, wenn wir seiner Muse (S. 216.) glauben, Bereicherungen der Harmonie selbst in Vergleichung der Griechen sind. Er fodert Alcäus und Apollo, Oßian und Britten und Gallier und Nachahmer des Horaz auf, daß er sie übersungen, daß sie des lyrischen Stabes Ende, er aber ihn ganz bligen gesehn, daß sein großes Vorbild die Natur, der Tonbeseelte Bach sey u. s. f.

Es ist unläugbar, daß einige dieser Sylbenmaasse schon an sich betrachtet einen Gesang, eine Melodie haben, die den Sanglosesten Leser und Deklamator von der Erde erheben müssen. Die beyden ersten Zeilen in Siona (S. 188.) in Sponda (S. 192.) Thuiskon (S. 196.) die frühen Gräber, die Sommernacht, Braga, die Chöre, Teone, der Anklang von Stintenburg (S. 237.) sind voll Melodie; wir wünschten aber von andern zu hören, ob in den meisten dieser (ich nehme die Sommernacht, Braga, Teone, die Chöre aus) das Ende dem Anfange entspreche und den ganzen Strophenbau, die unaufgehaltene Ründe und Glätte habe, die wir in den schönsten und gebrauchtesten Sylbenmaassen der Griechen finden? Nach einem meistens sanften Anklange stemmen sich die Töne, stemmen sich oft zwey, dreymal auf einander und dann schließt die Strophe, oder bricht

meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahndend erhalten wäre; und man weis, das war das Geheimniß des griechischen Perioden, Hexameters und der schönsten lyrischen Sylbenmaasse. Aristoteles vergleicht die Harmonie mit der olympischen Rennbahn, wo je näher dem Ende desto mehr arbeiten die Läufer, denn sie sehen das Ziel. In den schönsten Tänzen, in den gefälligsten Spielen und Bewegungen scheint eben dies Runde und Endeilende nicht minder zu herrschen, wie in Epopee und Drama — Der Knote, der in der Mitte geflochten wird, wird nur immer in Verhältniß aufs Ganze groß oder klein geflochten, wird wieder vorbereitet, und stückweise aufgelöset, daß man zu Ende eilet und dahin gedrungen wird, ohne daß man weis, wie? Der Rec. wäre äusserst begierig, sich die Zweifel gegen einige der neuen Sylbenmaasse auflösen zu lassen. Man nehme z. E. das melodische Siona S. 188.

Töne mir, Harfe des Palmenhains.
Der Lieder Gespielin, die David sang

wie fliessend! wie singend! — Aber nun, geräth der Bach mit einmal über Stein und Fels

Es erhebt | steigender sich | Sions Lied, |
Als des Bachs | welcher des Hufs | Stampfen entscholl —

wo scheint hier Fortfluß, allmähliche Entwicklung, und das prophetische Fortleiten des Ohres zu bleiben? Die Takte fallen auseinander, und scheinen mehr zusammen geschoben, als auseinander gearbeitet zu seyn.

Dem Rec. ist vor einigen Jahren ein Bogen Klopstockischer Sylbenmaasse zu Gesicht gekommen, da (es waren die meisten von diesen) hinter Zeile und Strophe

phe das Verhältniß der langen und kurzen Sylben bemerkt und also die Harmonie ausgezählt war — Aber ausser der Harmonie, wird wohl also die Melodie berechnet? kommt hier nicht alles auf die Succeßion der Töne, auf das Entwickeln des Gesanges der Seele, und der Bebungen des Herzens an, wo wir freylich hinten nach auch immer die vorige Proportion finden; aber gewiß nicht umgekehrt, sonst wäre der tiefste Berechner auch immer der Melodievollste Tonkünstler. — —

Noch weniger, siehet man, ist hier von dem sogenannten lebendigen Laut und Ausdruck die Rede d. i. von der musikalischen Zustimmung der Worte zum Sylbenmaasse: In der ist Klopstock allemal Meister, und auch die verflochtensten, sich stemmendsten Strophengänge sind hier theils mit einer Macht durchgetrieben, daß die Worte mit ihrem Klange gleichsam wie Orpheus Steine und Fels folgen müssen: theils auch so tief in den Inhalt gewebt, daß wir z. E. jenem Sylbenmaasse unter den Gestirnen (S. 59.) jenen zwey letzten so künstlichen, knotenvollen Zeilen der Stintenburg (S. 237.) der Barden S. 237. den Zeilen der Ode, unsre Fürsten (S. 223.) unsre Sprache (S. 241.) des Schlachtgesanges (S. 205.) des Eislaufs u. s. w. gut werden, weil uns die Materie entschädigt und gleichsam über Stock und Stein gewaltig mitreißt. Es wäre also Thorheit zu denken, daß man hier für Kl. kritisirte: man betrachtet blos Kl. Sylbenmaasse an sich, allgemein, und zum Gebrauch für andre. Ein Mädchen kann für sich selbst das Lispeln und das kleine Mal ihrer Wange liebenswerth machen; deswegen wird aber an sich und für andre Lispeln und Malzeichen kein Stück, keine Regel der Schönheit.

Den Rec. dünkt, daß in Sachen, wo es blos auf sinnliches Verhältniß ankommt, keine neue Erfindungen ins Unendliche möglich sind. Gewisse Formen des Schönen müssen in der Sculptur, wie Proportionen in der Baukunst wieder kommen, oder die Kunst wird wieder Gothisch d. i. es werden da Glieder angebracht, wo keine seyn dürfen, Glieder verwickelt, wo der Fortgang des Auges eine gelinde Succeßion foderte: auf eine oder die andre Weise erliegt das Ganze unter seinen Theilen. Ein Versuch über die Sylbenmaasse, wo selbige ohne Anwendung auf Sprache und Worte, blos als Tanz, als Folge von Tönen zu einer Melodie betrachtet würden, dürfte vielleicht dasselbe zeigen. Aus Pindar hat Hr. Kl. wenig nachgeahmt, weil ihm die Sylbenmaasse dieses Dichters nicht gefielen: der Rec. muß bekennen, daß er die Sylbenmaasse in Pindar und den Chören meistens nicht versteht. Sein Ohr ist zu kurz, eine Pindarische Strophe zu behalten, folglich kann dasselbe auch nicht sinnlich urtheilen und das Ganze des Tanzes und der Melodie der Töne empfinden. Den Römern muß es eben so gegangen seyn, denn sie giengen nicht über die 4 zeiligte Strophe: Hr. Kl. geht auch nicht drüber: man sollte vermuthen, daß Alcäus u. s. w. auch seltner drüber gegangen seyn mögen, wo nicht eine andere Anordnung, Theatermusik, olympische Musik den Numerus sehr hob, verlängerte und unterstützte. Sollte es nun nicht in dieser engern vierzeilichten Bahn auch nur eine gewisse Anzahl Bewegarten und Melodien der Sylben geben, die ausschliessend die schönsten seyn müßten! Der Rec. sollte es fast vermuthen, denn wo er auch bey den neuen Klopstockischen Sylbenmaassen die harten Kontraste sich zu mildern, die Töne simpler in einander zu verstössen, und das Ganze der Strophe runder zu machen versucht hat: ist immer

mehr

mehr oder minder ein schon bekannteres Sylbenmaas unvermerkt daraus geworden; wovon viele Proben gegeben werden könnten, wenn es der Raum litte. Selbst unverändert scheinen von den neuen Sylbenmaassen doch eben die simpelsten, die schönsten: z. E. die Sommernacht, Braga, Thuiskon, die Chöre, der Anklang des Bachs, Siona's u. s. w. sollte das nun nicht schon, da diese den Griechischen sich eben dadurch auch nähern, ein Vorurtheil erwecken? Und wenn man denn nun vom verwickeltsten neuen Sylbenmaasse z. E. von einer Aganippe und Phiala (S. 177.) denn plötzlich zu einem rein Griechischen Heinrich S. 180. überkommt: ists nicht, als ob man aus einem allerdings erhabnen, aber zu künstlichen, dunkeln und ungeheuren Gothischen Gewölbe in einen freyen griechischen Tempel käme, und da in einer Melodie, als in einem schönem regelmäßigen Säulengange wandelte? Der Rec. fühlt sich frey von allem Eigensinn und Partheylichkeit: an Ungewohnheit des Ohrs, glaubt er, könne es nicht liegen, weil er Ohr und Zunge schon ganz zu diesen Gedichten gewöhnet und alles auch musikalische Leben sonst in der Sprache fühlt — Kurz! er wünscht sich dieses oder eines bessern belehrt, und warnt blos Nachahmer, deren es in Deutschland sogleich hundert Arten giebt; auch für früheiliger Nachstümperung dieser Sylbenmaasse, die bey ihnen vollends unerträglich werden müßten. Hier hat der Dichter seiner Materie zugleich sein Sylbenmaas eingehaucht, und jene mit diesem belebet: wie aber? wenn dies Sylbenmaas ein dürrer Leichnam wäre, oder elend nachschleppte.

Ein Theil dieser Oden ist schon bekannt und zum Theil abgedruckt gewesen — welche Kritick in den Veränderungen! mit welcher Jugend! mit welchem Geiste! hiezu wird nun wenigstens die elende Samm-

lung

lung Klopstocks poet. und pros. Schriften einigermassen bräuchlich; die sonst aber in allem Betracht falsch, fehlerhaft, und erbärmlich geworden.

Wo Kl. die Alten nachahmt: mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste! Man sehe die erste Ode des zweyten Buchs und mehrere in diesem Buche: insonderheit das große Pindarische Gebäude Wingolf; das nur indes in seiner alten griechischen Gestalt doch noch mehr Jugend und Naturgeist zu athmen schien, als in seiner korrektern Form. Das große Bild von Hebe, von der Berecynthia aus Katull sind verlohren gegangen, und das Stonehenge der Freundschaft ist damit doch nicht in einen griechischen Tempel verwandelt.

Wo endlich Kl. im Gusse seiner Empfindung und im Fluge der Phantasie Gedanken einwebt (man erlaube uns den Schulausdruck, an den uns unsre Metaphysick leider! schon gewöhnt hat) — welche Gedanken!

„Wen, als Knaben, ihr einst Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
„Dichtrische Tauben umflogt und sein Mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien
„Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
Ihrer faltigen Stirn nicht säh,
„Eure Fittige lieht —
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Des, der Ehre vergeudet, kalt!
Kalt der wartende Thor, welcher bewundernsvoll
Ihn großäugigten Freunden zeigt
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau
Der zu dunkel die Singer ist.
— — — Kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius
Urenkel denkend, tönender redt' und sang
Wo Maro mit dem Kapitole
Um die Unsterblichkeit muthig zankte.
Voll sichern Stolzes sah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirst einst du seyn
Staub dann und dann des Sturms Gespiele
Du Kapitol und du Gott der Donner! —
— — Niemals sah dich mein Blick, Sokrates Addison
Niemals lehrte dein Mund mich selbst
Niemals lächelte mir Singer, der lebenden
Und der Todten Gesellerin
— — Soll Hermanns Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten denen nachgehn
Welchen er kühner vorüber flöge
— — Das Werk des Meisters, welches vom hohem Geist
Geflügelt herschwebt, ist, wie des Helden That
Unsterblich —
Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt

Doch wozu solche florilegia? Man lese den Gesang an den König! den Zürchersee! den Rheinwein! welche innere tiefe Philosophie des Lebens! — Die Oden an Cidli, welche Metaphysick der Liebe! die aus dem letzten Buche, welche hundert feine Sentiments über Sprache, Dichtkunst, Sylbenmaasse, Nordische Mythologie, Vaterland u. s. w. Nur freylich hätte, wer blos pensées sucht, eben den schlechtsten Theil der großen Seele Klopstocks!

F.

VI.

VI.

Benjamin Hederichs, ehemaligen Rektors zu Großenhain, gründliches mythologisches Lexicon — zu bessern Verständnisse der schönen Künste und Wissenschaften nicht nur für Studierende sondern auch für Künstler und Liebhaber der alten Kunstwerke sorgfältigst durchgesehen, ansehnlich vermehrt und verbessert von Joh. Joachim Schwaben, öffentl. Lehrer der Weltw. und fr. Künste zu Leipzig. Leipzig, in Gleditschens Handlung, gr. 8. 3 Alph. 10 Bogen mit 4 Bogen genealogischen Tabellen.

Der Titel ist lang, wir haben aber doch nur einen Theil abgeschrieben. Herr Prof. S. scheint besorgt zu seyn, daß man seinen für dieses Werk verwandeten Fleis verkenne. Doch dieses ist nicht leicht möglich, so bald man das alte Werk vom Hederich jemals in den Händen gehabt hat. Dieser für die Schulwissenschaften, seinen Zeiten nach, so verdiente Schulmann, der auch durch sein Beyspiel bewieß, daß die Aufnahme einer sonst mittelmäßigen Schule ohne alle Beyhülfe von viel weisen Scholarchen durch den Eifer eines einzigen verständigen Mannes bewirkt werden kann, hat unter andern nützlichen Arbeiten ein mythologisches Wörterbuch geschrieben, das zur Zeit unter allen mythologischen Schriften, selbst den Banier eingeschlossen, immer noch für Studierende das brauchbarste Buch in dieser Art Kenntnisse war. Allein nicht nur der Stil hatte das Gepräge

präge der Zeit, in welcher H. lebte, sondern auch der Blick des Mannes und der Gesichtspunkt, wie er die Fabellehre faßte und betrachtete, ist unsrer Zeiten, in denen sich doch etwas geläuterte Einsichten mehr und mehr zu äussern anfangen, unwerth. Jenem ersten der Mängel hat Herr P. S. abgeholfen, so daß es sich ohne Beleidigung auf jeder Zeile lesen läßt: er hat ferner mit großem Fleiße die Quellen von jedem Artickel nachgesehen, verglichen und daraus den Artickel vollständiger gemacht. Dies ist unstreitig mit allem Dank anzunehmen; und wann auch hin und wieder Gyraldus, Turnebus, Natalis Comes, die Gewährmänner sind, bey denen man stehen bleibt, so geschieht doch dies immer meist in Fällen, wo nur dem Fabelforscher daran liegen kann, tiefer hinein zu gehen. Jene Männer, insonderheit der Comes, pflegen gern alte Schriftsteller anzuführen, deren Schriften längst nicht mehr vorhanden waren. Dies mochte zu ihrer Zeit gelehrt lassen. Aber dafür kostet es nunmehr für manchen armen Gelehrten Kopfbrechen, wo er den Pherecydes, Philostephanias, Polemon u. s. w. austreiben soll. Die Sache ist mit drey Worten diese: jene Nahmen sind im Athenäus, oder in einem Scholiasten oder Glossarium angeführt. Dieser Spur darf man nur nachgehen.

Gegen den andern Fehler des alten Hederichs, daß der Fabel der Alten ein unächter und unedler, unrichtiger, oft unwürdiger Gesichtspunkt geliehen wird, hat sich der Herr Herausgeber mit mehr Nachsicht bewiesen, als wir wünschten: Zwar hatte er den Grund vor sich, den er fast in ähnlicher Betrachtung in der Vorrede anführt, daß er sonst das ganze Werk hätte umschmelzen müssen. Allein ausstreichen konnte er doch, insonderheit alle die ungereimten Deutungen, eigentlichen Historien, und die Etymologien, wenigstens

stens so viel derer nicht in Alten selbst vorkommen. Es ist unmöglich die Fabel der darauf zu verwendenden Zeit werth zu achten; wenn sie mehr nicht ist als ein Wust von solchen, zum Theil so ungereimten, Mährchen, die der eine so, der andere anders erzählt hat; ohne allen Schmuck der Poesie, und wohl gar im Tone der Erzählungen beym Spinnrocken, vorgetragen; bey denen man sich weiter nichts zu denken weis, als daß man etwa die fromme Ausrufung beyfügt: die armen blinden Heyden, die solchen Unsinn haben glauben können! Denn so stellt man sich gemeiniglich die Sache vor: als wenn die Fabel das Evangelium der Griechen und Römer gewesen wäre, an das sie steif und fest glaubten. In einem Wörterbuche, deucht es uns doch, dürfte es leichter werden, als in einem systematischen Vortrage, sowol jeder Fabel ihre eigne Würdigung zu geben, als auch die Quelle und Entstehung der Fabel anzuzeigen. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären:

Nichts ungereimteres ließ sich wohl nicht denken, als die alte Fabellehre aus einer einzigen Quelle abzuleiten, und sie wohl gar als eine Verfälschung der Offenbarung anzusehen. Wie der gesunde Menschenverstand sich so weit hat verliehren können, ist doch fast unbegreiflich. Wer die Fabel des Alterthums recht fassen will, muß ihre verschiedne Epochen absondern, und sich in jede dieser Zeiten, insonderheit in das frühe Alterthum, seine Fähigkeit, Vorstellungsart, Bedürfnisse, Hülfsmittel s. w., versetzen. Vor allem übrigen muß er die alte Dichtersprache und die alte Geschichte Griechenlands inne haben: so wird es ihm leicht werden, daß vor allen Dingen bey dem Vortrag sowol, als bey der Erläuterung der Mythologie die eigentliche Geschichte des alten Griechenlandes (nicht jene von einigen geträumte, als die von

dem

dem Reiche der Titanen s. w.) sondern die wahre älteste Geschichte, zum Grunde von allem gelegt werden muß. Tausend Ungereimtheiten fallen weg, wenn man den ersten Zustand der Nation, ihren Fortgang der Cultur, ihre Entstehung und ihren Wachsthum kennt. Nach Absonderung der Fabel der verschiedenen Völker, und insonderheit auch Italiens (das eben sowol seine einheimische Fabel hatte) und Griechenlands, wenn man nun bey der letztern stehen bleibet, so erhellt bey etwas genauer Erwägung gar leicht, daß bey weitem der größere Theil, und so zu sagen der Stamm von der Fabel, insonderheit die Heldengeschichte, alte Ueberlieferung, theils von den Pelasgern, theils von den Stammvätern der verschiedenen hellenischen Stämme ist, die in der alten bildlichen Sprache auf die Nachwelt gebracht war. Es ist also Geschichte, wahre Geschichte, eingehüllt, wie alle Geschichte der alten Welt, auch wo man es nicht gern dafür erkennen will, in die Bildersprache. Wieviel eigentlich daran wahr ist, läßt sich zuweilen ziemlich bestimmt sagen, aber in vielen Fällen nicht einmal rathen. Man kann indessen die Fabeln sehr leicht in die ursprüngliche hellenische Geschlechtsfabel, und in die nachherige Fabel des Aeolischen, des Dorischen Stamms, der Heracliden s. w. theilen. Die Pelasgischen, Arcadischen, Argivischen Fabeln haben ihr eigenes Gepräge. Hiezu kamen die vielen besondern einheimischen Ueberlieferungen von Boeotien, Attica, Corinth u. s. w. von denen Pausanias noch so viele bey jeder Landschaft und Stadt aufgezeichnet hat, mit den Ueberlieferungen der Priester, der Orakel, und gewisser Wahrsagerfamilien. Dann die ausländische Fabel, welche theils durch fremde nach Griechenland gebrachte Pflanzstädte und ihre Stifter, den Cadmus aus Phönicien, den Cecrops aus Sais

in Aegypten, den Pelops aus Phrygien s. w. theils durch einzelne Helden verbreitet worden ist, die nach Griechenland kamen, oder durch Erzehlung, Geschichte und Dichter den Griechen bekannt wurden: als Dardanus und sein Geschlecht.

Ein Grundsatz von dieser Art, der noch vieler Vollkommenheit fähig ist, giebt den Aufschluß von einer Menge Fabeln, und zugleich sowol die Claßificirung, als den großen Werth derselben. Aber der einzige ist er bey weitem nicht, denn erstlich ist in die Fabellehre mit gezogen die eigene Religion der Pelaßger und der Hellenen, einiges aus der Religion der Aegyptier, der Phönicier, der Phrygier, der Thracier; dann die alte in Bildersprache vorgetragne Naturlehre; oder Theogonie und Cosmogonie; weiter die Teletä des Orpheus und die daher geleiteteten Eleusinischen und andre Mysterien, nebst den Samothracischen, den Dionysischen und andern Mysterien; nicht zu vergessen, die aus Asien und Aegypten entlehnten Sternenbilder, einige Nachrichten der Reisenden und Schiffahrenden von Libanon, dem äussersten Spanien, den nördlichen Ländern. Wie leicht ist das alles beym Vortrage der Mythologie mit zwey, drey Worten, zu unterscheiden.

Nun folgt endlich ein Hauptquell der Fabel, da die alte Ueberlieferung anfieng blos poetischer Stoff zu werden, den der Dichter willkührlich behandelte, in neue Verbindung mit andern brachte, und wenn mehrere bereits eben die Fabel, die er unter Händen hatte, erzählt hatten, z. E. den Zug der Argonauten, Hercules Thaten, die Abentheuer vor Troja, durch eine neue Wendung, Ründung, Auswahl von einzelnen Umständen, Erweiterung derselben, oder Hinzudichtung von neuen, umbildete und neuschuf. Nun erst ward die Mythologie ein Land dichterischer Ideen;

und

und die verschiedene Ausbildung derselben ist (ob zwar nicht allein und überall) der Grund von dem was tausendmal im Hederich vorkömmt: Andre wollen, daß s. w. Andere erzählen es so; das heißt, Einerley Sujet, von mehrern behandelt, ist unter der und jener Wendung und Aenderung vorgetragen worden; und hier in dieser so mannichfaltigen Behandlung einer Fabel äussert sich die Erfindungskraft der Dichter am meisten. Wie wenig wird sie gleichwohl gemeiniglich erkannt!

Wie sich die Dichter auch hierinnen erschöpft hatten, so fiengen sie an selbst Fabeln als Fabeln zu erdenken, aber in einem Zeitalter, in einer Sprache, unter Menschen, welche schon ganz den ursprünglichen Sinn der alten Fabel verlohren hatten, ganz von dem Geiste der Heldenzeit abgekommen waren; wo also eine Fabel weiter nichts als ein Mährchen zum Vergnügen erdacht war, ohne die Täuschung der Fabeln in der alten Welt, ohne Sinn, ohne Geist: Hier und da noch vielleicht eine Anspielung auf andre bekannte Fabeln; eine glückliche Aehnlichkeit, die damals noch eine Art von Verdienst war. (von allem giebt es bereits im Pindar häufige Spuren.) Nun fieng die Fabel an durch das Einförmige zu ermüden: nun die vielen nachäffenden Verwandlungen von Mägdchen in Blumen, in Quellen rc. Die Versetzungen unter die Gestirne; Die Vergötterungen von Helden; von Erfindern, von Erbauern der Städte oder Pflanzstädte; Die Liebesgeschichten der Götter mit den Sterblichen s. w.

Immer hatte die Fabel noch etwas Geniales an sich, so lange sie im Gebiete der Musen blieb. Aber nun berührte sie die kalte Hand des Grammatikers, welcher aus mehrern Dichtern die Fabel auszog; nun schrumpfte sie in elende Gerippe zusammen, unscheinbar

bar und oft unkenntlich; denn epische und dramatische Fabeln warf er in einander zugleich mit den alten historischen und religiösen. Ganz aber tödtete sie der Stoicker und mit ihm so viele andre, welche die alte Fabel deuten wollten, und den Geist der alten Welt und der alten Sprache auch nicht einmal ahndeten. Noch kamen mit der Zeit die veränderten und mit ausländischen Begriffen und Gebräuchen vermischten Religionssysteme dazu, und wieder neue Bemühungen, das Ungereimte derselben scheinbar zu machen. Kirchenväter, welche den heydnischen Aberglauben mit Unverstand und seichten Witz angreifen, und unwissende Philosophen, welche so wenig verstanden, worauf es bey Beantwortung jener ankam; Aegyptischer, Jüdischer, Christlicher Aberglauben, so viele neue Mysterien, neue Träumereyen — und alles dies mischt und wirft man in unsern Mythologien durch einander.

Bey einer so gänzlichen Verschiedenheit der Fabeln, wie konnte es dem Gelehrten einfallen, alle Fabeln erklären, und für alle einerley Maaßstab, einen Leisten ausfinden zu wollen? Hinter tausend Fabeln kann nichts stecken: es sind bloße Dichterideen: andre aber sind Hüllen von alten historischen oder philosophischen Sätzen.

Bey jeder Fabel sollte, deucht uns, sorgfältig angeführt werden, ob sie beym Homer, oder beym Hesiod, oder Pindar, vorkömmt, oder bey welchem Dichter sie sich zuerst findet. Die Fabeln des Theaters müssen von jenen epischen ganz abgesondert werden, beyde von den aus der Theogonie und Cosmogonie geleiteten, und von allen wiederum die alte historische, philosophische Fabel s. w. Tiefer auf den Grund zu gehen, würde in einigen Fällen erst das Werk einer gelehrten Forschung seyn: z. E. wie die

Ge-

Geschichte des Hercules nach und nach sich gebildet haben mag. Da der Hercules zu Theben Stifter des Geschlechts war, das mit der Zeit in verschiednen Zweigen den Peloponnes beherrschte, so ist seine Geschichte in mehreren Epopöen vom Pisander, Panyasis, Stesichorus u. a. behandelt worden. Dann kam sie so häufig auf das Theater, und vorher waren schon zu und vor Homers Zeiten, wie sehr deutlich aus mehrern Stellen der Iliade erhellt, Gedichte vorhanden, in welchen des Hercules Thaten besungen waren. Noch nehme man die vielen Stellen in lyrischen Gedichten, wo des Hercules Erwähnung geschehen mußte, als bey den Olympischen Sängern s. w. Aus allem dem wird doch wohl ein Fortgang in der Fabel des Hercules von den ältern Zeiten bis auf die spätern sichtbar. Und nun füge man noch dazu, daß nachher einige mit dem Thebanischen Hercules einen ägyptischen verknüpft oder vermischt haben s. w.

Bisher ist gleichwol noch nichts von der Fabel der Künstler gedacht worden. Im frühen Alterthum nahm der Künstler die symbolische Fabel, welche reden sollte, an, wie sie war, und stellte die Figuren vor, wie es der unvollkommene aber bildervolle Ausdruck an die Hand gab. Bald lehrte ihn die Natur der Masse, in der er arbeitete, die Grenze der bildenden Kunst, und endlich ein auflebend Gefühl, daß nicht alle Gegenstände, nicht alle Sujets, nicht alle unter den angenommenen Umständen sich vorstellen liessen. Auf dem Kasten des Cypselus, auf dem Throne des Amycläus wird die Fortschreitung der werdenden Kunst schon sichtbar. Ganz deutlich wird sie in den folgenden Zeiten, da der gereinigte und endlich verfeinerte Geschmack, aus der Fabel nur solche Gegenstände beybehielt, welche gefallen konnten, sie ausbildete, verschönerte, und endlich eine eigene Fabel

der Künstler erzeugte, welche freylich ungleich eingeschränkter seyn mußte, als jene gemeine Dichterfabel.

Aber auch diese Künstlerfabel erlitt viele Veränderungen und Erweiterungen. Wir können zwar zu unsrer Absicht nur blos die Hauptlinien andeuten: Indessen kann man sich leicht denken, daß nicht nur Eigensinn der Künstler, eine ausschweifende Einbildungskraft, oder auch gottesdienstliche Vorstellung, sondern auch die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit des Künstlers oder dessen, der den Künstler arbeiten ließ, (der größere Theil aber der alten Werke, die sich erhalten haben, sind Privatarbeiten) viele Abweichungen von dem Ueblichen und Hergebrachten in der Fabel veranlaßt haben muß.

Dies führt uns auf den Vorzug, welchen der Herr Prof. seinem umgearbeiteten Hedrich gegeben hat: es sind von ihm aus verschiedenen antiquarischen und Kunstwerken, insonderheit aus Montfaucon, Lippert und den Gemählden zu Herculanum, wenig aus Münzbüchern, die Vorstellungsarten und Bildungen der Götter und einiger Helden eingeschaltet worden. Allerdings verdient dieses Dank, da es das eine Stück von einer Mythologie für die Künstler ausmacht, ein Werk, das uns so gar sehr noch abgeht. Wir sagen mit Fleiß, das eine Stück: dann zu denken, daß mit Beybringung der Bildungen der Götter die ganze Sache geschehen und nun für den Künstler völlig gesorget sey, wäre übereilt. Daß die Mythologie dem Künstler aufgeschlossen und für seine Bedürfnisse erläutert werde, gehört ein Werk, worinn mit Absonderung alles gelehrten Krams, noch vielmehr aller Deutung und Erklärung, blos jede Fabel richtig und zuverläßig erzählt wird, umständlich genug und deutlich, mit Rücksicht auf alles, was ein Künstler nutzen kann, auch mit Beyfügung oder Zurückweisung

auf

auf Hauptstellen in den klaßischen Schriftstellern und auf den Montfaucon und andre Werke, wo die Fabel bereits von Künstlern vorgestellt ist. Nur würde hiebey einige Beurtheilung erforderlich seyn, daß die gewöhnlichen klaßischen Vorstellungsarten nicht vermischt und vermenget würden mit den besondern, seltenen, eigenen Ideen eines einzelnen Künstlers, eines Tempels, einer Stadt s. w. ja gar mit den besondern Ideen eines Dichters, eines Fabeldeuters, Philosophen s. w. Bey jeder Fabel darf nur angegeben werden, ob sie häufig oder einzeln vorkomme, ob auf einem erhobnen Werke, geschnittnen Steine, oder auf Münzen: oder ob wir die Vorstellung nur im Pausanias, und an welchem Orte, etwa in einer besondern Landschaft oder Stadt, angeführt finden; oder ob sie gar nur in Dichtern, oder bey Grammatickern und Fabelsammlern vorkömmt, deren Grillen man vielleicht für mahlerische Ideen annimmt. Wir wollen durch einen Artickel in dem neuen Hederichischen Lexicon, z. E. Apoll, unsre Gedanken erläutern: Gleich anfangs wird S. 339. gesagt: Apoll werde bald als ein Knabe, bald als ein Jüngling ohne Bart, doch auch manchmal mit einem Barte vorgestellt: was weis nun der Künstler? Es sollte die gewöhnliche klaßische Vorstellung vorleuchtend angezeigt werden, daß er als die schönste jugendliche männliche Figur vorgestellt werde. Unter den besondern Arten der Vorstellung war hernach dies mit anzuführen: als Sauroktonos kömmt er als Knabe, bey den Etruscern mit Barte, vor. Das was folgt: Der auf dem Kopfe einen goldnen Dreyfuß trägt ꝛc. ist ungereimt, und aus dem Albricus entlehnt, dessen elendes Werkchen de Deor. imaginibus leyder bey allen den Artickeln von der Bildung der Götter zum Grunde gelegt ist. Dagegen kömmt in dem folgenden verschiedenes Gutes und

Brauchbares vor. Ueberhaupt dürfte nur beygebracht werden, was die gewöhnlichen Handlungen und die verschiednen Attributen und die verschiedne Arten des Ausdrucks sagen, welche vorkommen und wo sie vorkommen. Wenn jemand in dieser Absicht nächst den bereits hier gebrauchten Werken noch andre Sammlungen alter Kunstwerke, insonderheit erhobne Werke, vornemlich aber noch die Münzbücher (auch um die allegorischen und symbolischen Vorstellungsarten daraus zu sammlen) durchgieng, und dabey fleißig den Pausanias, Plinius und andre alte Schriftsteller auszöge, dabey aber überall mit einiger kritischen Beurtheilung das wesentliche vom zufälligen, das dem Künstler brauchbare von dem blos zur Gelehrsamkeit des Alterthums nöthigen, absonderte: so dürfte dieser in einem kleinen Werkchen für die Bedürfniß des Künstlers mehr leisten, als bisher durch unsre gelehrten Kunststreitigkeiten bewirket worden ist.

Ein zweytes, wie uns deucht, abzusonderndes aber dem Künstler eben so wichtiges Hauptstück, würde eine Alterthumslehre für den Künstler seyn, von der der eine Theil die gottesdienstlichen Gebräuche, Feste, Mysterien, dann auch Priester, Spiele, Wahrsager, Orakel s. f. begreift, welche wir nicht gern in die Mythologie gemischt sehen würden.

P.

VII.

Reisen von London nach Genua durch England, Portugall, Spanien und Frankreich von Joseph Baretti. Aus dem Englischen. Erster Theil. Leipzig, Fritsch, 1772. 480 Seiten. Zweyter Theil, 462 Seiten in 8.

Herr

Herr Baretti ist, un agradable halbador, mit welchem ich die Welt durchreisen möchte. Einige Auswüchse des Styls, kleine Histörchens die allen Reisenden wiederfahren, einige Alltagsbetrachtungen weniger, ein wenig mehr Gewissenhaftigkeit in der historischen Erzehlung — und Hr. Baretti ist ein vollkommen guter Reisebeschreiber. Er wollte seinen Freunden täglich etwas aufschreiben; gut, da soll man aber nicht den ganzen unveränderten Aufsatz dem ekeln Publikum so geradezu vorlegen; nicht vor dem Publikum das Essen (S. 66.) vertheydigen, nicht dem Publikum (S. 73.) erzählen, daß Portugalls Gold nicht im Lande gewonnen, sondern aus beyden Indien dahin gebracht wird, nicht den Lux in Kleidern so elend wie S. 9. verfechten: „Die Kleidung macht einen Unterschied zwischen den vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen und alles was uns nur den geringsten Unterscheid zwischen beyden zeigt, ist nach meiner Einsicht nicht aus der Acht zu lassen.„ Auch dürften nicht alle Leser damit zufrieden seyn, was I. 12. steht: „Reisende müssen die Sachen vergrößern, damit sie die Aufmerksamkeit des Lesers unterhalten.„ Beobachtet hat es unser Hr. Verf. vollkommen; denn darum wird ihm in Cabeza ein Vogel vorgesetzt, hart wie der Schwanz eines alten Alligators; darum ist sein Bette in Mafra fast so groß als Amerika und hin und wieder von wilden Nationen bewohnt, schwarz und schnell wie die Indianer; darum giebt es (II. 40.) in England so viele Kritiker, als Austern und Muscheln; die strenge Sentenz über die Professoren und Studenten von Cervera (II. 275.) rührt wohl auch daher: sie werden samt und sonders den Galeeren zuerkannt, ihre hottentottenmäßige Sitten zu bessern. (Daß Hr. B. ja nicht auf gewissen deutschen Universitäten Rektor werde.)

Ich rüge dieses alles und bin meinem Hrn. Verf. gleichwohl von Herzen gut. Seine schöne Denkungsart, seine Wahrheitsliebe bey wichtigern Stellen, seine neuen, feinen Beobachtungen, seine Unverdrossenheit verdienen wohl mehr, als Nachsicht; verdienen Lob, Beyfall, Freundschaft.

Wir messen die Sterne, wir disputiren über die Sternenbewohner, und kennen unsere Welt und unsere Mitbürger noch nicht. Bis dahin sind zu wenige Philosophen und diese wenigen sind zu weit gereist. Von Portugall und Spanien wußten wir bis dahin beynahe lauter Fabeln und nun erzählt uns Hr. B., wie es von Lisboa bis Badajoz, von da bis Merida, von Merida bis Toledo, Madrid, Alcala, Zaragoza, Barcelona und an die Pyrenäen aussehe. Schön alles, auch schön was Clarke, Plüer und einige Franzosen davon gesagt haben; Aber bey allem dem ist Spanien noch nicht erschöpft. Ein Mann sollte sich jeder weitläuftigen Provinz oder jedem Königreiche widmen, alle dessen Winkel, alle vier Seiten durchforschen, Geist, Gebräuche, Litteratur, Verfassung, Gesetze, Naturmerkwürdigkeiten, alles das mit aufmerksamen Blicke schauen, und dann, dann erst uns eine vollständige Beschreibung dieser Provinz geben, eine bessere als der Einwohner selbst von gewohnten und partheyisch machenden Gegenständen geben kann, eine, welche die übrigen Beschreibungen uns alle ersparte, ein Aggregat zu einer Weltbeschreibung, die nach hundert Jahren, wenn alle Welt von Ansons, Bougainville's, Pokoken, Shaw'n, Volkmanns, Baretti, von philosophischen Pilgrimen nach Rousseau's Ideal durchwandert wäre, uns erst zu wahren Kosmopoliten machen, unserer Geschichte, Politik, Psychologie, Litteratur, allen unsern Kenntnissen ein neues, unerwartetes Licht aufstecken, in unserer

gan-

ganzen Gelehrsamkeit wichtige Reformen bewirken könnte. Ich werde nicht ungeduldig, nein, ich ergrimme patriotisch, wenn ich Männer von Geist und Einsichten über vergessenen Regierungen alter Monarchen, unnützen Genealogien, grundlosen scholastischen Raisonnements und anderen Kleinigkeiten, Zeit, Gesundheit und Geist verschwenden sehe, da — man halte es immer für Grobheit, daß ich unserm Zeitalter die Wahrheit freymüthig sage — noch so entsetzlich viel ödes Land auf dem Helicon, solche weite grausenvolle Wüsten in der Litteratur übrig sind und wir noch so wenig wissen, so sehr viel, ja meine Zeitgenossen! so sehr viel noch zu lernen haben.

Diesmal wollen wir nützen, was wir haben, und wer Spanien will kennen lernen, der lese Hrn. Baretti, den braven Mann, der solche Trupp Irrthümer verscheucht. Ich schränke mich auf einige Beobachtungen ein, ohne allemal die wichtigsten zu wählen.

Th. I. S. 13. 361. Der berühmte P. Norbert kam ohne Geld, ohne Empfehlungsschreiben, ohne Kenntniß der Sprache nach England, Proselyten zu werben. Er wurde selbst protestantisch und ein Tapetenfabricante. Es wäre gut gegangen, allein der Mann verthat seine 10000. Pfund Sterling und lief davon, kam nach Portugall, veränderte seinen Namen und schrieb um Geld gegen die Jesuiten. S. 42. Sollte der Pabst die Fasten abschaffen, so würden die Bürger von Falmouth ihre Makrelen nicht mehr verkaufen. Warlich, eine wichtige Bedenklichkeit für die Fasten! Die Anmerkungen über den englischen Pöbel S. 45-49. sind artig und allgemein brauchbar. Bey ihm besteht das menschliche Geschlecht aus zwey Nationen, aus Engländern und aus Franzosen (so bestand es bey den guten Alten aus Griechen und Barbaren, bey den Juden aus Volk Gottes und Gojim,

bey

bey unsern geistvollen Nachbaren an der Sayne aus Franzosen und Etranger, welches fast so viel als Βαρ-βαρος sagen will.) S. 78. „Mittel die Pronunciation fremder Sprachen zu erleichtern. Man gewöhne die Knaben an mehrere Dialekte„, ganz anderst, als manche unserer fein seyn wollenden Landesleute, die durchaus verbieten Plattdeutsch, oder den Provinzialdialekt mit den Kindern zu sprechen. Hr. B. hat Vernunft und Erfahrung auf seiner Seite. S. 93-102. steht zur Schande der Portugalesen die Beschreibung ihrer Stiergefechte. Der XXste Brief schildert die traurigen Ruinen von Lisboa, dessen meiste Strassen noch im Schutte lagen, da die Regierung Volk und Geld an ein bewunderungswürdiges Arsenal verschwendete. Die portugiesischen Gelehrten lassen Bücher drucken en Lisboa Occidental; es hatte den Pedanten jemand gesagt, daß vor anderthalb tausend Jahren Olyßipo an der Ostseite des Tajo gelegen hätte. So ließ der Canzler Ludewig einige Bücher in Windisch-Hall drucken. Ueberall und immer wohnt in den Studierzimmern der dickgelehrten Antiquarier — Pedantismus, der uns die Schriften der mittlern Zeit manchmal vollends unverständlich macht. „Der „Reim, meynt Hr. B., kömmt nicht von den Mönchen, er kömmt von der Natur. Er ist bey den „Versen aller alten und neuen Völker wesentlich, und „die ungereimten Verse sind eine unnatürliche, neuere „Poesie.„ Ich bescheide mich in aller Demuth, eine Menge unserer Theorien weder gelesen zu haben, noch zu verstehen. Nach der kurzen Theorie aber, die ich den Meistern der Kunst abgemerkt zu haben glaube, scheinen mir die Reime nichts weniger als wesentlich, scheinen sie mir vielmehr ein kindisches Geklingel, an welches unser Ohr sich nun einmal gewöhnt hat, das aber wie die ängstliche Prosodie dem Schwunge, den

Ge-

Gedanken, der Begeisterung hinderlich ist, dem sich erhebenden Geiste die Flügel beschneidet und von den Fürsten der Dichtkunst heutiges Tages mit Rechte theils abgeschaft, theils verachtet wird. Es ist nicht einmal zur Anmuth der tändelnden Lieder unentbehrlich; denn Anacreon, Catull, Tibull, selbst in einigen reimfreyen Stücken Jacobi gefallen ohne diese Kinderey. S. 134. Der Charakter des Herzogs von Aveiro war Stolz der Ignoranz. Nonne Lady Hill (S. 150.) erbte in Irrland ein grosses Gut, welches ihr der Patriarch in weltlichen Kleidern zu holen erlaubte. Und Lady Hill kam wieder, und seither ist ihr ganzes Kloster vergnügt, die Nonnen machten sie zur Abbtißinn. Diese Nonnen und die italischen Capuciner in Lisboa söhnen die Leser mit den Klöstern aus. Man hätte sie lieber reformirt, anstatt daß man sie abschafte. Ein vernünftiges Kloster würde einem Landesherren so viel Ehre machen und der Litteratur könnt es nützlicher werden, als die Stiftung einer überflüßigen Universität, oder einer mükenseigerischen Akademie der Wissenschaften. Nur müßte, mit Erlaubniß, das Modell nicht von den gezwungenen, sclavischen Eintichtungen einiger bekannten deutschen Erziehungsanstalten genommen werden, auch müßte es besonders für fleißige Sammler oder Gelehrte, deren Wissenschaften so viele Weltkenntniß nicht heischen, für Patristiker wie zu S. Maur u.d.g. bestimmt werden. Die Idee des Grafen Loragais, von welcher ein andermal, ist sehr gut. S. 167. Cabo de Rora, heißt wohl Rocca, so wie S. 402. Ludewig der neunte, nicht der XI., bey Gelegenheit der Kreutzzüge gemeynt seyn wird. S. 176. „Fast eine Million Crusados verschwendete Johann. V. an eine finstere Kirche und an ein betäubendes Glockenspiel, und 200000de werden noch jährlich auf

300 Müßiggänger in Mafra verwandt.„ Das hat Rex Fidelissimus gethan! S. 180. Bald jedes Haus hat seinen Geschichtschreiber. Der h. Anton allein ist in mehr dann hundert Bänden allemal verschieden beschrieben (gedichtet). S. 182. „Sollte sich Gottes „Wort in einer geometrischen Figur zeigen, predigte „der Portugalese Vieira, so würd es die Figur eines „Zirkels wählen und weder Dreyeck noch Quadrat, „noch Fünfeck, noch Zwölfeck, oder sonst eine be„kannte geometrische Figur.„ Und dieser Mann ist der Chrysostomus und Mosheim des Landes, den man liest und studiert. Und wer diesem geometrischen Evangelium nicht glauben will, ist ein Ketzer und wird verbrannt. Zu laut dürfen wir nicht lachen. Man lese Eachard von den Ursachen der Verachtung der Geistlichkeit, Forsters expediten Prediger, die Wundentheologen, selbst manche noch lebende. Menschlicher Verstand! wie schändet man dich auf den Kanzeln! S. 197. 204. „Der Geist der Gesellschaft Jesu ist nicht sowol Mord, als Raub.„ Es kann seyn, ich glaube es selbst, wenn man aber zum Raub ohne Mord nicht gelangen kann, dann erlauben sich die ehrwürdigen Väter in majorem Dei gloriam auch wohl Mord. Aus der Historie und ihren Schriften sind sie dafür bekannt. S. 207. „Alle Kaufleute und Handwerker in Lisboa sind Auswärtige. Noch hat kein Mensch an einen Grundriß der Stadt gedacht. Welche Menge, rief ein Reisender, welche Menge von Priestern, Pfaffen und Mauleseln!„ Die meisten dürften unter Ein Genus gehören. S. 213. So sehr wie Hrn. B. befremdet uns der Vortrag der Historie auf der königlichen Schule zu Lisboa nicht. Er ist à la Hübner, Zopf, Eßig, Holberg, Freyer, Offerhaus ꝛc. ꝛc. S. 258. Portugall hat schlechte Generale und unerfahrne Officiers, aber alle Mühe geben

ben sie sich doch, martialisch auszusehen. S. 266. f. Der Fandango und Seguedilla werden angenehm beschrieben. Martial spottet mit kleinstädtischem Stolze — auch in Rom, Berlin und London giebt es kleinstädtische Seelen, Halbköpfe, die Menge — und gezwungenem Witze dieser munteren, regellosen Tänze. Bey meiner Recensentenehre! Die Systemsucht verschustert uns sogar noch das Tanzen. S. 296. Das Erstaunen der Einwohner von Talaverola bey Erblickung einer Uhr ist lehrreich. Talaverolanische Augen sehen im Mittelalter Hexereyen, wo bloße Mathematick und Naturkunde war; talaverolanische Geister erschrecken vor manchem neuen oder erneuerten Grundsatze, manchem sogenannten ketzerischen, seelengefährlichen Buche. Wer nachdenken kann, wird interessante Beyspiele und Folgen sich hier beyschreiben. S. 325. hält sich Hr. B. mit Recht über unsere Modehistoriker auf, die die Hauptkapitel, die dunkelsten, aber oft interessantesten Theile der Geschichte versäumen und sich nicht schämen, von Universalhistorien zu reden. Ehe diese Geschichtverderber derb auf die Finger geklopft werden, bleibt unsere Historie von Ewigkeit zu Ewigkeit dieselbige, wie zu den Zeiten unserer Väter, welche nachschrieben den Großvätern, die Kopisten waren von unsern lieben Ahnen. Patriotisch muntert Hr. B. die Geschichtforscher auf, aus Ruinen, Innschriften und spanischen Bibliotheken Annalen der so cultivirten und so mächtigen arabischen Herrschaft über Spanien zu schreiben. Schon Cardonne, den er wohl nicht kannte, macht uns nach dieser Geschichte lüstern. S. 331. „Möchte Spanien seine Stärke studieren?„ Man wird unwillig auf diese faule Nation, wenn man ihr elysäisches Land, die beneidungswerthe Leichtigkeit zu Glück und Macht und ihre Schwäche, ihre Unthätigkeit, ihr schläfriges Wesen,

sen, wenn man Spanien mit Holland, der Schweiß und Rußland vergleicht. Unhinlänglich wenden sie den Wassermangel mancher Gegenden vor. Ueberall, über alle natürliche Schwürigkeiten siegt unverdrossene Industrie, welche Wasser selbst in die Wüsten führt, die die Berge tränkt. Aber so verfiel Rom, so verfallen die tapfersten Völker, wenn ihrer Tapferkeit niemand mehr widersteht. S. 338. Die Trunkenheit darf Hr. B. in unsern Zeiten gesittetern Deutschen nicht mehr vorwerfen. Unser verändertes Clima hat auch unsere Sitten verändert. S. 344. „Der Reisebeschreiber wie der Geschichtschreiber sey unpartheyisch wie der Tod!„ S. 371. „Improvisatori in Spanien und Italien, (Dichter, vielmehr Sänger aus dem Stegreife) singen öft wohl besser als unsere Theorienknechte, die Feder unter den Zähnen, den Batteux neben sich, mechanisch herauszukünsteln vermögen. Auch sind sie, mit dem Verdienste, Laune und Munterkeit unter ihre Freunde ausgebreitet zu haben zufrieden, nicht so hungrig und nicht so unverschämt, ihre Liederchen dem Publikum aufzudringen. Nur ihr Dorf, oder ihr kleiner Zirkel geneußt die Lust ihrer Naivitäten. S. 393. Seit hundert Jahren hat die französische Krankheit in Spanien sehr abgenommen. Ich breche hier die Gelegenheit vom Zaune, medicinische Leser auf Hrn. Agironi merkwürdiges Buch des bons effets du reméde végétal antivénérien Paris 1772. in 12. aufmerksam zu machen. Sind seine Gründe gegen den Mercur und seine Empfehlung des reméde végétal falsch, so hat er sie gleichwol so einnehmend, so faßlich eingekleidet, daß es Pflicht wäre, das Publikum zu warnen. Hat er aber Recht, dann ist Agironi der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes Einer und hemmt die Folgen eines Uebels, das künftige Generationen ent-

entnervt und die gegenwärtige vergiftet, das wie Montesquieu sagte, zu gemein ist, um eine Schande zu seyn. S. 404. „Mehr als Mauren, Juden und „alles haben Spanien die fremden Eroberungen ge„schadet,„ welches nicht neu, aber wahr ist. S. 431. J. J. 1760. stand Madrid noch wie die Cloaca Maxima in Rom; nun ists aber reinlich. S. 450. Dem Deutschen Mengs giebt Carl III. vor allen seinen Künstlern den Vorzug und der König hat von Jugend auf bey den besten Gemählden gelebt. S. 459. 465. Es ist falsch, daß man in Spanien so ernsthaft und so cerimoniös wäre. Von der Eifersucht rechtfertigt sie die Tertulia vollkommen. Die Reisenden haben nur Eine Seite der spanischen Menschen gesehen. Sonst halt ichs auch für die Pflicht eines Patrioten, durch angenehmen und belehrenden Umgang mit Fremden, wenn seine Umstände es nur nicht verbieten, seinem Vaterland Ehre zu machen und schiefe Beschreibungen abzuwenden. S. 479. Voltaire, Rousseau, Luther und Calvin, alle viere sind in Spanien gleich fürchterlich. Bey uns zieht man eine andere Parallele. Bey einigen stehen Moses, Paulus, Abraham Calov und Neumeister, bey andern Voltaire, Rousseau und der Schwarze neben einander. Die letzten dreye werden sodann von den Verfassern der Allg. deutschen Bibl. begleitet.

Zweyter Theil. S. 2. „Eigentlich hat die Na„tur für alle Völker gleich gut gesorgt. Ihren Geist, „ihr Glück bestimmen nicht angebohrne Neigungen, „sondern Verfassung, Religion, Litteratur, Sitten, „Rechte.„ Gut, man setze das Clima hinzu und hüte sich nur, welches hier sehr Noth thut, vor einem gewissen Ding, das man Cirkul im Schliessen und vor einem, das man Wortkrieg nennt. Der 57. Brief liefert vortrefliche Nachrichten von der spani-

schen Litteratur und Sprache, dem Wörterbuche della Real Academia Espannola (1726. VI. 4.), Aldrete seinem, Madrid, 1674. f. und Covarruvias 1673. ff. in 2 Folianten, vom feurigen, empfindsamen Dichter Lopez de Vega, vom Calderon, von den abgeschmackten, jetzt endlich verbothenen Autos Sacramentales und Loas. S. 31. Probe eines Entremes, ein sehr ungereimtes, aber gleichwol drollichtes Ding. S. 44. Selbst das heilige Officium wünscht eine Reformation der Geistlichkeit. Gegen die Geschichte del famoso predicador Fr. Gerundio lärmten die Bettelmönche gerade wie die deutschen Pfarrer gegen Thümmels Wilhelmine. Unsere rüstigen Uebersetzer möchten uns immer dies launigte, allerliebste, ganz cervantische Buch bald deutsch geben, dann aber auch Noten dazu machen, und herzhaft wegschneiden, omne quod ultra Perfectum traheretur. S. 51. „Weiland versammelten sich die Dichter von Fez an einem gewissen Tage beym Statthalter und lasen Verse zum Lobe des Propheten. Der Preis war hundert Dukaten, ein reiches Kleid, ein Pferd, ein reizendes Kind.„ S. 48-65. Schöne Nachrichten aus Casiri seltener Bibliotheca Arabico-Hispana Coenobii Escurialensis. S. 66. Ignatius Bernades pflanzt zu Madrid im botanischen Garten erst einheimische, dann erst ausländische Pflanzen. S. 77-80. Schilderung der Annos, Estrechos und Santos. Donna Paula meynt nicht leicht in einem europäischen Orte die Männer gefälliger, die Väter zärtlicher, so gute Weiber, Mütter und Töchter, solche warme Freunde wie in Madrid zu finden. Die Reisebeschreiber, sieht man, haben uns betrogen. Die spanische Nation ist gefühlvoll und zärtlich. S. 90-101. Vom König und seiner einförmigen Lebensart. S. 104. Die blinde Königinn Elisabeth, die seltsame

Frau,

Frau, kömmt auch noch vor. S. 132. Der älteste Sohn eines Grande darf die einzige Erbinn eines andern Hauses nicht heyrathen. Ein weises Gesetz, die Macht der großen Familien in der Gleichheit zu erhalten, ein Gesetz das in Republiken zumal Erwägung verdiente, wo die Gleichheit mehr als in der Monarchie Grundsatz und Fundament ist. S. 133. Die spanischen Geistlichen schrecken und rühren ihre Heerden auch durch affreuse Gemählde, welche sie auf die Kanzel nehmen. Das fehlte uns noch. S. 144. Alcala ist nichts mehr, dann die hohe Schule hieng vom königlichen Schatze ab. Stifter und Mäcenaten der Universitäten, künftige Münchhausen mögen das merken und ihren Töchtern sicherere, unabhängigere Fonds verschaffen. Das Gemählde von Alcala rührt S. 207. „Die häßlichen Marien sind wunderthätig, aber Raphaels und Angelo Stücke nicht. Das macht, sie arbeiteten aus Ruhmbegierde.„ Aus eben diesem Grunde verdammte der Abt von S. Cyran den Dichter der Aeneide. Wie undankbar man gegen die Triebfedern der größten Handlungen ist! S. 234. f. 248-254. Nachrichten vom Baskischen und von Larramendi, welche die geringe Kenntniß, die man von dieser vermuthlich altaquitanischen Sprache (Schlözers allg. nord. Gesch.) hat, kostbar macht. S. 258. Die Basken sind Patrioten und Helden, unbesucht von Zolleinnehmern und Accisbedienten, leben sie fast frey auf ihren Gebürgen, wie Corsen und Helvetier. S. 332. Bey Frejus wächst Wein und Oel, wo vor Zeiten drey und fünfruderige Schiffe vor Anker lagen. Man halte alle Beobachtungen zusammen und das System des Hrn. Pauw von veränderter Direktion des Meeres wird mehr als wahrscheinlich; aber was dürfte aus unserm Europa noch werden? S. 348. Ein zwanzigjähriger Bürger von S.

Remo hatte seine Tage noch keine Kutsche gesehen. So erstaunten die Schweizer 1676., da der französische Gesandte in Baden seinen Einzug in Kutschen hielt; ihre Strassen hatten dergleichen Ding von Anbeginn der Welt noch nicht getragen. Der Augenschein, Fandango, Seguedilla, Improvisatori, so viele Sänger und Tänzer, der Ton der Gesellschaften, alles beweiset die Paradoxie des Hrn. Verf. S. 352. daß im spanischen Charakter Lustigkeit, mehr Lustigkeit vielleicht als im französischen sey. Im letztern ist wohl mehr Höflichkeit, mehr Windmacherey, im Spanischen mehr Wahrheitsliebe. Mir gefallen alle diese allgemeinen Urtheile von den Charakteren der Völker, eines wie das andere. Wo ist eine Gesellschaft, von welcher man diese Züge des Nationalcharakters mit Gewißheit abstrahiren könnte. In der Geschichte zeigen sich seit einigen Jahrhunderten die Völker gar nicht mehr in ihrer Originalgestalt. Zu gleicher Zeit, in gleicher Stadt leben Sybariten und Römer, leben Catone und Alcibiaden, Horaze und Younge. S. 364. Monaco, ein sehr artiger kleiner Staat, giebt von 4. Quadratmeilen als den dreyzehnden Theil jährlich gegen 25000 Thaler. S. 428. Ein junger Spanier nöthigte Hrn. B. neben seiner Schwester im Wagen zu sitzen. „Unsere Religion, sagte er, befiehlt, daß wir den Obern Achtung erzeigen sollen, und der ist mein Oberer, der mehr weis als ich.„

Nr.

VIII.

1. Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, u. s. w. entworfen von Herrn

Herrn Carl Renatus Hausen. Halle im Magdeburgischen, bey Hemmerde, 1772. 8. 6 Bogen.

2. Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen, als eine nöthige Beylage zu dem Leben des Herrn Klotz von eben diesem Verfasser mit Urkunden bestätiget, entworfen von Herrn Fuhrmann, ehemaligen Bedienten und Archivarius des Hrn. Hausen, nunmehrigen wohlgeschäftigen Zeitungsträger.

Flete meos casus — Puellae — Fabula fio.

Deutschland, gedruckt und zu haben in allen Buchläden, 1772. 8. 3½ Bogen.

3. Ueber das von dem Herrn Professor Hausen entworfene Leben des Herrn Geheimenrath Klotz. Halberstadt, bey J. H. Groß, 1772. 8. 5 Bogen.

4. Vita et memoria Viri illustris *Christiani Adolphi Klotzii*, Die ultimo Decembris Anni Seculi hujus LXXI. beate defuncti, nomine Academiae Fridericianae scripta a *Carolo Ehregott Mangelsdorfio*. Halae, sumt. et lit. Curtianis, MDCCLXXII. 8. 6 Bogen.

5. Christoph Gottfried von Murr, Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz. Nebst einigen Briefen. Herrn Hofrath Kästner in Göttingen gewidmet. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8. 7½ Bogen.

6. Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimenrath Klotz. Erster Theil. Herausgegeben von J. Ch. A. von Hagen. Halle, bey Curt, 1773. 14 Bogen, 8. Zweyter Theil, 13 Bogen.

7. Ueber die Briefe des Herrn v. *S*, an Hrn. *Klotz*. Histrionum aegra atque plena discrimine conditio est. *J. L.* Leipzig und Züllichau. 1773. 8. 2 B.

Wir haben allezeit in unserer Bibliothek über die Schriften des Hrn. Klotz mit Unpartheylichkeit, aber auch mit der Freymüthigkeit geurtheilt. Und dieses Gesetz wollen wir auch in der Beurtheilung der nach seinem Tode herausgekommenen Schriften, seinen Charakter und sein litterarisches Leben betreffend, heilig beobachten. Wir nehmen sie hier alle zusammen, sowol wegen der Aehnlichkeit ihres Inhalts, als auch weil wir sie besser eine durch die andere beleuchten, und auf diesem Wege leichter zu einer wahren Abschilderung des Mannes selbst, von dem sie handeln, gelangen können. Auch hoffen wir, daß dasjenige, was wir nach Anleitung derselben niederschreiben werden, so beschaffen seyn soll, daß es nicht zu neuen Erörterungen Anlaß geben wird. Ueberhaupt glauben wir, daß der denkende Theil der Leser, der sich unterrichten und nicht über Autorcabalen Gericht sitzen will, längst der Journalistenkriege müde ist, die einen so beträchtlichen Theil der kritischen Schriftsteller in Deutschland beschäftigen. Wir würden daher auch das wenige, was wir in unserer Bibliothek bey einigen Gelegenheiten über H. K. und seine Freunde zu sagen gezwungen gewesen, nach seinem Tode nicht mit einer Zeile vermehren, wenn wir nicht glaubten, daß man, bey den mancherley Veranlas-

sun

sungen dazu, auf uns halte, und es eine Art von Affektation seyn würde, ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten. Auch ist es der Recensent, den man unter denjenigen, die mit H. Klotz ein gemeinsames Hauptstudium treiben, vergebens zu errathen versuchen würde, sich bewußt, daß er ganz unpartheyisch über den Mann werde urtheilen können, der durch seine Geschäftigkeit auf der Schaubühne der Gelehrten Tagebücher, bis an seinen frühzeitigen Tod, sich der Aufmerksamkeit der Menge bemächtigt hatte.

Die Urtheile über diesen Mann waren bey seinen Lebzeiten sehr getheilt; die Parthey indeß, die es mit ihm hielt, schien immer noch, wo nicht die wichtigste, doch wenigstens die zahlreichste, weil sie die schreibseligste war, und sein Lob am lautesten vervielfältigte. Aber man konnte auf ihr Urtheil nicht sehr viel geben, da die Glieder derselben größtentheils unter seinem Schutze schrieben, der Gegenstand ihres Preises aber, nur ganz leidentlich ihr Lob genoß und wenn es zur Sprache kam, sich nicht selten ihrer zu schämen schien. Also nach seinem Tode war etwas zuverläßigeres über Klotzens moralischen und gelehrten Charakter zu erwarten, und dieses Zuverläßige will uns Herr Hausen liefern.

Gewöhnlicher Weise enthält die Lebensbeschreibung eines Gelehrten, und zumal eines Universitätsgelehrten, die Geschichte seiner Bücher, seiner Beförderungen, seiner Streitigkeiten, und wenn er ein Erfinder ist, seiner Erfindungen. Der letzte Artickel kann bey dem sel. Klotz gar nicht vorkommen, und seine Bücher und Beförderungen würden nur, da er frühzeitig gestorben, zu einer kurzen Erzählung Stoff geben, und in seiner Geschichte also, der Erzählung seiner gelehrten Streitigkeiten und der Abschilderung seines Charakters den größten Raum überlassen. Das

Unbekannte was der Geschichtschreiber über den Charakter zu sagen hat, kann nur, wenn er ihn persönlich gekannt, oder gar in vertrautem Umgange mit ihm gestanden, den moralischen Theil desselben darstellen. Den gelehrten Charakter des Mannes lernen wir am besten aus seinen Schriften kennen, und was man uns darüber sagen will, müssen wir doch erst nachher einigen prüfen, was uns diese Schriften selbst an die Hand geben. Freilich wird alsdann die Bekanntschaft mit dem moralischen Charakter eines Gelehrten wichtig, wenn seine Streitigkeiten so beschaffen sind, daß sie ein zweifelhaftes Licht auf denselben werfen.

Ueberdem ist man schon begierig aus der Kenntniß des Gemüthscharakters eines Mannes sich die Frage zu beantworten: wie ist es zugegangen, daß er seine gelehrte Laufbahn mit Streitigkeiten angefangen und ohne Unterbrechung mit Streitigkeiten vollendet hat? Gesetzt auch, daß in der Art, wie er diese Streitigkeiten geführet, nichts wäre, daß uns auf diese Kenntniß neugierig machte. Was hat ihn vorzüglich vor andern Gelehrten in die Nothwendigkeit gesetzt gegen so viele Schriftsteller zu Felde zu ziehen? Solche Fragen, auf die man so natürlich durch die Beschaffenheit seiner Schriften kömmt, erwarten von seiner Denkungsart und seinem Gemüthscharakter ihre Beantwortung. Wenn aber seine polemischen Aufsätze noch außerdem, statt mit Sachen erfüllt zu seyn, mit Anzüglichkeiten und persönlichen Beleidigungen erfüllt sind, so wird die Begierde, in diesem Manne außer dem Gelehrten auch noch den Menschen kennen zu lernen, immer größer. Es ist natürlich, daß ein Leser, der bloß zu seinem Unterricht liest, sich nicht in die Erörterung aller der Beschuldigungen und Vorwürfe einlassen kann noch will, die den Inhalt solcher Streitschriften ausmachen. Was wir Denkungsart

nenn

vorgebrachte historische Unwahrheit muß ihn nothwendig wider den einnehmen, wider den man sie vorgebracht hat; da er sich nur um das Buch und wenig um seinen Verfasser bekümmert. Nur erst, wenn er den Mann selbst kennt, wenn er weis, was er sich in Ansehung der Wahrhaftigkeit zu ihm zu versehen hat, fängt er an, die Nichtswürdigkeit einer solchen Streitart zu fühlen. Dazu ist es freylich nöthig; das Innere des streitenden Schriftstellers etwas genauer bekannt zu machen. Indeß, dieses bey seinem Leben zu thun, wo man dadurch seinem zeitlichen Glück nachzustellen scheinen könnte, deucht immer einem guten Manne, wenn er auch durch die Selbstvertheydigung dazu gedrungen wird, den Anschein einer Grausamkeit zu haben; wenigstens glaubt er nicht immer vollkommen mit ihm sympathirende Leser zu finden, zumal wenn er diese Leser ohne Indiscretion nicht ganz und gar zu den Vertrauten der Geheimnisse, die ihn rechtfertigen würden, machen kann. Also bleibt nichts übrig, als seinen Weg fortgehen, und so viel möglich in seinem Gegner den Menschen zu schonen, so lange ihm noch der volle Gebrauch unseres Rechtes schaden könnte. Nach seinem Tode fallen aber diese Bedenklichkeiten weg, und man kann sich über seine Gesinnungen lauter erklären, ohne, wofern es mit Billigkeit und Mäßigung geschieht, einer Pflicht der Menschlichkeit zu nahe zu treten.

H. Hausen ist uns vorgegangen und hat uns eine Abschilderung von Klotzens Charakter entworfen, die brauchbar seyn würde, wenn, um einen Mann zu schildern, weiter nichts erfodert würde, als ihn persönlich gekannt zu haben, und seine Lebensumstände zu wissen, wenn man nicht auch unpartheyisch seyn, und ein Auge haben müßte, das alle verschiedene Gesichtszüge in dem Geiste des Mannes auffassen, und

wie sie in eine Hauptphysiognomie zusammenfliessen, mit starken Strichen anzugeben versteht. Da sich nun aber weder das eine noch das andere bey H. H. findet: so können wir seine Lebensbeschreibung blos als einen Beytrag ansehen, wodurch uns die Arbeit erleichtert wird; die Arbeit dürfen wir uns aber selbst zu übernehmen nicht verdriessen lassen.

Den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Litteratur erhielt H. Klotz von dem R. Baumeister in Görlitz, der in diesen beyden Litteraturen sehr bewandert war, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Umstand die Neigung des jungen Klotz für die griech. und latein. Litteratur auf seine ganze Lebenszeit bestimmt habe. Zumal da in dem Laufe seiner Universitätsstudien diese Neigung durch seinen häufigsten Umgang unterhalten wurde. Das alles ist an sich sehr gut und untadelhaft. Dieser Anfang seiner gelehrten Uebungen, wann sie mehr im Lernen als im Lehren fortgegangen wären, würden ihn zu einen höhern Ziele geführt haben. Allein eine unselige Leichtigkeit zu schreiben, die man insonderheit in einer Sprache, die uns in den Wörterbüchern den ganzen Schreibestoff darbietet, durch die bloßen stilistischen Uebungen gar bald erlangt, verführt den jungen lateinischen Litterator frühzeitiger, als er sollte, sich unter den Haufen der Schreibenden zu mischen. Klotz, der nur kurze Zeit auf der Universität zugebracht hatte, arbeitete schon mit Eifer an gelehrten Zeitungen. Was das schlimmste war, so blieb er bey dieser Arbeit nicht lange ohne gelehrte Streitigkeiten, und man müßte nichts von dem innern Schriftstellerleben kennen, wenn man nicht einsehen wollte, daß diese Streitigkeiten, seine Studien einen ganzen andern Weg führen mußten, als worauf er nach einem überlegten Plane von seinem gelehrten Fleisse würde gekommen seyn. Er mußte

mußte sich seine Gegner Wilke und Burmann abwehren; dazu mußte er sich nach Waffen umsehen, dazu mußte er schreiben, dazu mußte er lesen, und dieses Schreiben, dieses Lesen, wenn es zur Besiegung seiner Gegner das beste war, war, wie es pflegt, nicht allemal zu der Erweiterung seiner Einsichten das zuträglichste.

Indeß machte ihn das bey Zeiten in der gelehrten Welt bekannt. Nicht wenige Leser vergnügten sich an der Muthigkeit seiner Schreibart, ohne an dem Streite selbst Antheil zu nehmen, oder nur zu wissen, daß er über Burmanns Anthologie geführt wurde. Ein früher Ruhm ist eine verführerische und in gewissen Umständen eine gefährliche Sache. Wenn er mit wenigen Kosten erworben ist, so glaubt man ihn mit eben den Kosten erhöhen zu können, und wenn man auf ihn Aussichten von künftigem Glück bauet, so glaubt man es sich schuldig zu seyn, ihn so wohlfeil, als man kann, erhöhen zu müssen. Die allgemeinern Satyren des H. Klotz, die auf seine Burmannischen Libelle folgten, spotteten in der römischen Sprache über deutsche Armseligkeiten. Eine todte Sprache, wenn man damit vaterländische vor uns liegende alltägliche Thorheiten bekleidet, versteckt die Geringfügigkeit des Inhalts, man glaubt daran ein Vergnügen empfinden zu dürfen, und empfindet es auch wohl wirklich, das man aber bey einerley Inhalt in der Muttersprache nicht empfindet, oder zu empfinden sich schämen würde. Dazu darf nur ein wenig von der Grille kommen, durch eine lobreiche Aufmunterung einer vernachläßigten Geschicklichkeit in der todten Sprache zu schreiben wieder aufzuhelfen, so kann ein solches Schriftchen sich leicht unter den Kunstrichtern Beyfall erwerben. Wenn man indeß diese Kunstrichter über den Werth dieser Geschicklichkeit auf ihr

Ge-

Gewissen fragen sollte: so würde es sich zeigen, daß sie mit ihrem Lobe mehr den Mann als die Gattung gemeynt haben. Das aber zu unterscheiden, und sich darüber Recht widerfahren zu lassen, das getraue man einmal einem jungen Schriftsteller zu, der wonnetrunken über den erhaltenen Beyfall sich in sein unerwartetes Glück nicht zu finden weis. Und nun wehe ihm, wenn er auf solchen Lorbern einzuschlafen anfängt, oder welches schlimmer ist, um seinen gelehrten Ruhm noch höher zu treiben, sich an die Spitze einer Parthey stellt, an deren Mittelmäßigkeit er seine Größe abmißt.

Wir haben unvermerkt, indem wir allgemeine Betrachtungen spinnen wollten, H. Kl. Geschichte erzählt, und wir glauben, daß wir sie nicht zu seinem Nachtheile verstellt haben. Er kündigte sich gleich von Anfang in seinen kritischen Tagebüchern als einen Rächer aller Schriftstellerschmach an. Insonderheit wollte er die Litteraturbriefe von dem Ansehen herunterbringen, das sie seiner Meynung nach bisher blos entweder durch die Gutwilligkeit, oder die Furchtsamkeit der Leser besessen hatten. Ein kluger Plan, hätte man denken sollen! Die Zunft beleidigter Schriftsteller ist so zahlreich, ihre Eitelkeit macht sie so empfindlich, ihr verbissener Zorn so muthig, daß wenigstens mit der Menge und dem Geschrey dieser Herren, etwas rechtes, dem Anschein nach, auszurichten ist. Hiernächst, wenn diese verehrten Briefe nun gedemüthigt waren, wenn die deutsche Bibl. der schön. Wissenschaften auf ihren Trümmern stand, H. Klotz auf den Trümmern ihrer Verfasser, die, wie man sich ins Ohr sagte, nicht zu verachten waren, und die H. Klotz namentlich bey anderer Gelegenheit zu complimentiren selbst nicht ermangelte: so war H. Klotz der erste Litterator von Deutschland. Das war der Plan;

man

man gedachte ihn mit leichter Mühe auszuführen. Indem man sich aber diese Mühe zu sehr erleichterte, verfehlte man seinen Zweck. Es ist vergebens, einem Buche einen dauerhaften Beyfall, wenigstens bey solchen Lesern, deren Beyfall sich ein verständiger Mann wünschen möchte, zu versprechen, wenn es von lauter Muthwillen, von lauter Persönlichkeiten strotzt, wenn es nichts enthält, woran ein gesetzter Leser sich unterrichten kann. Beständige Feindseligkeiten, unaufhörliche Ränke schaden ihrem Urheber endlich selbst, und indem er mit zu großer Geschwindigkeit auf sein Ziel zueilt, pflegt er bey demselben vorbey zu springen.

Wir können es uns gar wohl denken, wie man unvermerkt kann zu solchen Schritten fortgestossen werden, die man als ein müßiger Zuschauer selbst verdammen würde, wir können auch damit wohl compatiren, aber wir können diese Schritte selbst nicht billigen. Nachdem H. Kl. nun einmal seine Ehre bey seiner Parthey verpfändet hatte: mußte er sein gelehrtes Ansehen, es mochte kosten was es wollte, zu erhalten suchen. Er erwählte, um ohne viele Mühe seinen Ruhm von Mund zu Mund fliegen zu lassen, den bequemen aber kriegerischen Weg der Zeitungen und Journale, setzte seinen Richterstuhl der deutschen und lateinischen Kritick unter seinem eignen Namen fest, und daher mußten, so wie er sich ankündigte, und so wie er sich wirklich betrug, die Hände die anfiengen wider ihn zu seyn, sich in kurzer Zeit beträchtlich vermehren.

Wir können hier zu dem was bereits am Ende des zweyten Theils von Leßings antiquarischen Briefe über die deutschen kritischen Tagebücher des H. Kl. gesagt ist, nichts hinzuthun, wir wollen blos im Vorbeygehen eine Anmerkung des H. Hausen über die Hallische Zeitung mitnehmen. „Ohne die vielen

„Schrif-

„Schriften anzuführen, sagt er S. 60., welche er „theils selbst abfaßte, theils herausgab: bleibt jene, „jeder Universität fast unentbehrliche Anstallt: die „Bekanntmachung einer gelehrten Zeitung, aller Auf„merksamkeit würdig. Sie hat ihm allein ihren An„fang und Fortgang zu danken: ein Unternehmen, „das so oft war in Vorschlag gebracht worden, wel„ches ein großer Thomasius mit dem Beystande sei„ner Kollegen auszuführen wünschte, und seine Ab„sicht nicht erreichen konnte; führte H. Kloß ganz „allein aus!„ Wir wünschten zuförderst, daß H. H. uns möchte gesagt haben, warum eine gelehrte Zeitung eine jeder Universität fast unentbehrliche Anstallt sey. Wir müssen gestehen, so wie wir uns die Bestimmung einer Universität denken, können wir diese Unentbehrlichkeit gar nicht absehen. Was hat das Geschäft des Unterrichtens in den Anfangsgründen der Wissenschaften mit dem Zeitungsschreiben gemein, was kann es davon für Beförderung erwarten? Halle ist eine berühmte hohe Schule gewesen, hat berühmte und wahrhaftig gelehrte Professoren gehabt, geschickte Schüler erzogen, ohne Hülfe einer gelehrten Zeitung, und der Wachsthum an allen diesen Stücken, würde sich, seitdem es eine gelehrte Zeitung besitzt, wenigstens aus dieser gelehrten Zeitung wohl schwerlich angeben lassen. Der übrigen gelehrten Welt müssen die Universitätsnachrichten ohnehin immer gleichgültiger werden, jemehr die Wissenschaften sich ausser den Schulen ausbreiten, und die beyderseitigen gelehrten Bedürfnisse der Schulen und der übrigen Welt immer ungleichartiger werden. Zu Thomasius Zeiten war das ganz anders. Die Wissenschaften waren noch weit mehr in die Mauren der Schulen eingeschlossen, und, um sie ausser denselben zu verbreiten, wollte eben Thomasius durch eine schleu-

nige

nige Bekanntmachung der guten und Brandmarkung der schlechten Bücher, die damalige Mönchsgelehrsamkeit besiegen. Es war mit dem Geist eines Reformators, daß er die gelehrten Tagebücher empfohl. Er selbst hatte schon mit gutem Erfolg manchem gewalthabenden Vorurtheile, in seinen eigenen Journalen, auf den Hals getreten; indem er darinn dem Glaubenszwange der unter dem Schutze geheiligter Wörter und hoher sonderlich geistlicher Würden wüthete, auf der Stelle ins Angesicht widersprochen, und durch seinen Spott, den man freylich oft mit Nachsicht gegen die damaligen Zeiten lesen muß, der Zauber feyerlicher Machtsprüche zerstört hatte. Wir ergreifen diese Gelegenheit die Asche dieses großen Mannes zu segnen, auf den Deutschland nicht stolz genug ist, und der doch ein wahrer deutscher Mann war, von deutschem Verstande, deutschem Muthe, deutscher Treuherzigkeit und deutscher Sprache. Seine heitere, furchtlose Seele, die auch ungewohnter Wahrheit ohne Schrecken in die Augen zu sehen stark war, umfaßt diese Wahrheit, wo sie faul, und war, statt sie mit stolzer Allgenugsamkeit, oder mit menschenfeindlicher Gleichgültigkeit für sich zu behalten, immer geschäftig sie um sich herum, und insonderheit ausser den Schulen mitzutheilen. Dem Thomasius würde also in den gegenwärtigen Umständen, so wie er der allgemeinen Aufklärung seines ganzen Vaterlandes hold war, die Nothwendigkeit einer gelehrten Universitätszeitung wenig eingeleuchtet haben. Noch weniger würde er mit so großen Worten als H. Hausen davon gesprochen haben, zumal, wenn er manche unter denselben und besonders die mehresten Stücke der Klotzischen hätte sehen sollen.

Wir dürfen also die Unternehmung der Klotzischen kritischen Tagebücher ohne Bedenken zu demjenigen

zäh-

zählen, die blos zur Erhaltung und Ausbreitung des Ruhms ihres Urhebers berechnet waren. Sie liegen aller Welt vor Augen, und wer darüber urtheilen will, kann urtheilen; und zwar anjetzt noch leichter und zuverläßiger, nachdem das künstliche Gespinnste von Kabalen und Ränken, das sich ohnehin früh oder spät selbst entdeckt, durch seine Freunde und am meisten durch die Bekanntmachung der Briefe an ihn ist zum Theil entdeckt worden. Wir sagen zum Theil, denn freylich ist noch ein großer Theil, der unwürdigen Ränke unbekannt, die sich Hr. Kloß erlaubte, um seine Absichten zu erreichen. Wir selbst hätten einen guten Theil sehr wahrer aber schändlicher Chronick, schon längst bekannt machen können, wenn wir nicht geneigter wären, die partie honteuse der deutschen Gelehrsamkeit lieber zu verbergen als aufzudecken. Was wir davon haben bekannt machen müssen, ist aus höchster Nothwendigkeit zur Selbstvertheydigung geschehen. Von dem übrigen haben wir sehr gern geschwiegen.

Wir wollen hier nur aus H. H. Lebensbeschreibung eine Stelle anführen, wodurch bestätigt werden wird, was wir bereits in unserer Bibl. bekannt gemacht haben. „Da Herr Kloß, heißt es S. 43. die „großen Lobsprüche anführte, mit welchen man einige „Jahr zuvor in diesem Journal seine Schriften an„gepriesen hatte, und daß er selbst ehemals einer der „fleißigsten Mitarbeiter dieses Instituts gewesen sey: „so machte Hr. Nicolai alle die Recensionen bekannt, „welche vom H. Kloß in der Berliner Bibliothek wa„ren abgedruckt worden. Diese Bekanntmachung „mußte freylich für den Verstorbenen die allerunan„genehmste Begebenheit seyn. Denn viele auswär„tige Gelehrte, selbst auch einige, die an Einem Orte mit „dem H. Kloß lebten, und mit denen derselbe äusserliche „Freund-

„Freundschaft unterhielt, erfuhren auf einmal, daß „jene harten und bittern Urtheile der Berliner Bi„bliothek keinen andern Recensenten, als den Herrn „Klotz zum Verfasser hätten. Wie zweydeutig mufte „ihnen dieses Betragen nicht vorkommen, zumal da „er diese ihre Schriften *) in andern Journalen, „welche unter seinem Namen herausgegeben wurden, „sehr erhoben, ja sie selbst wider die Urtheile der Ber„liner Bibliothek vertheydigt hatte. Eine einzige „Anekdote verdient erzählt zu werden:

„So wie das Thaler-Cabinet des H. von Ma„dai herauskam: so wurde dasselbe in den Hallischen „gelehrten Zeitungen unter großen Lobeserhebungen „von dem H. Klotz angezeigt: nicht lange hernach „schickte er dem Herrn Nicolai ein nachtheiliges Ur„theil über ebendasselbe Buch, um diese Revision sei„nes ersten Urtheils in der allgemeinen Bibliothek ab„drucken zu lassen. So wie selbige war abgedruckt „worden, und als Herr von Madai sie gelesen hatte, „so **) eilte er zu dem Herrn Klotz, und schüttete seine „Klagen über diese Unbilligkeit der Berliner Biblio„thekare bey ihm aus. Herr Klotz gab selbigen völ„ligen Beyfall, und versprach so gar, ihn wider die„sen unbescheidenen Angriff zu vertheydigen. Er er„füllte auch sein Versprechen: und machte in den Hal„lischen gelehrten Zeitungen wider den Berliner Re„censenten, das ist, wider sich selbst, ein blindes „Feuer.„

So

*) Hr. H. schreibt äusserst nachläßig und unzusammenhängend. Worauf beziehen sich die Worte: diese ihre Schriften.

**) Wie seltsam sind die drey Partickeln, so — als — so — verbunden. Hr. H. ist in den ersten Anfangsgründen der guten Schreibart unwissend.

So wie die fremden Journale und Zeitungen dazu dienen mußten, andern Gelehrten weh zu thun, um sie sich durch eine Vertheydigung in seinen eignen verbinden zu können: so bediente er sich auch fremder Blätter, sein Lob zu vervielfältigen, indem er diese Erlaubniß den Fremden mit der Bereitwilligkeit zu gegenseitigen Diensten abkaufte. Wer sich die Mühe nehmen will, die damaligen Jenaischen und Erfurtischen Zeitungen, die gelehrten Beyträge zum altonaischen Reichspostreuter und andere Blätter nachzusehen, und mit kaltem Blute, jetzt, da ein Theil der Cabale entdeckt ist, zu vergleichen, wird darüber erstaunen müssen, daß Kl. Deutschland so grob und so ungescheut habe hintergehen wollen.

Was aber insonderheit den Geist dieser Journale und Zeitungen bezeichnet, was sie recht eigentlich zu der Beförderung der Wissenschaften untüchtig machte, ist daß ihren Verfassern, die Ehre ihrer Parthey alles, die Sache selbst nichts war. Daher erfüllte die unfruchtbarste Polemik die mehresten Seiten derselben, man wählte zur Anzeige vorzüglich solche Bücher, mit denen man etwas durchsetzen wollte, und in den angezeigten Büchern bemerkte man insonderheit, was ein mißvergnügter Autor wider ihre Gegner in der Hitze ausgestossen hatte, was in einem großen Buche unbemerkt würde begraben geblieben seyn, und was der Verfasser, wenn er es hervorgezogen, nebeneinander gestellt und zusammgedrängt in einer Zeitung wiederfand, oftmals selbst nicht ohne Verdruß und Beschämung lesen konnte. Gerade der nämliche Kunstgriff, worüber sich le Clerc beklagt, dessen Worte, weil sie gar zu genau auf den gegenwärtigen Fall passen, wir uns nicht anzuführen entbrechen können. „On „ne peut pas se taire ici sagt er in den Parrhas. T. „I. S. 383. sur une coutume, que les Journali-

„stes

„stes de Leipsic ont affecté de suivre, à l'egard „de Mr. I. C. & de plusieurs autres. C'est que „si un Auteur en Colere a dit quelque chose d'in„jurieux, ou de desobligeant de lui, ils n'ont „point manqué de le remarquer; comme si le „but d'un Journal etoit *de conserver la memoire „des injures, que ceux, qui les ont dites ont bien „souvent honte d'avoir laissé echapper.* Néan„moins si c'est à dessein de decrier des livres „pleins d'injures, & d'en donner du dégout au „Lecteur par cet odieux échantillon, ces Mes„sieurs ne font pas mal de relever ces endroits; „mais si c'est *parce qu'ils les trouvent beaux*, ou „qu'ils jugent qu'ils sont importans à la matiere, „ou *par ce qu'ils entrent dans la passion de l'Au„teur, on ne les sauroit trop blamés.*„

Wenn dieser Weg ein bequemer Weg schien, berühmt zu werden, so konnte er sicherlich nicht bequem seyn, in den Wissenschaften weiter zu kommen, und der Welt und Nachwelt nützlich zu werden. Daher begränzten sich auch die gelehrten Arbeiten des sel. Kloß in dem Zeitpunkte seines größten Ruhms, ausser seinen Journalen, größtentheils auf das so vornehmscheinende Vorredenschreiben, wodurch er anderer Bücher empfehlen, oder seinen Gegnern wehe thun wollte, und auf einige eigene Schriften, denen man die Eilfertigkeit, ungeachtet des gelehrten Gepränges wovon sie strotzen, nur zu deutlich ansieht, eine Menge voll Collektaneen gut oder schlecht zusammen zu nähen, um sie unter einem glänzenden Titel in die Welt zu bringen, oder sie einem alten Autor, den man herausgiebt, aufzuhängen, das erfodert freylich keinen großen Aufwand der Urtheilskraft und des Nachdenkens, es ist daher auch das einzige, was einem Manne bey einem so zerstreuten Leben, als dasjenige, was Herr

Klotz in diesem Zeitpunkte geführt hat, kann übrig bleiben. Seine Vorlesungen mag er noch so sehr als Nebenbeschäftigungen (H. Leb. S. 53.) angesehen haben: so mußte er ihnen doch, wie andern Amtsarbeiten manche schöne Stunde widmen. Mit wie weniger Anstrengung des Geistes er immer seine gelehrten Tagebücher mag geschrieben haben, so konnte er doch wenigstens in der Zeit, die er darauf verwendete, nichts anders vornehmen. Was aber noch das schlimmste war: so verwickelten ihn seine Journale in einen weitläuftigen Briefwechsel und in Streitigkeiten, dergleichen wohl schwerlich eine andere Litteratur aufzuweisen hat, und wovon man auch in der deutschen noch kein anderes Beyspiel findet. Man würde sich, ohne sie gelesen zu haben, vergebens von dem elenden Renomistenwitze, der den ganzen Inhalt der Bibliothek der elenden Scribenten; des Musäums der elenden Scribenten; der Kriegeslieder; der Briefe scurrilischen Inhalts, ausmacht, einen Begriff zu machen suchen. Diese Pasquille sind auf alle Weise so sehr eines verständigen und gesetzten Mannes unwürdig, daß man nicht anders glauben kann, als daß sie die Früchte eines wilden Studentengelages gewesen seyn; auch ist es viel zu sanft, was Hr. H. S. 29. davon sagt: „Fast zu eben dieser Zeit, da sich „die (deutsche) Bibliothek der schönen Wissenschaften anfieng, oder doch nicht lange nachher, wurden „theils von dem Verstorbenen, theils von zweyen seiner Freunde, jene Brochüren abgefaßt, welche sowol seines eigenen Genies, als auch seiner Aufmunterung, Schriften von dieser Art abzufassen, *) „ganz unwürdig waren.„

Diese

*) Man bemerke hier abermals die schielende Schreibart.

Diese elenden Schmähschriften, die man zu vergessen wünschen muß, erfüllten eine Zeit, die besser hätte können angewendet werden, erhielten aber gleichwol, da sie Schlag auf Schlag erschienen, ein gewisses Publikum in Athem, das, gleich manchen Geschichtskundigen, sich desto unterrichteter glaubt, jemehr es aus der geheimen schändlichen Chronik weis. Indeß hielt H. Kl. seinen Ruhm, wo nicht genug befestigt, doch wenigstens durch seine Furchtbarkeit, und seinen Muth ihn gegen jeden Anfall zu vertheydigen, vor aller Gefahr gesichert. Er versah es sich wohl nicht, daß er der gelehrten Welt das sonderbare Schauspiel geben sollte, durch ein einziges Buch aus aller Fassung gebracht zu werden. Die siegreiche Bestreitung seiner antiquarischen Kenntnisse in Leßings antiquarischen Briefen, die tiefe Gründlichkeit dieser Briefe, ihre Beredsamkeit, die philippische Beredsamkeit der letztern insonderheit, trieben ihn in das Gebiet des lateinischen Styls wiederum zurück, aus dem er sich mit Verlust seiner Ruhe und seines wahren Ruhms zu früh gewagt hatte. Das erkennt H. H. selbst S. 34. „Hier konnte sich H. Kl. gewiß den „Angriffen entgegen stellen; allein die üble Stellung, „welche er bey Widerlegung des ersten Theils hätte „annehmen müssen, verhinderte von selbst die Vertheydigung. So nun, wie der erste Theil dieser „Briefe herauskam, wolte *) anfangs der Verstorbene diesen ganz neuen und unerwarteten Auftritt „mit Stillschweigen übergehen. Da jedoch diese „Streitigkeit sowol in den gelehrten Zeitungen, als „auch in Gesellschaften beständig erwehnt wurde, so „sahe er voraus, daß sie bey allem Stillschweigen „schwerlich in Vergessenheit kommen würde.„

*) Abermals elend und fehlerhaft zusammengesetzt.

Ein Kunstgriff, woraus man die ganze Verlegenheit in der er sich befand, mit einem Blicke übersehen kann, war, daß er (S. 35.) „in den Hallischen gelehrten Zeitungen, ferner seinen Freunden, „Correspondenten und überall *) bekannt machte, „daß er eine besondere Vertheydigung wider diese „Briefe abfassen wolle. Und damals hat Herr Klotz „auch diese Briefe gelesen, mehr als einmal gelesen; „so, daß er allerdings das Vorhaben hatte, sich zu „vertheydigen. Allein auf einmal war er von dieser „Vertheydigung ganz stille, und auf einmal versicherte „er jedem, daß er weder diese Briefe gelesen habe, „noch jemals lesen würde.„ In dieser trostlosen Lage, worinn H. Kl. eine so armselige Figur machte, **) würde man Mitleiden mit ihm gehabt haben, wenn er nicht diesen letzten Trost durch die fernere Unwürdigkeit seines Betragens hätte verwirken wollen. Gerade in dem so mißlichen Zeitpunkte, worinn er die Blöße, in welcher ihn Hr. Leßing dargestellt hatte, mit nichts zu decken wußte, wo ihn auch die purpurfarbenen Lumpen seiner Rhetorick diesen Dienst zu versagen schienen, trieb er seinen schamlosen Muthwillen gegen die allgemeine deutsche Bibliothek, gegen Hrn. Leßing und gegen andere verdienstvolle Leute zu seiner größten Höhe. Wir nennen sein Betragen einen schamlosen Muthwillen, und verweisen einen jeden, dem dieser Ausdruck zu hart scheinen möchte, auf die Liste seiner Schimpfwörter, die wir des XV. Bandes 2. St. S. 631. u. f. dieser Bibliothek angehängt haben. Wir wollen gern glauben, daß Hr. Klotz nur nach

*) Wie weitschweifig! Sind unter dem überall nicht die Freunde und Correspondenten begriffen?

**) Man sehe über diesen Vorfall der allg. d. Bibl. Anhang I. B. S. 366. u. f.

nach und nach durch eine Demüthigung nach der andern so weit gebracht worden, sich in einer Art von Verzweiflung zu solchen unwürdigen Schritten wegzuwerfen; daß er sich, um die Unwürdigkeit derselben nicht zu fühlen, durch Zerstreuungen, die seinem Amte eben so wenig anständig, als seinem Wachsthum in den Wissenschaften vortheilhaft waren, betäuben mußte; und wir würden auch dieses mit demselben Schleyer verhüllen, womit wir andere seiner Vergehen bedecken, wenn nicht Hr. Hausen Hrn. Kl. Betragen in dem falschesten Lichte gezeigt hätte. Dieser Gelehrte, der noch immer fortfährt den Roman seines gelehrten Lebens von hinten an zu spielen, und sich einen Ton anzumassen, der ihn auch nicht einmal kleiden würde, wenn alle seine Geistesfrüchte so vortreflich wären, als sie elend sind, dieser giebt sich insonderheit in Klotzens Lebensbeschreibung, die wichtige Miene eines Mannes, der mit voller Unpartheylichkeit über die Streitigkeiten des sel. Klotz mit unsrer Bibliothek ein Endurtheil fällen will. „An Personalien, Zänkereyen und Unhöf„lichkeiten, heißt es S. 45. auf die Angriffe des H. „Klotzens hat es Herr Nicolai so wenig fehlen lassen, „als der Verstorbene: Nur mit dem Unterschied, daß „Herr Klotz fast in jedem Zeitungsblatte der letzten „Jahrgänge und auch in andern Schriften hervor„trat, und mit ihm, wie sein Lieblingsausdruck war, „eine Lanze brach: Herr Nicolai aber einige Zeit an „sich hielt, bis er in einer Vorrede zu einem Bande „der allgemeinen Bibliothek NB. alle Grobheiten auf „einmal ausschütten konnte.„

Wer sollte den Mann nicht für unpartheyisch halten, der so weder Freund noch Feind schont, nicht den Verstorbenen aufopfert, um den Lebenden zu gewinnen, dem Klotz, wie Nicolai und Nicolai wie Klotz ist. Diese Wendung, womit der verschlagene

Biograph seinem Leser Staub in die Augen zu streuen sucht, scheint die glücklichste von der Welt. Nur schade, daß es nicht mehr Zeit ist sein Spiel zu verbergen, daß man es schon zu sehr weis, wie viel ihm daran gelegen ist, daß beyde fallen, und daß er sich nichts Geringes zu seyn glaubt, wenn sie durch ihn fallen. Zu diesen armseligen Kunstgriffen sehen sich die neuen Erlauchten der deutschen gelehrten Republik herunter gebracht. Wir möchten gern diese Schande mit patriotischer Theilnehmung, wenn es möglich wäre, vor denen verhelen, die diese Flecken zu übersehen, nicht Nachsicht genug haben. Die Wurzel solcher Uebel liegt tief, wir können also ihre Ausrottung nur von der Zeit hoffen.

Hr. Hausen hätte, zwar nicht für seine Eitelkeit, aber doch für seine wahre Ehre besser gethan, sich alles Urtheilens über Sachen zu enthalten, worinn er nicht unpartheyisch seyn kann, als so durch vornehme Machtsprüche den Lesern die Beweisstücke, wonach sie selbst urtheilen könnten, aus den Augen zu rücken. Denn diese Belege erhärten ganz etwas anders, als was Hr. Hausen so gern möchte zu verstehen geben. Auf der einen Seite die zügelloseste Frechheit, die gegen den Menschen wüthet, wenn sie gegen den Schriftsteller nichts vermag; auf der andern Seite, Freymüthigkeit in Beurtheilung des Schriftstellers und Verschonen des Menschen. Wer sich die Mühe geben will, sich um Hrn. Kl. schriftstellerischen Ungezogenheiten ferner zu bekümmern, der kann es noch erfahren, wie wenig Hr. Klotz die Schonung verdiente, womit man ihm begegnete, wie sehr sein unwürdiges Betragen auch die äusserste Heftigkeit auf Seiten seiner Gegner würde gerechtfertigt haben, und wie leicht ihnen der Sieg würde geworden seyn, wenn nicht andere Betrachtungen, die auch Hr. Hausen

nicht

nicht beweisen würde, sie abgehalten hätten, alle die Blößen, die ihnen Hr. Klotz gab, zu nutzen, kurz, daß sie in H. Klotz weit mehr als er selbst den Charakter eines Gelehrten in Achtung zu erhalten wünschten. Hr. Klotz hat diesen Charakter geschändet, das glauben wir, nach den bereits bekannten Beweisen, ohne Verdacht einiges Grolles laut sagen zu können, wir glauben es selbst der Ehre der Wissenschaften schuldig zu seyn. Sie werden nur zu oft durch die Aufführung der Gelehrten geschmähet; es ist nöthig, daß man es in einem Werke bekenne, worinn eine Gesellschaft von Gelehrten von dem Fortgange der Wissenschaften Rechnung zu geben sich vorgesetzt, damit man nach einigen nicht alle richte, und ihnen die gemeinsten Empfindungen von dem was würdig und anständig ist, absprече. Vielleicht kann die schonende Bekanntmachung der mannichfaltigen Verirrungen eines Gelehrten, dem es nicht an Lebhaftigkeit des Verstandes fehlte, und den, wenn er seinen Ruhm abzuwarten Geduld genug gehabt hätte, der Ruhm selbst würde gesucht haben, den jungen Liebhabern der Wissenschaften zu einer nützlichen Warnung dienen, daß sie nie den Nutzen der Welt von ihrer Ehrbegierde trennen, und insonderheit sich hüten dieser Ehrbegierde wichtige Pflichten gegen die Gesellschaft und mit ihnen die Zufriedenheit ihres Herzens aufzuopfern, und indem sie sich der Harmonie der Musen befleißigen, dabey ja nicht die Harmonie des Lebens zu vergessen. Damit die Gelehrten endlich einmal aufhören den Dichter Lügen zu strafen, der zur Ehre der Wissenschaften sagte, daß sie die Sitten besserten und das Herz milderten. Denn die Welt die diesem demüthigenden Schauspiele zusieht, weis endlich nicht mehr, ob es so sehr der Mühe werth sey, dem Landmann das Feld bauen, dem Soldaten das Land beschützen, und dem fleißigen

Handwerker die Bequemlichkeiten des Lebens zubereiten zu lassen, damit eine Anzahl müßiger Bürger die Früchte des Landes verzehren, und ihre Zeit mit unnützen Bücherkriegen hinbringen soll.

Um nur ein paar Worte von H. Hausens Leben des H. Kl. selbst zu sagen: so ist augenscheinlich, daß er es um ein großes hätte verkürzen können, wenn er nicht allein die weitläuftige Erzählung von den Schicksalen seiner eignen Freundschaft mit H. Klotz, sondern auch seine unschmackhaften Gespräche mit demselben hätte weglassen wollen. Ausser, der immer vortheilhaften Kürze würde diese Auslassung auch den Nutzen gehabt haben, daß Hr. H. uns nicht so viel von sich selbst unterhalten hätte, ein Uebelstand, den H. H. freylich noch nicht zu fühlen scheint. Statt dessen hätte er, wenn er kann, auf seine Schreibart mehr Fleis wenden sollen. Wie nachläßig er schreibt, ist schon oben bey Anführung verschiedener Stellen aus seiner Lebensbeschreibung angemerkt worden. Aber es ist auch sehr poßierlich zu sehen, wie seine Schreibart, indem sie mit so feyerlichen Schritten einhertritt, in den abgeschmacktesten Unsinn verfällt, wie z. E. S. 28. „Der stillschweigende Ton, mit dem Herr „Klotz diese Urtheile anhörte ꝛc. Der Ton, welcher stillschweigt, und der Ton, welcher anhört, das klingt sehr prächtig, ist aber sehr nonsensikalisch.

Diese Schrift des Herrn Hausen hat nun auch seinen ehemaligen Freunden nicht gefallen. Einige unter ihnen haben ihren Unwillen dagegen in den unter n. 2. angezeigten Leben und Thaten Hrn. H. zu erkennen gegeben; und zwar nach ihrer Art zu erkennen gegeben, die sicherlich nicht die Art eines Menschen ist, der nicht auch die letzten Empfindungen von Ehrbarkeit verlohren hat. Man läßt den ehemaligen Bedienten des H. H. von seinem Herrn allerhand lie-

der-

derliche Streiche erzählen, die die akademische Obrigkeit an ungezogenen Studenten zu bestrafen pflegt, und mit deren Wiederholung wir unsere Bibl. nicht beschmutzen wollen. Wir hoffen, der größte Theil dieser Erzählung, werde Verläumdung seyn, und Hr H. wäre es seinem bürgerlichen Charakter schuldig, öffentlich zu erklären, was an diesen Beschuldigungen wahr oder unwahr ist. Wir können aber nicht unterlassen zu bemerken, wie sehr die Gelehrsamkeit erniedrigt werde, wenn es man sich nur auf einen Augenblick als möglich vorstellt, daß Gelehrten, die durch ihre Schriften die Welt belehren und bessern wollen, einer solchen Aufführung fähig waren, und welche Wirkungen dergleichen öffentliche Vorwürfe, wahr oder nicht wahr, auf das Gemüth des jungen Studierenden haben müssen, bey dem sich der Lehrer durch ein regelmäßiges Betragen in Ansehen erhalten soll, und der ohnedem nur gar zu geneigt ist, seine eigenen Liederlichkeiten mit den Liederlichkeiten seines Lehrers durch das ego homuncio id non facerem zu rechtfertigen.

Eine zweyte Schrift, welche die Klotzische Lebensbeschreibung des Hr. H. veranlassete, und deren Aufschrift unter n. 3. befindlich ist, unterscheidet sich durch einen höchst sanften und ein wenig süßlichen Ton. Sie ist von dem H. Can. Jacobi, der sich darinn gegen die Beschuldigung rechtfertigt, daß er an den kritischen Ungezogenheiten der Klotzischen Journale Antheil gehabt, wie in H. H. Lebensbeschreibung zu verstehen gegeben. Wir haben wider diese Rechtfertigung in der Welt nichts, als daß sie für die Geringfügigkeit der Sache viel zu elegisch und ängstlich gerathen ist. Die Selbstgefälligkeit, womit H. Jacobi in allen seinen Schriften, von seiner Person und seinen witzigen Arbeiten redet, sind wir bereits an ihm

so

so gewohnt, daß wir sie nicht einmal hier würden bemerkt haben, wenn sie sich in dieser nicht in einem besondern Grade zeigte. Er bewirthet mit dieser Kleinigkeit die Frau von la Roche, erzählt seinen litterarischen Lebenslauf, der aus lauter gelehrten affaires de Coeur besteht, und benachrichtigt den Leser, daß die Fr. von la Roche sich seiner Gedichte bey der Erziehung ihrer Kinder bediene, daß ein kleines Fräulein die Arien aus dem Elisäum auswendig lerne, u. d. gl. (S. 11.) Lauter Sachen die unter einander und mit der Hauptsache nicht mehr und nicht weniger zusammenhängen als die Bilder eines angenehmen Morgentraums. So sehr wir den H. Jacobi hochschätzen, so wenig können wir dem Tone der Empfindungen und ihrer wunderbaren Vermischung, so wie sie insonderheit in dieser Schrift herrscht, Geschmack abgewinnen. Die leichtesten Tändeleyen neben den feyerlichsten Versicherungen, Empfindungen von der höchsten Würde, die hohen Namen der Tugend, der Ewigkeit, des Gewissens u. s. w. bey einer so geringfügigen Gelegenheit, alles dieses, wir mögen uns noch so sehr durch Ueberlegung zum Mitempfinden vorbereiten, beleidigt unsern ganzen moralischen Sinn. Damit wir nicht ganz ohne Beyspiele in den Händen, dieses Urtheil fällen: so verweisen wir nur den Leser auf S. 13. 14. wo Hr. J. über Hr. H. Buch nicht urtheilen will. „Hier weigert sich, sagt er, mein Herz, „einen Ausspruch, zumal einen öffentlichen Ausspruch „zu wagen. Ich sage dieses nicht mit der Miene ge„wisser Leute, die eine solche Sprache führen, damit sie „desto sicherer verdammen; sondern weil ich im inner„sten überzeugt bin, wieviel dazu gehört, den zu richten, „welcher, mit allem, was Menschen ehrwürdig ist, im „Munde, dem Urtheile der Welt entgegen geht. Es „ist ein schreckliches Gewicht!„ Diese Ausrufung wird

wird durch ihre unangemessene Stärke poßierlich. Und in der sanften Seele, der nur über ein schlechtes Buch zu urtheilen, ein schreckliches Gewicht scheint, ist doch immer ein kleiner Groll auf gewisse Leute; sie wirft beständig unvermerkt so unsanftmüthige Seitenblicke auf diese gewissen Leute, als man bey so vieler Sanftmuth nicht vermuthen sollte. *) Uns dünkt immer, Hr. J. bringt sich durch eine Uebermaaß von Empfindlichkeit um eine Ruhe, die seine gute Seele so sehr verdient. Wenn er sich den Grad der Gemüthsstärke noch verschaffen könnte, seinen Ruhm ruhig zu erwarten, ohne ihn ungeduldig entgegen zu eilen: so würde er der verdrießlichen Stunden seines Lebens und des Streits um Kleinigkeiten weit weniger haben, und der Antheil von Achtung den sein poetisches Talent verdient, würde ihm weit sicherer und unverkümmerter werden.

Die chriemäßige, in schönen panegyrischen Phrasen abgefaßte Lobrede des H. Mangelsdorf (n. 4.) soll uns wenig aufhalten. Sie giebt sich ohnedem mehr mit der Anpreisung der Klotzischen Schriften ab, zu deren Beurtheilung man nicht erst des H. M. Anleitung bedarf. Wir wollen der schönen Latinität derselben ihr Lob nicht entziehen, ungeachtet es uns ein wenig Wunder nehmen muß, wenn wir von einem (einigen gelehrten Zeitungen zufolge) so klaßischem Lateiner: juberunt statt jusserunt finden. (S. 68.)

Wi.

*) Es muß auch billig etwas befremden, wenn man aus Hrn. J. Briefen an Klotz siehet, daß er, der hier so ängstlich thut, doch an elenden Scharteken und Pasquillen, wie die Kriegslieder und die scurrilischen Briefe sind, einen so angelegentlichen Antheil genommen hat. (S. Briefe an Klotz 1. Th. S. 172. S. 174.)

Wider des Hrn. von Murr elende Compilation (n. 5.) kann man sich nicht stark genug erklären. Inhalt, Ordnung, Urtheil, Geschmack, Vortrag alles ist darinn in gleichem Maasse schlecht. Wir wissen nicht wobey wir anfangen sollen. Zuförderst besteht dieses ganze Denkmal des H. Kl. in der Erzählung desjenigen, was er mit dem H. v. M. zu thun gehabt. Hr. Kl. ist ein großer Mann, weil Hr. v. M. mit ihm Briefe gewechselt, weil er den Hrn. v. M. gelobt, Hr. Leßing ist ein bel-esprit und weiter nichts, weil der Hr. v. M. ihn nicht so gefällig gefunden, als er gewünscht, seine Schriften gegen H. Kl. sind die Früchte seines Stolzes, den H. Kl. nicht genug geschmeichelt hatte. Das alles ist in einer Schreibart gesagt, wovon folgendes eine Probe seyn mag: „Nun „glaubte ich die ganze Sache sey gar, und Hr. Lessing werde nicht weiter fortfahren, mit H. Klotzen „zu zanken, wegen eines nützlichen Buches, das H. „Kloß doch allemal zum Nutzen deutscher Künstler „und Liebhaber der Kunst auch für Frauenzimmer von „Kenntnissen und Geschmacke aufgesetzt, und das H. „Leßing blos deswegen angegriffen hatte, weil Hr. „Kloß seinem Hochmuthe nicht genug schmeichelte.„ (S. 60.) Kann man einem Schriftsteller, der so denkt mit zu vieler Verachtung begegnen? Wozu kann dem H. v. M. alle die viele Gelehrsamkeit, deren Armseligkeit sich doch selbst, durch das geflissentliche Gepränge, womit er sie zur Schau trägt, verräth, wozu kann ihm diese Gelehrsamkeit helfen, wenn sie auch nicht so armselig wäre als sie ist, wenn er dabey noch so denken kann, wie das angeführte gedacht ist. Der vortrefliche Brief des H. Leßing (S. 56-59.) worinn so viel Mäßigung und Edelmuth bey so vieler Stärke des Ausdrucks und der Gedanken herrscht, ist ihm mit verstecktem Stolze angefüllt. Die gelehrten Arbei-

beiten, die H. v. M., die seine Freunde, zu Stande gebracht und nicht zu Stande gebracht, die Briefe die er von berühmten Männern erhalten und ihnen geschrieben, die abgeschmacktesten Anekdoten, eine auf das albernste angebrachten Belesenheit, das erfüllet alle Seiten. Selbst die gelehrte Geschichte eines elenden Pasquills des H. v. M. auf einen Sebalder Schulkollegen, Namens Andreas Götze, unter dem Namen des M. Andreas Unkepunz, nebst den Glückwünschen über diese schöne Geburt aus Italien und England finden ihren Platz. Und am Ende stehen noch Epigrammen aus der Fabrik des H. v. M., die des übrigen würdig sind, und dem H. Leßing beweisen sollen, daß ein Mann wie H. v. M. auch darinn mit ihm anbinden könne. Und auf alle diese schönen Sachen hat dieser Mann die Stirn einen Kästner durch eine Zuschrift einzuladen.

Endlich die Briefe deutscher Gelehrten an Hrn. Kloß. (n. 6.) Es ist kein Zweifel, daß die Briefe die Kloß an andere geschrieben hat, viel sicherere Urkunden zu Bestimmung seines Charakters seyn würden, als die Briefe die andere an ihn geschrieben haben. Man hätte auch viel weniger Bedenken sich machen dürfen, Briefe eines Verstorbenen drucken zu lassen, als diese Briefe lebender Personen, die dadurch auf mancherley Art beleidigt, oder in Verlegenheit und Schaden können gesetzt werden, die man daher billig erst um Erlaubniß dazu hätte ersuchen sollen, welches man aber sicherlich nicht gethan hat. Inzwischen könnten die Briefe anderer Gelehrten an ihn, doch noch gute Urkunden zu einer zuverläßigen Beurtheilung dieses Gelehrten seyn, wenn sie mit der gehörigen Vollständigkeit gesammlet wären. Es hat aber dem Herausgeber derselben nicht gefallen, andere bekannt zu machen, als die, woraus die lobreiche Abschil-

schilderung die er von seinem Freunde in der Vorrede macht, Bestätigung erhalten soll. Denn sonst könnten wir allenfalls selbst dergleichen an die Hand geben, die mit nicht weniger berühmten Gelehrten, als manche von denen, die hier in dieser Sammlung erscheinen, sind gewechselt worden, und die man doch vermißt. Darunter würden insonderheit die gehören, die Hr. Kl. mit seinen vertrautesten Freunden in der größten Hitze ihrer kritischen Journalarbeiten muß gewechselt haben. Was würde man nicht lesen, wenn man Riedels, Meusels, Herels, Boysens, Bels, Hommels und anderer Schriftsteller Briefe an Hrn. Klotz vollständig vor sich hätte! Doch solche Briefe müssen wohl nicht zu dem Zweck gedienet haben, den, wie gesagt, der Herausgeber, zufolge der Vorrede sich mit der Bekanntmachung der Briefe seines verstorbenen Freundes vorgesetzt hatte. Nun also die Briefe, so wie sie vor uns liegen, sollen den Ruhm dieses Freundes unumstößlich festsetzen; das mag ihre Bestimmung seyn. Wir fürchten aber sehr, daß sie, genau betrachtet, leicht das Gegentheil thun dürften. Wir wollen den Beweis hiervon unter einige besondere Anmerkungen bringen, die zusammengenommen zu einer richtigern Beurtheilung dieses ganzen Ehrendenkmals dienen können.

Zuförderst heißt es in der Vorrede: „Ein Geschenk von der Art kann ihm wahrscheinlicher Weise „nicht anders, als angenehm seyn. Gelehrte, die „sich größtentheils in der gelehrten Welt schon bekannt „gemacht haben, treten in dieser Sammlung auf, „und unterhalten den Leser theils durch unerwartete „Urtheile, theils durch die Grazie der Schreibart.„ Von dieser Herrlichkeit muß man nun schon nicht wenig abrechnen; wenn man unter diesen Gelehrten der ersten Größe, auch die Namen Koch, Conrad, Zobel,

bel, Harder, Schummel, Flögel, Herwig, Seibt, Lindner mit erscheinen sieht; wenn man ferner bemerkt, daß sogar ihre Briefe größtentheils nur Antwortschreiben sind, und daß es H. Kl. nicht seiner unwerth gehalten, auch den geringsten unter diesen Berühmten so leutselig entgegen zu gehen. Das Unerwartete scheint uns nicht so preiswürdig zu seyn, als dem Herausgeber, und von der Grazie der Schreibart muß er auch ganz andere Begriffe haben, als wir, wenn er sie in den meisten Briefen dieser Sammlung findet.

Ueberhaupt, wie wenig wird ein gesetzter Mann auf die verbindlichen Ausdrücke eines höflichen Antwortsschreibens geben, das weiter nichts thut, als daß es die erhaltenen Verbindlichkeiten eines noch höflichern Aufforderungsschreibens nach den Regeln der guten Lebensart erwiedert. Und in diesen Schranken halten sich augenscheinlich die Briefe solcher Männer, eines Leßings, Herders, Garve, auf deren Lob Hr. Kl. allenfals hätte stolz seyn können; indeß daß freylich andere, die sich etwas zu seyn dünkten, wenn sie eines Briefwechsels mit dem Aufseher der deutschen Bibl. der sch. Wiss. gewürdigt wurden, sich diesem Manne zu Füssen stürzten, und wegen des geheimen Lobes, das er ihnen ertheiltet, der öffentlichen Schmach, die er ihnen zugefügt, vergassen, oder wie Hr. Schummel (Th. 2. S. 203.) sehr treuherzig sagt, „das unschätzbare Schreiben desselben, als einen Balsam „für die Wunde annahmen, die ihm seine Recen„sion geschlagen.„ Denn das war das Staatsgeheimniß der Klotzischen Kritick öffentlich Wunden zu schlagen, und insgeheim dafür Balsam zu reichen. Daher entsprang ein guter Theil der Briefe, die diese Sammlung ausmachen, z. B. von eben diesem Schum-

mel, von H. Lindner rc. Es war natürlich, daß auch Männer, von denen man eine solche Herablassung nicht sollte erwartet haben, wenn sie nicht stark genug waren, sich über die Eitelkeit des Journallobes hinwegzusetzen, dem Ehrgeitze des H. Kl. Opfer brachten, die ihnen schwerlich von Herzen giengen; ja daß sie ihm gewissermassen Freunde verriethen, die seine Feinde waren, ohne daß sie eben deswegen aufgehört hätten, diese Freunde hochzuschätzen. Aber ihre Sicherheit wollte es; und denn konnten sie sich von der Billigkeit ihrer beleidigten Freunde eine bessere Begegnung erwarten, als von der Eifersucht ihres geschmeichelten aber nicht genug geschmeichelten Freundes. Sie rechneten vermuthlich hiebey auf die Heiligkeit eines vertrauten Briefwechsels; dabey kannten sie aber ihre Leute wenig, und sie haben vielleicht erfahren müssen, daß ihr Incognito nicht einmal bis auf die jetzige, sehr indiskrete Bekanntmachung ihrer Briefe durch den öffentlichen Druck gedauert hat. Wir wollen diese zu eifrigen Freunde des H. Kl. durch Auszeichnung ihrer Namen nicht noch einmal beschämen; sie werden es jetzt gewiß selbst genugsam fühlen, wie mißlich es sey, auch dem vertrautesten Briefwechsel etwas anzuvertrauen, was man sich gern selbst verhelen möchte; so lange es noch dererjenigen gar zu viel giebt, die, wie der Herausgeber dieser Briefe an Klotz von der Unverletzlichkeit der Geheimnisse eines vertraulichen Briefwechsels gar keinen Begriff haben. Es ist kein Wunder, wenn die verschiedenen Beyspiele von dieser Art, endlich gelehrte Männer, die ihre Ruhe lieben, scheu macht, das wahre Innere ihres Herzens gegen andere auszuschütten, und wenn also dieser für die Wissenschaften so nützliche schriftliche Umgang der geistreichsten Männer der Nation, die so zu sagen, eine unsichtbare Kirche ausmachen, und

als solche in Gemeinschaft stehen, sich lieben, sich miteinander unterreden sollen, gänzlich wegfällt.

Unter den Opfern, die Hr. Kl. von seinen Freunden foderte, war denn das vornehmste, daß sie die Fehde gegen die Allg. deutsche Bibl. beschwören mußten; und das thaten sie dann, ein jeder, jemehr er des H. Kl. bedurfte, desto eifriger. Hr. Herwig z. B. schreibt: (Th.2. S.64.) „Denn Nikolai ist doch „nur ein Hektor in den letzten Zügen. Und die kri„tischen Wälder? Pfuy! von denen soll kein vernünf„tiger Mensch mehr reden.„ Hr. Zobel von der Philosophie der allg. Bibl. (Th. 2. S.78.) „und unter„dessen erhält die arme Weltweisheit keinen Weih„rauch, als höchstens in einigen fliegenden Blättern, „denn die allgem. deutschen Bibliothekare sind zum „Theil jämmerliche Philosophen.„ Das sagt ein Mann, den wenigstens seine eigenen philosophischen Arbeiten bey weiten nicht berechtigen so ekel zu seyn, und der gewiß, jedem der Gelehrten, die zur A. d. B., philosophische Recensionen geliefert haben, einzeln, ehrfurchtsvolle Verbeugungen machen würde. Wir können uns nicht vorstellen, daß solch Geschwätz nun von seinen Urhebern zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt war, so wenig, als die kleinen Streiche, die dieser oder jener seinem Freunde gespielt, wie er ihn aufs Eis führen, und dann seine Niederlage zur Schau tragen wollen, z. E. folgenden: (S.58.) wo ein gewisser H. Harder schreibt, er habe Burkes (jetzt durch eine andere Uebersetzung bekannt gemachtes) Werk übersetzt, und es in der Handschrift dem H. Herder geschickt. „Ich gedenke, fährt dieser „aufrichtige Freund fort, dieses Werkchens gegen „Ew. ꝛc. deswegen, weil Hr. Prof. Herder, so kühn „er auch in seinen Fragmenten die Griechischen Dich„ter beurtheilt hat, hier im Verdacht stehet, daß er

„kein griechisch verstünde. Um nun hinter die Wahr-„heit zu kommen, habe ich die in der Enquiry vor-„kommenden Homerischen Zeilen geflissentlich falsch „und schielend übersetzt; aber aus seinem Danksa-„gungsschreiben für die Uebersetzung nicht gemerkt, „daß er diese Schlinge gewahr geworden wäre, die „ich niemanden würde gelegt haben: aber ihm aus „gerechtem Unwillen über seine Eitelkeit und Praleren „legen mußte. Die Zeit wird es bald lehren, ob er „darinnen gefangen worden.„ *) Allein dieser Fleiß, mit solchen listigen Schwänken seinen Feinden Schlingen zu legen, war dem H. Kl. ein angenehmer Dienst. Mit dem was etwan das Gewissen zu dergleichen kunstreichen Verrätherenen sagen konnte, nahm man es so genau nicht; so wenig er über die Plumpheit eines Komplimentes scheint betroffen gewesen zu seyn. Es giebt deren nicht wenig in dieser Sammlung, die ein Mann von einiger Delikatesse gewiß verschmähen müßte, aber keines ist schwerlich so poßierlich, als eines von dem nemlichen H. Herwig, dessen wir schon erwähnt haben: (S. 63.) „Stellen Sie sich doch „einen Menschen vor, sagt er, der anderthalb Jahr „auf der Universität Altdorf lebte, ein viertheil dieser „Zeit mit Baumgarten, Corvin, Achenwall, Beyer, „Schmidt, Wolfen, unter dem Arm herum lief; „einen Menschen, dem man den unglücklichen Ge-„dan-

*) Der gute Harder schloß aus Hrn. Herders Stillschweigen, gewiß etwas ganz falsches. Hr. Herder, wird vermuthlich die Uebersetzung nicht durchgelesen, noch weniger die übersetzten Stellen zusammengehalten, sondern alles in einem höflichen Antwortschreiben, mit allgemeinen Ausdrückungen, abgefertigt haben; wie mehrere Gelehrten thun, denen junge Autoren mit indiscreter Zudringlichkeit, Uebersetzungen, Abhandlungen, Gedichte, zur Durchsicht zusenden.

„danken in den Kopf setzte, Magister zu werden, da „er nichts anders wußte, als Baumgartens Di„stinktion — Diesen Menschen stellen Sie sich vor, „denn sehen Sie mich mit Klotzen messen.„ Zu bemerken, dieser Mensch hatte Klotzen gegen ein gewissen Willius Altorfinus vertheydigt; dieser Willius Altorfinus war überzeugt worden, und hatte seinem Belehrer geschrieben: (S. 62.) „Sie haben Leßin„gen so gut widerlegt, als wenn Sie Klotz selbst „wären.„ Und diese Worte setzten den Belehrer in den Schrecken, worinn er in die angeführte Ausrufung ausbrach: Mich mit Kl. zu messen!

Aus dem, was wir angeführt haben, ist leicht abzunehmen, daß diese Sammlung von Briefen, einige wenige Briefe ausgenommen, in der That ein sehr gleichgültiges Geschenk*) für das deutsche Publikum ist. Und das hat freylich nicht anders seyn können, da H. v. Hagen vermuthlich nur seinem Freunde hat dienen wollen, und übrigens mit den wahren Be-

*) Sogar zum Sammlen von allerhand Anekdötchen, möchten diese Briefe eine sehr unsichere Anleitung geben. Hrn. Klotzens Correspondenten, scheinen oft, entweder selbst zu irren, oder Hrn. Klotz etwas aufbürden zu wollen. Unter mehreren Beyspielen, wollen wir nur ein einziges anführen. Hr. Boden in Wittenberg, schreibt Th. II. S. 84. „Ich habe freilich sonst keinen „Antheil an der Nikolaitischen Bibliothek gehabt, als „daß er mich um die Ausarbeitung der antiquarischen „und philologischen Artikel ersucht hat. Er bat sich „besonders die Recensionen von Ihren Schriften aus.„ Hr. N. hat Hrn. Boden sicherlich niemals ersucht, Antheil an der Bibliothek zu nehmen. Es könnte wohl seyn, daß ein dritter Hrn. Boden in Vorschlag gebracht hätte, daß Hr. N. aber Bedenken getragen, den Vorschlag anzunehmen. Genug, es steht keine Zeile von Hrn. Bodens Arbeit in der A. d. B.

dürfnissen der deutschen gelehrten Republik wohl wenig bekannt ist. Darum wollen wir es auch eben so genau mit ihm nicht nehmen. Nur müßte er sich seines Freundes in der Vorrede zum Iten Theile nicht so warm annehmen, und sich bis zu Beschimpfungen wider die Gegner desselben herauslassen.

Die unter n. 7. angeführten Blätter mögen in Wien nicht unwichtig seyn, wo die Selbstgefälligkeit des H. v. S. die man schon aus den Klotzischen Briefen gnug ersehen kann, noch näher bekannt seyn, und also mit seinem knechtischen Höfeln gegen Hrn. Kl. noch stärker abstechen muß. Uebrigens sind die Vorwürfe die hier dem Hrn. v. S. gemacht werden, ob er sie gleich zu verdienen scheinet, auf eine allzu harte und heftige Weise vorgetragen.

Bn.

IX.

Wilhelm Abraham Tellers Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre. Berlin, bey August Mylius, 1772. 8. 392 Seiten.

Ein merkwürdiges Buch in der theologischen Litteratur, besonders was die Auslegung der h. Schrift betrift, in deren Verbesserung es gewiß Epoche machen wird, wenn ihre Ausleger auf dem Wege fortgehen werden, den der V., so ganz uneingeschränkt, wie er, zuerst betreten hat, und der ohnstreitig der einzige richtige ist. So alt auch die hermeneutische Regel seyn mag, daß man Schrift durch Schrift erklären müsse, so wenig ist sie doch auf die rechte Art bisher befolgt worden. Immer haben

ben die meisten Gottesgelehrten, wenn sie sich nur zur Verfertigung einer biblischen Auslegung hinsetzten, gleichsam auf die eine Seite die h. Schrift und auf die andere ihre Dogmatick hingelegt, mit dem einen Auge auf die Worte der heil. Schriftsteller, und mit dem andern auf den einmal festgesetzten Lehrbegriff ihrer Kirchenparthey hingesehen, dann rechts und links aus beyden einen Faden nach dem andern herausgezogen, und so ein Ganzes daraus zusammengewebt, wovon die biblischen Verfasser die eigentlichen Meister haben seyn sollen, aber es wirklich nicht gewesen sind. Um nur bey dem N. T. zu bleiben, so lese man doch einmal aus der unzählbaren Menge der Commentatoren und Paraphrasten darüber, die seit Erfindung der Buchdruckerey erschienen sind, welchen man zuerst in die Hände bekommt, und sage ob nicht die allermehresten, der eine nur mehr, der andere weniger, in tausend Stellen der evangelischen und apostolischen Schriften ihre angenommenen dogmatischen Begriffe hineingedacht, und deren Verfasser zum Theil Lehrsätze haben predigen lassen, welche erst in weit spätern Zeiten von Menschen, die ihre Dollmetscher seyn wollten, aufgebracht worden. Wie manchem Ausleger kann man es gleich auf der ersten Seite seiner Erklärung eines biblischen Buchs ansehen, welcher von den unterschiedenen christlichen Kirchenpartheyen er zugethan sey. Auf die Weise hat die Bibel das zweydeutigste Buch von der Welt werden, und Jahrhunderte hindurch bleiben müssen, ein Buch, aus dem man machen kann, was man will, das der eine so, der andere so versteht, je nachdem dessen Inhalt in die Verbindung seiner sich erworbenen übrigen Kenntnisse und Religionsideen passet oder nicht passet. Doppelsinn kann man doch den biblischen Verfassern bey ihren Schriften unmöglich zutrauen, sonst wären diese

unvollkommener, und weniger werth, als alle menschliche Bücher. Also eine Bedeutung ihrer Worte kann nur die wahre, von ihnen intendirte Bedeutung seyn. Und die zu finden, dazu ist kein anderes sicheres Mittel, als daß man es so mache, wie Hr. D. C. R. Teller es in Ansehung des N. Testaments gemacht hat, nemlich „entweder auf die ausdrücklichen Zeugnisse „Jesu und der Apostel von der Bedeutung, in der „sie gewisse Wörter genommen, das meiste Gewicht „lege, und sie also vor allen Dingen aufsuche; oder „den jüdischen Gebrauch einer Redart, eines Ausdrucks, den sie bey ihren Anweisungen zum Grunde „legen, den sie als damals allgemein bekannt nicht „weiter erklären, sich aus den Sitten dieses Volks, „nach den Beschreibungen des A. T., erst verständlich mache; oder endlich Wörter und Ausdrücke, mit „denen sie im Vortrage derselben Sache abwechseln, „so lange gegen einander vergleiche, bis man den allgemeinen Begrif aus allen zusammengenommen „völlig ausgezogen hat.„ Alsdenn wird Schrift aus Schrift erklärt, und wenn denn die mittelste Gattung, wie auch Hr. T. anmerkt, mehr Sprachgelehrsamkeit und Bekanntschaft mit den Alterthümern erfordert; so ist doch die Anwendung der ersten und letzten eine um so leichtere Sache für jeden, dem sie selbst wichtig ist. — Soll jemals die christliche Religion von allen Menschensatzungen gereiniget und das Evangelium in der Lauterkeit und für jedermann verständlichen Wahrheit, wie dessen erste Lehrer es geprediget haben, auch unter uns gelehrt werden: so muß eine bessere, natürlichere Auslegungsart des N. T., als wir bisher gehabt, eingeführt werden, denn von dieser allein kann die Verbesserung unserer dogmatischen und moralischen christlichen Lehrbücher herkommen. Es muß nicht mehr die Frage seyn: Wie haben Kir-

chen-

chenväter für sich oder auf Concilien, Lehrer der ersten, mittleren und spätern christlichen Jahrhunderte in die Seele ganzer Sekten und Partheyen, die ihnen anhiengen, den und den Ausspruch Jesu oder eines Apostels verstanden? Was für Auslegungen haben sie davon gemacht, worauf hernach mit der Zeit das und das Dogma gebauet worden? — sondern die Frage muß seyn: Was bedeuten die Wörter, Redensarten und Ausdrücke, in welchen Jesus und die Apostel redeten oder schrieben, nach dem damaligen Sprachgebrauch, der Lehrern und Schülern bekannt war? Das einemal drücken sie sich so, das anderemal so aus, wenn wir diese verschiedenen Stellen in ihren Schriften unter einander vergleichen, was für einen natürlichen, ungezwungenen und vernünftigen Sinn, der keinen anderweitigen erwiesenen Wahrheiten widerspricht, bringen wir alsdenn heraus? Es muß nicht bey Auslegung der h. Schrift darauf ankommen, ob diese oder jene, die als Ketzer und Heterodoxen verschryen sind, so oder so erklärt haben; sondern darauf, ob die Erklärung dem Sprachgebrauch und dem Zusammenhange der Rede gemäß ist, oder nicht.

Diesen, von den Dollmetschern des N. T. noch so wenig betretenen Weg, ist nun ein Mann eingeschlagen, der mit aller hebräischen und griechischen Sprachgelehrsamkeit, Philosophie und Geschmack verbindet, ohne welche der größte Sprachgelehrte immer ein schlechter Ausleger bleiben wird; und dem es dabey um die Erforschung der biblischen Wahrheit eben so sehr, als um die Beförderung der christlichen Rechtschaffenheit, durch eine gereinigte lebendige Erkenntniß der evangelischen Religionslehren, zu thun ist. Wieviel läßt sich von einem solchen Gottesgelehrten erwarten. Und gewiß hat Hr. T. alles geleistet, was man von ihm erwarten konnte.

Wir wollen einige Artickel abschreiben und zwar diejenigen zuerst, welche uns nicht allein wegen ihrer Neuheit, sondern noch mehr wegen der Gründe, aus denen der V. die Richtigkeit seiner Auslegung darzuthun sucht, vorzüglich aufmerksam gemacht haben. Z. B.

„Ebenbild Gottes, 2 Cor. 4, 4. des unsichtba„ren Col. 1, 15. des göttlichen Wesens Ebr. 1, 3. „wird Jesus genannt, insofern er mit allem göttli„chen Ansehn auf der Welt erschien. (Phil. 2, 6.) „Die letzte Stelle ist so entscheidend für diese Erklä„rung, aber auch wie mich dünkt, bisher so wenig „in ihr rechtes Licht gesetzt worden, daß es die Sache „wohl verdient, etwas dabey zu verweilen. Luther „übersetzt:

„Welcher ist der Glanz ꝛc.

„Bey der ersten Hälfte weis ich eben nichts zu erin„nern, als daß vielleicht noch genauer für Glanz, „Abglanz (Wiederschein) und für Herrlichkeiit Ma„jestät gesagt werden könnte. — Das meiste kommt „hier auf die Erklärung an. Aber in der zweyten „Hälfte vermisse ich auch die Richtigkeit der Ueberse„tzung, denn es sollte heissen:

„Und der Abdruck (die Gestalt) seiner (Macht) „mächtigen Stärke.

„Ich nehme über mich, es darzuthun, daß beyde „Hälften durchaus gleichgeltende Beschreibungen eben „derselben Sache enthalten. Das Wort, welches „L. Wesen übersetzt, bedeutet ohnedies das bestehen „eines Dinges; wird überhaupt von dem gebraucht, „was dicht, fest, gründlich ist, und es ist über dies „schwer zu glauben, daß Paulus — der in diesem „Briefe lediglich zeigen wollte, daß in Jesu alles der „Wahrheit nach vereiniget sey, was die Juden ehe„mals in Sinnbildern groses und feyerliches gesehen

„und

„und gehört hatten, ein solches Schreiben mit einer
„aus den Eingeweiden der Metaphysick hergenomme-
„nen Einleitung anfangen sollte. Um so viel wahr-
„scheinlicher wird es also auch, daß der Apostel hier
„gleichfals ein Sinnbild der göttlichen Macht und
„Größe aus der Israelitischen Welt in Gedanken ge-
„habt. Und diese Vermuthung erhebt sich zum
„möglichsten Grade exegetischer Gewißheit, wenn sich
„findet, daß (wie bekannt) die Wolken und Feuer-
„säule die Herrlichkeit Gottes genannt werde —
„und nach einem ferneren Sprachgebrauch der grie-
„chischen Juden mit demselben Wort, welches l. We-
„sen, ich Macht übersetze. Ein entfernter Beweis
„hiervon könnte schon seyn, daß das hebräische Zeit-
„wort, von welchem das Nennwort in der Bedeu-
„tung, Säule, abgeleitet ist, mit demselben grie-
„chischen Zeitwort von den Uebersetzern des A. T. ge-
„geben wird, von welchem das griechische Nennwort
„in dieser Stelle herkommt; ein näherer dieser, daß
„die gedachten Uebersetzer für ein anderes Wort, wel-
„ches gleichfals eine Säule oder Statue bedeutet,
„dasselbe Nennwort, von dem die Rede ist, in der
„Uebersetzung Ezech. 26, 11. brauchen. Aber der al-
„lertreffendste ist wohl der, daß der V. oder Ueberse-
„tzer des B. d. Weisheit 16, 21. gerade dieses Wort
„von der Wolken- und Feuersäule in Beziehung auf
„2 B. Mos. 16, 7. 10. braucht. Luther übersetzt auch
„hier nicht richtig: denn so man auf dich harret rc.
„für: deine (Hypostase) Wolkensäule machte dei-
„nen Kindern deine Süßigkeit offenbar. Stehts
„zu läugnen, daß jene Säule, als etwas festes und
„und dichtes, die Hypostase Gottes genannt werden
„konnte? Der Weise mit diesem einzigen Wort, das
„Mosaische, die Herrlichkeit Gottes in den Wol-
„ken, ausdrücken wollte? folglich Gestalt der Hy-

„po-

„postase Gottes hier beym Apostel der Sprache nach
„gerade soviel ist, als 2 B. Mos. 24, 17. das Ansehn
„der Herrlichkeit Gottes? (hier χαρακτηρ dort ειδος;
„hier της ὑποστασεως Θεȣ, dort της δοξης Θεȣ) und
„es endlich das natürlichste sey, den Sprachgebrauch
„eines Apostels aus dem Judenthum (und zwar in
„einem solchen an Juden gerichtetem Schreiben) mit
„dem Sprachgebrauch eines jüdischen Gelehrten zu
„vergleichen? Und wie genau paßt dies in den gan-
„zen übrigen Theil der Rede ein! Welche würdige
„und die ganze Absicht des Briefes feyerlich ankündi-
„gende Vorstellung — Gott, fängt er an, hat ehe-
„mals auf mancherley Weise durch die Propheten ge-
„redet; aber nun redet er durch seinen Sohn und nur
„auf einerley Weise; ihn hat er gemacht zum Herrn
„über alles — denn nachdem er gleich jener Wolken
„und Feuersäule das sichtbare Zeichen des großen und
„majestätischen Gottes auf der Welt gewesen, und in
„göttlicher Gestalt unter uns erschienen — so hat er
„sich gesetzt — Ich vermuthe auch beynahe, daß
„Johannes gleiche Rücksicht genommen, wenn er
„sagt, wir sahen seine Herrlichkeit S. 14.

„Wenn ich nun doch in der Uebersetzung das Wort
„Macht, mächtige Stärke gebraucht habe, so habe
„ich mehr den Sinn ausdrücken wollen, weil die Wol-
„ken- und Feuersäule den mächtigen Schutz Gottes,
„seine Gegenwart zugleich abbilden sollte, und man
„also auch Gegenwart dafür setzen könnte.„

„Fülle, zeigt allezeit den Inhalt oder Umfang
„einer Sache an, nur muß es hin und wieder aus
„dem Zusammenhange genauer bestimmt werden, und
„besonders in folgenden Stellen:

k„Joh. 1, 16. wird nach V. 14. durch die Fülle
„Jesu sein ausserordentliches Wohlwollen verstan-
„den. Der Apostel hatte gesagt: wir sahen ihn voll

„von

„von dem aufrichtigsten Wohlwollen (s. Gnade, „Wahrheit) und daraus, fährt er nun fort, von „seiner überfliessenden Gnade haben wir alles über„schwengliche Gute empfangen.

„Röm. 11,25. die Fülle, d. i. die Menge der „Heiden.

„Röm. 13,10. s. Erfüllung.

„Gal. 4,4. Eph. 1,10. —

„Eph. 1,23. Kap. 3,19. Kap. 4,13. Col. 1,19. „Kap. 2,9. Ich nehme diese Stellen zusammen, „weil sie gegenseitiges Licht auf einander werfen, und „die eine durch die andere die Bestimmung der Aus„drücke, Fülle, Fülle Gottes, oder der Gottheit, „oder Christi, deutlicher macht. Eins wie das an„dere ist nun also die aus Juden und Heiden gesam„melte christliche Gemeine, kurz die Kirche: Denn „in der ersten Stelle erklärt Paulus damit die vor„hergehende Vorstellung der Kirche, als eines Leibes, „und seinen Leib, welchen er in dieser umschreibt, die „Fülle des ꝛc. durch Gemeine Col. 1,18.24. Es „sind also in den Briefen an die Epheser und Colosser „gleichgeltende Beschreibungen der christlichen Ge„meine, die ganze Fülle, Fülle des ꝛc. Fülle Christi, „Gottes, der Gottheit — der aus zweyen gemachte „neue Mensch (Eph. 2,15.) der ganze Bau (V. 21.) „die ganze Familie im Himmel und auf Erden „(Kap. 3,15.) alles geschaffene im Himmel und „auf Erden (s. Kinder, Himmel und Erde) — „Es ist ferner einerley gesagt: In ihm wohnet die „Fülle; und er erfüllet alles in allen (Juden und „Heyden werden durch ihn vereiniget) alle Dinge, „(Juden und Heyden) sind in ihm zusammengefaßt „worden (Eph. 1,10.) es ist alles durch ihn und „zu ihm geschaffen (Col. 1,16.) — So erklärt „Philo das Wort erfüllen, durch enthalten in sich „be-

„begreifen, im ersten Theil der Mangeischen Ausgabe
„S. 52. Noch weiter: Was der Apostel in der einen
„Stelle sagt, die Fülle des, der alles in allen erfül-
„let, drückt er da, wo L. übersetzt: vollkommnen Al-
„ters Christi, kurz aus: Fülle Christi, oder Fülle
„Gottes, der Gottheit (wenn anders die letzte Les-
„art richtig ist und es nicht auch hier Col. 2, 9. schlecht-
„weg wie Kap. 1, 19. Fülle heissen sollte) weil Chri-
„stus die Gemeine unter sich vereiniget, unter seiner
„Herrschaft begreift, Gott aber durch ihn sie sam-
„melt und sammeln zu lassen beschlossen hat — Und
„es ist also, in Christo wohnet die ganze Fülle, wie-
„der eben soviel, als er ist das Haupt der Gemeine,
„soviel als, er hat beyde Juden und Heyden versöh-
„net zu einem Leibe (Eph. 2, 16.) oder, er ist das
„Haupt, aus welchem der ganze Leib zusammenge-
„fügt wird (Kap. 4, 16.); endlich erfüllet werden
„zu (nicht mit, wie L. übersetzt) aller Gottes Fülle,
„und Eph. 4, 13. nach einer genauern Uebersetzung,
„ein vollkommner Mann werden nach der Größe
„der Fülle Christi, (d. i. nach der Vollkommenheit,
„zu der seine Gemeine aufwachsen soll) soviel als Col.
„2, 19. wachsen zum göttlichen, dem von Gott be-
„stimmten Umfang, wie ich statt Größe übersetzen
„würde. So, denke ich, muß man den Apostel aus
„der Fülle seiner Schreibart, besonders in diesen bey-
„den Briefen, wo er sich immer selbst wieder copirt,
„erklären, und wird es glücklicher thun, als mit noch
„so großer Verschwendung von auswärtiger Belesen-
„heit.„ Das denken wir auch. Und vielleicht würde
man gegen die Tellersche, aus richtiger Vergleichung
mehrerer synonymischer Ausdrücke des Apostels herge-
leitete, Erklärung eben nichts einzuwenden haben,
wenn nicht damit ein Beweisspruch für die wahrhafte
Gottheit Christi, nemlich Col. 2, 9., wieder verlohren
gien-

gienge. Aber nicht alle Ausleger haben auch diese Stelle dazu gebraucht. Denn wenn Fülle der Gottheit hier nothwendig das göttliche Wesen bedeuten sollte, so müßte Eph. 3, 19. Fülle Gottes es auch bedeuten, welches schlechterdings unmöglich seyn kann.

„Der Sinn würde also seyn:

„Eph. 3, 19 — Damit ihr auch dadurch zu einer „Familie Gottes vollkommen vereiniget werdet.

„Col. 2, 8. 9. 10. Trennet euch also nicht durch „Lehren, die dem Christenthum nicht gemäß sind; „denn das würde ja ganz der Absicht desselben zuwi„der seyn, da eben unter der Herrschaft Jesu die ganze „von Gott ausersehene Menge der Juden und Hey„den als Eine Gemeine stehen, alle von seinen Vor„schriften abhangen sollten, und ihr eben deswegen „auch dazu durch sein Evangelium seyd versammelt „worden. S. vollkommen.

Es ist sichtbar, daß auf diese Weise V. 8. und V. 10. auch viel natürlicher zusammenhängen, als nach der gewöhnlichen Erklärung, welche den Apostel einen ganz zufälligen Gedanken über die metaphysische Natur Christi, in die Rede einschieben läßt.

„Erde, Erdreich, Col. 3, 2. 5. s. droben. Uebri„gens bedeutet es in folgenden Stellen das jüdische „Land, Matth. 5, 5. 13. u. s. w.

„Unterste Oerter der Erden, Eph. 4, 9. ist nach „der Erklärung vieler großen Ausleger eine Beschrei„bung des Grabes — Ich habe nichts dagegen — „Der Sprachgebrauch des A. T. läßt sie nicht nur zu, „sondern fordert sie auch. Allein, da noch wörtlicher „Ps. 139, 15. der Mutterleib so genannt, und auch „hier genau übersetzt werden sollte: Da ich gebildet „ward in den untersten Oertern der Erde; da es „ferner scheint, der Apostel wolle nicht sowol die größte „Erhöhung und die tiefste Erniedrigung, sondern

„viel-

„vielmehr zwey von einander äusserst entfernte Zu„stände Jesu Christi einander entgegensetzen, welche „denn die Empfängniß und die Himmelfarth seyn „würden; und endlich der ganze Vortrag vom 8. bis „17. V. zu einer poetischen Prose sich erhebt: so wä„re ich sehr geneigt, hier lieber den Leib der Mutter „zu verstehen und die ganze Redart für eine — Be„schreibung der Empfängniß Jesu anzunehmen.„ S. Himmel und Erde.

Wir haben Leute über diese Auslegung spotten hören. Aber denn spottet man auch zugleich über den David mit, der doch auch gewiß, wie alle Menschenkinder, im Mutterleibe gebildet worden, ob er gleich in der angeführten poetischen Sprache sagt, es sey in den untersten Oertern der Erde geschehen. In der christlichen Lehre ändert es nichts, ob des Pauli Worte von der Empfängniß, oder dem Begräbniß Christi verstanden werden. Doch gesteht der Rec. für sein Theil gern, daß ihm die letzte Bedeutung natürlicher dünkt, da sie den wiederholten Sprachgebrauch vor sich hat und zwar in vielen Schriftstellen des A. T. und Ps. 139, 15. wohl nur die einzige ist, wo untersten Oerter der Erde, nicht das Grab, sondern den Mutterleib bedeuten.

„Himmel und Erde; die Welt, alle sichtbare „geschaffene Dinge.

„Allein in einem ganz besondern Verstande nimmt „Paulus die Redart, der als ein ehemaliger großer „jüdischer Gelehrter auch zuweilen seinen eigenen „Sprachgebrauch hat. Die Juden nennten nemlich „den Tempel und besonders das Allerheiligste, den „Himmel, in Beziehung auf Jes. 63, 15. und daher „wieder ihre ganze Kirche, alle andere Völker dage„gen, vielleicht aus Verachtung die Erde. So sagt „Philo in der Abhandlung von der Einheit Gottes,

„der

„der Himmel sey die eigentliche Wohnung Gottes und „das Gegenbild davon im Tempel zu Jerusalem, die „Edelgesteine aber auf den Amtskleidern des Hohen„priesters, wären eine Abbildung der Sterne am Him„mel. Und in dem Buche von den Wächtern — theilt „er die Menschen in drey Klassen ein, in die Erdens„söhne, d. i. blos sinnlichen und lasterhaften, Him„melsmenschen, d. i. die weisen und guten, endlich „Gottesmenschen, d. i. Lehrer und Propheten. Es „ist also Eph. 1, 10. Col. 1, 16. das, was im Him„mel und auf Erden ist, eine auf diesen Sprachge„brauch gegründete Beschreibung der Juden und Hey„den; Thronen und Herrschaften sind die jüdischen Könige, und Fürstenthümer und Obrigkeiten „die jüdischen Amtsobrigkeiten (denn diese hatten „keine Thronen mehr) — So erklärt sich Paulus „darüber selbst Eph. 2, 13-16. — Ich zweifle da„her nicht, daß auch nicht nur Eph. 3, 15., sondern „auch Ebr. 7, 26. — wo Jesus offenbar dem Hohen„priester des A. T. entgegengesetzt wird, Himmel den „Tempel, oder die jüdische Kirche, und die ganze „Natur eben so viel bedeute, als wenn Jesus selbst „von sich sagt, er sey größer als der Tempel, Matth. „12, 6.

„Wie nun die Apostel — den Tempel, den Berg „Sion, Jerusalem selbst, den Hohenpriester und die „übrigen Priester, die Opfer und Gaben, das alles „auf das Christenthum im höheren Sinn deuten; so „ist auch Himmel, in Beziehung auf den vorhin er„wähnten jüdischen Sprachgebrauch, nicht selten, die „christliche Kirche oder Gemeine. Und es ist eine „sehr [illegible] Idee, daß nun vorher dem Ausdruck [illegible] für einen heiligen Baum, Gemeine, Personen, „[illegible]; alle heilig, die Gott [illegible], und jeder Ort, „[illegible] wird, und also auch nicht mehr das

„Allerheiligste, dieser Judenhimmel, an eine Stadt „gebunden, sondern allenthalben der Himmel, Gott „und Glückseligkeit, wo ein Christ ist, und wo er „dereinst hinkommt u. s. w.„

So weit Hr. T. in dem allen, was wir hier wörtlich aus seinem Wörterbuch abgeschrieben haben, von den gewönlichen Auslegungen abgeht, so wird man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, daß er seine Erklärung mit sehr wahrscheinlichen Gründen unterstützet und gewiß nicht die Begierde, blos was neues zu sagen, ihn dazu bewogen habe. — Wenn man voraussetzt, dies sind unsere Gedanken bey dem letzten Artickel, daß alle die, welche damals vom Judenthum zum Christenthum übergetreten waren, oder noch übertreten wollten, auch die ungelehrten, gemeinsten Juden, zu deren Belehrung Paulus schrieb, die Vorstellungen, die Hr. T. anführt, mit den Apostolischen Ausdrücken und Redensarten verbanden, so würde es gar keinen Einwurf gegen die Richtigkeit der Auslegung abgeben können, daß, nach unserer Art zu reden, den gebrauchten Wörtern durch Verlassung ihrer ersten ursprünglichen Bedeutung, der äusserste Zwang angethan zu seyn schiene. Aber sollte sich das wohl mit Zuverläßigkeit voraussetzen lassen? Dies wünschten wir noch mehr bewiesen, noch durch mehr ähnliche Zeugnisse aus jüdischen Schrifstellern, als der V. aus dem Philo angeführt hat, bestätiget — Gesetzt, daß Paulus als ein großer jüdischer Gelehrter zuweilen seinen eigenen Sprachgebrauch gehabt hat, konnte er sich dessen in Schriften bedienen, die er zum Unterricht auch für Ungelehrte abfaßte? Oder mußte er, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, davon abgehen, und sich zu den Redensarten des übrigen größten Haufens herunter lassen? Wir dächten, so gewiß, als jeder gute Schriftsteller, der nicht blos

für

für Gelehrte schreibt, populär schreiben wird. Wenn Paulus für seine Person als ein Gelehrter unter dem Himmel die Juden, und unter der Erde die Heyden verstand, nahmen deswegen alle seine Schüler im Christenthum die Wörter Himmel und Erde auch in der Bedeutung? Daran sollten wir fast zweifeln. (Mehrere gemeine jüdische Schriften der damaligen Zeiten, könnten uns allein Gewißheit darüber geben.) Wenn es aber zweifelhaft war, ob sie auch alle die Idee des Apostels damit verbinden würden, läßt sichs glauben, daß er so hyperbolisch würde gesprochen haben, da er hätte in eigentlichen Ausdrücken sprechen, statt Himmel und Erde eben so leicht Juden und Heyden sagen, und auf solche Art aller Mißdeutung auf immer vorbeugen können? Wenn wir noch dazu erwegen, daß seine Schriften noch nach vielen Jahrhunderten fremden Völkern, die vom alten jüdischen Sprachgebrauch gar nichts mehr wußten, zum Unterricht in der christlichen Lehre dienen sollten, so sollten wir gewiß meynen, er würde niemals ohne Noth in jüdischen Tropen, sondern in solchen Ausdrücken geschrieben haben, die in alle Sprachen übersetzt, von Gelehrten und Ungelehrten nach ihrer ersten Bedeutung genommen würden. — Diese Bedenklichkeiten, die der Rec. gehoben wünschte, hindern ihn bis jetzt noch, auch Eph. 3, 16. und Col. 1, 16., nach Hrn. T. Auslegung, zu verstehen.

Bey Erklärung anderer Wörter des N. T., wenn sie gleich vielen nicht recht seyn wird, ist dennoch die Richtigkeit derselben sehr einleuchtend und bey wahren Schriftgelehrten schon sonst keinem Zweifel mehr ausgesetzt gewesen. Z. B.

„Bad der Wiedergeburt und Erneurung des „heil. Geistes, Tit. 3, 5. 6. ist eine Beschreibung des „reichen Maasses der Heiligungsgaben. So wie der

 „Apo-

„Apostel die figürliche Benennung der Wiedergeburt „mit dem eigentlichen Ausdruck, Erneurung des h. „Geistes, verwechselt; so erklärt er das Wort Bad „durch die reichliche Ausgiessung des h. Geistes u. „s. w. — Einige Ausleger, die diese Worte von der „Taufe erklären, scheinen nicht erwogen zu haben, daß, „diese Erklärung angenommen, der Apostel im 6ten „V. seine eigene Auslegung des 5ten ganz anders „hätte fassen und etwa sagen müssen, welchen er uns „reichlich durch die Taufe mitgetheilet hat. Allein „schneidet er alle Gelegenheit zu solcher Erklärung ab, „wenn er sagt durch Jesum Christum. Die besten „Ausleger unter den alten und neuen, wie Theophy„lact, Piscator u. a. haben auch an so etwas nicht „gedacht.„

„Beladen seyn, Matth. 11, 28. heißt, als ein „rechtschaffener Israelit unter den schweren Reli„gionsauflagen seiner Lehrer von so vielen Förmlich„keiten beym Fasten, Beten, u. s. w. (Matth. 23.) „seufzen, und überhaupt nach einem weniger be„schwerlichen, kindlichern Gottesdienst sich seh„nen. rc.„

„Braut, Bräutigam: Joh. 3, 29. ist das ganze „eine sprüchwörtliche Redensart, und eben so wird „die Vergleichung Matth. 9, 15. Kap. 12, 19. Luc. „5, 34. nur zu einer gelegentlichen Erläuterung an„gestellt. Man sollte also Jesum nicht in das Spiel „mengen, welches man zuweilen mit der Kirche, als „einer Braut Jesu treibt. Er selbst hat sie nie seine „Braut genannt, und am wenigsten ein einzelnes „Glied, welches noch weit anstößiger ist.„

„Busse: Dieses deutsche Wort, welches eigent„lich eine Genugthuung anzeigt, in welcher Bedeu„tung es auch Luther Esra 7, 26. nimmt, drückt den „Sinn der beyden griechischen Wörter, für die er es

„in

„in der Uebersetzung des N. T. gebraucht hat, nicht
„richtig genug aus. Nur zweymal hat er dafür das
„bequemere, Reue, gewählt, 2 Cor. 7, 9. 10. Al-
„lein noch genauer würde man übersetzen müssen Sin-
„nesänderung, Besserung, wie Philo (2 B. S. 3. 5.)
„es erklärt — Josephus braucht das eine wie das
„andere von denen, die ihre Meynungen und Ent-
„schliessungen ändern, in welcher eingeschränkteren
„Bedeutung es Ebr. 12, 17. vorkommt, wo es für

„er fand keinen Raum zur Busse

„heissen sollte: er konnte die Widerrufung (nemlich
„des Segens) nicht erhalten. —

„Eingeben: Wenn das A. T. 2 Tim. 3, 16. als
„von Gott eingegeben, beschrieben wird, so kann
„diese allgemeine Anzeige wohl nicht sprachrichtiger er-
„läutert werden, als aus Hiob 32, 8. der zweyten
„Hälfte, wo das hebräische Odem des Allmächti-
„gen, wie L. übersetzt, oder genauer, der Anhauch
„des Allmächtigen, mit dem Wort, das der Apostel
„hier braucht, gleichgeltend ist, und der griechische
„Uebersetzer auch das damit verwandte Nennwort
„gebraucht hat. — Alles geistige Gute kommt von
„Gott, zu dem es führet. Es ist so fromm als rich-
„tig gedacht, sich, nach der ältesten Philosophie, es
„als etwas von Gott dem Menschen eingehauchtes
„vorzustellen. Aber so ist es auch allein Gottes Sache,
„das Maas zu bestimmen, nach welchem er dieses
„geistige Gute einem Moses, Josua, Petrus oder
„Paulus mitgetheilet hat. Paulus selbst thut es
„nicht.„

„Eins seyn. Joh. 10, 30. Kap. 17, 21. so viel
„als gleich gesinnt seyn. So erklärt es Jesus selbst,
„vergl. v. 38. der ersten Stelle mit dem Zusatz in der
„zweyten — ich bitte, daß sie so eins seyn mögen,
„wie du Vater in mir und ich in dir — und durch

„dies, du in mir und ich in dir, hatte er in der ersten
„das, wir sind eins, umschrieben. —

„Geheimniß: So wird überhaupt jede Begeben-
„heit, Handlung, Lehre, Erzehlung genannt, die
„entweder an sich nicht allgemein bekannt ist, oder
„nur nach ihren Ursachen, Zusammenhang, Folgen
„verborgen. Beyspiele von allen diesen Bedeutun-
„gen im N. T. sind folgende:

„Geheimniß schlechtweg: Röm. 11, 25. 1 Cor.
„15, 51. sind die in beyden Stellen bekannt gemach-
„ten noch zukünftigen Begebenheiten, die also bis da-
„hin für die römischen und corinthischen Christen eine
„ungeglaubte Sache waren.„

„Geheimniß der Bosheit 2 Thes. 2, 7. (nach
„dem Grundtext) eben das, was wir die unbegreif-
„lichste Bosheit nennen.„

„Geheimniß des Himmelreichs, des Glaubens,
„Gottes: Matth. 13, 11. Marc. 4, 11. 1 Cor. 4,
„1. 1 Tim. 3, 9. die Lehren des Evangelii, die bis
„dahin den Juden und Heyden unbekannt gewesen
„waren, nun aber von ihnen erkannt und angenom-
„men werden sollten, nach der eigenen Auslegung
„Jesu. Matth. 11, 25. Kap. 16. 17. In diesem
„Verstande war also die ganze christl. Rel. vor ihrer
„Bekanntmachung ein Geheimniß, und nach dem-
„selben heißt im Br. an die Corinther ein Haushal-
„ter über Gottes Geheimnisse, eben soviel, als ein
„Religionslehrer seyn ꝛc.

„Herren der Welt, die in der Finsterniß herr-
„schen. Eph. 6, 12. oder nach einer genauern Ueber-
„setzung, ungläubige Beherrscher des gegenwärti-
„gen Zeitalters, sind die damaligen jüdischen und
„heidnischen Obrigkeiten s. Fürstenthum, himmlisch ꝛc.

„Leben; das Leben: beyde Wörter werden oft
„aus bekannten Sprachgründen in der Bedeutung
„glück-

„glücklich seyn, Glückseligkeit, gebraucht. Z. E.
„Matth. 7, 14. Kap. 18, 8. 9. Marc. 9, 43. u. s. w.
„Dann wird das sittliche Verhalten darunter ver-
„standen; und daher die Redarten, neues Leben
„Röm. 6, 4. die bessere christliche Lebensart, wie der
„neue Mensch — Gott, gottgefällig, Leben. Röm.
„6. 8, 11. Gal. 2, 19. Dem Herrn, Christo, Le-
„ben, dem Evangelio würdiglich wandeln. Röm. 14,
„7. 8. rc.

„Natur: Von Natur ist mir Röm. 2, 14. soviel,
„als, aus natürlichem Antrieb, in welcher Bedeu-
„tung es bey den griechischen Schriftstellern sehr oft
„vorkommt; v. 27. würde ich übersetzen, der nach
„seiner irdischen Herkunft, der Nation nach, ein
„Heyde ist, so wie gegenseitig Gal. 2, 15. die wir nach
„unserer irdischen Herkunft, der Nation nach, Ju-
„den sind. Und eben dieselbe Erklärung scheint mir
„auch Eph. 2, 3. die bequemste zu seyn. Wir (Ju-
„den) waren also, (vermöge der unter uns eben so
„gut herrschenden Lasterhaftigkeit) nach unserer irdi-
„schen Herkunft, der Nation nach, eben so gut straf-
„würdig (s. Kinder) als die übrigen, (die Heyden)
„Der Apostel will nemlich das jüdische Vorurtheil wi-
„derlegen, als ob ein gebohrner Jude eben deswegen
„schon einen Vorzug der Heiligkeit vor den Heyden
„habe. Und dies thut er, indem er sagt, da wir ge-
„wandelt haben, wie die Heyden, was kann da die
„äusserliche Geburt zur vorzüglichern innerlichen Wür-
„digkeit beytragen? Wir waren so gut in Ansehung un-
„serer Lebensart, eine Zornswürdige Nation, wie
„die Heyden. — Josephus in den jüdischen Alterth.
„XI. 6. 5. bestätigt diesen Sprachgebrauch, wenn er
„vom Haman sagt, er sey von Natur (vermöge eines
„Nationalhasses) ein Feind der Juden gewesen —

„Philosophie. Col. 2, 8. Ich sollte meynen, daß
„man nach einer bekannten Einkleidung der Rede,
„das folgende, lose Verführung (eitles Geschwätz)
„mit dem Worte Philosophie in der Uebersetzung so-
„gleich verbinden könnte — durch eine aus lauter
„eitlem Geschwätz zusammengesetzte Philosophie.
„Es gehört wenigstens dies allezeit zur Erklärung.
„S. Satzungen der Welt

„Vernunft, vernünftig: Luther hat beyde Wör-
„ter zuweilen in der Uebersetzung gebraucht, wo nach
„dem Grundtext ganz andere gewählt werden müssen

„Vernünftig steht also am rechten Ort Röm. 12,
„1. 1 Petr. 2, 2. aber unrichtig Col. 2, 4. wo er viel-
„leicht vernünftelnde Reden gemeynt hat. Gewiß
„ist, daß das griechische Wort gerade das Gegentheil
„von vernünftigen Unterweisungen, alle gesuchte Red-
„nerkünste und blumigte Ausschmückungen des größ-
„ten Unsinns bedeute. Sophistereien wäre das ei-
„gentliche Wort, wenn es genug deutsches Ansehn
„hätte; und man müßte etwa also übersetzen — daß
„euch niemand durch einnehmendes Geschwätz ver-
„führe — Vernunft ist eben so unrichtig übersetzt
„2 Cor. 10, 5. für das eigentliche Einbildungen —
„Wir Apostel unterwerfen alle menschliche Einbildun-
„gen dem Gehorsam der Lehre Jesu, s. gefangen neh-
„men, Christus, dichten u. s. w. Phil. 4, 7. ist das
„Wort Vernunft bequemer gebraucht. Ich würde
„aber doch lieber Verstand übersetzen, daß der Sinn
„sey! eine Gott gefällige, einträchtige Gesinnung,
„die weit schätzbarer ist, als aller Verstand, bewahre
„euch insgesamt bey der Lehre Jesu, s. Christus,
„Friede Gottes.„

„Unwürdig, besser unehrerbietieg 1 Cor. 11, 27.
„29. so wie auch die Lateiner ihr gleichgeltendes Wort
„brau-

„brauchen, wo von dem Betragen gegen andern die „Rede ist.„

Wir haben, um des Raums zu schonen, nur einige kurze Artickel hersetzen müssen, sonst würde es uns keine Mühe gemacht haben, auch einige von den hervorstechenden längern zu wählen, die alle vortreflich und mit großem Fleiß ausgearbeit sind. Z. B. Besessene, Blut des Herrn, Blut Christi, Christus, Engel, Evangelium, Fleisch, Fleisch und Blut, Geist, h. Geist, Gerechtigkeit, Gesetz, Glaube, Gottesfurcht, Herr, Himmelreich, Mensch, Opfer, Priester, Hoherpriester, Prophet, Reich, Sünde, Taufe, Vergebung, Versöhnung, Werke, und noch weit mehrere. Wir empfehlen sie, wie das ganze Buch, allen die die Wahrheit lieb haben, und das N. T. besser verstehen lernen wollen, zum eigenen nachlesen. Soviel versichern wir, und man wird es aus den angezeigten Proben auch schon geschlossen haben, daß aus diesem kleinen Buch für Lehrer und Schüler im Christenthum mehr zu lernen ist, als aus manchen großen Folianten, die zur Erklärung des N. T. geschrieben sind. Nur wäre dabey zu wünschen, daß dergleichen ohngezweifelt richtige Erklärungen, als man hier lieset, nicht blos in so einem Buche gedruckt da stünden, allenfalls zur Befriedigung der Neugier von einigen gelesen, aber denn auch nicht weiter gebraucht würden, wie es von langen Zeiten her mit vielen nützlichen theologischen Büchern, z. B. mit den vortreflichen Schriften der Arminianer, gegangen ist; sondern daß unter andern zur Verbesserung der theologischen Lehrart auf Akademien, quoad materiam et formam, ein wirklich heilsamer Gebrauch davon gemacht würde. Bis jetzt werden unsre jungen Theologen, die doch einmal Ausleger der h. Schrift, und besonders des N. T. seyn sollen, zum rechten Ver-

Digitized by Google

stande desselben, auf den Universitäten gerade am allerwenigsten angeführt. Die meisten akademischen Lehrer, einige gelehrte und rechtschaffener Männer ausgenommen, die dafür bekannt sind, begnügen sich, ihre alte Dogmatick und Hermeneutick nach dem gewöhnlichen Schlendrian fortzulesen. Daher verstehen ihre Schüler, die gemeiniglich blos zu der Wissenschaft der kirchlichen Lehren zugestuzt worden, an dem Ende ihrer akademischen Laufbahn, wenn sie auch zur Noth ein Kapitel aus der hebräischen Bibel oder dem N. T. exponiren können, oft so wenig von dessen wahren Inhalt. Daher bringen die fleißigsten Studenten oft nichts weiter als einen Kopf voll Schuldogmatick von der Universität herunter. Diese ist mehrentheils der ganze Schatz von Wissenschaft, den sie dort durch Hülfe ihrer Lehrer gefunden haben. Und wenn denn dieser Schatz an feinem guten Golde und Silber noch recht reichhaltig wäre, so ließ man es gelten. Aber das mehreste davon sind unreine, verwerfliche Schlacken, welche die guten Köpfe mit der Zeit von dem ächten Metall scheiden lernen, die schlechten aber, ohne sich auch nur einen Gran davon nehmen zu lassen, sorgfältig zusammen aufbewahren, bis die Zeit kommt, daß sie eines mit dem andern in courrante Münze verwandeln, und es so ausgeben, wie sie es eingenommen haben. Kann es jemals anders werden, als bis man die akademische Jugend, die sich der Theologie gewidmet hat, anders anleiten, und sie vor allen Dingen in die Schriften des N. T. selbst hineinführen wird, um aus deren wohl verstandenem Unterricht ihren Verstand und ihr Herz mit dem köstlichen Schatz der reinen christlichen Religionswahrheit zu bereichern? — Wenn nun solche Gottesgelehrte, wie Hr. T., durch ihre Schriften dazu behülflich sind, daß die Lehre Jesu, laut dem Inhalt ihrer Urkunden, bes-

besser verstanden werden, was würden die Lehrer auf Universitäten, die uns unsre künftigen Geistlichen und Prediger des Evangeliums zuziehen, sich für ein wahres Verdienst um die christliche Kirche erwerben, wenn sie von dem, was jene ihnen vorgearbeitet haben, einen gutem Gebrauch machten, damit es nicht umsonst geschehen sey, und ihnen nacharbeiteten. — Aber der Nutzen von solchen Beyträgen zur richtigen Erklärung der h. Schrift, als das Tellersche Wörterbuch wieder liefert, könnte noch ausgebreiteter werden, wenn zum besten der ungelehrten Christen auch unsre deutsche Bibelübersetzung des sel. Luthers, nach diesen und älteren ähnlichen verbessert würde. Hr. T. ist gar nicht dafür, daß dieselbe jemals ihr kirchliches Ansehn unter uns verliehre. „Aber, sagt er S. XIX. „Vorr., von Zeit zu Zeit sie in einzeln Wörtern und „Redeverbindungen zu berichtigen, das sollte, dünkt „mich, geschehen, hätte schon längst geschehen sollen, „und hätte man so fortgefahren, wie man anfing, so „wäre nun die Sache vollendet.„ Ein wahres Wort! Nun ist noch nichts, gar nichts geschehen, und ob es jemals dahin kommen wird, das steht bis jetzt mehr zu wünschen, als zu hoffen.

Auch unsern Schriftspöttern, welche so gern ihren Witz an dieser und jener biblischen Stelle, die ihnen sonderbar dünkt, reiben, oder einen einzelnen Ausdruck daraus belachen, möchten wir wohl Hrn. T. Wörterbuch in die Hände geben. Wenn man ihnen Ernsthaftigkeit genug beybringen könnte, es mit Bedacht zu lesen, so würde es ihnen sehr nützlich seyn. Vielleicht fänden sie dann, daß das N. T. doch wohl ein ehrwürdiges Buch sey, in dem überaus vernünftige und so vortrefliche Sachen stünden, daß nur ein leichtsinniger Thor sie belachen könnte.

Da der V. in diesem Buche keine eigentliche Concordanz, kein vollständiges Spruch- Namen- und Wortregister des N. T., sondern nur eine Erklärung der Hauptwörter, welche zur richtigen Bestimmung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre dienen, hat liefern wollen: so muß man nicht alle und jede Ausdrücke und Redensarten, die im N. T. vorkommen, darinn suchen. Doch vermissen wir einige, die Hr. T. wohl mehr vergessen, als mit Fleiß, der Kürze wegen, ausgelassen zu haben scheint. Dahin gehören unter andern die Wörter; Senden, Hurerey, welches wegen der seltenern Bedeutung dieses Worts in der es Apostelgesch. 15, 29. gebraucht wird, wohl auch zu einem besondern Artickel hätte gemacht werden können, Spiegel, Schlange, sammeln, auf welche drey Wörter der V. auch einmal hinweiset, Posaune Gottes, Zeichen, Zeichen an Sonne, Mond und Sterne, Fabeln, Sabbath, Neuling, Ohrenjücken, Kraft, Kraft Gottes, Röm. 1, 16. Unglauben Röm. 11, 32. beschlossen unter den Unglauben, Zukunft Christi, Aufgang aus der Höhe Luc. 1, 78., welche Stelle zwar unter Höhe vorkommt, Widerchrist.

Einige Artickel hätten wir auch noch etwas vollständiger ausgearbeitet gewünscht. Z. B. h. Schrift, Wiedergeburt, Ketzer, Vernunft, wo die Stelle Eph. 2, 3. übergangen ist Sie wird zwar S. 148. unter dem Worte Fleisch erklärt, es hätte doch aber vielleicht auch hier Beziehung darauf geschehen sollen — Unter Haupt, oder Feuer, fehlt die Redensart Röm. 12, 20. feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln. — Unter Luft hätten wir das, hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, gerne erklärt gesehen. Unter Menschensohn suchten wir das, kommen des Menschensohns

sohns in den Wolken, ohne es zu finden. — Ohnfehlbar haben wir bald eine neue Ausgabe zu hoffen, die vermuthlich nicht ohne einige Zusätze und Verbesserungen des V. bleiben wird, denn ein guter Schriftsteller findet immer was an seinen Werken zu bessern. — Eine einzige Stelle ist uns nur aufgestossen, wo der V. ein und eben dasselbe Wort verschieden erklärt. S. 182. wird gesagt: „Geister der vollkommenen Ge„rechten, Ebr. 12, 23. Eine Beschreibung der Mär„tyrer, von denen das Wort vollkommen, eigentlich vollendet, sonst gebraucht wird.„ Diese Erklärung des Ausdrucks vollkommen stimmt aber mit derjenigen, die S. 369. gegeben wird, nicht überein, denn nach derselben soll vollkommen seyn, nach hebräischem Sprachgebrauch, so viel heissen, als: rechtschaffen seyn, eine richtige Einsicht in die Religion haben, ein gesetzter Mensch seyn. —

Alles, was man in diesem Wörterbuche lesen wird, sind nun wieder ueue Proben von der schon bekannten gründlichen Gottesgelarheit des V. Wir wissen sie auch sehr zu schätzen, aber noch mehr als diese haben wir dabey ein paar Tugenden an ihm bewundert, die seinem moralischen Charakter so viel Ehre machen und bey Schriftstellern von allgemeinem Ruhm so selten sind, nemlich seine edle Bescheidenheit, und seine Offenherzigkeit. Er stützt sich nicht auf sein αυτος εφα, giebt sich auch nicht, wie mancher gelehrte Mann thut, das Ansehn, als ob er allein das N. T. recht auszulegen verstünde. Er will nicht alles untrieglich gewiß wissen, nicht alles auf ein Haar getroffen haben. Sein Ton ist immer bescheiden; es scheint mir so, sagt er, vielleicht ist es so besser, ich wäre der Meynung. Wenn Gründe entscheiden, so kann er es auch, aber sonst gesteht er es, wenn sie fehlen, und sagt: Ich bin der Sache noch nicht gewiß, aber bis

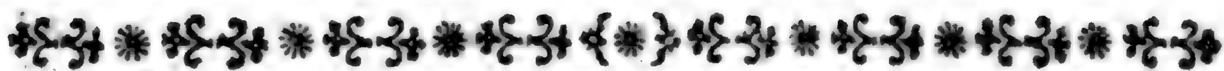
jetzt

jetzt ist das meine Ueberzeugung. — Und über die freymüthige Offenherzigkeit, mit der er denn auch nach seiner Ueberzeugung alles, was er wahr findet, herausagt, geht gar nichts. Vielleicht ist der Mann darinn ein Muster für die Gottesgelehrten unserer Zeiten, deren manche, um nicht wider die liebe äusserliche Orthodoxie zu verstossen, oder um es zur Vergrößerung ihres Beyfalls allen Leuten recht zu machen, über gewisse kirchliche Lehren schreiben, was man haben will, und wenn sie auch im Herzen dächten, es ist doch nicht wahr. Herr T. ist über solche Unwürdigkeiten weit hinweg. Er unterwirft sein Buch der Prüfung eines jeden, nur bittet er, wer ihm Erinnerungen über sein Wörterbuch mittheilen will, der möchte ihm vor allen Dingen kurz und gut sagen, ob er, in dem von ihm angegebenen Verstande, Schrift aus Schrift mit ihm erklären wolle, oder nicht, weil sie sonst, der eine zur rechten, der andere zur linken gehen würden, und unmöglich an einem Ort zusammentreffen könnten. „Uebrigens, schreibt er, S. XII. Vorr. „habe ich alles mit der Offenherzigkeit geschrieben, durch die ich in allem Gott und Menschen gefällig zu werden trachte. — Sie wird mich manchen harten Beschuldigungen aussetzen. Aber, Gottlob, daß ich den Einschränkungen des menschlichen Verstandes nicht unterworfen bin, die man sich nach hergebrachten Landesverfassungen gefallen lassen muß, oder zu denen sich ein mehr für seine Finanzen, als für die Wahrheit besorgter Gelehrter, erniedriget." —

Nur ein Mann, der so denkt, kann bey allen noch so ungleichen Urtheilen anderer ruhig seyn, und die gegründete Hofnung haben, daß seine Arbeit nicht vergeblich seyn werde. Gewiß die Tellersche wird es nicht seyn.

Ez.

Kurze



Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Predigten nach dem Geschmack der drey ersten Jahrhunderte der Christenheit, samt einer Rede bey dem Begräbnisse des seligen Hrn. Gerhard Tersteegens. Erste Sammlung. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1772. in 8. 192 Seiten.

Unter den Zuhörern und Lesern von Predigten können allerley Köpfe seyn, Verehrer der Religion Jesu, aber auch Gegner derselben, zwar Ungelehrte und Undenkende, aber auch Leute von Einsicht, Scharfsinn und Geschmack, kurz: verschiedne Classen, die immer verdienen, daß man ein Augenmerk auf sie richte; können seyn, ja sind gar oft die Gegner der christl. Religion, besonders die von der leichtsinnigen Gattung, wenn sie in einer Predigt, die sie etwan hören, oder lesen, auf offenbare Menschensatzungen, unedle Gleichnisse, mystisches Gewäsch rc. stoßen, werden dadurch nur in ihrem unglücklichen Wahn gegen dieselbe bestärkt, anstatt in Pr. davon geheilt zu werden. Ungelehrte können mit dogmatischen und philosophischen Vorstellungsarten, so wie mit der, der Bibel eigenthümlichen Sprache, nicht bekannt, noch weniger vertraut seyn, dadurch also, unerklärt hingeworfen, weder eigentlich belehrt, noch wahrhaftig gerührt werden. Auch selbst Gelehrte suchen solche nicht in Predigten. Personen von Geschmack lieben zwar eben das schwülstige und geschraubte nicht, beeckeln doch aber auch das nachläßige, platt und unedle Nachdenkende, und dabey in ihrer Bibel forschende Christen, können nicht mit Ausschüttung von Sätzen, die zwar verjährt sind, aber mit den ausgemachten Vernunftwahrheiten streiten, auch, statt in der H. Schrift gegründet zu seyn, vielmehr in dieselbe hineingetragen worden, noch minder aber mit fanatischen Ideen, zufrieden seyn. Kurz: wenn man die Kirche besucht, oder eine Predigt in die Hand nimmt, erwartet man davon

blos

blos Licht fürs seinen Verstand, Rührung für Herz, Stärkung für das Leben — und hält daher denen, welche dieses nicht lauter und unvermischt zu gewähren im Stande sind, die Unterdrückung ihrer Predigten leicht zu Gute. — Wenn wird dieses von den Predigern bey ihren mündlichen Vorträgen, und noch mehr bey öffentlicher Bekanntmachung derselben, mehr erwogen werden? Der Verf. dieser Pred. hat es nicht genug bedacht, sonst würde er sie wohl von allen solchen Flecken zu reinigen, und dagegen die Richtigkeit, die Popularität und Würde der Gedanken, der Vorstellungsart und des Ausdrucks, die man mit Vergnügen an etlichen Orten wahrnimmt, durchgehends herrschen zu lassen, beflissen gewesen seyn.

Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Episteln, nebst beygefügten auserlesenen Liedern, aus den Werken einiger berühmten geistlichen Redner und Dichter herausgezogen. Zweyter Theil. Giessen, bey Schröder, 1772. 570 S. in 4.

In diesem Theil, der die Sammlung beschließt, sind einige wenige Predigten von Saurin, Mosheim, Sack, Rautenberg, Pörtner; die meisten von Cramer. Auch ist von den Predigten des Hrn. Stockhausen in Hanau, eine Pr. von der täglichen Selbstprüfung des Christen, über Gal. 5, 25:6, 10. die etliche gute, bekannte Gedanken, auf eine ganz gute Weise gesagt, enthält, übrigens aber eine etwas matte und frostige Composition ist, aufgenommen worden. Ohne uns bey verschiednen Formeln, z. B. ich will meine Begnadigung in Jesu Blut suchen; der Himmel verlangt keine unreine Seelen, deren Kleider in dem Blut des Lammes noch nicht helle gemacht sind; in Jesu seine Rechtfertigung finden ꝛc. welche die meiste Zuhörer oder Leser, gar nicht, oder unrecht verstehen, aufzuhalten, wollen wir nur wegen folgender Stelle etwas erinnern: „Ein unendlich fortdauerndes „böses Gewissen, das nie zur Beruhigung kommen, nie den „Frieden Gottes schmecken kann, ist gar nichts widersprechendes.„ Wenn wahres, daurendes Glück das ist, wozu Gott die Menschen bestimmt hat, wenn der Mensch durch Weisheit und Tugend dazu gelangt, wenn Gott die Fähigkeit und Anlage hierzu tief in das Gewebe desselben eingewirkt hat, wie Hr. Stockhausen wohl zugeben mag, wird sich

der

der Mensch nicht, über kurz oder lang, doch einmal seiner Bestimmung nähern, ja zu derselben wirklich gelangen müssen? Wenn er sich auch in seinem ganzen Leben hier aus diesem oder jenem Grund, davon verirret hatte, wird er deswegen dort auch immer davon entfernt bleiben? Wir wollen sehen. Der Sünder, durch den Tod in jenen Zustand, wo der Mensch nicht so häufig von Sich abgezogen, der Blick desselben auf Sich nicht so geschwächt wird, wie in diesem hier auf Erden, in jenen überhaupt von dem gegenwärtigen in manchem Betracht verschiedenen Zustand, versetzt, fühlt sich unglücklich. Das giebt man doch zu. Was wird sich ihm, bey einigem Nachsinnen, als die wahre Ursache seines nunmehrigen Elends darstellen, ja was muß sich ihm, als solche, aufdringen? Seine eigne Denkungsart, und wirkliches verkehrtes Verhalten im vorigen Leben, — und nichts anderes, sollten wir glauben. Sollte sich diese seine Sünde, bey fortgesetzten Ueberlegungen, nicht auch ferner als eine Erniedrigung seiner Natur, als eine Undankbarkeit gegen seinen Schöpfer, als die Stöhrerin der Ruhe und des Glücks mancher seiner Nebenmenschen, kurz: aus mehr Gesichtspunkten, als häßlich, ihm zeigen? Hiervon nach und nach überzeugt, und dadurch, in gleicher Verhältniß, mit Schaam vor sich selbst, und immer stärkerm Haß und Abscheu gegen die Sünde angefüllt, wird nicht Er, der sich liebt, dadurch angespornt, diese giftige Quelle zu verstopfen, nicht die angeschafne, aber von ihm geschändete, Würde wieder herzustellen, nicht das durch seine Vergehungen, auf Erden gestiftete Uebel zu zerstören streben? Dieses letztere zwar, wird Er nun nicht mehr zu leisten im Stande seyn; — sollte sich ihm aber hier der Gedanke, daß Gott, der nicht unbillig, nicht hart ist, wie manche Menschen, der das Herz ansieht, der den wahrhaftig reuigen Sünder nicht verstößt Ps. 51, 19. Jes. 57, 15. 16. sondern immer der Vater der Menschen bleibt, in dieser Lage der Sachen, das ungefälschte Mißfallen an seiner Sünde, die tiefe Traurigkeit über dieselbe, den aufrichtigen Willen, das sehnliche Bestreben, die schädliche Früchte derselben hier, zu zerstören, für die wirkliche Zernichtung der Sünde, ansehen werde, 1 Chron. 30, 17. Luc. 18, 13. 14. 2 Cor. 8, 12. dieser einleuchtende und befriedigende Gedanke nicht darbieten? Ueberhaupt, einmal dort, früh oder spät, von der Häßlichkeit und Schändlichkeit des Bösen, dem er so lange nachgehängt, nicht ohne nachfolgenden Kummer und Schmerz nachgehängt, ganz durchdrungen, darüber beschämt und bekümmert, wird er nicht

ganz natürlich auf das gegenüberstehende Gute verfallen, zumal in einer solchen Situation? — In allen diesen Schritten, von dem Führer, den Gott jedem Menschen beygesellet hat; von seiner Vernunft, die jetzt in ihrer wahren Stärke sich zeigen kann, da sie nicht mehr durch so vielfache Zerstreuungen, übertrieben genährte Sinnlichkeit u. dergl. m. niedergedrückt wird, wie hier, deren Licht nun um so viel heller strahlen wird, als die Wolken, die es so oft hier verdüstert haben, verschwunden sind, treulich belehrt und geleitet, sollte Er sich nicht alleine wieder zurecht bringen können? Allemal wird er, in diesem Fall, der göttl. Gnadenerweisungen so viel würdiger, und sie zu geniessen, so viel fähiger seyn. — Gesetzt aber auch, der Sünder dort Sich selbst und seinen Kräften überlassen, sey zu schwach, von seinem Fall sich allein wieder aufzurichten, (welches doch nicht erwiesen werden kann,) ist es wohl der Weisheit, Güte und Allmacht des Gottes, der der treue Schöpfer der Menschen heißt, so ganz entgegen, ein solches elendes, dabey für ohnmächtig angenommenes Geschöpf, das zudem schon hier die natürliche schmerzhafte Folgen, und wohl auch andre Strafen seiner Mistritte gefühlt hat, dort entweder durch eben die Strafen, wodurch es ferner empfinden soll, wie Gott seine Drohungen erfüllt, und über sein Gesetz hält, zu gleicher Zeit dennoch liebreich zu erwecken rc. oder ihm, durch anderweitige Mittel auf den ächten Pfad zu seinem Glück zu verhelfen? — Sind diese Veränderungen bewirkt, wie sollte das böse Gewissen nun noch fortdauern? Da es hier durch wahre Bereuung, durch bestmöglichste Tilgung des Schadens, durch Unterlassung des Bösen, und Betretung der entgegengesetzten Bahn zur Ruhe kommt, Jes. I, 16. fg. Apost. Gesch. 3, 19. Röm. 4, 7. Ps. 32, 1. 2. warum sollte es nicht auch dort, eben dadurch zum Frieden endlich gelangen? Oder wird etwan die Natur unsrer Seele, nach der mit innerlicher Richtigkeit und Güte, Zufriedenheit und Ruhe, unzertrennlich verbunden sind, dort verändert? Warum sollte nicht dem Menschen, von der Epoche seiner Besserung an, die göttliche Huld wieder zu Theil werden? Es. 66, 2. Amos 5, 14. 15. Ps. 34, 16. Matth. 5, 8. Apost. Gesch. 10, 34. 35. Ebr. 12, 14. — Noch mehr. Hat der Mensch aus seiner Erfahrung hier und dort, das Schädliche der Sünde, und durch Ueberlegungen das Schändliche derselben kennen gelernt, hat er das Süße der Weisheit und Tugend einmal geschmeckt, wie sollte er wohl zurückfallen, und nicht vielmehr seine Denkart immer mehr zu reinigen

gen und zu veredeln, in der Tugend überhaupt immer höher zu klimmen, beflissen seyn? Und wird er nicht von seiner ganzen Lage dort in allen solchen edeln Bestrebungen begünstigt werden? Was wird die natürliche Folge solcher fortgesetzten Bearbeitung seiner selbst seyn? die verhältnißmäßige Erhöhung seiner innern Beruhigung und Glückseligkeit, oder biblisch figürlich zu reden, er wird den Frieden Gottes in immer größerm Maas schmecken. — Der (zum erstenmal in dieser Sammlung abgedruckten) Pr. von der Unvernunft der Religionsspötter, über 2 Petr. 3, 3 : 14. vom Super. Ouvrier in Giessen, fehlt es hin und wieder an gesunder Exegese, Ordnung und Bestimmtheit der Begriffe, — auch an Glimpf, und liebreichen, christlichen Urtheil. — Unser Urtheil über diese ganze Sammlung? Allemal findet man in derselben verschiedne vortrefliche Stücke über erhebliche Gegenstände? Und wer erwartet dergleichen nicht von Sack, Mosheim, Spalding, Teller, Resewiz, Rautenberg, Saurin? Aber man stößt dagegen auch nicht selten auf solche, die theils, blos Artickel aus der Dogmatik zum Gegenstand haben, welche, es sey nun blos im Gehirn der Väter, Scholastiker 2c. ausgebrütet, oder nicht, doch für den Menschen, in Absicht auf seine Tugend und Wohlfahrt hier, von keinem Gewicht sind; — theils, wenn auch der Inhalt gegründet und erheblich ist, doch von Seiten der Ausführung, der Entwickelung der Vorstellungen, und des ganzen Ausdrucks, höchst unvollkommen; — aus diesen Gründen, wie für den größten Theil der Layen, wenn er einleuchtenden, eindringenden Unterricht über die große Angelegenheiten des Menschen, innige Rührung, mächtige Belebung zu jeder Tugend und dergl. m. sucht, (wie dieses seine Absicht bey Lesung von Predigten seyn mag,) wenig oder gar nicht brauchbar, so auch für den Prediger kein Modell, als welcher gewißlich, wenn er anders in seinem Theil das Gute, welches Gott in jeden Menschen gelegt hat, zur größten Wohlfahrt des einzelnen, und zum ausgebreitetsten Besten der Gesellschaft nähren, befördern und erhalten will, seinen Zuhörern ganz andre Speisen, und diese ganz anders zubereitet, vorsetzen muß. — Bey näherer Durchsuchung des Vorraths deutscher, und andrer Predigten hätten wohl dergleichen hieher versetzte Stücke, edlern und nützlichern Platz machen können und müssen; oder, wenn es dem Sammler nicht möglich war, solche aufzufinden, hätte lieber der Raum leer bleiben mögen, als auf diese Weise ausgefüllet werden sollen.

Digitized by Google

Lobrede auf den Meßias. Von Christian Bastholm, Magister der Philos. und Pastor bey der Evangel. Gemeine in Smirnen. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin ꝛc. 1772. 110. S. in 8.

Unter verschiedenen richtigen, gegründeten, pertinenten, wenn gleich bekannten, und gut ausgedrückten Bemerkungen, das Leben, die Lehre und Lehrart Jesu betreffend, enthält diese Lobrede auch manch gewagtes und spielendes, viel unnützes und zum Zweck gar nicht gehöriges, (hauptsächlich in den untergestreuten weitläuftigen Anmerkungen), und verschiedenes allzu poetisch und schwülstig, überhaupt minder gut, gesagtes. Noch immer zu viele menschliche Zumischungen, wie beynahe in allen bisherigen Versuchen über das Leben und den Charakter Jesu, von Boysen, Schröckh (in seiner christlichen Kirchengesch.) und selbst von Law, Benson, und Harwood. Sollte wohl die so häufig vorkommende Benennung Gottmensch; sollten die Stellen S. 79. 80. „der Meßias hatte „nun — für die Welt gelebt, nun wollte er für die Welt sterben. Jerusalem war der Ort, wo er sich dem entbrannten „Zorn der beleidigten Gottheit aufopfern wollte. Hier hatte das Blut aller seiner Vorbilder geraucht; hier sollte auch „sein eignes vergossen werden„; S. 93. „seine (Jesu) Religion ist dieselbige, die in der Kirche Gottes von dem Fall „an gepredigt worden, nämlich, daß die Menschen nur durch „fremde Genugthuung in die verlohrne Gnade des beleidigten Schöpfers können aufgenohmen werden„ S. 98. „also erblasset das Opfer der göttlichen Gerechtigkeit, so sinkt „das Haupt des Erlösers, beladen mit den Sünden einer ganzen Welt„ u. a. m. nicht unter diese Rubrick gebracht werden können?

S. 10. „die Opfer der Juden, welche Vorbilder von dem „großen Versöhnungsopfer Christi waren, können wieder eine „menschliche Erfindung seyn; denn die Menschen haben nicht „darauf fallen können, daß sie den allgenugsamen Gott, den „Besitzer Himmels und der Erde, mit dem Blut eines Schafs „oder Bocks versöhnen könnten; noch weniger ist dieser Gottesdienst von den Heiden aufgenohmen, sondern wol umgekehrt„. Ich will nur etwas erinnern; warum können die Opfer keine menschliche Erfindung seyn? Die ersten Menschen bildeten Gott nach sich — so wie auch seit dem mehrmals geschehen, und noch geschieht. So wie sie, Menschen durch ein Geschenk an sich ziehen, zu etwas bewegen, oder von etwas abwen-

wendig machen zu können, auch wohl dadurch für eine erwiesene Gefälligkeit wahren Dank zu erwiedern, glaubten oder glauben konnten, so vermutheten sie, bey Gott fände ein gleiches Statt. — Für allgenugsam hielten sie ihn gewiß nicht; auf diese Idee kam man erst später, nach langen Vergleichen der Vollkommenheiten Gottes, und Nachdenken darüber. — Kains Opfer war Gott mißfällig wegen seines Herzens und seiner Gesinnungen, nicht deswegen, weil es kein blutiges Opfer gewesen, wie S. 12. in der Anm. steht. Hat der Verf. über die Folgen dieser seiner Vorstellung in Absicht auf Gott nachgedacht? Er macht ja Gott bald zu einem eigensinnigen, grillenhaften Wesen. — Was anders, als gewagt und spielend, um nicht mehr zu sagen, ist wohl der Gedanke S. 96. in der Anm. „daß „nicht allein der Tod Christi, sondern selbst die Art seines Todes „in dem Osterlamm vorgebildet worden„ mit der darauf folgenden ausführlichen Vergleichung. — Auch möchte ich den allgemeinen Frieden unter dem Augustus nicht, wie S. 15. für „eine herrliche Anspielung auf den allgemeinen geistlichen „Frieden, den Christus, der wahre Fürst des Friedens, stiften würde„ u. s. w. annehmen. Denkt der Verf. unter dem von Christo zu stiftenden allgemeinen geistlichen Frieden (S. 15. in der Anm.) die von demselben gemachte Anlage zur Vereinigung der Heyden und Juden, und aller Völker nach und nach, durch seine Religion, so ists minder bequem und deutlich ausgedrückt. An einen andern Frieden, der nach einer zwischen Gott und dem menschlichen Geschlecht allgemein eingetretenen Veruneinigung, gleichsam, durch Christum wieder zu stiften war, wollte ich nicht denken, weil ja so manche Glieder desselben, so manche gute Menschen von jeher, durch Tugend mit Gott immer in guten Vernehmen, so zu sagen, gestanden sind; — wie noch jetzt. — Eine häckliche Sache bey einem Menschen, die Absichten des Unendlichen in der, oder jenen Unordnung, anzugeben, wie der Verf. wenn er hinzusetzt: „wir erblicken zu„gleich hierin ein Stück der göttlichen Vorsehung, die dieses „(den allgemeinen Frieden unter Augusto) so geordnet hat, da„mit das Gerüchte von der Geburt des Weltheilandes sich de„sto ungehinderter über das Römische Reich ausbreiten möch„te„. —

S. 31. „Der Heerführer der verdammten Rebellen, (der „Teufel) dem noch nur die unglückselige Freyheit gelassen ist, „der Gottheit zu trotzen, — nahete sich„ rc. S. 33. „Der „Feind Gottes und der Menschen (Satan) wich, und ver„stumpfte seine giftigen Zähne an seinen ewigen Ketten.„

Entweder ist das die Bestimmung dieses mit so glänzenden Verstandsfähigkeiten begabten Geistes, ein solcher abgesagter Feind Gottes und der Menschen zu seyn, — oder sie ist es nicht. Im ersten Fall sündigt er also nicht, ist nicht unglückselig, kann auch nicht bestraft werden. Im andern Fall, wenn dieses seine Bestimmung nicht ist, sondern er von seiner eigentlichen abgewichen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er bey den großen Kräften seines Verstandes, immer, ja lange, davon entfernt bleiben könne. Nein, das Durchdringende seines Verstandes, und die daraus entspriessende helle Einsichten, müssen endlich über kurz oder lang, zumal von den göttlichen Strafen begleitet und unterstützt, durch die er auch muß aufmerksam geworden seyn, obsiegen, ihm die Oberherrschaft Gottes über alles, ihm die Absichten desselben, (daß sie auf die Harmonie und das Glück der Geschöpfe gehen) ihm die Verpflichtung, nach dem grössern Maas von Geisteskräften, Einsichten, Macht, kurz: von Vorzügen, auch Gott, den Urheber derselben, in grösserem Maas zu ehren, und demselben durch Erfüllung seiner Bestimmung, aufrichtiger zu danken, so einleuchtend vorhalten, und das thörichte, undankbare und sträfliche seines bisherigen Verhaltens in so hellem Licht und so eindrücklich darstellen, daß eine gänzliche Umkehrung seiner Gesinnungen und Handlungen einmal vorgehen muß. Ja vielmehr nach allem diesem muß längstens eine solche Revolution in seiner Denkungsart und Betragen vorgegangen seyn. Und sollte dabey die Wiederkehr des Beyfalls Gottes, und der Freundschaft der Engel — sollte die Aufnahme in die vorige Würden, ausbleiben? Das ist wohl nimmermehr zu erwarten. — Was ich aus der Geschichte Matth. 4, 1-11. welche der Verf. auf die gewöhnliche Art erklart, machen soll, darüber bin ich mit mir selbst noch nicht einig. Die meiste Befriedigung verschaft mir noch die Meinung derjenigen, die annehmen, sie sollte nichts weiter andeuten, als — daß Jesus eine Zeitlang, von innen und von aussen gereizt, aufs stärkste und vielfachste gereizt worden, seinen Vorsatz, das mit so mancherley Schwierigkeiten und Drangsalen vergesellschaftete große Amt eines Reformators der Jüdischen, und noch wohl übrigen, Welt zu übernehmen, wieder aufzugeben. —

S. 42. Anm. „die Heiden haben zwar von den mehresten „dieser Wahrheiten (von Gott, dem Ursprung des Uebels, der „Bestimmung des Menschen, dem Zustand nach dem Tod, den „menschlichen Pflichten) hin und wieder in ihren Schriften „einen kleinen Schimmer hinterlassen, ihre Lehrsätze aber sind

„theils

„theils ungewiß und und oft irrig, theils unvollständig, und „nur einigen wenigen Gelehrten bekannt gewesen„. Ist dieses alles so ausgemacht? nicht etwas übertrieben? Besitzen wir auch noch alle alte Schriften? Gesetzt aber, es sey dem so, konnte es anders seyn? ist es gegen den Gang des menschlichen Geistes, der Natur ꝛc.? — „Wir können wohl mit „Wahrheit sagen, fährt der Verf. fort, daß heut zu Tage ein „Kind von 10. Jahren, welches sonst eine gute Auferziehung „gehabt, eine weit vollständigere und gründlichere Einsicht in „alle diese wichtige Wahrheiten habe, als die alten Heidnischen „Weltweisen nach einen vieljährigen Fleiß gehabt haben„. Ist h. z. T. ein solches Kind von 10 Jahren in der Erkenntniß jener Wahrheiten weiter, in aller Absicht weiter, als Sokrates z. B. und andre? Laß es aber auch wahr seyn, wäre es ein großes Wunder? Es muß denn doch der menschliche Geist, in ein paar 1000 Jahren einen, oder zween, Schritte vorwärts thun, und diese neue Entdeckungen mag leicht ein fähiges Kind von 10 Jahren auswendig wissen; ob es hinlängliche Rechenschaft geben kann, wenn jemand Grund seines Glaubens fordert, das ist eine andre Frage. —

Wenn der Verf. in der Anm. S. 44 schreibt: „wiewol in „Athen die allgemeine Schule der Weltweisheit war, waren doch „die Einwohner theils abgöttisch, theils richteten sie dem unbe„kannten Gott Altäre auf, und die Lehre von der Auferstehung „der Leiber war ihnen eben so unbekannt, als das göttliche We„sen„, so möchten ihm manche Leser hierbey nicht ohne Schein sagen, das könne alles zusammen bestehen, so wie ein paar tausend Jahre hernach, noch h. z. T. in unsern so hell seyn sollenden Zeiten, an Einem Orte eine ansehnliche Gesellschaft von Gelehrten und Weisen leben, und die Einwohner gleichwol dabey abergläubisch und abgöttisch seyn können, nur auf eine andre Weise, und in einem kleinern Grade, — bey unsern häufigern Unterweisungs- und Erziehungsanstalten. — Das göttliche Wesen wird schwerlich auch irgend einem Menschen jemals bekannt werden.

Elias ist wohl nicht „der Erde lebendig entzogen„ worden, wie S. 69 steht, sondern von einem Wetterstrahl getroffen und getödtet worden. — Was steht doch Ebr. 9, 27. 1 Kor. 15, 21. 22. u. a. O.? Kann nicht, was der Verf. S. 101. für eine wirklich wunderbare Sonnenfinsterniß hält, ein starker Nebel gewesen seyn, dergleichen es in manchen Ländern in solchem Grade giebt, daß die Sonne gleichsam verfinstert zu

seyn scheint? — Warum gleich mit Wundern so freygebig seyn?

Wie mögen unsern Lesern, um sie auch mit dem Stil des Verf. bekannt zu machen, folgende Stellen gefallen? Z. B. S. 16. „Niedrigkeit und Hoheit, — Verfolgung und Sieg „flochten solche Windel seiner Kindheit, die nur einen Gott„menschen umgeben können„; S. 32. „dreymal griff ihn der „Verführer an; dreymal wurde er durch das Schwerdt sei„nes Mundes zurückgetrieben; und drey Kampfplätze krönten „den Meßias„; S. 33. „Der Feind Gottes und der Men„schen wich, und verstumpfte seine giftigen Zähne an sei„nen ewigen Ketten. Also fiel dieser wichtige Zweykampf „(die Versuchung Christi, Matth. 4.) dessen Ausgang der Him„mel und die Hölle mit erstarreter Sehnsucht zuschaueten, zum „Heil einer verlornen Welt aus„; S. 84. „die Bosheit „wuchs durch die Bestrafung zu„; S. 34. „du, der du— „Millionen Welten aus dem Reich der Möglichkeiten hervor„springen liessest, warum liessest du nicht deinen Hauch über „diese Sandmeere deines Aufenthalts aus, und befruchtetest „sie?„ (die Wüsten in Judäa, die er überhaupt mit gar zu schwarzen Farben, mit keiner Wahrheit, gemahlt). Der etli„chemal; Z. B. S. 96. gebrauchte Orientalische Ausdruck das Reich der Finsterniß, hätte wohl mit einem angemessenern verwechselt seyn können; eben so das veradeln (S. 14. 35.) mit adeln. — Wie mag es auch unsern Lesern gefallen, wenn immer geschrieben wird unternohmen, genohmen, aufgenohmen (S. 93.) statt unternommen rc.?

Die Gränzen dieser Bibliothek erlauben nicht, mehreres zu erinnern, wiewohl Gelegenheit dazu sich wohl vorfände. — Wollte der Verf. das N. T. noch einmal durchstudiren, seine Lobrede noch einmal aufmerksam durchsehen, und sie, besonders die Anmerkungen, (die blos deswegen so vervielfältigt, und auseinander gesponnen zu seyn scheinen, und mit Belesenheit Parade zu machen, oder — um die Bogen desto eher vollzumachen) von verschiedenen, theils höchst überflüßigen, theils irrigen, reinigen, so möchte sie alsdann manchen Leuten mit Nutzen in die Hände gegeben werden können.

Die Lehre von der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit in zwölf Predigten von D. Gottfr. Leß, Prof. der Theol. und Universitäts-Pred. Göttingen, im

Ver-

Verlag der Wittwe Vandenhök 1772. 438. S. in gr. 8.

Daß Hr. L. die Moralische Materien, welche er meistens zum Inhalt seiner Vorträge wählt, nicht flüchtig und obenhin, sondern angelegentlich behandelt; nicht blos sagt, das ist gut, jenes böse, das müsset ihr thun, jenes lassen, sonst kommt ihr nicht in den Himmel, — sondern erklärt, warum? den Vortheil und Nachtheil von beyden sorgfältig auswickelt, und die Verbindung zwischen Tugend und Himmel ins Licht setzt; daß er zeigt, wie man es angreifen müsse, was uns entgegenstehe, und was uns in unsern Bestrebungen erleichtre; daß er überall einen redlichen Eifer für das Glück der Menschen sehen läßt; keine besondre Kraft in Anhäufung bibl. Worte und Formeln sucht, sondern, wo er sie gebraucht, zugleich auch erklärt, (wiewohl hie und da vielleicht zu weitläuftig); daß er alles in einen edeln Ausdruck kleidet; daß er diese hauptsächliche Stücke, welche ein andrer in einer, oder zwoen Predigten vorgetragen hätte, das aber für den meisten Theil der Zuhörer zu viele Nahrung gewesen wäre, um gehörig verdauet und in Blut verwandelt zu werden) in mehreren abgehandelt ꝛc. — gefällt mir. Nur wünscht' ich, daß hie und da die Sachen durch ein reineres, und nicht durch ein vergrößerndes, Glas betrachtet worden wäre, der Eifer auch zuweilen, nicht in eine gewisse Heftigkeit da abgeartet, wo vielleicht eine gelassene, sanfte Sprache am wirksamsten würde gewesen seyn ꝛc. Hierüber, so wie über andre Lieblingsmeinungen des Hrn. L. die er in seinem Bedenken, und nun auch in diesen Predigten wieder geäussert hat, sind meine Erinnerungen überflüßig da bereits ein andrer Rec. bey Gelegenheit jenes Bedenkens das nöthige erinnert hat; S. Allg. d. Bibl. B. XII. St. 2. S. 90. fg. Also über verschiedne andre Punkte.

S. 87. „Jesus hat den Tod am Kreutz gelitten, um uns „Vergebung der Sünde, — die Vaterliebe des Allmächti„gen, und ein ewig seliges Leben zu erwerben ꝛc.„ Dem Rec. dünkt, die Vorstellung, daß die bloße aufrichtige Bereuung, möglichste Wiedererstattung, Unterlassung der Sünde, Besserung ꝛc. allein schon, Vergebung der Sünden zu erhalten, hinlänglich seyen, liesse sich am besten mit der Liebe und Güte Gottes vereinigen, so wie sie auch mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit desselben im geringsten nicht streitet; denn durch wahre Busse wird ja die Richtigkeit und Vortreflichkeit des göttlichen Gesetzes erkannt, die Scheidewand zwischen

Gott und Menschen gehoben, u. s. w. — Die Meynung derjenigen, welche die Absicht der Sendung ꝛc. Jesu anders angeben, hat die h. Schrift vor sich, — der andern Erkenntnißquelle nicht zu gedenken. —

Freylich ist die Kleiderpracht in verschiedenen Fällen verderblich, wie Hr. L. in der III und IVten Pred. richtig zeigt. Indessen ist doch nicht zu vergessen, daß sie, daß der Lüxe überhaupt, auch wieder viele tausend Hände dem Müßiggang, und dessen traurigen Folgen entreisse, den Erfindungsgeist, und Fleiß im Odem erhalte, — daß der Lüxe zwar das Gift, ja der Tod von manchen ist, aber auch wiederum die Arzney, ja das Leben vieler tausend, — wie in der übrigen physischen Welt.

„Fliehet alle Romanen„ S. 327. ist wohl zu allgemein, und übertrieben. Giebt es doch einige, deren Lektüre ganz unschädlich ist; und andre, die zwar nicht ganz rein sind, aber wieder den Vorzug haben, daß sie reichhaltige Minen von den interessantesten, psychologischen, moralischen und politischen Bemerkungen sind.

Nach S. 347. ist „die Lehre vom Verdienst Jesu, der „Eckstein aller ächten Tugend.„ Wie nun? Gott will alle Menschen gut und glückselig sehen — und dennoch ist nur bey wenigen diese Lehre ein Theil ihrer Kenntnisse; von so vielen andern, denen sie bekannt geworden, ist sie in vorigen Zeiten verworfen worden; von so manchen kann sie heut zu Tage nicht verdauet werden. Und gleichwohl bemerkt man unter allen diesen viele große, nützliche, rechtschafne Menschen. Viele glauben und vertheydigen sie aufs äusserste, was sind sie dennoch? nichts weniger, als tugendhaft. Wie mögen nun diese Betrachtungen, mit der Behauptung des Hrn. L. zusammenhängen?

Nicht ohne Schein wird S. 417. und folg. vor der Lektüre verschiedner neuer Schriften gewarnt. Indessen muß man wohl auch bedenken, daß in so fern solche uns einen Theil der Menschen nach dem Leben schildern, und also zur Menschenkenntniß helfen; in so ferne sie uns genau zeigen, wie man sich nach und nach von dem Weg der Weisheit verliert, und immer weiter verirrt; in so fern sie uns sanfte, zärtliche Empfindungen einflössen, die in so manche der Gesellschaft nützliche Thaten ausbrechen, so viel zum Vergnügen und Glück derselben beytragen u. s. w. — sie wieder manchen Nutzen stiften; — und in diesem Betracht möchten sie leicht entschuldigt, und

an=

anstatt unmoralisch zu heißen, moralisch können genennet werden, u. dgl. m.

N.

Apostolische Glaubens- und Sittenlehre. Das ist Sendschreiben der heiligen Aposteln Pauli, Jacobi, Petri, Johannis, und Judä Thaddäi, wie sie nach der Ordnung in heiliger Schrift aufgesetzt sind: anitzo zum größten Nutzen sowol der Gelehrten als Ungelehrten, indem sie eine vollkommene Gottesgelehrtheit in sich enthalten, in ein verständlicheres Deutsch übersetzet, und mit einer vollkommenen Erklärung nebst vollständigem Register aller Sachen versehen worden von P. Gervasius Bulffer, Benediktiner in Ettenheimmünster. Erster und zweyter Band. Mit Erlaubniß der Oberen. Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1772. 8. zusammen 2 Alph. 14 Bogen.

Der Verf. hat schon eine ähnliche Uebersetzung der Evangelien und Apostelgeschichte geliefert, die uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist. Auf jene hat er denn auch die Uebersetzung der apostolischen Briefe in der auf dem Titel angezeigten Absicht wollen folgen lassen. Er hält die Sendschreiben der Apostel, in welchen sie entweder auf andere Briefe oder mündlich erhaltene Nachrichten geantwortet, (Zweifel zu heben, Einwürfen zu begegnen, Streitigkeiten in der Kirche beyzulegen, noch herrschende jüdische Vorurtheile wegzuräumen, Mißbräuche abzustellen gesucht) haben, mit Recht für weitere Erklärungen der in der evangelischen und Apostolgeschichte enthaltenen christlichen Lehre, für nähere Anwendungen derselben, möchten wir hinzusetzen, auf die christlichen Gemeinden, welche sie durch ihren Unterricht gestiftet hatten, nach den jedesmaligen besondern theils innerlichen, theils äusserlichen Umständen und Verfassungen, worinn sie sich damals befanden. Wenn Hr. B. bey seinen unter den Text gesetzten kurzen Anmerkungen und Erklärungen hierauf mehr Betrachtung genommen hätte, so würden viele darunter etwas anders ausgefallen seyn. Doch damit haben ja auch nur wenige protestantische Ausleger der apostolischen Briefe erst seit kurzer Zeit einen glücklichen Anfang gemacht.

Man muß die Bemühungen des V. loben, denn es ist für katholische Laien schon immer vortheilhaft, wenn sie das neue Testament auch nur im verständlichem Deutschen lesen können. Da indessen die Uebersetzung blos nach der Vulgate gemacht, und der Text aus den Kirchenvätern dem System gemäß erklärt ist, so hat Version und Auslegung freylich sehr große Mängel; so gut und richtig sonst auch vieles getroffen worden. Die Anmerkungen sind auch zum Theil polemisch. Hr. B. sucht darinn gelegentlich seine und seiner Kirche Glaubensgegner zu widerlegen, wo unser einer denn freylich bey manchen Argumenten, die zum Behuf der Auslegung angeführt werden, die Augen zudrücken und mehr auf die gute Meynung des V. als auf das Gewicht seiner angeführten Gründe sehen muß. Man muß ihm das auch nicht gar zu hoch anrechnen, denn welcher Ausleger der h. Schrift, wenn er nicht Ketzer seyn will, sieht sich nicht genöthigt, sie nach dem Lehrbegrif seiner Kirche zu erklären:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

So übersetzt Hr. B. z. B. Eph. 5. 32. „Dieses ist ein „großes Sacrament„ um daraus die Lehre seiner Kirche, daß die Ehe ein Sacrament sey, beweisen zu können. In der dazu gemachten Note beliebt es ihm denn, die Auslegung der Protestanten unvernünftig zu nennen, und zwar unter andern aus dem Grunde: „weil dieses auf das vorhergehende gehe, „wo der Apostel eine Gleichniß zwischen der Ehe und der „Verbindniß Christi mit seiner Kirche mache, also daß die Ehe „eine Figur dieser Verbindniß sey; nun aber könnte die Ehe „das unmöglich seyn, wenn sie kein Sacrament oder Geheimniß wäre, weil eine jede Figur dasjenige in sich haben „muß, was sie anzeigen soll.„ Aus diesem vernünftigem Schluß werden denn sehr vernünftige Folgen, wie leicht zu erachten, hergeleitet. Am vernünftigsten unter allen wäre es denn aber doch wohl gewesen, wenn der V. untersucht hätte, was Paulus mit dem Worte μυϛηϱιον gewöhnlich für einen Begrif verbinde, und das hätte er aus andern Stellen, wo es vorkommt, schliessen können. Kap. 3. 4 : 6. wo es von einer unbekannt gewesenen, aber durch Christum bekannt gewordenen Sache gebraucht wird, hat er es doch nicht durch Sacrament übersetzt. Warum denn in obiger Stelle? Die Ursache ist leicht einzusehen.

Bey 1 Timoth. 4, 3. soll Calvin, oder wer mit ihm die katholische Kirche eben der vom Paulus gerügten Fehler beschul-

schuldiget, von Hrn. B. aus dem falschen Grunde der Mönchs-moral widerlegt werden, die Ursache, warum die Kirche den Priestern und andern Geistlichen die Ehe nicht gestatte, sey die, „weil der jungfräulige Stand viel vollkommner und Gott „zu dienen tauglicher ist,„ welches er sich bey dem vorigen Kap. bewiesen zu haben einbildet.

Ein andermal macht Hr. B. zu einer richtigen Uebersetzung auch eine ganz richtige Anmerkung. Z. B. zu Philipp. 2. 12, 13. heißt es in der Note ganz recht: „Aus diesem Text „können unsere Glaubensgegner keinesweges erweisen, daß „die Gnade uns, wie zum wollen, also auch zum vollziehen „zwinge, ob wir schon ohne dieselbe keines von beyden ins „Werk setzen können; denn daß es auch in unserm freyen „Willen stehe, derselben mit zu wirken oder nicht, lehret der „Apostel oben am 12. Vers selbsten, da er die Philippenser „ermahnt, ihr Heil mit Furcht und Zittern zu wirken, welche „Ermahnung umsonst wäre, wenn wir der Gnade nicht wi-„derstehen kunnten.„

Wenn der Uebersetzer etwas hinzusetzt, was im Texte eigentlich nicht steht, so ist er so ehrlich, es anzuzeigen. 2 Tim. 4. 5. ist zu verrichten dein Amt, der Zusatz gemacht „und „lebe nüchtern. Diese letztere Worte, heißt es in der Note, „finden sich nicht in dem gemeinen griechischen, doch hat selbe „der Marquis von Valez in seinen Handschriften.„

Oft hat Hr. B. auch den rechten passenden Ausdruck gewählt. Z. B. 2 Timoth. 4. 2. „halte an mit predigen, es sey (den Zuhörern) gelegen oder ungelegen, ist besser als Luthers: es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, welches leicht mißgedeutet werden kann.„ Daß er indessen Luthers Uebersetzung sehr genutzt habe, das wird Hr. B. wohl nicht in Abrede seyn. Sie gleichen sich nicht blos in gewissen Wendungen der Rede, sie stimmen bisweilen wörtlich zusammen. Wir machen ihm auch daraus gar keinen Vorwurf, sondern billigen und loben es vielmehr; wünschten, daß er Luthern, der ihn doch sehr weit übertrift, noch viel öfter gefolgt wäre, hätten aber doch erwartet, daß er seiner erwähnt und gesagt hätte, was er ihm schuldig wäre. Oder schickte sich das nicht?

Wir wollen bey dieser Gelegenheit noch einige andere neuere Schriften katholischer Theologen unsern Lesern bekannt machen.

Sebastian Korn, Pfarrer des Maynzer hohen Erzstifts auf dem Lande. Die friedsame Religion, oder die Religion von den Vorurtheilen ihrer Gegner gerettet, und nach dem Zusammenhang ihrer Lehrsätze getreulich ausgelegt und erklärt. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg, bey Tobias Göbhardt, 1772. 8. 653 Seiten.

Diesen Titel hat der V. seinem Buche darum gegeben, weil er als ein friedsamer rechtgläubiger Katholik die ganze in drey Hauptpartheyen getheilte Christenheit gerne zu einem Glauben in Liebe und Friede vereinigen möchte. Die Protestanten hegen seiner Meynung nach ganz falsche Vorurtheile gegen die katholische Kirche. Darüber will er ihnen in seiner Schrift die Augen öfnen, und sie durch vernünftige, liebreiche Vorstellungen bewegen, in deren Schooß zurückzukehren. In dieser Absicht handelt er in dem ersten Theil des Buchs von der Religion überhaupt und zeigt, was alle vernünftige unter allen gesitteten Völkern von Gott und dem zukünftigen Leben glauben. Nachdem er sich durch die Betrachtungen: ob die Vernunft allein, ohne die Religion den Menschen genugsam belehre und sicher stelle und ob Gott nicht anders als durch die Vernunft zu dem Menschen reden wolle? Ferner: Warum der Mensch nebst der Vernunftsprache eine äusserliche geoffenbarte Religion solle von nöthen gehabt und bekommen haben? (8te und 9te Abhandl.) den Weg zum Inhalt des zweyten Theils gebahnt hat; so trägt er darinn das Universalchristenthum oder diejenigen Lehren vor, welche alle Christen mit einander gemein haben. Hier wird die Religion Jesu als die ächte, göttliche und zu erwählende Religion gegen die heydnische, jüdische und mahomedanische vertheydiget. Im dritten Theile kommt er denn auf die Unterscheidungslehren der christlichen Partheyen (auch die Abweichungen der griechischen Kirche von der römischen, deren Vereinigung ihm leicht dünkt, sobald jene nur das Ansehn des Pabstes erkennet, sind bemerkt worden) und sucht zu beweisen, daß die katholische die ächte, wahre, allein seligmachende christliche Religion sey. Am Ende beschließt ein Vereinigungsprojekt das ganze Werkchen, welches denn darauf hinausläuft, daß wir alle katholische Christen werden müssen, wenn wir einmal selig werden wollen.

Es

Es thut dem V. herzlich leid, daß er uns Protestanten die Hofnung zur Seligkeit absprechen muß, indessen ist er liebreich und verträgsam gegen seine Glaubensgegner gesinnt, und tadelt allen bittern, gehäßigen, intoleranten Verfolgungsgeist der einen durch Reichsgesetze in Deutschland zu duldenden Parthey gegen die andere als sehr unchristlich. Diese Gesinnungen gereichen dem V. zum Ruhm. Wir müssen ihm auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sein Buch in einer guten, zusammenhängenden Ordnung abgefaßt, nicht gemeine Kenntnisse darinn gezeigt, sich über manche Dinge vernünftiger und besser als viele andere katholische Schriftsteller erklärt und in dem wahren Charakter eines verträgsamen friedliebenden Mannes mit vieler Bescheidenheit und Mäßigung gegen die Protestanten geschrieben habe. (Blos die ewige Verdammniß ausgenommen, aus der er uns zu erretten, sich nicht getrauet.) Indessen zweifeln wir, daß er einen einzigen erleuchteten oder gelehrten Protestanten auf seine Seite ziehen wird. Seine gut gemeynte Schrift wimmelt von falschen Schlüssen, von angenommenen unerwiesenen Prämissen, von unrichtigen Schriftauslegungen und schwachen Argumenten, worauf er seine Beweise gestützt hat. Hätte der V. die Kirchengeschichte unpartheyischer studiert, so würde er tausend Dinge nicht behauptet haben.

So schwache Beweisgründe gegen die Reformation, als zum Theil in der 2ten Abtheil. des 3ten Theils vorkommen, hätten wir uns in seiner Stelle warlich geschämt. „Von den „Katholicken, sagt er S. 430. in einer Note, sind nach dem „ersten Reformationslermen sehr wenige Menschen von an„sehnlichem Stande zu einer protestantischen Religion über„gegangen, nur schlechten Leuten wegen dem Brod (des Brods) „verschiedene Mönchen (Mönche) wegen ihrem Hochmuth „(ihres Hochmuths) und wegen der Freyheit. Die meisten „aber von diesen nebst einigen andern Geistlichen wegen Ge„lüsten des Fleisches.„ Jenes ist historisch unwahr und dieses heißt Leuten, die sich nicht vertheydigen können, was übles auf den Kopf zu sagen. Und gesetzt es wäre so, würde es das geringste gegen die Reformation beweisen? Eben so wenig als jene Rede des Pharisäers gegen Christi Lehre: Gläubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weis, ist verflucht. Joh. 7, 48. 49. Wozu dient also das lange Verzeichniß von den hohen fürstlichen Personen, die zu der katholischen Kirche zurückgekehrt sind, welches der V. aus P. Desings Auxilia historica

rica S. 431 , 439. in seine Apologie einschaltet? Hr. K. scheint sich dabey auf das ihm günstige Urtheil des V. der Memoires de Brandenbourg von den Veranlassungen der Reformation bey einzelnen Personen, viel zu gute zu thun. Aber der scherzhafte Einfall eines grossen Mannes wird doch wohl nicht die Stelle einer Demonstration vertreten sollen.

Wir führen nur dies eine zum Beyspiel an, mit was für zerbrechlichen und abgenutzten Waffen der V. zum Theil gegen seine Gegner fechte, wollen uns aber übrigens auf Widerlegungen, so leicht sie wären, hier gar nicht einlassen, welches der Raum verbietet und auch kein Mensch von uns verlangen wird.

R. P. Friderici a Jesu Carmelitae excalceati provinciae bavaricae, olim s. theologiae ac. S. S. canonum lectoris, quaestiones sacrae responsionibus concionatoriis pro omnibus anni dominicis ac praecipuis festis in utilitatem concionatorum explanatae, quibus pro trina semper concione materia praedicabilis ac Doctrina moralis subministratur. Tomus I. a Dominica prima Adventus usque ad Dominicam Pentecostes. Cum facultate superiorum. Augustae Vindelicorum, sumtibus Mathaei Rieger et Filiorum. MDCCLXXI. Tomus II. a Dominica Pentecostes usque ad Dominicam primam adventus. Tomus III. Festa Dom. Nostri. I. C. et almae coelorum Dominae B. V. Mariae complectens. Tomus IV. Festa sanctorum complectens in 8. zusammen 5 Alph.

So ein Buch, wie unsre expedite Prediger und homiletische Vorrathskammern, welche einige lutherische Pastoren in deutscher Sprache gesammelt haben, um den Herren Amtsbrüdern die schwere Arbeit des Denkens auf ihre Predigten ein wenig zu erleichtern. — Derselbe V. hat auch drucken lassen:

Heiliges Communionbuch, eingerichtet nach der göttlichen Lehre des Evangeliums auf alle Sonn- und Fest-

Festtäge des ganzen Jahres, wie auch vor die sechs Tage der Wochen, sammt einer Weis, und Form andächtig die heilige Meß zu hören, und den Tag von Morgen an bis Abend christlich zuzubringen. Herausgegeben von *R. P. Friderico* a *Jesu*, Barfüßer Carmeliterordens Bairischer Provinz. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in Verlag, bey Mathäus Rieger und Söhnen, 1772. 8. 386 Seiten.

Wohl so gut wie unsere Schmolken; alles von dem V. geschrieben zu größerer Ehr Jesu, Mariä, Joseph und Theresiä. Was für eine Theresia? Man weis nicht ob er die Kaiserin Königin oder eine Heilige meynet.

Sittliche Gleichnisse über verschiedene Gegenstände aus berühmten Schriften gesammelt, und in eine alphabetische Ordnung gebracht von Franz Xaver Schmid, des hohen deutschen Ordens Priester und Pfarrer in Liggersdorf. Mit Erlaubniß der Obern. In Verlag, bey Mathäus Rieger und Söhnen, 1772. 8. 494 Seiten.

Wir wollen einige davon abschreiben und unsre Leser von diesen auf die übrigen schliessen lassen:

Abhold allen Ehren: „Der heilige Martyrer Vincentius „war allen Stuffen der Ehren abhold, jenen ausgenommen „auf der Leiter Jacobs, und sah nur jene Krone mit unverrückten Augen an, die nicht von einem Hammer eines Goldschmiedes, sondern von den Fingern des ewigen Belohners „verfertiget worden.„ P. Sailer festo S. Vincentii Fol 25.

„Aeltern sollen ihre Kinder nicht zwingen zu heyrathen: Es sollen die Aeltern die Ehen ihrer Kinder ohne „Zwang und Bedrohung stiften. Das Eisen auf dem Ambos wird mit Zangen und Hämmern zusammen gefügt, unzeitige Gewalt ist hier nichts nütze.„ P. Sailer marian. Orakel. Fol. 88.

„Eheleute ohne Kinder: Sie sind einem Baum ähnlich, „dessen abfallende Früchte die Wespen und Ameisen zum Raube „bekommen. Sie gleichen einer Perlmutter, die ihren Schatz

„einem fremden Kaufmann überlassen muß. P. Sailer ma-
„rian. Orakel. Fol. 540.

„Dienstmagd kann viel gutes thun: Eine Magd kann
„auch unter bösen gutes thun. Die Tugend stehet auch un-
„ter bösen fest. Sie schimmert wie der Carfunkel in der Nacht
„desto heller. P. Sailer marian. Orakel. Fol. 73.„

„Demuth Ignatii. Das erste Wunder, welches Moyses
„ausgeübet, war die Verkehrung des Wassers in Blut. Igna-
„tius hat das Blut seiner hohen Abkunft in Wasser verwan-
„delt, weil er einem gemeinen und verächtlichen, und nicht
„einem besondern und adelichen Menschen hinführo gleichen
„wollte. P. Purk. Fol. 721.

„Maria, eine Beherrscherin gleich bey ihrer Empfäng-
„niß. Wie dem Granatapfel von seinem ersten Wachsthum
„an die Krone anhanget, so war es Mariä zuständig, gleich
„bey ihrer Empfängniß eine Beherrscherin zu seyn. P. Burk.
„Fol. 12. 13.

„Rosenkranzes Liebhaber. Er bediente sich der maria-
„nischen Betschnur, wie ein kluger Pilot des Senkbleyes, den
„Abgrund seiner Angelegenheiten zur Wohlfarth seiner An-
„vertrauten zu erforschen. P. Sailer.

Nach gerade sollten sich doch die katholischen Geistlichen schämen, von ihren Pfarrkindern zu verlangen, daß sie sich an solchen Fratzen erbauen sollen.

Michaels Zirk, der Gesellschaft Jesu und des kaiserlichen hohen Domstifts zu Bamberg wirklichen Predigers, heilsame Wahrheiten über den Ausspruch Salomons. Eccl. I, 14. Ich habe alles gesehen ꝛc. daselbst währender heiligen Fastenzeit vorgetragen. Zweyter Theil: Ist Bekümmerniß des Geistes. Mit Röm. Kais. Maj. allergnädigestem Privilegio und Genehmhaltung der Oberen. Bamberg, verlegts das Armenhaus am Sandthor. Gedruckt, bey Joh. George Klietsch, Universitäts-Buchdrucker, 1769. 8. 496 Seiten.

Michaelis Zirk — heilsame Wahrheiten über den Ausspruch Salomons. Eccl. XII, 5. Der Mensch wird in das Haus seiner Ewigkeit gehen. Da-

selbst

selbst währender heil. Fastenzeit vorgetragen. Erster Theil: des Menschen steter Gang in die Ewigkeit ebendaselbst, 1770. 8. 488 Seiten. Zweyter Theil. — Bamberg und Würzburg, in der Göbhardtischen Buchhandlung, 1772. 8. 372 Seiten.

Diese neuen Sachen des Verf. haben uns weit weniger gefallen als der erste Theil jenes Werks, den wir in der Bibl. XIV. 2. S. 484. angezeigt haben. Herr Z. sollte sich die unerträgliche Weitschweifigkeit in seinen Vorträgen abgewöhnen, und nicht in einer jeden Predigt soviel von weiten hergeholte Nebendinge vorbringen, sondern sich mehr an der Hauptsache halten.

Des ehrwürdigen Pater Sebastian Sailer, Chorherrn von Prämonstrat, und des unmittelbaren freyen Reichsstift Marchtall an der Donau in Schwaben Capitularen, geistliche Reden, bey mancherley Gelegenheiten und über verschiedene Materien gesprochen. Dritter Band. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigster Freyheit. Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1770. 8. 558 Seiten.

Ebendesselben Marianisches Orakel, d. i. heilsame Räthe Maria von dem guten Rath ihren Pflegkindern und Verehrern ihres Wunderbildes zu Genazzano auf die in zerschiedenen Zufällen vorgetragene Anfragen ertheilt und in eine Sammlung gebracht. Erster Band, 3te Aufl. gr. 8. 1770. Zweyter Band, 2te Aufl. 1771.

Hr. P. Sebastian Sailer fährt fort, der christlich katholischen Kirche seine Werke mitzutheilen. Die geistlichen Reden des dritten Bandes, sind denen in den beyden vorhergegangenen Bänden (Bibl. IX. 2. S. 88.) völlig gleich. Voller Poßirlichkeiten und abgeschmackter Vergleichungen. Die Zeit reuet uns nur, sonst wollten wir wieder einige lächerliche und und ungereimte Vorstellungen des kurzweiligen Mannes abschreiben; besonders aus der dritten Lobrede auf das hohe Ti-

tularfest des heiligen schwarzen Servitenscapuliers, die sich des abgeschmackten Titels wegen schon besonders ausnimmt; und dann auch aus der siebenden Lobrede von dem heiligen Capuciner Laienbruder Seraphin von Ascoli. Die Vorrede zeigte den ehrwürdigen Pater als einen rüstigen Muthvollen Streiter, der sich nicht von jedem Laffen hudeln läßt, sondern den Leuten, die sich unterstehn von seinen Schriften verächtlich zu sprechen, die Zähne weiset. „Sie schreibt er, „diese „tollen Sklaven ihres thörigten Wahnwitzes, diese unbarmherzigen Splitterrichter, diese boshafte Blutsauger schnauben „in Stolz und Mißgunst wider fremde Blätter, und scheinen, „daß sie ihre Talente zu nichts anders, als satyrischen Beurtheilung derseben brauchen. Sie gleichen den Seeräubern „an den Küsten von Afrika, deren Brigantinen immer vor Anker liegen, damit sie auf fremde Schiffe auskreuzen rc. — Und „dis böse Volk der Tadler ist zu einer großen Menge angewachsen — Einige, besonders wenn sie Gegenglauber sind, werden von den Wahrheiten der ächten Religion aufgebracht, „die ihre Irrthümer zur Schande stellen und schmählen einen „jeden Satz in ihren hochmüthigen Journalen grimmig „an — die Belarvung ihres Frevelmuths ist das beste Zeugniß, daß sie öffentlich zu erscheinen sich zitternd fürchten — „Sie sind wie die Aßaßinen, oder Meuchelmörder, welche die „Reisenden entweder in einer Vermummung oder hinterrücks „anpacken, um ihre Mörderstreiche ohne ein Kentniß des Thäters anzubringen — Welcher Zutitel, welche Benahmsung „solle wohl einer hohen Schule der Beschnarcher zugelegt werden„ — In diesen Ton schimpft er noch eine Viertelstunde derbe fort, dann erhohlt er sich, wird etwas kaltblütiger und empfiehlt endlich seine Geringen Bemühungen, ohne Anschmähung anderer, der Hulde seines werthen Freundes.

Das Marianische Orakel ist ein Ausbund von witzigen Schnaken. Wenn dem V. jeder scurrilische Einfall mit klingender Münze bezahlt würde, so sollte er wohl so ein ziemlich Kapital zusammenbringen.

Wie sehr stechen doch gegen einen P. Sailer und seines gleichen unter den deutschen katholischen Predigern, jene berühmten Franzosen ab, deren Festpredigten unter folgendem Titel in deutscher Sprache erschienen sind:

Sammlung auserlesener heiliger Reden auf die bekanntesten Festtage der katholischen Kirche größtentheils

theils aus den berühmtesten französischen Rednern übersetzt. Erster Theil, enthält Jenner, Hornung und Merz. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg, auf Kosten der Göbhardtischen Buchhandlung, 1771. gr. 8. 752 Seiten. Zweyter Thheil, enthält April, May und Junius, 748 Seiten. Dritter Theil, enthält Julius, Augustus und September, 842 Seiten. Vierter Theil, enthält October, November, December, 710 Seiten.

Anselme, Boileau, Bourdaloue, Bretonneau, Cheminais, Colombiere, Fleschier, la Tour, de Pin, Maßillon und Terraßon sind die Verfasser dieser Predigten, aus deren Schriften der Herausgeber sie gesammelt hat, um was vollkommenes in dieser Art zu liefern. Es ist freylich ein Unterschied unter ihnen. Bourdaloue, Fleschier, Maßillon stechen hervor, aber die übrigen haben auch ihren Werth, und die deutschen Sailer würden wohl thun, wenn sie sich nach dem besseren Geschmack solcher Männer bildeten, oder wenigstens vor der Hand nur von ihnen lernten, mit mehr Vernunft, Anständigkeit und Würde auf der Kanzel zu sprechen. Die Sammlung, die dem Herausgeber Ehre macht, muß den Katholicken unserer Nation nothwendig sehr angenehm seyn. Die Uebersetzung ist reines gutes deutsch.

Allgemeines Mißion-Fragbüchlein, in drey Schulen ordentlich eingetheilt: mit beygesetzten Gesängern, nebst nutzbaren Bericht von der Christenlehrbruderschaft vermehret; und mit den fünf Hauptstücken Petri Canisii versehen: Zum Gebrauch aller Seelsorger, Schulmeister, Aeltern, Kinder und Mitglieder der Christenlehrbruderschaft in der Wienerischen erzbischöflichen Diöces herausgegeben von P. Ignatio Parhamer, der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Mathäus Rieger und Söhne, 1771. 8. 160 Seiten.

Wie höchst elend die christlichen Schul- und Gesangbücher für die Jugend in den mehresten katholischen Ländern noch immer beschaffen sind, davon haben uns dieser kleine Catechismus, nebst dessen dreyfacher Auslegung für kleine Kinder, für erwachsene, und für diejenigen, welche die weitläuftige Auslegung entweder nicht fassen oder nicht zu Händen haben können, und die Lieder von neuen überzeugt. Sollte man wohl glauben, daß der erste catechetische Religionsunterricht bey einem Kinde damit angefangen werden könnte, daß es hiesse: Wes Glaubens bist du? „Ich bin ein katholischer „Christ?„ Wer ist ein katholischer Christ? „der ists, wel„cher, nachdem er getauft ist, durchaus glaubet und bekennet, „was die alte, katholische, römische Kirch„ (das Kind weis ja nicht, was das für ein Ding ist) „glaubet und bekennet, „es sey in der Bibel geschrieben oder nicht.„ Bey was Zeichen erkennet man einen katholischen Christen? „Bey dem, „daß er sich bezeichnet mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes, „und daß er meide alle Ketzerey„ (ein ethiopisches Wort für den kleinen Knaben!) „und Irthumm, so die Prälaten„ (was für Geschöpfe mag sich das Würmchen darunter vorstellen?) „und Lehrer der katholischen Kirchen einhellig verwerfen und „verdammen.„ (Also nachverdammen muß die unschuldige Seele gleich von Kindheit auf lernen, wovon sie noch gar keinen Begrif hat.) Welche Vorzüge genießt in diesem Stück die Jugend der Protestanten, die bey allen bis jetzt ebenfalls noch dabey befindlichen Mängeln, doch unendlich besser zur Erkenntniß der Religion Jesu Christi angeführt wird.

Die Gesänge, welche den katholischen Kindern gelehrt werden, übertreffen nun vollends an Abgeschmacktheit alles, was man sich vorstellen kann. Wir Protestanten haben auch von Alters her noch manches ungereimte Lied in unsern Gesangbüchern, aber dergleichen findet man doch keines, als hier der eilfte Gesang zu der heil. Adventszeit, aus dem wir einige Strophen anführen wollen.

V. 3. Anna hat dich gebohren, Maria du edles Blut, da Adam hat verlohren das allerhöchste Gut, daß durch dein schöne Frucht, soll wieder gefunden werden, wohl durch dein Lieb und Zucht.

V. 5. Dich grüßt mit schönen Worten der himmelische Both, er sprach: in deinen Garten wird steigen unser Gott, wird brechen die Blümelein, das ist die wahre Menschheit, im keuschen Herzen dein.

V.

V. 6. Maria voller Gnaden, du fest geschloßner Schrein, erlöß die Welt von Schaden, gebähr uns ein Kindelein; soll ich nun werden ein Weib? Ach nein du Mutter reine, ein keusche Jungfrau bleib.

V. 7. Der Herr will bey dir wohnen, o edle Rosenroth, dein Stimm laß lieblich tonen, und hilf der Welt aus Noth, du bist gebenedeyet hoch über alle Frauen, erbitt uns die Seligkeit.

V. 8. Da sprach die Jungfrau reine aus Lieb und aus Begierd, gehorsam will ich seyne, sein Will gescheh an mir, was er von mir begehret, das sollst du seyn gewehrt.

V. 9. Ich muß nun auf die Strassen, sprach er der Engel fein, den heiligen Geist muß ich lassen, bey dir, o Jungfrau rein; sie gab ihm ein ihr Schoos, er rast lieblich darinnen, ihr Freud die war sehr groß.

Darf man sich wohl wundern, daß die katholische Kirche die meisten ausgelassensten Spötter des Christenthums in ihrem Schoos erzeugt? Wer solch Zeug in seiner Jugend hat lernen müssen, wem das unter dem Namen der christlichen Religion in der Kindheit eingeprägt ist, der muß, sobald der gesunde Menschenverstand bey ihm zur Reife kommt und alle Mittel zur Verbesserung seiner Erkenntniß ihm abgeschnitten sind, entweder ein Heuchler werden, oder anfangen über alles Christenthum, als über die abgeschmackteste Posse zu lachen.

Destomehr Ruhm verdienen die gelehrten und Einsichtsvolle katholischen Geistliche, welche jetzt anfangen ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des katechetischen Unterrichts der Jugend zu wenden. **Hr. Mich. Ignat. Schmidt in Würzburg** hat vor einigen Jahren in seinem Methodus tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi, den Catecheten ganz vortrefliche Anweisungen dazu gegeben, und der verehrungswürdige Abt zu Sagan, **Hr. v. Felbiger**, hat dafür gesorgt, daß dieses schätzbare Buch, um es noch gemeinnütziger zu machen, unter folgendem Titel ins deutsche ist übersetzt worden:

Der Catechist nach seinen Eigenschaften und Pflichten, oder die rechte Weise die ersten Gründe der Religion zu lehren verfasset von Michael Ignaz Schmidt, d. h. Schr. Doktor, der Universität zu Würzburg Bibliothecarius, aus dem lateinischen übersetzt durch Benedictum Strauch, Can. reg. Ord.

Ord. S. Augustini Congr. Later. bey unserer lieben Frauen zu Sagan Prior, mit einer Vorrede des Saganischen Prälaten Johann Ignaz von Felbiger. Bemberg und Würzburg, bey Tobias Göbhardt, 1772. cum privilegio Caesareo, 8. 780 Seiten.

Wir haben den vorzüglichen Werth und Inhalt desselben bereits bey Bekanntmachung der Urschrift Bibl. XI. B. 2. St. S. 189. f. kürzlich angezeigt und beziehen uns jetzo darauf. Es geht der Brauchbarkeit dieses wichtigen Buchs auch für protestantische Catecheten, denen wir es hiermit nochmals wollen empfohlen haben, dadurch nichts ab, daß der V. über Dogmata mit uns uneins ist und, wenn es aufs Disputiren ankömmt, die Parthey seiner Kirche nimmt, z. B. wegen des Exorcismus S. 689. f. u. d. g. Hier ist nur die Frage: ob die Regeln und Unterweisungen, die er dem Catecheten giebt, gut, richtig bestimmt und ausführlich, abgehandelt sind? Und das sind sie in der That bey einer ausnehmenden Deutlichkeit und Vollständigkeit. Die Ubersetzung macht dem Hrn. Strauch Ehre und durch die lesenswerthe Vorrede des Hrn. v. Felbiger hat sie gewissermassen einen Vorzug vor dem Original bekommen. Er bereichert darin die Schmidtsche Anleitung zum nützlichen Catechiren noch mit den ältesten catechetischen Grundsätzen, welche bereits Cyrillus von Jerusalem in seinen catecheses, Gregorius Nyßenus in seiner oratio magna catechetica, und Augustinus in seinem Tractat de catechizandis rudibus, angegeben haben, und liefert außerdem noch einige merkwürdige Beyträge zur catechetischen Geschichte. Wir sind völlig der Meynung des Hn. v. F., daß dieses Werk zu denjenigen gehöre, die in der Sprache des Landes, wo es genutzt werden soll, noch brauchbarer werden, halten es für ein Verdienst, welches dieser aufgeklärte Prälat sich durch die veranstalte Uebersetzung um die deutschen, besonders Schlesischen katholischen Schulen seiner Dioeces erworben hat, und wünschen, daß viele Pfarrhern Einsicht und guten Willen genug haben mögen, den Anleitungen zu folgen, die ihnen darin zur nützlichen Betreibung eines ihrer wichtigsten Amtsgeschäfte gegeben werden. Der Rec., der das Buch mit Vergnügen gelesen hat, wird es selbst in seine Bibliothek stellen und zu nutzen suchen.

T.

2. Rechts-

Google

2. Rechtsgelahrheit.

Opuscula varia de Latinitate ICtorum veterum. Iunctim edidit et Animadversiones adjecit *Car. Andr. Dukerus.* Lips. apud Iacobaeerum, 1773. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

Kaum hatten wir Hrn. Prof. Madihns Ausgabe von Kirchmaiers Opusculis de Lat. Ict., die wir der Dukerschen Sammlung angehängt wünschten, für unsre deutsche Bibliothek recensirt, als wir auch von dieser eine neue Ausgabe, die, wie uns die Unterschrift der Zuschrift meldet, ein Hr. Joh. Pet. Schmid besorgt hat, erhielten. Wir kennen diesen Hrn. Schmid schon seit voriger Ostermesse als Herausgeber einiger alten Schriftsteller, denen er weiter nichts auf der Welt als seinen Namen und eine Lüge auf dem Titelblatt vorgesetzt hat. Die Ausgabe von Dukers Opusculis ist ein bloßer unveränderter Abdruck der Leidenschen von 1711. *) aus der auch unnöthiger Weise die Seitenzahlen am Rande bemerkt sind; und dazu hat Hr. Schmid eine Vorrede geschrieben, die davon handeln soll, ob auch wohl Theologen und Humanisten die Schriften der alten Juristen mit Nutzen lesen könnten, daraus aber niemand etwas lernen wird, und davon sich in der That gar nichts sagen läßt.

Die Werkchen des Lor. Valla, Andr. Alciatus, Franz Floridus und eines Ungenannten, die Duker hat zusammendrucken lassen, sind bey weiten so schätzbar nicht, als die von ihm selbst beygefügten Noten; allein in diesen wäre doch noch manches zu berichtigen, und ist schon von Andern verbessert worden. Dieses hätten wir bey einer neuen Ausgabe, eines so brauchbaren Buchs, angezeigt gewünscht.

Kl.

Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. Achtes Alphabeth, nebst der Beylage. Frankf. am Mayn, bey Friedr. Christ. Kochendörfer, 1771. 16 Bogen in 8.

*) Ein Utrechter Nachdruck vom Jahr 1761., dessen Hr. Madihn in der Vorrede zu Kirchmaiers Opusculis gedenkt, ist uns unbekannt.

Dies ist der Beschluß einer Schrift, deren Verf. der Hofrath Eberhard in Zerbst, bekanntlich vor einiger Zeit mit Tode abgegangen ist. Der Inhalt besteht, wie in den vorigen Theilen, aus kleinen Abhandlungen, Nachrichten von alten Büchern, Recensionen neuer juristischen Schriften, und litterarischbiographischen Neuigkeiten. Die Abhandlungen enthalten folgendes: 1) Ueber den Gebrauch des Worts genannt bey den Zunahmen. Diese Benennung wurde nach des V. Meynung gebraucht, um sich von andern gleichzeitigen Personen, die gleichen Namen führten, zu unterscheiden. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hörte dieser Gebrauch auf. Heutigestages braucht man das Wort genannt bekanntermaßen bey Adoptionen.

2) Von der Titulatur Erlaucht. Sie ist nicht neu, wie einige glauben, sondern findet sich schon im 14. Jahrhundert.

3) Geringfügige Sachen, sind causae religionis. Unter dieser Aufschrift führt der V. eine Stelle aus den, bey der C. G. Visitation vom Herrn Cammerrichter übergebenen monitis an, wo es heißt: „entstehen öfters paria auch in sehr „geringfügigen Sachen, wie allererst wegen der Aufnahme „eines Handwerkspursches in die Maurermeisterzunft zu „Frankfurt„ und die Sache beruhte doch auf der wichtigen Frage, in wie weit der Stand des Entscheidungsjahres bey Zünften zu beobachten ist.

4) Nach welchem Werth die Wiederbezahlung eines ausgeliehenen Capitals geschieht. Der V. vertheydigt seine in den vorigen Alphabeten gehegte Meynung gegen die Kritick der allgem. Bibl. Der Recensent ist mit der gegebenen Erläuterung zufrieden. 5) Ob die Churfürstl. Wahltagsprotocolle bey Erläuterung der Kaiserl. Wahlcapitulation zum Grund gelegt werden könne. Die Frage wird mit verschiedenen Distinktionen beantwortet.

Von alten Büchern sind angezeigt 1) Rhetorick und deutsch Formular in allen Gerichtshändeln, 1561. 8. Es enthält für die damalige Zeiten viel gutes. 2) Statutenbuch, Gesetz, Ordnungen und Gebräuche rc. Frankf. 1558. Fol. Justin Göbler ist der Verfasser. Der Inhalt wird genauer beschrieben, als die Struvische Bibliothek und Pütter gethan haben. 3) Güldiner Fluß und Auszug von Erbschaften dero erbaigen und Lehengüter durch M. Abraham Saurin. Frankfurt am Mayn, 1583. Ist auch noch itzt brauchbar. Nur muß man sich bequemen, das Gold aus dem Koth zu suchen. 4) Eben dieses Autors Strafbuch, 1581. Fol.

Die

Die merkwürdigsten Recensionen neuer Schriften betreffen 1) Behmeri novum jus civile controversum; eine gründliche und unpartheyische Beurtheilung. 2) Eisenhard Opuscula. Gelegentlich wird die Glaubwürdigkeit der bekannten Geschichte von der vorgewesenen Abschaffung des römischen Rechts unter Friedrich III. gegen Eisenhards Gründe gut vertheydigt. 3) Kopp von den Heßischen Gerichten. Dieses interessante Werk wird mit Enthusiasmus und nach Verdienst gelobt. Die Gedanken über die Koppische und Selchowische Controvers über die Bedeutung des Ausdrucks: Reichsgemeine Rechte haben unsern völligen Beyfall. Die Vorrede zu der Beylage ist eine Abhandlung über die kleine Schriften. Sie enthält viel wahres und gutes, obgleich keine sehr unerkannte Wahrheiten. Recensirt sind in der Beylage unter andern minder beträchtlichen Schriften, 1) Erörterung über die concordata nationis germanicae. 2) Hofmann de instauratione suffragii Hamburgensis. 3) Gatzert de juribus Judaeorum in Hassia erhält die gebührende Lobsprüche. 4) Reichard de jure statuum. 5) Rudloff von dem Turnus am Cammergericht. 6) Idem de jure fenii. 7) Springer de causae continentia germanica.

Augusti Friderici Schotti Jur. scient. et phil. D. Antiquit jur. in acad. Lips. Profess. opuscula juridica. Lips. 1770. apud Jo. Fried. Langenhemium 312 Seiten 8.

Es ist meistens so schwer, die kleinen Abhandlungen, Dissertationen und Programmen eines Gelehrten zusammen zu erhalten, daß man jede Sammlung solcher Werkchen mit Dank und Vergnügen aufnehmen muß. Doppelt angenehm ist sie, wann sich die Stücke durch ihre Gründlichkeit und guten Stil so sehr auszeichnen, als die gegenwärtige. Am allermeisten freut sich der Rec. wann er einen Mann kennen lernt, dessen Kenntnisse sich über das alltägliche erstrecken, der nicht blos in den oft trüben Abflüssen der Compendien und Systeme plätichert, sondern die Quellen gekostet hat, der Geschichte, Alterthumskunde und die übrige exegetische Erfordernisse zur Bearbeitung der Jurisprudenz in Bereitschaft hat. Der Inhalt der einzelnen vor uns liegenden Stücke ist folgender: (1) Dissertatio historico juridica de lege Villia annali. (2) Commentatio ad orationem Pertinacis de testamento posteriore imperfecto prius perfectum haud infir-

firmante. (3) Dissertatio de successione filiorum in res utensiles maternas. (4) Diatribe juridico antiquaria de testamento in procinctu facta. (5) Dissertatio de usufructu vestimentorum ex voluntate constituentis vel vero vel quasi tali. (6) Prolusio de rebus, quae functionem recipiunt. (7) Observatio de vero actus et viae discrimine. (8) Vindiciae Pomponii de materia XII. tabularum. (9) Observatio de conditionis potestativae figmento. (10) Specimen juris Saxonici de praescriptione juris bona sub pacto de retrovendendo alienata reluendi. (11) Specimen juris Saxonici, quo naturam pignoris Germanici in re oppignorata casu fortuito penes venditorem intereunte jure Sax. Elect. haud mutatam esse demonstratur. Zum Beweis, daß wir diese Abhandlungen gelesen haben, und nicht blos aus der Vorrede und den Rubricken recensiren, setzen wir einige Gedanken her, die uns bey dem Durchlesen einfielen, und die uns der Hr. V. destoweniger verargen wird, da er unser lieber Mitarbeiter im juristisch-kritischen Weinberge ist.

In der zweyten Abh. S. 83. wird die Püttmannische Anmerkung gebilliget, daß im L. 27. Cod. de test. Justinian nicht ausser der Revocation eines Testamentes auch noch den Verlauf von zehen Jahren erfordere, sondern ausser diesem Zeitverlauf die Revocation verlange. Wir müssen gestehen, daß wir den Nutzen dieser Bemerkung noch nie haben finden können. Soviel bleibt immer gewiß nach Justinians Verordnung gehört Zeitverlauf und Revocation vor Gericht, oder vor wenigstens drey Zeugen zusammen, und es ist immer einerley, hat der Gesetzgeber das erste bey dem zweyten, oder das zweyte bey dem ersten erfordert. Dann noch immer bleibt die Frage zu beantworten: wird durch die Revocation vor sieben Zeugen das Testament sogleich entkräftet, oder nicht? Püttmann und unser V. behaupten das erstere. So vernunftmäßig diese Meynung ist: so scheint sie uns doch dem Gesetz entgegen; den Worten per testes idoneos NON *minus tribus* und *vel inter acta* entgegen zu seyn. Dann ist die revocatio ad acta allein nicht hinreichend, das Testament aufzuheben, so kann es auch die Widerrufung vor sieben Zeugen nicht seyn, und wäre die gerichtliche Widerrufung allein hinlänglich, warum sagt dann Justinian: sin testator dixerit non voluisse prius stare testamentum, et hoc inter acta manifestaverit, *et decennium fuerit emensum*, tunc irritum est testamentum, *tam ex contraria voluntate, quam ex cursu temporis.* Wäre dieses nicht

nicht höchst ungereimt gesprochen? Man sagt zwar, nihil tam naturale est, quam unumquodque eodem modo dissolvi, quo colligatum est. Allein nicht zu gedenken, daß es dem gesunden Menschenverstande gar nicht natürlich, sondern höchst unnatürlich vorkommt, daß Entstehung und Zernichtung einer Sache auf einerley Art geschehen sollen, so ist die Regel nicht einmal im juristischen Verstande ohne Ausnahme richtig. Sie trügt öftrer, als sie wahr ist. Man sagt ferner ein Testirer, der sein Testament innerhalb zehen Jahren widerruft, kann sonst niemals versichert seyn, daß sein Widerruf Wirkung habe. Er kann vor Ablauf der zehen Jahre sterben. Allein kann er es dann nicht vertilgen, und wann dieses nicht angeht, ein neues Testament machen? Seltsam ist freylich die Justinianeische Verordnung; aber sie ist doch einmal vorhanden, und die Honorische war noch seltsamer. Auf der 154 Seite ist lex glicia als das Fundament der querelae inofficiosi angeführt. Bekanntlich haben große Rechtsgelehrten an der Existenz dieses Gesetzes gezweifelt, und am meisten daran gezweifelt; daß die querela inofficiosi darinn gegründet sey. Hat der Hr. V. aber Gründe dafür: so wünschten wir sehr, sie zu wissen. S. 220. steht ein Einwurf gegen die Definition: res fungibiles sunt, quae pondere, numero et mensura constant. Aecker, sagt der V. wären nach dieser Erklärung res fungibiles. Uns dünkt, dies liesse sich noch wohl beantworten. Res pondere numero et mensura constant heißt nicht die Sache werde gewogen, gezählt, gemessen; sondern: man kann von diesen Dingen im Commerz dem Gewicht, der Zahl, dem Maasse nach soviel und so wenig bekommen als man bedarf. Hingegen gegen die Erklärung, res fungib. sunt quae solo usu substantiam amittunt scheint uns zu streiten, daß sie nicht auf das Geld passet.

Der Unterschied zwischen der servitute viae und actus war nach S. 249. dieser: jene Servitut begreift allezeit und nothwendig das Recht zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen in sich; diese kann ohne das Recht zu fahren und einzeln zu gehen, ertheilt werden. Aber hat die Differenz zwischen diesen Servituten solchergestallt einigen praktischen Nutzen, und sollten die römische Juristen wunderlich genug gewesen seyn, einen Unterschied zu machen, den man an der Sache in vielen Fällen gar nicht entdecken kann. Wann nemlich jemand die Erlaubniß zu fahren, Vieh zu treiben und zu gehen erhalten hat: so ist nach diesem System niemand im Stande zu sagen, ob ihm servitus viae oder actus zukommt.

Die

Digitized by Google

Die conditio mere potestativa wird S. 272. als ein Unding verworfen. Selten ist sie, aber sollte z. E. die Bedingung: wann du meinen Namen annehmen wirst, nicht dafür zu halten seyn? Doch der ganze Streit möchte wohl am Ende auf eine Logomachie hinaus laufen.

T.

Dan. Nettelbladts Abhandlung von dem ganzen Umfange der natürlichen und der in Deutschland üblichen positiven gemeinen Rechtsgelahrheit, wie auch seinen darauf gerichteten Vorlesungen. Halle 1772. 5 Bogen in 4.

Schon im J. 1750. schrieb der Hr. G. R. politische Vorschläge zur Verbesserung der juristischen Vorlesungen, welche Projecte damals wenig Beyfall funden, die er selbst aber noch immer für sehr gegründet, obgleich eben nicht für praktikabel hält. Die gegenwärtige Abhandlung empfiehlt hauptsächlich seine Novam Introductionem in Jurisprudentiam und übrigen Lehrbücher, und zeigt die Einrichtung seiner Vorlesungen, worinnen der Hr. G. R. alle Jahre die ganze natürliche und willkührliche Rechtsgelehrtheit lehret, oder mit seinem Ausdrucke, einen juristischen Cursum ließt. Auch verspricht der Hr. G. R. in der Vorrede eine neue Ausgabe seines bekanntermaßen nach strenger demonstrativischer Lehrart abgefaßten Systematis elementaris universae Jurisprudentiae.

Daß unter dem Namen des Rechts der Natur nicht blos die Gesetze, deren Beobachtung sich erzwingen läßt, nicht nur das Zwangsrecht der Natur, sondern das ganze Recht der Natur gelehrt werde, verlangt der Hr. G. R. unsers Erachtens mit Recht, auch aus dem Grunde, weil sich die willkührliche Rechtsgelehrtheit auf die natürliche gründet, und diese daher billig jener angemessen seyn muß.

Die ganze deutsche willkührliche Rechtsgelehrtheit wird hier eingetheilt in die generelle und specielle; weil, Hrn. N. Meynung nach, es gewisse allgemeine juristische Wahrheiten giebt, die sich nicht wohl in eine besondre juristische Disciplin bringen lassen. Diese allgemeine positive Rechtsgelehrtheit hat der Hr. G. R. in seiner Nova Introductione nun von neuem bearbeitet, und trägt sie in besondern Vorlesungen vor. Uns deucht, neue Arten von Vorlesungen erdenken, ist keine gar große Kunst, und besser, die gewöhnlichen zweckmäßiger ein=

einrichten; und die Wahrheiten die wir in Hn. N. Nova Introductione finden, z. Ex. die Lehren von den positiven Gesetzen, der Anwendung rechtlicher Wahrheiten auf vorkommende Fälle, der Verbindlichkeit und den Befugnißen überhaupt u. dgl. können gar wohl, und werden in den besondern Theilen der Jurisprudenz gelehrt, oder es sind Encyklopädie, Rechtsgeschichte, juristische Litteratur und Auslegungskunst, denen man wohl eigne Vorlesungen zu widmen pflegt.

Alle juristische Wahrheiten, die keine allgemeine nach Hrn. N. Angabe, sind, theilt der Hr. G. R. nun weiter in solche, die Verbrechen nicht betreffen, und die sie betreffen; und macht sonach zwey Haupttheile, die Civil- und die Criminalrechtsgelehrtheit. Wir möchten lieber die ganze Rechtswissenschaft in die theoretische und praktische eintheilen; und wir finden eine Eintheilung, die uns besser gefällt, selbst in des Hn. G. R. Nova Introductione §. 38. Die Theorie der theoretischen und die Theorie der praktischen Rechtsgelehrtheit werden auch wohl S. 9. nicht so recht unterschieden; denn jeder theoretische Theil der Jurisprudenz hat einen praktischen; die Ausübung der Theorie der Rechte ist die juristische Praxis, und der Proceß selbst gehört zur Theorie.

Wir übergehen die fernern Eintheilungen, und zeichnen nur noch einiges Merkwürdige aus der zweyten Abtheilung, die von den Vorlesungen des Hrn. G. R. Nachricht giebt, aus. Ueber die Institutionen ließt der Hr. G. R. gar nicht, sondern statt dessen über seine Einleitung. Die Pandekten sind noch seinem Urtheil eine Art Vorlesungen, die so wunderbar als möglich ist; und er hoft, sie werden bald, so wie die über die Dekretalen, ganz abkommen. Das wünschen wir doch würklich, so lange das Römische Recht nicht ganz weggeworfen wird, nicht. Die juristische Praxis ließt der Hr. G. R. über sein Lehrbuch, und diese Vorlesungen sind nichts als eine Erklärung der darinn befindlichen Theorie. Wirkliche praktische Uebungen anzustellen, sagt er, überschreitet die Gränzen des akademischen Studierens, und ist von dem Nutzen, den man sich davon zu versprechen pflegt, nicht. Aus eben der Ursach übergeht der Hr. G. R. in seinen Vorlesungen über das Kirchenrecht das ganze vierte Buch des Böhmerischen Lehrbuchs, weil die Lehren, die es enthält, in seinen Vorlesungen über die generelle Rechtsgelehrtheit und juristische Praxis vorkommen. Uns deucht, die Theorie des Processes gehöre eigentlich in praktische Vorlesungen nicht, und die Praxis selbst sey eben das Nützlichste; denn referiren und dekretiren und überhaupt schrift-

schriftliche Aufsätze machen, lernet man doch warlich durch die bloße Theorie nicht. Die juristische Litteratur liest der Hr. G. R. über sein wirklich schönes Lehrbuch, obgleich es zu akademischen Vorlesungen ein wenig zu ausführlich ist, nur privatißime. Wir wünschten, daß diese nicht sogar auf unsern Akademien vernachläßigt würde; denn gerade unsre jungen Juristen kennen die Instrumente ihrer Kunst am wenigsten. Wer eigne Vorlesungen über die deutschen Rechte, die besondre Geschäfte und Personen betreffen, verlangt, dergleichen das Kriegsrecht, das Wechselrecht, das Policeyrecht, das Privatrecht der Fürsten u. a. sind, ist nach Hrn. G. R. N. Urtheil ein Dummkopf.

Pl.

D. Johann Friedrich Eisenharts Erzählungen von besondern Rechtshändeln. Sechster Theil. Halle und Helmstädt, bey Hemmerde, 1772. 1 Alph. 9 Bog. in 8.

Herr Hofrath Eisenhart trägt noch das nehmliche komisch-juristische Kleid. (S. B. XI. St. 1. S. 91. und B. XVI. St. 2. S. 595.) Möchte es doch nun bald abgenutzt seyn. Dieser Theil enthält 18. Rechtshändel.

Mn.

---

3. Arzneygelahrheit.

Nomenclator botanicus, enumerans plantas omnes in systematis Naturae Edit. XII. Species. Plantarum edit. II. & Mantissis binis a illustri D. *Car.* von *Linné*, Arch. Reg. Equit. aur. &c. descriptas. Lips. ap. Io. Frid. Iunium, 1772. 8. maj. plag. 10.

Wir wissen eben nicht recht, was wir mit dem Buche sollen? Es möchte denn jemand es statt eines Verzeichnisses über ein herbarium das nach dem Linnäischen System gesammelt wäre, brauchen wollen. Denn zum Unterricht kann es keinem Menschen dienen, und zum Register, über die auf dem Titel gedachten Schriften des Archiaters ist es

un-

unnütz; denn wer z. E. hierinn Geranium inquinans finden und nachschlagen will, der muß schon wissen, in welcher Classe es zu suchen sey? und weis er das: so braucht er nur Systema oder Species nachzusehen; weis ers nicht, nun, so haben ja beyde ein alphabetisch Register. Also mag der Sammler und der Verleger wissen, warum das Buch gedruckt ist.

D. *Io. Chr. Dan. Schreberi*, Ser. Marggr. Brand. Onolzb. & Culmb. a conſ. aul. &c. Spicilegium Florae Lipſicae. Lipſ. apud Dyk, 1771. 8vo maj. plag. 12.

Diese Nachlese muß den Besitzern der Böhmerschen Flora Lipsica angenehm und den dort botanisirenden nützlich seyn. Der Fleiß des Hrn. H. R. und einiger seiner Freunde hat in der Gegend um Leipzig gegen dritthalb hundert Pflanzen gefunden, die seinem Vorgänger unbekannt geblieben; doch hat er die Grenzen etwas erweitert, die sich jener gesetzt hatte. Die Ludwigsche Lehrart ist beybehalten, und ganz mit Recht, weil das Buch, wozu dies Supplement gehört, darnach gemacht war. Doch ist für andre ein Conspectus Plantt. Fl. Lipſ. ordine Linnaeano angehängt, der die Böhmerschen und Schreberschen Species zusammenfaßt. Es mußten nothwendig verschiedene sich finden, die der Ritter noch nicht gesehen (und von der Art finden sich allenthalben noch einige;) diese sind alsdenn genauer beschrieben, theils sind dabey die Hallerschen Synonyma gebraucht, besonders in den Moosen. Diese hier anzuzeigen, wäre zu weitläuftig, und man darf nur das Buch aufschlagen, um die Genauigkeit des Hrn. H. R. auf jedem Blatte zu bemerken.

Peter Joseph Buchoz, Leibarzt Sr. Maj. des höchstseligen Königs von Pohlen ꝛc. Sammlung auserlesner Briefe zur Erhaltung der Gesundheit und durch den Bau und die Erziehung der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern. Aus dem Franz. übers. Erster Theil. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1772. 8. $27\frac{1}{2}$ Bogen.

Sich den Leibarzt eines verstorbnen Herrn nennen, war uns sonderbar, wir dächten, dergleichen Charakter hörte auf, wenn der todt ist, der ihn ertheilt hatte; doch ist im

Französischen de feu le Roi de Pologne erträglicher, als die Uebersetzung; wenigstens sagte man sonst: weiland. Doch das beyläufig.

Hr. Buchoz giebt im ersten Briefe von seiner Absicht und der Einrichtung des Werks Nachricht, und die ist ohnstreitig lobenswerth. Auch die Art, wie er seine Entdeckungen macht, nemlich den gemeinen Mann auszufragen und die Anwendung der Pflanzen zu erfahren, ist rühmlicher als der Stolz, alles a priori bestimmen zu wollen. Nur schade, daß so viel Vorurtheil mit unterläuft. Wir wollen das eben nicht dahin rechnen, daß der Verf. sich an keine Ordnung binden, sondern schreiben will, wie sich seinem Gedächtniß die Pflanzen vorstellen, obgleich irgend eine Ordnung uns besser gefallen würde; auch nicht, daß er die mehrsten Lehrgebäude der Cabinets-Gewächskenner verwerfen will; denn das scheint er auf die Cultur zu ziehen und da mag er ganz recht haben. Aber das ist doch wohl ein Vorurtheil, daß (S. 5.) „uns die Vorsehung an allen Orten mit solchen Mitteln versehen habe, „die zu Heilung unsrer Krankheiten dienlich sind.„ Was haben wir denn in Europa, das die Stelle der Rhabarber, des Guajacharzes und vor allen der China vertreten kann? — etwa die Weidenrinde? Ja wenn ihre Wirkung mehr bestätigt und die Quantität nicht sehr viel größer wäre, die zur Cur erfordert wird! Es ist freylich rühmlich, Untersuchungen über die einheimischen Gewächse anzustellen und wir wünschen sehr, daß sie mehr angestellt würden, aber desistant qui impares sunt! möchte man hier auch mit dem Lehrer von Europa sagen (Linn. Classes Plantt. p. 487.) Denn der vortrefliche und gewiß sicherste Weg, den eben er in Clave Medicinae gegangen, ist noch viel zu unbekannt, als daß wir in den nächsten funfzig Jahren die Erndte davon sehen könnten. Wenn man aber keine Regeln hat, wornach man verfahren kann, so macht man Experimente ins Wilde, deren wir nur zu viele haben, und die nur hindern, statt zu fördern. Doch wir lenken ein. Nur von der Schreibart wollen wir noch überhaupt sagen, daß sie uns gedehnt und schleppend scheint in der Uebersetzung; das Original haben wir nicht Gelegenheit gehabt zu vergleichen. Ein wichtigerer Fehler ist, daß sie ganz und gar nicht botanisch ist, und dies kann man dem Verf. unmöglich verzeyhen; denn wenn er auch für den gemeinen Mann schreiben will und also deutlich seyn muß: so hätte er doch bey mehrerer Genauigkeit des Ausdrucks es nicht nur seyn können, sondern er hätte es sogar viel besser seyn und doch sich kürzer

aus-

ausdrücken können. Daß der Uebersetzer kein Kräuterkenner sey, wollten wir fast schwören, denn er läßt sich nirgends etwas davon merken, und es scheint uns unmöglich zu seyn, ein solch Buch als Kenner zu übersetzen und keine Note zu machen, wenn man auch keine Verbesserung wagen will. Z. E. wie unbestimmt ist S. 13. unten: „die Blumen (des Sorbus aucuparia) haben die Gestalt eines Sonnenschirms oder einer Rose.„ Wer wird nun den Baum in der Blüte erkennen? wird man ihn nicht mit unzähligen andern verwechseln. Sollten der kleine Hundszahn, Wiesenhundszahn und Alpenhundszahn wirklich im deutschen die Pflanzen bezeichnen, die hier dafür angegeben werden? (Juncus caespitosus; Eriophorum polyst. Erioph. vaginatum Linn.)

Im dritten und 4ten Briefe wird von der Cur der Lungensucht durch eingeathmete Dünste abgekochter Pflanzen geredet; wobey er Hr. Mutzel anführt, als denjenigen Arzt der diese wichtige Erfindung erneuert habe. Hr. Bönnecke dessen Casum er gleichfalls beybringt, nahm nur 7 Arten Pflanzen, Hr. Buchoz nimmt 22.! und gesteht nachher S. 41. daß der Balsam und das Terpentinöl die nachgehends zugesetzt werden, die kräftigsten Stücke darunter wären. Warum also nicht lieber zwey Drittel weggelassen? zumal da hier unmöglich bestimmt werden kann, welcher Pflanze von so vielen etwas zuzuschreiben sey? oder vielmehr da es gewiß ist, daß nur die schleimigen darunter, dadurch etwas zum Erfolg beytragen, daß sie die Theile der balsamischen einwickeln, und so viel länger deren Kräfte erhalten. Man mag urtheilen, wie weit dies mit dem Titel übereinstimme. Da eine ähnliche Heilart im Jahr 1768. zu Chelsea viel Aufsehens machte: so wäre eine genaue Nachricht von deren Erfolg zu wünschen, und mehrere Versuche anzustellen. Wenn wir uns der damaligen Nachrichten recht erinnern, so waren es da nicht die Dünste eines Decocts, sondern der Rauch der auf Kohlen gestreuten Harze, die der Kranke einziehen mußte.

Eben so ist der 5te mehr ein Auszug aus einem Practico über den Vorfall der Mutter (wobey auch der Rauch angerathen wird, und zwar wieder von fast 20 Species!) als daß er die Pflanzen zum Gegenstand hätte.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir so fortfahren wollten, daher wollen wir nur den Inhalt der übrigen Briefe abschreiben. Der 6. und 7te handelt noch von der Anwendung der Dünste zu Curen. Der 8te von der Erle; der 9te vom Smyrnakorn. Der 10:13te von Pflanzen die zur

Mahlerey und zum Färben brauchbar sind. Der 14te von denen, die dem Fleisch und der Milch der Thiere einen besondern Geschmack geben (im Buch steht, offenbar fehlerhaft, wenn man den Brief ließt: die es unschmackhaft machten.) 15-22. von dem zur Nahrung des Viehs dienlichen; (aus dem Pan Suecus des Ritters Linné) und 23-28. von den wider die Krankheiten desselben dienlichen Pflanzen; 29. vom Afrikanischen Hirsen; 30. von der Quaßia. 31. Von Unzuverläßigkeit des Gewichts der Arzneyen bey Viehkrankheiten; eins der merkwürdigsten Stücke im ganzem Buche, aus einem Briefe Hr. Rosier der einst Directeur de l'école veterinaire zu Lyon war; 32. von der Acmella und andern Pflanzen gegen den Stein. 33. Vom Erbsenbaum. 34. Von einem neuen Wundwasser und den balsamischen Kugeln in Lothringen.

Gedanken von der Arzneywissenschaft und den Aerzten, von D. Christian Gottfried Gruner. Breßlau, bey dem ältern Korn, 1772. 2 Alph. in gr. 8.

Herr Gr. handelt in 15 Kapiteln vom Nutzen und der Nothwendigkeit der Arzneykunst in wohleingerichteten Staaten, von der Gewißheit der medicinischen Grundsätze und der Würkung der Arzeneyen; von den Lehrgebäuden der A. K. und ihrem Nutzen; von den Feinden der Kunst; von der Verbindung der Theorie und Erfahrung; von den Wissenschaften, die ein Arzt besitzen soll; von den Mängeln der Schulen und Universitäten in Absicht der Arzneykunst und der Sanitätscollegien; von den besten Mitteln große Aerzte zu bilden; von den Kennzeichen guter und schlechter, den Charlatans, Wundärzten, Hebammen, Apothekern, und ihren Kenntnissen und Pflichten; von Vorurtheilen und Mißbräuchen der Menschen in Absicht auf ihre Gesundheit; von den Pflichten der Obrigkeit, das Arzeneywesen betreffend, und von der Religion der Aerzte. Durchgängig sieht man die löbliche Absicht des H. G. die Ehre der Aerzte und der Kunst zu retten; dem medicinischen Unwesen zu steuren; einem jeden seine Pflichten vorzuschreiben; die Obrigkeiten aufzumuntern; und das Publikum von seinen wahren Vortheilen in medicinischen Dingen zu unterrichten. Ein junger Mann, wie sich Hr. Gr. hin und wieder nennt, ein Mann von so feiner Einsicht und von so rühmlichem Enthusiasmus für das gemeine Beste, sieht ungern die Welt, so wie sie ist, findet bald, wie sie seyn sollte, und eifert leicht, daß sie nicht genöthiget wird, so zu seyn.

Wer

Wer kann die Hauffen Narren sehn,
Und sich nicht ärgern und nicht schmähn?

Je bekannter man mit dem Laufe der Welt wird, destomehr erkennet man nach und nach, daß nicht alles, was darinn überhaupt möglich und gut wäre, darinn seyn könne und dürfe, und um destomehr giebt man sich endlich darüber zufrieden, daß sie im Argen liege. Daher thun die Obrigkeiten nicht alles, was ihnen empfohlen wird; daher bleiben so manche Misbräuche unausgerottet; daher duldet man so viel Unwissenheit und Unrecht in allen Ständen; und daher bleibt viel schädliches in der Welt, was die, denen es doch eigentlich schadet, nicht einmal abgeschaft wissen wollen. So ist es besonders mit den medicinischen Uebeln. Sollten alle, die Kranken rathen wollen, gelehrt seyn, wer würde mit seiner Gelehrsamkeit in ein kleines Dorf ziehen, und da bey Hunger und Verachtung die Bauern nöthigen wollen, einen bessern Rath, als den von ihrem Schweinhirten anzunehmen, zu dem sie allein Vertrauen haben? Sollten Akademien nur lauter würdigen Gelehrten das Recht zu curiren ertheilen: so frägt sichs, wo sie sie hernehmen sollten? Wir können ihnen zwar Gelehrsamkeit geben; aber gesunde Vernunft? Soll die Obrigkeit das Volk zwingen, nur privilegirten gelehrten Aerzten ihr Leben anzuvertrauen: wie soll sie das anfangen, daß ihr Gesetz nicht übertreten werde? und wie viel tüchtige Aerzte wird sie liefern können? Soll der Prediger das Volk überreden, seine Gesundheit besser in Acht zu nehmen, er, der es nicht überreden kann, ewig selig zu werden? Kann ers widerlegen, wenn es ihm sagt, daß viele gelehrte Aerzte doch schlecht curiren? Kurz, man sieht wohl, daß die medicinischen Greuel in aller Welt bis an ihr Ende nicht werden gänzlich gehoben werden. Nichts destoweniger würden sie endlich wenigstens in Europa, (denn in andern Ländern ist die ganze Arzneykunst mit allen ihren Einflüssen auf die Nationen von weniger Bedeutung) allzugroße Verwüstungen anrichten, und wohl gar die Kunst selbst in das Chaos verwandeln, worinn sie die wilden Völker, unser eigener Pöbel und Herr Roußeau, jeder auf seine Art verwandeln wollen, wenn nicht zuweilen das überhandnehmende Verderben öffentlich gerügt und von jedem, der es einzusehen glaubt, ein freywilliger guter Rath dawider gegeben würde, da doch die Regenten und Obrigkeiten ihn allzuselten von uns fodern. Hiedurch wird wenigstens das Uebel in einigen Schranken gehalten, und diesen, und nicht mehr Nutzen, versprechen wir, sowie allen, also auch den gerechten Klagen und wohlmeynenden

den Rathschlägen des Herrn Gruners. Aber hiervon zwey Alphabeth in gros 8.? Ist das nicht wenigstens um drey Viertel zu viel? Unsers Erachtens deklamirt H. G. zu oft, und übertreibt viel zu sehr sowol seine Beschwerden und Anklagen, als seine Foderungen an die Aerzte und Obrigkeiten; ausserdem überhäuft er sein Werk mit allzuvielen Anführungen aus neuern Schriften und mit Versen seiner eigenen Muse. Diese eine Seite des Werks ist der andern, welche wirklich sehr viel Gutes, das reiflich genug überlegt und wohl gesagt ist, in sich enthält, offenbar schädlich, denn jener wegen befürchten wir das, was Pope von den allzulangen declamatorischen Grabschriften sagte: die eine Helfte —

— Wird nimmermehr geglaubt,
Die andre nimmermehr gelesen.

Sz.

Neuverbessertes Dispensatorium oder Arzneybuch s. w. Zweyter Theil. Hamburg Brand 1772. 2 Alph. 18 B. 8.

Wir haben den 1. Theil bereits A. d. B. Anhang zum B. XII. S. 611. angezeigt und bemerkt, daß der Hr. Uebersetzer denselben nach einer ältern Ausgabe von Lewis's new dispensatory übersetzt habe. Beym 2. Theile hat er die neuste Ausgabe gebraucht und der Verleger verspricht, einmal den ersten nach denselben umdrucken zu lassen. Wir wünschen dies vortrefliche Werk in den Händen vieler Aerzte und Apotheker.

Ml.

H. D. Richard Brocklesby — Oeconomische und medicinische Beobachtungen zur Verbesserung der Kriegeslazarethe und der Heilart der Feldkrankheiten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Chr. Gottlieb Selle. Berlin 1772. bey Himburg 222. Seiten in 8.

Hätte der Uebersetzer die neue Uebersetzung von Pringle gesehen, die zwar S. 19. angeführt ist, aber damals noch nicht gemacht war, sondern wurde, so würde ihm ohne Zweifel seine Arbeit entbehrlich geschienen haben. Acht Jahre Zeit,

da

da Brocklesby unübersetzt geblieben ist, sind vielleicht schon ein nicht undeutlicher Beweis, daß unsre Landesleute nicht den rechten Geschmack daran gefunden, und jetzt da Pringle sein Werk über dieselbe Materie so sehr ausgearbeitet, fürchten wir, daß noch wenigere auf den Brocklesby neugierig seyn werden. Die minder starke Erfahrung, und die geringere Litterärische Kenntnis des Verf. sind, mit Pringle und Monro verglichen, so sehr auffallend, daß man sich über eine gewisse Suffisance, die er hin und wieder z. E. S. 5. 65. rc. äussert, desto mehr wundern, und glauben muß, daß ihm dieses selbst in England an seinem Ruhme hinderlich gewesen. — Aber vielleicht machen die im Titul angezeigten Anmerkungen des Uebersetzers das Werk interessanter? — das kann der Recensent nun eben nicht behaupten, es wäre denn für solche Leser, die Hrn. S. Probeschrift noch nicht kennen; diese wird nicht leicht in einer Note ausgelassen, und fast sollten wir glauben, Hr. Selle schätze seine Urschrift im Grunde eben so wenig als wir, habe aber wegen der Gelegenheit seine Probeschrift bekannter zu machen, die Uebersetzung übernommen. In den angehängten Erfahrungen und der Vorrede des Uebers. lernt man ihn als einen von dem verstorbenen Schröder in Göttingen gebildeten Schüler kennen, der in der That seinem Lehrer, so wie fast alle andre von ihm gezogene Aerzte, Ehre macht, der dabey eine recht gute Anlage zur Autorschaft, aber — leider! auch schon zu viel Versuchung fühlet, dem Publiko unwichtige Dinge vorzutragen, wozu er erst noch eine stärkere Erfahrung abwarten mußte. Kann H. S. dieser Versuchung widerstehen, so versprechen wir dem Publiko auf künftig einen sehr brauchbaren Arzt. Doch zum Werke selbst. Des V. Rathschläge erstrecken sich auch auf Seeleute. Die Stellen in den Hospitälern will er S. 29. kaufen lassen. Die Vorschläge zur Einrichtung der Hospitäler sind alle praktisch, obgleich wenige neu. Das Merkwürdigste ist dieses: In engen niedrigen Zimmern hat der V. oft gesehen, daß die einfachesten Entzündungsfieber, bey welchen keine Spur von gefährlichen Zufällen war, vor der Crisis in ein wahres Fleckfieber ausgeartet sind. Andre Folgen der Unreinlichkeit und des engen Raums; 5 Kranke, die nacheinander in dasselbe Bette gelegt wurden, bekamen alle dieselbe bösartige Bräune und 4 starben. Auf der Insul Wight wurde 1758. unter freyen Himmel für 120 Kranke eine Hütte gebauet, der Fußboden mit Dielen belegt und das Dach mit Stroh gedeckt, ungeachtet nun die Kranken eine ausserordentliche Kälte und viel Feuchtigkeit ausstehen mußten, war doch

die Anzahl der Todten weit geringer als in den warmen Hütten, welche man um Newport gemiethet hatte. 1760. ließ er es bey Guildfort eben so machen, und die Hütte gegen die Wetterseite besonders sichern. Die geringen Kosten gegen die bey Anwerbung neuer Recruten verglichen, fallen in die Augen. S. 56. glaubt der V., daß die Deutschen zu wenig ausgebildet sind, und zu sehr Ausgaben scheuen, um ordentliche Hospitäler anzulegen, auch daß vieles von dem Mangel der Einsicht unsrer schlechten Aerzte komme, wenn wir viel Leute verliehren; die Franzosen, meynt er, hätten unter allen europäischen Nationen die beste Einrichtung, und wenn in dem letzten deutschen Kriege dennoch viel weniger von ihren Kranken genesen wären, so könne dies keine andre Ursache haben, als weil ihre Aerzte zugleich die elendesten und unwissendsten in ganz Europa sind, so wie sie in der Chirurgie alle andre Nationen übertrafen. Bey diesem Ausfalle auf die Deutschen erinnerte sich der V. nicht, oder sein Nationalstolz verhinderte ihn es zu bemerken, daß der Vorschlag, den er bald darauf S. 154. als seinen eignen zu thun scheinet: anstatt der in England gewöhnlichen Matrazzen Strohsäcke in Hospitäler einzuführen, doch wirklich von den armseligen Deutschen entlehnet sey, und daß sie nicht allein durch den Geist der Sparsamkeit zu dergleichen geleitet werden, sondern mit geringerer Verschwendung als seine Landesleute Nutzen zu stiften suchen, und können. Wie seltsam ists, wenn ein Deutscher, solche falsche Beschuldigung der Deutschen übersetzt, ohne sein Vaterland nur mit einem Worte zu vertheydigen.

Aus dem eigentlich medicinischen Theile dieses Werks ziehen wir folgendes aus: Bey den Rheumatismen ist Salpeter das vornehmste Mittel, der allein bey jungen starken Leuten zu 600 Gran 4 : 5 Tage hintereinander gebraucht, und mit vielen Getränke verdünnet, in solchen Krankheiten das beste Schweißtreibende Mittel ist. Hier folgen Versuche, um zu beweisen, daß die Kälte, welche durch die Auflösung des Salpeters im Wasser erzeugt wird, nur von kurzer Dauer ist. Von dem Nutzen des Schweißtreibenden Pulvers von Dover nicht Daver. Das S. 90. angezeigte Mittel, den erdichteten Rheumatismus zu vertreiben, hat der Rec. in deutschen Hospitälern auch oft anwenden gesehen. Bey dem Erisipelas kam oft am 4 : 5ten Tage plötzlich eine Geschwulst in den Häuten des Hodensackes, und zu gleicher Zeit verschwand die Geschwulst am Gesichte und Halse eben so geschwind. Bey der Pleuresie waren 10 : 12 Aderlässe unumgänglich nothwendig; Salpeter

aus

äusserte hier seine reizende Kraft mehr als bey einer andern Krankheit, und der Verf. giebt ihn daher nur in kleiner Menge. Die Methode bey den Herbstfiebern und Ruhren ist die gewöhnliche englische. „Sobald es ausgemacht ist, sagt der „Verf. S. 141., daß ein Fieber epidemisch ist, und daß es „wahrscheinlich von der bösartigen oder faulen Art ist, so muß „der Arzt die Beschaffenheit des Bluts aufs genaueste untersu„chen, und als ein Philosoph aus wenigen Fällen beurthei„len, ob ein Aderlaß rathsam oder zu verwerfen ist.„ — Ja wohl gehöret Philosophie dazu, dies aus wenigen Fällen zu beurtheilen, aber noch ungleich größre Erfahrung gehöret dazu, dies aus dem Blute allein zu bestimmen, da unsrer Meynung nach aus dem Blute eben das unzuverläßigste Zeichen dieses Fiebers genommen wird, und der Arzt schon oft viel gewissere haben muß, ehe er zu diesem Gelegenheit findet. Noch in dem Stadio dieser Krankheit Brechmittel zu geben; wenn die Zunge schwarz und so trocken als ein Brett ist S. 147. befürchten wir, oder hoffen vielmehr, werde der V. nicht viel Nachfolger finden. Bey den Wechselfiebern müssen wir eine Stelle S. 179. ganz abschreiben: „Unglaublich ist die „Menge Chinarinde, welche zu Senegal und längst dem Flusse „dieses Namens, seitdem es unter Großbrittanien gestanden, „von unsern Soldaten, deren eine große Menge starben, ver„braucht wurde. Die Nothwendigkeit ihres Gebrauchs leuch„tete selbst den Soldaten so ein, daß ein Aufruhr entstand, „wenn der Wundarzt die Truppen, welche nach Galam, Pa„dora, und andern unbewohnten Wüsten in Afrika geschickt „wurde, nicht mit einer hinlänglichen Menge Chinarinde ver„sah. Ich habe dieses aus den Berichten des Herrn Boone, „welcher ganzer 3 Jahre Wundarzt bey der Garnison zu Se„negal war. Die Rinde war zuweilen zu Gorea so theuer, „daß ein Pfund mit einer Unze Goldstaub bezahlt wurde.„ Bey der Gonorrhoe und den geschwollenen Hoden hält der V. die Mercurialmittel für entbehrlich, und mehr von Einspritzungen. Das Werk wird mit einem Anhange von der Witterung und den Krankheiten am Flusse und auf der Insul Senegal, von H. Boone beschlossen. In der Uebersetzung hat uns das oft gebrauchte Wort: Feldofficier, die Menschlichkeit und Liebe gegen Seeleute S. 9. Herr Carl Townshend, und wenige andre Kleinigkeiten unrichtig geschienen, im ganzen aber ist sie recht gut gerathen.

Sr.

4. Schöne Wissenschaften.

K. C. K. S. Vermischte Gedichte. Erste Sammlung. Dem Herrn geheimen Finanzrath *Beyer* gewidmet. Halberstadt und Lemgo, 1772. 6 Bogen in 8.

Der V. hatte einige dieser Stücke schon 1769. unter dem Titel fröhlige Gedichte herausgegeben, die er itzt sehr bereuet. Er hat nur einige davon verbessert und die andern mit neuen ersetzt, die er, wenn das so fort geht, nach drey Jahren auch bereuen wird. Reine leichte Versification, und die Phraseologie einiger fröhlichen Dichter, die wohl gar selbst nicht einmal original sind, ohne weiches, warmes Gefühl, ohne von lachenden Gegenständen sanftbelebte Einbildungskraft, machen keinen Dichter der Freude. Wir finden den V. nur correkter, aber sonst eben so leer, wässerigt und alltäglich als zuvor. Mehr als mittelmäßig ist er gewiß nicht. Das erste das beste Exempel.

Sonst träumt ich *wolkenhohe* Fluthen
Wo ich, nach langem Kampf *ertrank;*
Mit Wunden, *die sich schwer verbluten;*
Lag bleich auf einer *Felsenbank*
Ein Kleist, *der* mit dem Tode rang.
Ich sehe Schlangen zu mir schleichen,
Die drehten sich, *auf krummen Bäuchen*
Wie um den Mann zu Ilium
Um meinen *Zagen* Hals herum.
Gespenster, rasselnd mit der Kette,
Woran ich gar kein Ende fand
Umringten mein *verlaßnes Bette*, —
Und drückten winselnd mir die Hand!

Der V. sagt einmal in dem Vorberichte zu dem verliebten Grenadiermädchen: „Die Gränzen der niedern Naivetät und des Platten fließen so sehr in einander, daß ich leicht auf die Verzeihung billiger Leser Anspruch machen darf, wenn ich hin und wieder wirklich platt geworden bin.„ Mit dem besten Willen billig zu seyn, müssen wir dem V. sagen, daß er ganz und gar nicht naiv seyn kann, und daß er nicht allein ins

Plat-

Platte, sondern auch ins Steife und Kindische fällt, wenn er naiv seyn will. Man vergleiche doch nur Hagedorns verliebten Bauer, wovon das verliebte Grenadiermädchen eine Nachahmung seyn soll. Hier sind einzelne Strophen aus dem langweiligen Liede.

Wo ist wie er (der Grenadier) ein Kriegesmann
Der funfzehn Zolle misst;
Der *seinen Pflichten* ein *Tyrann*
Und *wie* ein *Engel* ist. —

und:

Zehn Freyer *schossen stark auf mich*
Nicht selten ohne Zank!
Allein mein Wilhelm *war doch klug,*
Er schoß den Vogel ab!
— — In ihm
Wird man als wie *vernarrt!*

—

Er hat mir oft erzählt
Wie er geweint, wenn es woran
Im Lazareth gefehlt
Wie er geholfen und gepflegt
Ein frisches Streu gemacht
Die Weinenden *zurecht gelegt*
Verbunden und bewacht.

Können einige gute Zeilen dergleichen gezwungene Gedanken und kahle Schilderungen gut machen? Eben so dichtet Hr. G. wenn er philosophisch thun will

Auf blumenvollen Wegen
Wie ich zum Opfer schlich,
Geh ich dir, Tod, entgegen,
Zu Göttern fuhrst du mich!
Nur *dieser Krieg der Glieder,*
Des Lebens letzter Traum,
Sclägt meinen Gleichsinn nieder
Dich selber acht' ich kaum!
Drum, Tod, seh' ich dir freyer
Ins *mahnende* Gesicht

Da

Du nimst ja nur *den Schleyer*
Das *Wesen* nimst du nicht.

Der Gärtner an dem Buchsbaum ist ein allerliebster Einfall: Buchsbaum sey mein Lied! Was man nicht alles schreibt, um neu zu seyn! Zuweilen steht auch über einem Gedichtchen, nach dem Chaulieu, Horaz, aber es steht auch nur darüber! Der Vers z. E. an die Rose

Stolz ist die Rose, trag sie mir
Auf Chloris *Lockenthurm*
Da sey ihr Purpur *das Panier*
Der Lieb', und *laufe Sturm!*

ist recht horazisch, und wie der Schluß dieses Liedes

So schön, als irgend was.

Wer mehrere Beyspiele haben will, findet sie allenthalben, sonderlich in dem Gedichte an einen gekauften Finken, an die Liebesgötter, und allen epigrammatischen. Wir wünschen dem V., daß er aus einem

Dichterchen der Freude

wie er sich nennt, ein Dichter der Natur, wie sein Finke, werden möge. Wir zweifeln aber, ob er Anlage dazu habe; denn wie gesagt, einige glückliche Verse und poetische Phraseologie machens nicht aus. Zugleich rathen wir ihm und allen jungen Dichtern nicht so stolz mit ihren unbekannten Freunden zu prahlen, noch sie so unbescheiden zu loben, als z. E. S. 87. geschieht. Er sehe die Bremischen Beyträge nach, wo ganz andere Dichter auch an ihre Freunde schrieben, ohne gleich ihre Namen dem Publikum zu melden. Freundschaft ist eine gute Sache, aber wenn jeder Scribent noch ein halb Dutzend Freunde hinter sich her zur Ewigkeit schleppen will, das ist zu arg. Laß sie allein gehen, wenn sie so viel taugen, oder gar daheim bleiben!

Versuche in kleinen Gedichten. Halberstadt, 1772. 2 Bogen in 8.

Diese Gedichte sollen blos empfindungsvoll seyn, aber wir finden nichts als ein empfindsames Getändele nach der neuesten Mode. Z. E.

In lydisch weichen Tönen
Erschalle mein Gesang

Und

Und sanft, wie meine Thränen
Sey meiner Laute Klang.

Nicht um dich zu erheben
Verklärter Geist sing ich;
Dein Engelgleiches Leben
Ist Ruhm genug für dich

Und säng die matte Leyer
Wohl würdig deinen Werth?
Dein Tod hat ihn getreuer
Mir und der Welt gelehrt.

Wir haben nicht gerade das schlechteste ausgesucht; manches ist noch kraftloser, wenn gleich überhaupt keine hervorstechende Abgeschmacktheiten vorkommen. Dieses Poeten Charakter ist einförmige Mattigkeit. Er hat seinen Versen nicht minder die Namen seiner Freunde fleißig vorgesetzt.

Phantasien, nach Petrarka's Manier, von *Klamer Eberhard Karl Schmidt.* Halberstadt und Lemgo, 1772. 8 Bogen in 8.

Sind offenbar von dem Verfasser der oben angezeigten vermischten Gedichte. Wie fleißig doch unsre jungen Poeten sind! Gelingts nicht auf die eine, so doch auf die andere Art. Die meiste Hofnung muß der V. auf diese Phantasien gesetzt haben; weil Gleim sie günstig beurtheilt hat, wie uns die süße Dedikation an diesen Dichter in Prose und Versen weislich meldet. Das Publikum wird ja nun auch günstig urtheilen. Wir, die wir uns nicht aus dem Publikum zu seyn dünken, nehmen uns die Freyheit, anders zu denken, und finden, daß der Poet Petrarchen, wo er ihn übersetzt, manchmal sehr durchwässert hat, und daß er ihn, ohne seinen Geist zu haben, sehr matt und ängstlich nachahmt. Wer es uns nicht zuglauben will, der nehme das dritte Gedicht an die Quelle zu Vauclüse und vergleiche das Original. Einzelne glückliche Zeilen, ja ein paar gute Strophen, die hie und da vorkommen, verpflichten uns nicht, dem V. ein Compliment zu machen, da blos die Versification daran ihm gehört.

Ok.

Briefe vermischten Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1772. 17 Bogen.

Viel scheele Mienen werden diese Briefe, wie der Herausgeber vermuthet, der allem Ansehen nach, auch Verfasser davon ist, nun wohl eben nicht in der großen Welt veranlassen. Wir getrauen uns ihm Gewähr zu leisten, daß er weder Neid, noch Feindschaft der Menschen deswegen zu besorgen hat. Aber dafür wollen wir eben nicht gut seyn, daß er, mit einem lauten Gelächter von dem Publiko empfangen wird, ob er gleich in Gottes Namen dem gemeinen Wesen zum Besten, seinen Aberwitz auskramet. Wir können uns der Mühe überheben, über den Werth, und über den Ton dieser Briefe ein bestimmteres Urtheil zu fällen, wenn wir unsern Lesern den Inhalt derselben, da dieser erste Fascikel ohnehin nicht mehr als sieben Briefe enthält, so viel möglich, mit des V. eigenen Worten kürzlich erzählen. Der erste Brief von dem Herausgeber an den Verfasser, ist nur eine Vorrede zu diesen Bogen.

Der zweyte ist von dem gnädigen Fräulein v. B. Es geschiehet ihr der Antrag von einem Fürsten, mit Bewilligung seiner kranken Gemahlin, dessen Maitresse zu werden, das Fräulein stutzt über diesen mit sehr expressiven Worten ausgedrückten Vorschlag, und hält die Sache anfangs für einen gnädigen Spaß, läßt sich aber bald zureden. Doch ehe sie ihren gewissen Entschluß faßt, wendet sie sich an den V. dieser Briefe, und erbittet sich seinen guten Rath darüber, und beschließt mit dem herzlichen Wunsche, daß dieser dem Verlangen des Fürsten gemäß seyn möge, schließlich bittet sie um eine baldige Antwort, weil große Herrn (besonders in dergleichen Angelegenheiten) nicht lange warten können.

Der Gewissensrath eröfnet ihr im dritten Briefe sein weises Bedenken über diese Sache gar bald. Nachdem er sie versichert, daß er im Ernst und nicht im Spaß ihr seinen Rath ertheilen wolle, und daß er die Sache nach seiner Erkenntniß entscheiden werde, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob sie den Fürsten in der allergrößten Vertraulichkeit dieses Schreiben oder alle ihre Heimlichkeiten vorzeigen werde, hebt er sein Responsum also an: „Der Ehestand, die wilde Ehe, das Maitressenwesen ist die Gesellschaft zwoer Persohnen verschiedenen Geschlechts, die etwan von ihnen erzeugten Kinder, zum Besten des gemeinen Wesens zuerziehen. Wer der erste Erfinder der Ehstandskunst oder Wissenschaft gewesen sey, kann ich ihnen so eigentlich nicht berichten. Einige halten den

„Adam

„ Adam dafür, andere behaupten, sie sey seinen Vorfahren schon „ bekannt gewesen ꝛc. „ Hierauf demonstrirt er dem gnädigen Fräulein, mit einer unbändigen Geschwätzigkeit, einen Haufen Zeugs vor, daraus kein vernünftiger klug werden kann. Endlich lenkt er schlau ein, „ jedoch bald hätte ich gar vergessen, „ was ich sagen wollte — verlangten Sie nicht eigentlich mein „ Gutachten, ob Sie mit gutem Gewissen eines großen Herrn „ Maitresse werden könnten? Und ich antworte Ihnen: ich „ bin von Grunde des Herzens überzeugt, daß Sie dieses mit „ gutem Gewissen werden können. „

Jn vierten Brief liegt unter einen Schwall von unnützen Weitläuftigkeiten doch wenigstens etwas gesundes, nemlich einige historische Nachrichten von der unglücklichen Herzogin von Ahlen.

Der fünfte Brief enthält unverdautes Geschwätz über die Cultur der schönen Wissenschaften. Der V. behauptet, (ganz gewiß aus eigner Erfahrung) es wäre besser, sich nicht damit abzugeben, als mit Erlernung derselben, die Zeit zu verderben.

Jm sechsten Briefe will er beweisen, daß die Rechtsgelehrsamkeit keine Wissenschaft sey. Seiner Theorie nach ist ohne Zweifel nichts eine Wissenschaft, ausser der Ehestand.

Ab.

Der siebente Brief ist wieder von dem gnädigen Fräulein v. B. an den V. sie meldet darinn, daß sie seinem guten Rath befolget, die Zweifel ihrer Mutter die den Antrag des Fürsten für einen allergnädigsten Spaß gehalten, glücklich gehoben habe, und mit Beystimmung des redlichen Oberhofpredigers, der für seinen priesterlichen Consens eine goldne Uhr bekommen, nun wirkliche Maitresse sey. Vortreflich!

Vm.

M. C. J. Sucro kleine deutsche Schriften gesammlet und herrausgegeben von G. C. Harles, Koburg 1770. 8.

Hr. Harles hat Recht „ daß kleinere Schriften oft deutlichere Beweise von der Denkungsart und den Talenten eines Schriftstellers sind, als dicke Quartanten „ theils weil zu vermuthen ist, daß sie ihn weniger erschöpft und ermüdet haben, als grosse Werke, theils weil er in ihnen Lieblingsgedanken hingeworfen haben kann, die andere besser nutzen können.

nen. Aber dies kann, dies „es ist zu vermuthen„ muß keinen Herausgeber der Mühe überheben, solche Schriften zu prüfen, ob eine solche Möglichkeit auch würklich geworden ist, sonst thut er seinem Schriftsteller und dem Publikum nur einen sehr leidlichen, oder gar einen schlechten Dienst.

Sucro ist z. E. als Lehrdichter längst bekannt. Sein bestes und fast einziges Gedicht Versuch vom Menschen, ist schon seit 1747. gedruckt mit andern Lehrgedichten und Fabeln, die auch fast schon vergessen sind. Diese Lehrgedichte haben nun freylich viel Gutes: sie konnten, wenn sie vergriffen und vergessen sind, wieder hervor gesucht werden; aber daß zugleich jeder deutsche Buchstabe von Sucro, jedes Gelegenheitsgedicht, jede flüchtige Einladungsschrift mit hervorgesucht, und jene unter diese begraben würden; das heißt nicht den Schatten seines Vorgängers so ehren, als Hr. Harles meint. Beweise von der Denkart und dem sanften fliessenden Styl des Sucro hatten wir schon; in seinen Gedichten, in seinem Druiden. In allen diesen Posthumis — was sind da für neue Beweise? und etwa gar was für neue Gedanken zum weitern Gebrauche?

Die Abhandlungen von philosophischen Gedichten, von angebohrnen Begriffen, von Träumen, vom Homer, von Freyheit zu denken, von der deutschen Sprache — alle wohl geschrieben, plan und deutlich: in ihren Umständen kann jede sehr nützlich gewesen seyn, denn sie tragen die geläuterten Begriffe der Baumgartenschen Philosophie, in einem sehr faßlichen, populären Styl vor: aber neu erfundene Wahrheiten? neue Gedanken? auch nur neue Erläuterungen oder auch nur Einkleidungen — — wo sind die? und wer? der über solche Materien an die Lecture unserer besten selbstdenkenden Köpfe, und an die Bearbeitung der Ausländer gewohnt ist, kann hier lesen? Die ganze Abhandlung von philosophischen Gedichten, auch nur gegen die kurze Einleitung darüber in der Leßing-Mosesschen Schrift; Pope ein Metaphysiker! welcher Unterschied! Was hier von angebohrnen Begriffen gesagt ist, und was Leibniz, Locke, Bilfinger darüber gesagt haben, welch ein Unterschied? — für die Knaben des Gymnasiums sind solche Blätter, ausser ihrem guten Vortrage, als Erläuterung des Baumgarten, über den sie hörten, sehr gut gewesen, aber für uns?

Und was sollen für uns nicht blos die Einladungsschriften und Gelegenheitsgedichte, sondern auch jeder weitläuftige Titel jedes Gelegenheitgedichts, jene namentliche Veranlassung des

des Programms? daß ein Schüler eine Redeübung hält, und der Professor ihn mit Namen und Lob ankündiget, ist für Stadt und Verwandte sehr gut, aber für uns? So nachläßig ist Hr. Harles in Zusammenraffung der Programmen und Verseblätter gewesen, daß er in seiner 2 Bogen langen Vorrede der Frauen, Kinder, s. w. seines Schriftstellers, wieder aus dem Leichen-Programm seines Hn. Kollegen, der jetzt erster Hofprediger und Consistorialassessor ist, ja nicht vergißt! der große Biograph! der große Philolog, der schon so viele Vitas virorum immortalium geschrieben hat, und auch durch dieses Buch aufs neue beweiset, wie er das Andenken eines Mannes unter hingeworfenen Amtsschriften und abgezwungene Arbeiten auf ewig verscharren kann!

Und noch drohet uns Hr. Harles mit einem Bande seiner lateinischen Programma und lateinischen Gedichte, da er doch selbst sagt, daß Sucros lateinischer Styl nicht dem deutschen gleichkomme. Ist das, wer will lateinische Gedichte von ihm lesen, die er, wie es leider! in unsern deutschen gelehrten Werkstädten ist, der Meisterschaft und Zunft halben machen muste. Glaubt er denn damit seinen Freund zu ehren, wenn er jeden Tropfen seines Schulwitzes der Welt zur Schau trägt?

Sind also unter seinen lateinischen Schriften solche, die würkliche neue Aufklärungen und Erläuterungen enthalten, z. E. de pulchritudinis natura, de furore Poetico, de naturalismo Heavtontimorumeno, artis historicæ primæ lineæ, de facultate fingendi, de arte mnemonica, de facultate animi divinatrice, de studiis invita Minerva, rei poeticæ ratio, de arte heuristica, suada rei oratoriæ caput, sind unter diesen Schriften, von denen die meisten Titel so locken! würklich gute Aufsätze, (und die sind je bey einem Sucro leicht zu prüfen, wenn man nur die Philosophie seiner Schule etwas kennt,) so gebe man sie, wo nicht, so haben wir ja Opuscula, in denen nichts steht, genug. Aber auch alsdann unterdrücke Hr. Harles, was bloß Veranlassung der Zeit und des Tages ist, ob der Naturalismus zu Ostern und zu Pfingsten geschrieben sey; ist, wenn es in der Gedankenreihe nichts bestimmet, uns sehr gleichgültig zu wissen: dem Herausgeber ists vermuthlich aber weniger gleichgültig, denn so muß er ja mindestens, was er drucken läßt, ansehen, und Reihen ausstreichen, und das — macht Mühe.

Dank hier noch dem seel. Sukro für das Vergnügen, das er dem Rec. durch seine Lehrgedichte gemacht hat. Sie kom-

men freylich nicht Hallern und Popen bey, sind an manchen Orten steif und gezwungen; hin und wieder zu sehr im Schul- und Kathedertone: dem Versuch über den Menschen liegt Baumgartens Psycholochie zu offenbar und regelmäßig zum Grunde: aber doch verläugnen sich die großen, ewigen Wahrheiten dieser Philosophie selbst unter jedem drückenden Kleide nie ganz; und der Rec. sieht noch einem deutschen philosophischen Dichter entgegen, der auf einer Bahn, die so viele und so glücklich betreten, zu einer neuen Höhe steigen wird! Wenn das Licht der Wahrheit zu unsrer Zeit so sehr zugenommen, und so viele Entdeckungen gemacht sind: in welcher Aonischen Höhle schläft noch die Muse, die diese Wahrheiten, diese Entdeckungen singe?

Die wenigen Fabeln klimmen Hagedorn nach, aber noch mit Zwang und in Entfernung. Auch in ihnen muß die Wahrheit mehr der Einkleidung aushelfen, statt daß diese jene empfehlen sollte: indessen sind, wie gesagt, sie and die Lehrgedichte, die schon längst gedruckt gewesen, auch das Einzige, was den Druck verdiente.

F.

---

5. Schöne Künste.

Die Apotheke, eine komische Oper in zween Akten, in Musik gesetzt von Christian Gottlob Neefe. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius, 1772. in kl. Querfol.

Die zärtliche Achtung und Dankbarkeit, welche der V. dieser Oper, Hr. Neefe, in der Zueignungsschrift derselben, gegen den Hrn. Hiller, seinen Freund und Lehrer äussert, macht der Denkungsart des Hrn. Neefe eben so viel Ehre, als es der Einsicht sowol als dem Herzen des Hrn. Hiller rühmlich ist, ein so viel versprechendes Genie, als Hr. Neefe wirklich besitzt, ausbemerkt, mit Rath und Unterricht unterstützt, und auf eine, wie der Recensent gewiß weis, so edle Art in das Publikum hervor geführet zu haben.

Die Absicht dieser Oper war, wie uns der Dichter derselben in der dem gedruckten Texte vorgesetzten Zueignungsschrift an Hrn. Bause versichert, eine komische Oper zu liefern, worinn nicht der naive Ton, sondern zur Abwechselung, der eigent-

gänzlich komische herrschte. Eine Krankheit verhinderte den Componisten, der den Anschlag dazu gegeben hatte, (das ist ausser Streit Hiller) dies Stück selbst in Musik zu bringen. Er übergab es also dem Hrn. Neefe. Und der hat die einmal beschlossenen Absichten dieses Stücks auch mit seiner Musik glücklich erreicht.

Sein Gesang ist angenehm, und doch nicht alltäglich: fliessend und leicht, und doch nicht erborgt, auch nicht abgetroschen. Sein Ausdruck ist passend und witzig. Seine Erfindung ist zwar nicht in höherm Tone als sie hier seyn sollte: aber doch auch niemals platt und verächtlich. Die Sinfonie kündigt den Inhalt des Stücks schon sehr glücklich an. Dank sey es dem Kochischen Theater, für welches diese Oper eigentlich zugerichtet wurde, daß es dem V. Anlaß zu gewissen Nebenabsichten, in Beziehung auf dasselbe gegeben hat, die ihn vermocht haben, einige Arien etwas mehr auszuführen, und in denselben von dem ganz komischen Tone abzuweichen. Bey allen Liebhabern der Musik, die über das ganz Niedrige etwas weiter hinaus empfinden können, hat seine Arbeit dadurch nichts verlohren.

Der Arbeit des Dichters hat man schon, in besondern sowol als in öffentlichen Beurtheilungen, die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Recensent nimmt sich hier besonders die Freyheit, ihm über die der Musik sehr bequeme mechanische Einrichtung der Versarten in den meisten Arien, sein Compliment zu machen.

Amors Guckkasten, eine komische Operette, in Musik gesetzt von Christian Gottlob Neefe. Leipzig, bey Engelhardt Benjamin Schwickert, 1772. in klein Quersol. $17\frac{1}{2}$ Bogen.

Die Musik dieser Operette, ist dem Inhalte des Textes gemäß, von etwas höherer Schreibart, als die in der vorigen. Sie hat aber doch auch alle die Leichtigkeit und Flüßigkeit des Gesanges, eben den guten Ausdruck, eben so drollige, nicht ganz gemeine, vielmehr manchmal sonderbare Erfindungen, welche uns an jener so gefallen.

S. 34. Könnte das Ritornell rythmisch etwas richtiger seyn. Der Dreyer zum Anfange ist zwar nicht eigentlich zu verwerfen. Hier scheint er aber etwas langweilig zu werden. Und nicht fünf, sondern sechs Takte sollten ihm folgen: wenn auch gleich das ganze Ritornell alsdenn neun Takte hätte, der für

einen Zweyer geltende erste Dreyer würde alsdenn doch den Rythmus als gerade ansehen lassen. Da hingegen sonst ein Takt zu fehlen scheint. Bey der Singstimme, in der Folge ist der Rythmus besser in Ordnung. Denn zween Fünfer in gleicher Einrichtung nach einander sind mehrentheils gut, manchmal, zumal in Singsachen, gar angenehm.

S. 46. im 3 und 4 Takte des zweyten Systems hätte, wenigstens nach des Recensenten Empfindung, die Sylbe hier nicht kurz und als die letzte Note des dritten, sondern accentuiret, als die erste Note des vierten Takts erscheinen sollen. Aus einem Verfahren, wie das hier vorhabende ist, wird sonst bey dem Singen ein merkbarer Declamationsfehler, der zwar die Freyheit der Accentuation, welche sich die Dichter mit den einsylbigen Worten zuweilen nehmen, zur Ursache hat, der aber doch von dem Tonsetzer, wo es nur möglich ist, verhütet werden sollte.

In eben dieser Arie sollte, ein wenig weiter hin, warum, und nicht schlug accentuiret seyn. Das hätte durch eine höhere Note auf rum und durch eine tiefere auf schlug bewerkstelliget werden können.

S. 27. Ist, von da wo die Singstimmen anfangen, ein bemerkenswürdiger guter ungerader Rythmus; von zweymal sieben Takten.

Bey S. 10. im letzten System, merken wir noch beyläufig an, daß, um anzuzeigen, wenn Sing- oder Instrumentstimmen nach und nach an Stärke abnehmen sollen, man nicht decrescendo, welches gar nicht gut italienisch ist, sondern scemando schreiben müsse, wenn man sich anders in der italienischen Sprache recht ausdrücken will.

Z.

---

6. Romanen.

Die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva. Zwey Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 846 Seiten in 8.

Die erste Ausgabe dieses Buchs ist in dieser Bibliothek in des ersten Bandes zweytem Stück S. 97. angezeigt und beurtheilt. Der Herr Hofrath Wieland hat in dieser zwoten Auflage das ganze Werk nochmals übersehen, vieler-

ley

bey verändert und sich bemühet, wie er sagt, dieses Buch der günstigen Aufnahme, die es schon in seiner ersten unvollkommenen Gestalt erhalten hat, würdiger zu machen. Der Vorbericht, gegen den der Recensent der ersten Ausgabe eins und das andere zu erinnern fand, ist hier weggelassen, dagegen sind einige erläuternde Anmerkungen denen zum Besten unter dem Text gesetzt worden, welche in den Feenmährgen nicht so belesen sind, als Don Sylvio und sein Geschichtschreiber. An allem was sonst zur äussern Verzierung des Buchs etwas beyzutragen vermag, hat es der Verleger nicht fehlen lassen.

Hr.

Landbibliothek für die Deutschen. Erster Theil. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 1772. 15 Bogen in 8.

Wir haben eine Landbibliothek, die schon zu vielen Bänden angewachsen ist und aus einer Sammlung kleiner Romanen bestehet, davon die meisten wenigstens das Verdienst haben, daß sie unterhaltend sind und durch die Lektüre derselben die einsamen Stunden auf dem Lande ausgefüllet werden können. Sie mag daher auch mit Vortheil abgefaßt worden seyn, und dadurch hat der Verleger der angezeigten Schrift ausser Zweifel einen Beruf gefunden, diesen ergiebigen Titel zu nützen und solchen einer Compilation witziger, satyrischer und moralischer Gedanken, die aus allerley deutschen Schriftstellern geborgt sind, auch Calendergeschichten, Anekdoten und Poesien gleichfalls vorzusetzen; denn sonst läßt sich gar kein Grund angeben, was dieser an sich nichts sagende Titel hier vor einem Buche soll, das die Einrichtung eines Dictionaire portatif hat, wo unter allgemeine Ueberschriften nach alphabetischer Ordnung alles ist zusammengelesen worden, was von verschiedenen Schriftstellern über einerley Gegenstand Gutes und Böses ist gesagt worden. Man besehe z. B. den Artickel Adel, der einer der reichhaltigsten ist und 30 Numern hat. Unter der Rubrick Christ, die in diesen Bogen den besten Artickel ausmacht, stehet das bekannte Gellertsche Lehrgedicht ganz abgedruckt, um in der Geschwindigkeit und ohne weiteres Nachsuchen noch einige Seiten damit anzufüllen. Was mag also wohl der Sammler für eine Absicht bey dieser buntschäckigen Compilation, die weder unterrichtend noch unterhaltend ist, gehabt haben? Zuverläßig keine andere, als einen

armseligen Gewinst, auf Kosten voreiliger Käufer, die der Titel hintergehen soll.

Ls.

Versuche in rührenden Erzählungen. Zweyte Auflage. Stuttgardt, bey Mezler, 1772. 31 B. in 8.

Der Graf von Pontis, oder der von seinem Sohne ermordete Vater, von dem Verfasser des Versuchs in rührenden Erzählungen. Augsburg, bey Stage, 1772. 8 Bogen in 8.

Die erste Auflage dieser rührenden Erzählungen ist im 1. Stück des 15. Bandes dieser Bibliothek S. 247. bereits angezeigt. In dieser neuen Auflage ist nichts verändert. Die Vorrede, worinn sich der V. auf die Originalität seiner Erzählungen so viel zu gute thut, hätte wegbleiben können; denn Original heißt hier nichts mehr als eigne Erfindung der Fabel, die Einkleidung derselben und der Ton ist ganz nach französischen Mustern geformt. Der Graf von Pontis ist gleichfalls in dem Ton der französchen Liebesgeschichte, folglich gehört dem V. auch hier nichts eigenthümlich zu als die Erfindung der magern romantischen Fabel. Der V. ist für das tragische, daher muß, wie billig, wenigstens eine Mordthat den Beschluß der Geschichte machen, sie mag sich nun hierher passen, oder nicht. Der Graf von Pontis ermordet seinen Vater, einen bejahrten Mann, unerkannter Weise, weil er ihn für seinen Nebenbuhler hält, und dazu hat er keine andere Ursache, als daß er ihn einmal in einem geheimen Gespräch mit seiner Geliebten findet, von der er nachher entdeckt, daß sie seine eigne Schwester ist. Wenn der V. seiner Geschichte nicht ausdrücklich einen tragischen Ausgang versprochen hätte, so würde Niemand begreifen können, wo der junge Graf, der übrigens so fromm ist wie ein Lamm, auf einmal so Banditenmäßige Gesinnungen herbekommt. Der V. verspricht mehrere solche Erzählungen, die er nach und nach zu einem mäßigen Bändchen will anwachsen lassen. Nach dieser Probe zu urtheilen, werden sie alle nur an das mittelmäßige gränzen.

Angenehmer Zeitvertreib bey langen Winterabenden in lehrreichen und zeitkürzenden Geschichten. Erstes,

stes, zwentes und drittes Stück. Ulm, 1771. und 72. Druck und Verlag Christian Ulrich Wagners, 8. zusammen 45 Bogen.

Für Handwerkspursche und Dorfspinnstuben, mögen diese Geschichte augenehm, lehrreich und zeitkürzend seyn, denn z. B. wie lehrreich und kernhaft ist nicht folgende Moral einer Fabel:

Vernünftige Regenten müssen
Bey Leuten, die ihr Maul nicht recht zu brauchen wissen,
Mehr auf die gute Meynung sehn,
Als auf die Thaten selbst, die wider sie geschehn.

Für jede andere Classe von Lesern möchten aber diese aufgewärmten Erzählungen aus der Felsenburg und andern ähnlichen abgenutzten Romanen wohl eine wahre Pönitenz seyn.

Hr.

---

7. Weltweisheit.

Ueber die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens. Reden und Versuche. Altenb. bey Richter 1772. 15. Bogen 8.

Nach der Mode ist dies Schriftchen durchaus eingerichtet. Schöner Druck und Papier Horat. e nummo Thes. Christinae Reg. vorn: zwo Vorreden: denn bald Rede, bald Versuch, bald eine Erzählung, wo nichts erzählt wird, vergebliche Anmerkungen, Nachrede u. dgl. artige Schwänke mehr, wo zu jedem Titel ein neues sauberes Blatt genommen ist. Auch inwendig duftet die Schrift ganz von Myrrhen, Kasia, und Salben, schönen Seelen, guten Gesinnungen, sanften Empfindungen, Tugend, Veredlung, moralischer Schönheit, Philosophie des Lebens, Necktar und Götterküssen

quae quinta parte sui
Nectaris imbuit Venus

Auch kann der Verf. allerdings die besten, löblichsten Absichten gehabt haben, hat auch manche nicht unfeine Gedanken geliefert — — Aber bey Allem, Allem — In der Vorrede ahmt

ahmt der Verf., wie er sagt, Schaftesbury nach, der seine Schrift an den Tod weihte, und uns dünkt, der lächerliche Druckfehler wird bey der Nachahmungsschrift leider! Weißagung und Wahrheit.

Was hilft in der Welt aller gute Wille, wo keine Kraft ist? und alles Gerede über Tugend, Charakter, schöne Seele und Philosophie des Lebens, wo kein Grundsatz im Menschen erschüttert, keine Nerve gestärkt, kein böser Winkel des Herzens ohne Scheu und Schmeicheley glatt umgekehrt und ausgeleert wird — wo der Leser kaum je recht weis, wovon mit alle den ausgerißnen Blumen die Rede seyn soll?

Die zweyte Vorrede soll historisch-philosophisch-kritisch seyn, daß sich die Tugend schön einkleiden könne, solle, und möge? Nirgend tief in der Sache, oder Geschichte, oder Hindernissen und Einwürfen — Die paar Stellen aus Plato erquicken das Herz, wie ein frischer Quell den Wandrer arabischer Sandwüste, oder — ja nicht zu beleidigen! — Elysischer Blumengefilde, in denen alles dörret, oder nur durch den Stab der Zauberinn grünt.

Ueber Charaktere soll ein Abschnitt tief in des Menschen Brust sehen — wir haben in dem dunkeln Guckkasten nichts gefunden: ein paar Züge aus der Geschichte sind wieder das Einzige und Beste.

Ueber Laune nichts erschöpft, so wenig als über Naiv, oder über die Nutzbarkeit und Schönheit der neuen Wielandschen Schriften. Was hier so weitläuftig über das Frauenzimmer gelallt wird, ist in Shaftesburis Moralists in zwo Perioden gesagt, und nirgend tiefer hier angewandt.

Daß in einer solchen Schrift schielende Halburtheile die Menge sind, braucht kaum angeführt zu werden. — Eins der schrecklichsten, „daß in einem starkgebauten Körper keine „schöne Seele wohnen könne? — wir wetten, der Hr. Verf. ist fein, und dünn und zärtlich.

Noch ein paar Fragen. Wer ist der deutsche Heinrich der siebende, der Pendant zu Heinrich dem vierten in Frankreich? Und denn: gehört etwa die kleine, süße Schriftstellereitelkeit, die sich fast nie vom Quell Narcissus zu entfernen scheint, und die ohne Zweifel von Rosenfilet (erfunden, als P. Hell in Norwegen das Nordlicht mit Fingern filirte) gesponnenen Manschetten immer so artig, zumal wenn von Dames die Rede ist, zurecht ordnet — gehört diese Liebfreundlichkeit auch zur moralischen Schönheit und Philosophie des Lebens? — Ohne Zweifel als Haupttugend.

Xenophon. (der Name klingt doch den Süßlingen der neuen Schäfertugend so schön.) Xenophon hatte auch einmal ein Gesicht über moralische Schönheit und Philosophie des Lebens. Tugend und Laster erschienen dem gesunden, sehnichten, starken Jünglinge Herkules (um andere hätten sie vielleicht nicht so inständig gestritten und wetteifert.) Allein eben die Gestalt von beyden, die wie des Verf. Buch aussahe, war — die Weichlichkeit! die Wollust! — τεθραμμενη μεν εις απλοτητα, κεκαλλωπισμενη δε το μεν χρωμα, ωςε λευκοτεραν τε και ευθροτεραν του οντος δοκειν φαινεσθαι, το δε σχημα, ωςε δοκειν ορθοτεραν της φυσεως ειναι. s. w.

Alexander von Joch, beyder Rechte Doktor, über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen. Bayreuth und Leipzig, bey Johann Andr. Lübeck, 1770. 8.

Erstes Sendschreiben an Herrn Alexander von Joch, beyder Rechte Doktor von Alexander von Frey, keiner Rechte Doktor.

Nihil sine ratione sufficiente.

1771. 8.

Zweytes Sendschreiben an Herrn Alexander von Joch beyder Rechte Doktor, von Alexander von Frey, keiner Rechte Doktor.

Nihil sine ratione sufficiente.

1771. 8.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen. Andere durchgängig verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Ausgabe, welcher die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig, bey J. A. Lübeck, 1772. 8.

Unter diesen sonderbaren Aufschriften erhalten wir Abhandlungen über die Freyheit des menschlichen Willens, — eine Materie, worüber man seit Miltons gefallenen Engeln

noch nicht ausgestritten hat. Es ist so leicht, dabey auf einen von den beyden Abwegen, zwischen denen die Wahrheit mitten inne liegt, entweder auf eine unbedingte Nothwendigkeit oder auf eine Wahl bey volligem Gleichgewicht zu gerathen. Für die letzte streitet der H. von Frey, und die erste scheint der Hr. von Joch zu verfechten. Wir sagen: er scheint, weil wir uns diese Meynung nicht geradezu aus seinen Vordersätzen herzuleiten getrauen, so deutlich sie auch in einigen Aussprüchen desselben liegt. Z. E. in den Worten: (§. 16. S. 24. der neuen Ausg.) „Es ist nichts möglich als nur das, so geschehen ist, „oder noch geschehen wird, und es wird nichts geschehen, als „was geschehen muß.„ Wir bescheiden uns gern, daß, wie es zu geschehen pflegt, wenn man etwas neues zu behaupten glaubt, dieses vielleicht eine Behauptung sey, die der V. als ein Paradox hingeworfen, und das man nicht nach dem Buchstaben nehmen muß. Allein wir gestehen auch, daß wir diese Paradoxologie, sie sey eine Folge der Ungeschicklichkeit oder des Eigensinnes, nicht lieben, weil sie weder unterrichtet noch bessert, vielmehr die Wahrheit nur verdächtig macht. Ueberhaupt haben beyderley Schriften des Joch sowol als des Frey den wichtigen Fehler, daß sie ohne Präcision und mit ermüdender Weitschweifigkeit geschrieben sind. Nur mit dem beträchtlichen Unterschied, daß man bey dem J. weit mehr Kenntniß der Sache und richtiges Urtheil als bey seinem Gegner findet. Noch haben sie das gemein, daß sie einen scherzhaften Ton affektiren, der bey dem H. v. J. durchgehends schäckerhaft, bey dem H. v. F. oftmals plump ist. Es läßt sich dieses Urtheil nicht leicht mit Beyspielen belegen, da das possenhafte dieses Tons gerade eben dadurch am meisten beleidigt, daß er durch das ganze Buch herrscht. Es ist eine eigene Sache um den Scherz, wenn er nicht sehr fein ist, so dient er nur, wie alles verdorbene Gewürz, das beste Gericht unschmackhaft zu machen. Und dann wer kann sich mit lauter Gewürz nähren? Es mag allerdings belustigend seyn, aber nur für die, welche die beyden Streiter näher kennen, als wir, sie mit einander im Gefechte zu sehen. Der Hr. v. J. geht mit seinem kalten Spotte seinen Weg gerade fort, und sieht mit Verachtung auf seinen Gegner herab, der ihn gern durch alle mögliche Neckereyen zur Gegenwehr bringen möchte. Diesem guten Mann scheint es schon Ehre gnug zu seyn, Sieger oder Besiegter, mit einem solchen Manne, als H. v. J. im Gefechte gewesen zu seyn. Kaum war die erste Ausgabe von diesem erschienen, als der Hr. v. F. ihm die Fehde in seinem ersten

sten zwey Bogen starken Sendschreiben ankündigte. Keine Antwort! Zwar was ließ sich auf ein Brieschen antworten, das eigentlich nichts wesentliches enthielt, nichts, daß einem vernünftigen Manne Anlaß zum Nachdenken hätte geben können. Also ein zweytes Sendschreiben! und dies zweyte Sendschreiben war freylich an Masse viel, aber an Gedankenkraft wenig stärker als das erstere. So viel sich mitten durch das weitschweifige Geschwätz und den eckelhaften Studentenwitz hindurch abnehmen läßt, so setzt der Hr. v. F. die Freyheit des menschlichen Willens in die Fähigkeit nach unentscheidenden Ursachen wählen zu können. Diese Freyheit, die vermuthlich in dem Vaterlande der Hippogryphen und Centauren gilt, ist dann ohne Zweifel von aller Art von Nothwendigkeit weit genug entfernt. Die Belesenheit des Hrn. von F. die sich, wie der Augenscheint lehrt, fast über das weite Reich aller Schulcompendien des ganzen Occidents erstreckt, hat ihm doch auch nicht einen einzigen von dem gewiß nicht unwichtigen Zweifeln, die man gegen diese Freyheit gemacht hat, an die Hand zu geben. Ein Grund, womit er diese unentscheidenden Ursachen nach Anleitung des Hrn. Crusius unterstützt, ist von der Schöpfung der Welt hergenommen. Er glaubt nemlich S. 204. „wenn man nicht zuliesse, daß sich der Wille nach unentscheidenden Ursachen bestimmen könne, man die Ewigkeit der Welt annehmen müsse.„ Diese Ewigkeit der Welt, worüber ehemals so viel ist gestritten worden, würde, wenn er ihre genaue Einschränkung wüßte, dem Hrn. v. F. bey weiten so gefährlich nicht scheinen, als sie ihm scheint. Aber leyder! weis er gar nicht, worauf es bey dieser Frage ankömmt. Das ist immer gewiß, die Welt mag von Ewigkeit her geschaffen seyn oder nicht: so muß sie nach entscheidenden Ursachen gewählt seyn. Die Frage, die vielleicht ewig wird unbeantwortet bleiben, ist, welche Ursachen waren entscheidend?

Hr. v. F. hebt oftmals an, sehr streng zu argumentiren, aber mitten auf dem Wege verläßt er seinen Leser. „Ich komme, „heißt es S. 195. zur andern Frage: ob irgendwo unent„scheidende Ursachen vorhanden sind? Ich will zeigen, daß, „wofern man sie nicht zugiebt, man von keiner einzigen Sache „in der Welt eine vernünftige Ursach angeben könne.„ Wir dächten gerade umgekehrt, wenn man sie annimmt, kann man keiner Sache eine vernünftige, das ist, vollständige Ursach angeben. Denn da, wo die Ursachen anfangen, unentscheidend zu werden, wohin also die Wirksamkeit der Ursachen nicht reicht, da erfolgt augenscheinlich etwas ohne Ursach.

Doch

Google

Doch wir müssen seine Schlüsse hören. „Derjenige, (S.
„195. 197. ff.) welcher die Wirklichkeit unentscheidender Ur-
„sachen leugnet, nimmt entweder einen Gott an oder nicht.„
So sehr dilemmatisch dieses in den Worten ausgedruckt ist:
so wenig bleibt es in der Schlußfolge des Hrn. von F. so. Er
verläßt den letzten Fall, ohne den ersten durch etwas anders
festgesetzt zu haben, als durch die rednerische Wendung: „Nur
„Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott. Mit
diesen Leuten mag ich also nichts zu thun haben, sie mögen zu-
geben, daß es unentscheidende Ursachen gebe, oder sie mögen
es leugnen.„ Aber uns dünkt, ein Philosoph, wie der Hr.
von F. seyn will, müßte etwas mit ihnen zu thun haben wol-
len. Eine solche verächtliche Abweisung mag buon per la
predica seyn, aber, wenn man philosophiren will, so müßte
man diese elenden Leute erst aus andern Gründen von dem
Daseyn Gottes überzeugen, ehe man auf dieses Daseyn Got-
tes die unentscheidenden Ursachen bauet. Denn wenn diese
Leute sagten: daß sie eben deswegen einen Gott glaubten,
weil sie von den entscheidenden Ursachen überzeugt wären,
und daß sie aufhören würden, einen Gott zu glauben, so bald
sie sich überzeugen könnten, daß etwas nach unentscheidenden
Ursachen erfolgen könnte: so finden wir wenigstens in dem
Buche des H. v. F. nichts, womit wir sie zum Stillschwei-
gen bringen könnten. Auch daraus erhellet, daß das philo-
sophiren des H. v. F. Sache nicht ist. Wir haben uns bey
seinen unentscheidenden Ursachen auch nur um deswillen län-
ger aufgehalten, weil davon sein ganzes System abhängt.

Wir kehren wieder zu dem H. v. J. zurück, und sagen
noch ein paar Worte von dem zweyten Buche seiner Abhand-
lung, welche den moralischen Theil enthält. In diesem fin-
den wir die eigentliche Erklärung der Aufschrift, die er seinem
Werke gegeben hat. Nemlich die Sittenlehre und Gesetzge-
bung, Strafen und Belohnung können bestehen, wenn man auch
die Freyheit des menschlichen Willens leugnet. Wir sind die-
ser Meynung ebenfalls, zumal wenn man das Wort Noth-
wendigkeit in dem Sinne nimmt, worinn es der H. v. J.
mehrentheils zu nehmen scheint. In der That bestätigt es die
Erfahrung, daß die Philosophen und Gesetzgeber, wenn sie
auch in ihren Spekulationen über Schicksal und Freyheit noch
soweit auseinander gewesen, doch über die Zurechnung über-
ein gedacht haben. Wir verweisen unsere Leser darüber auf den
Cicero und Gellius. Der H. von F. hat also gar nicht Ur-
sach, sich gegen die Stoiker so sehr zu entrüsten. Er wirft
ih-

ihnen Gotteslåugnung, Sittenlosigkeit und den schådlichsten Fatalismus vor. (von S. 215. an) Durch alle dergleichen Folgerungen dient man seiner Sache schlecht. Denn wenn die Gegner nun diese Folgerungen nicht eingestehen, wenn sie ihnen ausdrůcklich widersprechen, wenn man selbst ihre Vordersåtze nicht genug kennt, oder wenn andere, ob sie gleich die Vordersåtze annehmen, doch die Folgerung verwerfen? Das alles trift hier zu. Man kann den H. v. F. auffodern, aus den neuern Stoikern seine Vorwůrfe zu beweisen, und was uns von den Altern ůbrig ist, von ihren schriftreichen Chrysippus, das sind von 705. Bůchern einige Seiten Fragmente. Es ist aber auch gewiß, daß der Hr. von F. mit sich selbst nicht Eins gewesen ist. Denn Zolne, Wolf und Luther, so sehr sie von einander abstehen, finden sich doch in seiner Abhandlung freundschaftlich zusammen. Kurz, die Wahrheit ist auf dem Boden des Brunnens durch die Bemůhungen des Jochs und des Frey noch um nichts sichtbarer geworden.

Dl.

---

8. Mathematick.

J. E. Bode Monatliche Anleitung zur Kenntnis des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May 1771. bis Monat April 1772. Hamburg bey Harmsen. 5 Bogen 8.

J. E. Bode kurzgefaßte Abhandlung nebst einem deutlichen Entwurf der partialen Mondsfinsternis vom 29. April 1771. Hamburg bey Harmsen. 8. 1 Bogen 1771.

Die erste dieser Schriften ist eine Fortsetzung derjenigen, die im 12ten Bande der A. d. Bibl. bereits angezeigt worden. Nur ist, wie man aus der Anzahl der Bogen an sich schon abnehmen kann, hier alles kůrzer gefaßt, und daher auch was Anfangs ůberhaupt angemerkt worden, nicht nochmals angemerkt. In der 2ten Schrift ist nicht nur die Finsternis beschrieben; in Kupfern mit Farben vorgestellt und erklårt; sondern Anfånger erhalten darinn auch Anleitung, wie sie aus den berechneten Zahlen, die Figur allenfalls selbst zeichnen, und die

die Umstände der Finsternis sowohl aus der Figur als mittelst einer Erdkugel finden können.

J. E. Bode, monatliche Anleitung zur Kenntniß des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May, 1772. bis Monat April, 1773. nebst Berechnung der mittlerweile einfallenden Sonnen- und Mondsfinsternisse, 1772. 8. gedruckt bey Harmse, 6 Bogen, 1 Kupferbl.

Das Werkchen enthält genau was der Titel angiebt, und wird denen Liebhabern der Sternkunde, die des Verfassers ähnliche Arbeiten für einige der nächst vorhergehenden Jahre so häufig gebraucht haben, eben so angenehm und brauchbar seyn. Die Finsternisse sind nach den Lambertschen eigentlich dazu eingerichteten Tabellen berechnet, und entworfen. Der Verfasser läßt sich dabey in alle Umstände ein, und giebt an, wie und wiefern die bemeldten Sonn- und Mondsfinsternisse auf der Erdfläche herum sichtbar seyn werden. Auf dem Kupferblatt wird die große Mondsfinsterniß vom 11ten Oct. Abends, die kleinen Sonnenfinsternisse vom 26ten Octob. 1772. Morgens und vom 23 Merz 1773. Morgens, letztere beyde nach dem Hamburger Horizonte, ferner der Ring des Saturns, wie er im Jenner 1773., und die Gestalten der Venus, wie sie in jedem Monate erscheint, vorgestellt. Der übrige Raum zeigt einige Stellungen der Jupiterstrabanten vom 1ten bis 10ten August 1772. Abends um 11. Uhr. Hr. B. der es von selbst in astronomischen Kenntnissen so weit gebracht, verdiente mehrere Aufmunterung und bessere Gelegenheiten. Wir vernehmen mit Vergnügen, daß er beydes zu Berlin gefunden, und erwarten daher viel vorzügliches von dessen fernern Bemühungen, sich um die Sternkunde verdient zu machen.

J. E. Kruse zuverläßiger und geschwinder Wechselscheider, zweyte Auflage. 1771. Hamburg, auf Kosten des Verfassers, 4. 388 S., gut Schreibpap.

Der Titel dieses Werkes füllt eine Quartseite aus. Wir hätten denselben ganz hergesetzt, wenn es die erste Auflage wäre, und die Kaufleute und Wechseler zu Hamburg, für dies unmittelbar gewidmet ist, den Werth desselben nicht bereits

schon kenneten, oder wenigstens ihn nicht von dem Verfasser selbst lernen könnten. Die erste Auflage kam 1756. auf 130 Tafeln heraus. Dermalen sind es 180. Der Verfasser läßt keine andere als die von ihm unterschriebene Exemplarien als ächte gelten.

D.

Berechnung der Luftmaschiene, welche in der Niederungarischen Bergstadt zu Schemnitz bey der Amalia Schlacht, vom Herrn Joseph Karl Höll, Oberkunstmeistern erfunden, erbauet, und im Jahre 1753. den 23 März ist angelassen worden. Wien, gedruckt bey Joseph Kurzböck, K. K. illyrisch- und orientalischen Hof- wie auch N. Oesterreichischen Landschafts- und Universitäts-Buchdruckern, 1771. 8. 5 Bogen Text, eine Kupfertafel.

Wir haben von dieser sinnreichen Maschine bereits eine kurze Beschreibung gegeben, in unsrer Recension der **kurzgefaßten Beschreibung der bey dem Bergbau zu Schemnitz errichteten Maschienen, von Ignatz Edlen von Born.** Weil wir aber nicht wissen, ob diese, oder ob jene, Recension zuerst abgedruckt wird; so wollen wir die Maschiene hier noch einmal beschreiben, damit man das verstehen könne, was wir sonst noch von ihr zu sagen haben.

Die Maschiene bestehet aus zween geschlossenen Kesseln von Metall, die durch eine, mit einem Hahn versehene, Luftröhre mit einander verbunden sind. Jeder Kessel hat eine Röhre mit einem Hahn, zum Einfluß des Wassers; eine Röhre, mit Hahn oder Ventil, zum Ausfluß des Wassers; und eine besondere Luftröhre mit einem Hahn.

Der eine Kessel ist oben im Schacht, der andere unten in der Grube. Die Wirkung der Maschine besteht darinn, daß durch den Einfall des Tagewassers, mit Hülfe der zusammengepreßten Luft, das Grubenwasser herausgetrieben wird. Das Spiel geschiehet so: Den untern Kessel füllet man mit Grubenwasser, und schließt sodann den Hahn zu. Nun wird der obere Kessel mit Aufschlagwasser gefüllet; dieses treibet die Luft aus ihm in den untern Kessel, und verursachet dadurch, daß er sich durch das Steigerohr dahin ergießt, wo das Wasser abfliessen kann. Dieses war der erste Hub. Nun schließt man den Hahn des Aufschlagewassers, wie auch der gemeinschaftlichen

chen Luftröhre, und leeret den obern Kessel, durch seine Abzugsröhre aus; nachdem man, um das Auslaufen zu beschleunigen, seine besondere Luftröhre geöfnet hat. Hierauf öfnet man die gemeinschaftliche Luftröhre, füllet den untern Kessel aufs neue; und so geschieht der zweyte Hub, indem der obere Kessel mit Aufschlagwasser gefüllet, und dadurch die darinn enthaltene Luft in den untern Kessel getrieben wird.

Wie, und wo, und warum Eiß erzeugt werde, wenn nach dem zweyten Hub die zusammengepreßte Luft nicht in den obern Kessel zurückgelassen wird, das können wir nicht begreifen, ob es gleich der 4. §. erkläret.

Diese Maschine hat zweyerley Aufschlagwasser, eines fällt 22 Lachter, das andere 40 Lachter tief. Wenn dieses Schichtweis, das ist von 12 zu 12 Stunden abwechselt; so geschehen in einer Stunde 21 Hübe, und diese heben in 24 Stunden 9576 Eimer Grubenwasser, auf 16 Lachter hoch.

Mit der Theorie von der Wirkung der Maschiene, so wie sie hier vorgetragen ist, können wir uns nicht einlassen. Wir bemerken nur das einzige, daß wir bey ihrer Einrichtung nicht begreifen, wie sie das Grubenwasser höher heben könne, als das Aufschlagwasser fällt; es mag nun des erstern noch so wenig und des letztern noch so viel seyn. Entweder wir verstehen also den Vortrag S. 36. bis 40. ganz unrecht, oder es ist falsch, was die Tabelle angiebt, daß 22 Lachter tief fallendes Aufschlagwasser, das Grubenwasser auf 44 Lachter hoch, und 40 Lachter tief fallendes auf 60 Lachter hoch heben könne.

Nachfolgende Vortheile und Fehler dieser Maschiene giebt der H. V. an: Sie erfordert keinen großen Raum; braucht kein Leder, also fast gar keine Unterhaltungskosten; hebt das Wasser nach allen Richtungen und Brüchen. Hingegen wirket sie nicht immer fort, und die Zeit die zu Ausleerung des obern und zu Anfüllung des untern Kessels nöthig ist, gehet ganz verlohren (Dieser Vorwurf ist nicht billig. Ein Bote kann wechselsweis ausruhen, wenn er nur nachher noch einmal so geschwinde gehet als ein anderer, der in einem Weg gehet.); die Luft- und Wasser-Bahnen müssen durch Menschenhände geöfnet und geschlossen werden (dieser Einwurf liesse sich heben); sie ist nur zu gebrauchen, wo der untere Kessel tiefer stehen kann als der Sumpf. (Auch dieser Schwürigkeit könnte man, durch einige künstliche Zusätze, im Geschmack der Hauptmaschiene, abhelfen. Hingegen scheinet uns ein Hauptmangel zu seyn, daß sie das Wasser nicht auf jede

wede

wede Höhe bringen kann, man müßte denn die Vorrichtung wiederholen.

Pi.

Die Ursachen der Bewegung der Planeten, der Schwere, und des Zusammenhanges der Körper erwiesen von A. A. Hamberger. Jena, 1772. 8. 15 Bogen 4 Kupferbl.

Alle seit Cartesius Zeiten über diese Materien gewagte Versuche sind bekanntermaaßen verunglückt. Hr. H. wagt hier ebenfalls einen, der weder ganz neu ist, noch vielen Beyfall erhalten wird. Die angegebene Ursache ist, überhaupt betrachtet der Aether, dieser physische Scherwenzel, den man immer, je nachdem man ihn gebraucht oder nicht gebraucht, herfürzieht oder verwirft, der bey seinen Beschützern alles in allem, bey seinen Gegnern entweder nichts ist, oder wenigstens gegen mehrere besondere subtile Materien, Kräfte rc. vertauscht wird. Hr. H. bemerkte im Ballhause, daß der Ball zuweilen in krummer Linie seitwärts läuft, und an die Wand in mehrern Sätzen eben so anspringt wie es gewöhnlich nur auf den Boden geschieht. Solche seitwärts gehende Richtung hat nun besonders Hr. Euler längst schon untersucht, und einen Hauptgrund darinn gefunden, daß der Mittelpunkt der Schwere mit dem Mittelpunkt der Größe nicht zusammentrift, und daß besonders auch daher eine Bewegung um die Axe entsteht rc. Den Widerstand des Aethers und dessen Wirkung in Absicht auf den Radlauf oder die Umwälzung der Planeten um ihre Axe hat ebenfalls besonders Hr. Euler längst schon untersucht, und hätte Hr. H. sehr wohl gethan, sich vorerst in den Eulerschen Schriften Raths zu erholen, und zu sehen, ob er sich da, wo Hr. Euler zurücke bleibt, getrauen könne, weiter zu gehen. Das Umdrehen der Planeten leitet Hr. H. aus dem Anstosse der Sonnenstrahlen auf deren Oberfläche her, jedoch auch mit Zuziehung der Bewegung eines jeden Planeten in seiner Bahn. Die darüber angestellte Rechnung füllt einen Bogen aus, und enthält viel überflüßiges. Wir haben uns die Mühe genommen, sie zu dechiffriren, und können nun unserm Leser und auch dem Verfasser selbst sagen, daß wenn seine Berechnungsart ins kurze zusammengezogen wird, endlich dieses die Folge davon ist, daß die Umwälzungszeiten der Planeten um ihre Axe in gerader Verhältniß der Quadratwurzeln ihrer periodischen Umlaufszeiten, und in umgekehrter Verhältniß der

Diameter ihrer Körper sind. Diese Regel wäre allerdings sehr leicht und einfach. Sie taugt aber so wenig als die Art wie der Verfasser sie gefunden. Denn gesetzt auch die Umwälzung der Planeten rühre von dem Eindrucke der Sonnenstrahlen her, so würde die Kraft derselben nicht wie die Quadratwurzel der Umlaufszeiten, sondern umgekehrt, wie das Quadrat der Distanz seyn. Eben so richtet sich eine Wirkung immer eher nach dem Quadrate als nach der Quadratwurzel der Geschwindigkeit, wie der Verfasser im §. 113. nach eigenem Geständniß ohne einen Grund zu haben, annimmt, um seine Rechnung mit den Beobachtungen wenigstens zum Theil zusammen zu reimen. Mit allem dem aber würde nach seiner Rechnung die Umwälzungszeit des Mars von 44 Stunden Zeit seyn, da doch die Beobachtungen nicht völlig 25 Stunden angeben. Des Verfassers Ausflüchte hiebey wollen nichts sagen. Ganz im Gegentheil könnte er bey Joh. Bernoulli in seiner Nouvelle Physique celeste (Opp. Jo. Bernoullii Tom. III. pag. 321. §. LXI.) nachsehen, daß vielleicht auch die Dichtigkeit der Masse der Planeten mit in die Rechnung gezogen werden müßte, wenn die Umwälzungszeiten nach mechanischen Gesetzen aus den übrigen Umständen abgeleitet werden sollten oder könnten. Denn kömmt hiebey der Widerstand des Aethers oder irgend einer flüßigen Materie in Betrachtung, so muß nicht nur die Größe, sondern auch die Masse des Körpers bey der Rechnung zum Grunde gelegt werden. Hiebey läßt sich nicht wohl a posteriori gehen, wie es Kepler in Absicht auf seine Gesetze thun konnte, wo nur Zeiten und Räume mit einander zu vergleichen waren. Die Umwälzungszeiten sind uns nur von 4 Planeten bekannt, und so würde sich von der Distanz, Masse und Größe der Planeten noch wohl eine oder mehrere Funktionen finden lassen, durch welche diese Umwälzungszeiten genau genug würden ausgedrückt werden können, ohne daß sich auf die Richtigkeit einer solchen Funktion würde unmittelbar können schliessen lassen. Sollten sich diese Zeiten nach dem Abstande der Planeten von der Sonne richten, so würde dieses in die Länge eines Tages von 24 Stunden, vom Winter zum Sommer einen sehr merklichen Einfluß haben, wovon man doch mit den genauesten Penduluhren nichts bemerkt hat.

D.

---

9. Er-

9. Erziehungsschriften.

Wochenblatt für rechtschaffene Eltern. Ersten Bandes erste Abtheilung. Nürnberg, bey Martin Jacob Bauer. 1772. 200 S. in 8.

Der Verfasser sagt, er habe, weil er am Markte müßig gestanden, den Entschluß gefaßt, ein Schriftsteller zu werden, indem er unmöglich die Hände habe in den (dem ist wohl ein Druckfehler) Schoos legen können; er hätte auch lieber etwas nützliches schreiben, als Büchertitel sammlen, Verse leyern, oder so etwas, das man Witz nennet, ausbrüten wollen. Das ist nun sehr wohl gethan. Aber er hätte nicht hinzusetzen sollen: „ob diese Blätter gelesen, gelobt oder geschimpft werden, das weis ich nicht und verlange es auch nicht zu wissen.„ Wer blos schreibt, um sich die Zeit zu vertreiben und dem auch nichts daran gelegen ist, ob ihm das gut oder schlecht gerathe, der kann wohl so sagen; aber wer von wichtigen Dingen, die der Menschen Glück und Unglück betreffen, redet, muß sich nicht so ausdrücken. Wenn er ferner sagt: „Es ist genug, wenn ich aus guten Absichten geschrieben und meine Rolle bisher nicht ganz schlecht gespielt habe:„ so weis er wohl, daß die gute Absicht nicht wegen des Schreibens rechtfertigt, und daß es zu viel Stolz verrathe, wenn man darüber, ob man seine Rolle gut gespielt habe, nicht Andre zu Rathe ziehen will, sondern seinem eignen Urtheil gänzlich trauet. Nachdem wir dies im Vorbericht gelesen haben: so konnten wir nicht mit einem günstigen Vorurtheil die Blätter selbst zu lesen anfangen. Allein wir fanden uns auf eine angenehme Weise betrogen, und nach Durchlesung derselben glauben wir, daß der Vorbericht in einem Anfall von Lustigkeit geschrieben ist, wobey der Verf. nicht über das, was er schrieb, nachdachte. In den 13 Stücken, welche diese Abtheilung enthält, finden wir Gedanken über die Wichtigkeit der Erziehung und Anweisungen, was in Ansehung des Körpers und der Seele und vorzüglich auch in Absicht auf die Religion zu beobachten sey. Hie und da hat der Verf. die Gedanken zu sehr gedehnt und sich nicht genug vor dem Declamatorischen gehütet. Auch finden wir nicht Merkmale, daß ein eigenthümlicher Beobachtungsgeist ihn geleitet habe; aber allenthalben schreibt er mit gesundem Verstande und einer gu-

ten Beurtheilung. Selten fällt die Schreibart nur ins gar Geschmückte; durchgängig ist sie sonst ungemein gut und der Art des Vortrags vollkommen angemessen. Das erste Stück, welches eine Einleitung enthält, ist vorzüglich gut geschrieben und zeigt, daß der Verf. blos aus Nachläßigkeit allen Stücken nicht einen gleichen Grad der Güte gegeben hat. Diejenigen, welche selbst nicht viel Erfahrungen im Erziehungsgeschäfte gesammlet und vorzügliche Erkenntnisse darinn erlangt haben (und diese Anzahl der Menschen macht bey weitem die Größte aus) werden dieses Wochenblatt daher mit vielem Nutzen lesen, und wir wünschen, daß es viele derselben lesen mögen. Die Denkungsart, welche der Verf. in Ansehung der Religion zeigt, macht ihm Ehre und giebt seinem Wochenblatt einen besondern Werth. Zuweilen kömmt ein vielleicht nicht genug gebräuchlicher Ausdruck vor, wie z. B. S. 31. Geschwistrigte. Fortklimmen anstatt fortglimmen ebendaselbst ist ein Druckfehler, der den Sinn ändert.

Wochenschrift zum Besten der Erziehung der Jugend. Erster Band. Stuttgardt, bey Christoph Friedrich Cotta, 1771. 3 Alphab.

Fast alles, was sich in dieser Wochenschrift findet, ist aus andern Werken entlehnt. Sie enthält viele Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim, Weiße, Lichtwehr, Michaelis und andern. Dergleichen kleine Stücke sind immer Abhandlungen und Betrachtungen angefügt, welche die Erziehung betreffen. Diese Betrachtungen und Abhandlungen sind ebenfalls fast alle von andern Schriftstellern geborgt. Aus dem Berlinischen Wochenblatt zum Besten der Kinder, aus dem Magazin für Schulen, aus Locke und andern sind theils die Aufsätze ganz genommen, theils nur mit einigen wenigen Zusätzen verbunden oder vermehrt. Der eigenthümliche Werth oder Unwerth dieser Wochenschrift beruht also fast blos auf der Einsicht, womit alles zusammen gesammlet ist. Und so viel können wir zum Lobe derselben sagen, daß überhaupt alles moralisch gut ist, daß sich allenthalben gesunder Verstand zeigt und daß alles mit Nutzen gelesen wird. Denen, welche über die Erziehung so etwas lesen wollen, daß sich durch vorzügliche Vollkommenheiten von andern Schriften der Art unterscheidet, wird diese Schrift nicht ein Genüge thun. Alles ist nicht nach einem gewissen Plan zusammengeordnet. Auch

ist

ist das allerbeste nicht zusammen gesucht. Sehr vieler dahin gehöriger Schriften, die sich durch große Vorzüge auszeichnen, ist gar nicht gedacht. Die poetischen Stücke sind vorzüglich nicht mit Einsicht und feinem Geschmack gewählt. Man findet selbst von Stoppen etwas darinn. S. 647. liest man ein ungemein mittelmäßiges Gedichtchen über die Erziehung, worunter die Buchstaben C. G. G. stehen. Die im 42. Stück angeführten Schreiben hätten weder selbst den Abdruck noch Beantwortungen verdient. Die eignen Gedanken und Anmerkungen sind bey weitem das schlechteste in dieser Wochenschrift. Besonders sind die Verfasser unglücklich in dem Gebrauch bildlicher Redensarten. So liest man S. 7. „Labyrinth von Schwürigkeiten, die sich, wie Berge aufthürmen.„ S. 367. klagt man, daß noch keine deutsche Sprachkunst da sey. Freylich sind noch Gottscheds, Heynatzens und andre Sprachlehren sehr unvollkommen; aber es fehlt doch nicht daran. S. 583. wird von Clarissa, Pamela und Grandison gesagt, sie wären artige Bücher, die ihren Nutzen haben können. Wie wenig muß der die verhältnißmäßige Stärke und Schwäche des menschlichen Geistes zu schätzen fähig seyn, der über jene Meisterstücke des Genies sich so erklärt! Eben daselbst wird von den Komödien gesagt, sie wären mehr erlaubt, als Romanen. Unstreitig ist eine Komödie, die einem Roman in Hinsicht der sittlichen Güte gleicht, so wohl im Guten als Bösen wirksamer. Ist sie nicht sittlich gut: so thut sie mehr Schaden, als ein Roman gleichen Inhalts. Denn nicht nur das Auge wird durch wirkliche Personen und Vorstellungen gerührt, sondern auch das Ohr. Dies gilt auch von den Theaterstücken, die gute Einflüsse auf das menschliche Herz haben. S. 534. wird das Wiegen im Maaße erstattet. Dies dürfte wohl nie anzurathen seyn. Soll der Schlaf dadurch befördert werden; so ist weniges Wiegen, wenn ein Kind daran gewohnt ist, eben so wenig dazu hinreichend, als wenn es gar nicht gewiegt wird. Das Wiegen bis zur Betäubung und zur Erregung des Schwindels ist aber immer schädlich. Jedoch, wenn Lesern von Einsicht diese Wochenschrift kein Genüge thut, welche gerne die Urtheile und Betrachtungen der größten Männer übers Erziehungswesen überhaupt oder über gewisse Punkte desselben bey einander sähen, die Abweichungen derselben von einandern, gerne von einem scharfsinnigen und genau beobachtenden Menschenkenner und Jugendlehrer beurtheilt fänden, und jedes für die Jugend selbst bestimmte Stück mit Absicht und

vieler Einsicht gewählt sehen möchten: so ist sie doch für den größten Haufen der Väter und Mütter und der Jugendlehrer, so lange hierzu nicht blos die einsichtsvollsten Menschen genommen werden, sehr gut. Sonst müssen wir noch bemerken, daß eine und dieselbe Schrift nicht zugleich für Lehrer und Aeltern und für die Jugend bestimmt seyn sollte. Was für erstere geschrieben wird, muß die Jugend bey weitem nicht immer lesen.

G.

---

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

D. Hieron. David Gaubius ꝛc. Entwürfe von verschiedenem Inhalt. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. A. M. Siefert. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von D. Wilh. Heinr. Sebast. Bucholz ordentl. Arzte zu Weimar. Jena, in Hartungs Verlag, 1772. gr. 8. 152 Seiten.

Es sind einzelne medicinische und chymische Abhandlungen, welche der berühmte Verf. nach und nach aufgesetzet hatte. Das erste Hauptstück handelt vom Wasser des mitternächtigen Meeres, an der holländischen Küste. Dasselbe hat der Verf. mit einem genauen Beobachtungsgeiste untersuchet, und befunden, daß jedes Pfund des beschriebenen Meerwassers 3 Qu. und fast 17 Gran Küchensalz, 10 Gran Selenitisches Salz und 24 Gran Glauberisches Wundersalz gehalten.

Von Salpeter hat er nichts darinne gefunden, obgleich das Meerwasser von den meisten als salpeterhaltig angegeben wird. Das 2te Hauptstück enthält die Beschreibung eines gewürzhaften natürlichen Salzes aus dem Oel der Kurassawischen Pomeranzen Schalen. Der gelehrte Hr. Verf. fand in einer Unze dergleichen Oeles, nachdem es 12 Jahre durch in einem wohl verwahrten Glase an einem kühlen Orte ruhig gestanden hatte, kristallinische Klümpchen, welche wie Salz aussahen. Er untersuchte sie, und befand, daß sie wahres Salz waren. Es schmeckte würzhaft auf der Zunge, wie die Pomeranzenschale, und ward vom Speichel aufgelöset. Ein ander Klümpchen zergieng in Wasser durch bloßes Schütteln, und theilte dem Wasser Geruch und Geschmack der Schaale mit.

mit. Es lösete sich in Weingeist völlig auf, und ließ sich durch Wasser nicht wieder daraus niederschlagen. Es entzündete sich nicht auf Kohlen, floß in einem silbernen Löffel über glüenden Kohlen ohne sichtbaren Rauch dünne, endlich da es heisser wurde, flog es in einem Dampf ganz in die Luft ohne brenzlichen Geruch zurück zu lassen, ohne knistern, Flamme oder Funken. Der aufsteigende Dampf davon konnte nicht entzündet werden, es war also diese Substanz kein kampferartiges Concretum, sondern ein wahres Salz. Im dritten Hauptstück wird von der Muskatennuß gehandelt. Ohne die Nüsse zu zerstossen hat der Verf. kein Oel destilliret; wohl aber als sie zerstossen und nochmals destilliret wurden. Weil aber nach der andern Destillation die Nußstücken noch einen Geschmack hatten, so sind sie noch kleiner zerstossen, und mit dem übergangenen Wasser, nach abgenommenen Oele, nochmals übergossen und zur Destillation eingesetzet worden, in Hofnung noch etwas Oel zu bekommen. Der Erfolg war der Hofnung gemäß, es kam noch etwas gelbliches und flüßiges Oel zum Vorschein. Ganz unerwartet aber war es, daß unter dem Oele weißliche Klümpchen, so wie gefrohren Oel aussahen, herum schwommen. Nach genauer Untersuchung fand der Verf. daß es eine sonderbare Art des Muskatennusöls, das vielmehr den Namen einer flüchtigen Muskatenbutter verdiente, war. Es schmelzte in der Wärme am Finger zu Oel, roch nach der Muskate. Als sie in einem silbernen Löffel über Kohlen abgerauchet wurde, gab sie erst einen Muskatengeruch, zuletzt aber einen Dampf wie Butter von sich. Auf dem Rückstande in der Destillirblase schwomm eine dicke gelblichte Fettigkeit, welche keinen würzhaften Geruch, sondern einen dem Unschlitt ähnlichen besaß. Nach einer angeführten Stelle aus den Hofmannischen Observationen könnte man glauben, dieses zurückgebliebene Fett wäre des officinelle ol. nucist. Diesen Mißverstand zu heben, wird die Stelle hier richtig erläutert. Das ol. nucistae muß ohne vorhergegangene Destillation ausgepresset werden, und dann läßt sich von seinen Bestandtheilen sagen, daß selbiges zwey miteinander vermischte Materien enthalte, davon eine bey der Hitze des kochenden Wassers flüchtig, und den würzhaften Geruch mit sich führt, die andere aber bey eben dem Grade der Wärme beständig ist. Die erste ist das ätherische Oel und die andere die unschlittähnliche dicke Materie. Beyde müssen in der wahren Muskatenbutter beysammen seyn. Destillirte man aber die Muskaten vor der Auspressung, so wird das ätherische Oel entzogen, und nur die fixe unschlittähnliche

Digitized by Google

Materie überbleiben, wie es angeführet worden; diese ist nun aber keineswegens mehr für das officinelle ol. nucistae zu halten. Das 4 Hauptstück enthält eine sehr einfache Beschreibung einer Maschine zum Tobacks-Clystier. Im 5 Hauptstück ist eine Untersuchung der schwarzen Pfefferkörner befindlich. Ein Pfund dieser Körner hat nicht mehr als 2. höchstens 3 Quentchen destillirtes Oel geliefert. Es roch und schmeckte stark nach Pfeffer, hatte aber den feurigen beissenden Geschmack des Pfeffers nicht. Wogegen das zurückgebliebene Wasser und der gestossene Pfeffer so scharf und feurig als vorhero schmeckten. Das Wasser wurde davon abgegossen, und der überbliebene Pfeffer nach und nach mit 550 Pfund ausgekochet, ehe ihm aller beissende Geschmack benommen werden konnte. Durch 43maliges auskochen wurde es verrichtet, und bis zum 40mal schmeckte ein jeder Theil des abgekochten Wassers stark nach Pfeffer. Daben hatte der ausgekochte Pfeffer zwey Drittheile von seinem Gewichte verlohren, und endlich gar keinen Geschmack mehr gehabt. Aus der, von der Destillation überbliebenen Brühe schied sich auf der Oberfläche ein harzähnlicher Körper, welcher mit vielen schmackhaften Theilen des Pfeffers beladen war: in diesem liegt eigentlich alle beissende Kraft des Pfeffers, deswegen kann sie so schwer durch Wasser und desto leichter durch Alcohol ausgezogen werden. Das 6 Hauptstück handelt von den Wirkungskräften der indianischen Wurzel Lopez wider den Durchfall, woben verschiedene merkwürdige Krankengeschichten angefüget sind. Im 7 Hauptst. wird von Kampher aus der Pfeffermünze gehandelt, bey welcher Gelegenheit sehr viel merkwürdiges zur Naturgeschichte des gemeinen Kamphers gehöriges, mit eingerücket worden. Das 8 Hauptstück handelt von feuerbeständig gemachten Silber des Ludemanns. Ludemann war ein Vagabund und lebte in Amsterdam, gab kleine leichte Pülvergen für schweres Geld aus, und nannte es eine Luna fixa. Gelegentlich wurde es von unserm Verf. untersuchet, und erkannt, daß es Flores Zinci waren. Im 9 Hauptst. wird vom gemeinen Vitriolöl durch Versuche erwiesen, daß selbiges gemeiniglich durch verschiedene zufällig hineingefallene Körper verunreiniget sey, welche durch eine gewöhnliche Kochung keineswegen gänzlich zerstört würden, sondern eine gänzliche accurate Reinigung ohne nochmalige vorsichtige Destillation nicht erhalten werden könnte. Das 10. Hauptst. enthält etwas vom indianischen Salmiac und Borax. Bey den seltenen sparsamen Nachrichten, so wir von dergleichen Produkten eines andern Welttheiles

les haben, ist es allezeit angenehm, einige Beyträge zu erhalten, wie solche in diesem letzten Hauptstücke aufgezeichnet sind.

Entwurf einiger Grundsätze der Gesellschaft von Verbreitung der Patriarchalphysik. Auf Kosten der Gesellschaft. 1772. gr. 8. 116. S.

Von dieser hier genannten Gesellschaft ist die gelehrte Welt noch nie mit einem Geschenke beehret worden, oder wenn es geschehen seyn sollte, so hat sie doch noch nicht für gut befunden, sich zu erkennen zu geben. Aus der gegenwärtigen Schrift wird sich die Beschäftigung dieser Gesellschaft gleich entdecken. Die Vorrede enthält eine Betrachtung über das Geheimniß Gottes, und des Vaters und Christi. Als wir sie gelesen, überfiel uns ein wahres Mitleiden gegen die Verfasser. Wer sollte aber glauben, daß nach einer solchen Vorrede eine alchymistische Schrift folgte? und doch geschiehet es hier. Der erste Abschnitt derselben handelt von der Physik der Alten. Die guten sonst ehrwürdigen Patriarchen werden hier zu Alchymisten gemacht. Sie sollen eine besondere physische Erkenntniß besessen haben, wodurch sie von der innern Beschaffenheit der Dinge einen vollkommenen Begrif erlanget haben sollen; dieses wird §. 3. durch eine Stelle aus dem 5 B. Mosis 33. K. 13. 14. V. bewiesen. Diese Stelle wird darauf §. 10. durch den materiellen Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde erkläret, und vorgegeben, daß von diesen Einflüssen ein zartes ätherisches Oel oder elektrisches Wasser erzeugt werde. Von einem solchen Dinge nun bilden sich unsere theosophische Adepten seltsame Wirkungen ein, welche aber nur allein in ihrer schwärmenden Phantasie ihre Existenz gefunden, und ausser derselben nie als wahr erwiesen werden können. Unsere Adepten nehmen ferner an, daß eine auf solche Art erhaltene Quintessenz der ganzen Natur vor allen Dingen zur Verwandlung der Metalle sowohl als auch wider alle menschliche Gebrechen die kraftigste Wirkung erzeige. Da nun jene graue Erzväter nach der Einbildung unsrer Adepten sowohl in der angeführten Schriftstelle, als auch 1 Mos. 17. 28. und Kap. 49. 25. von einem solchen Dinge reden sollen, und ihnen dieserhalb eine ausgebreitete Naturkenntniß beygemessen wird; so wird daraus gefolgert: daß ihnen die Verwandlungskunst der Metalle nicht unbekannt gewesen, und von ihnen getrieben worden sey. Besonders wird §. 15. angeführt, daß auch ein italienischer Adept die Bereitung der metallischen

Tinkur nach eben angeführten Schriftstellen beschrieben hat; und so wird ferner, was dieser oder jener Adept geträumet, nach diesen Schriftstellen gedeutet; und also werden die ehrlichen unschuldigen Altväter zu den ersten Alchymisten in der Welt gemachet, und ihre Sprüche zu einer allgemeinen alchymischen Quelle aufgeführet. Der 2. Abschnitt handelt von dem Salze. Nach einigen übelverstandenen Schriftstellen wird hier eine Bereitung der süssen Salzkristallen beschrieben. Im 3. Abschnitt wird von dem Thron Gottes, und dem Allmächtigen, der in Menschengestalt darauf sitzet, und im 4ten von den Zeichen der Heiligkeit des Herrn gehandelt. — So schrieb der schwärmende Schuster Jacob Böhm. — Als ein Anhang ist Melvolodemets Untersuchung der hermetischen Wissenschaft beygedrukt. Warum mag doch aber unsere adeptische Gesellschaft die Ausbreitung jener eingebildeten Patriarchalphysik sich zum Vorwurf gemacht haben, und um mehrere irrende Ritter anzuwerben, sich zu Aufsuchung ihrer Lehrbegriffe so gar weit in die Zeiten zurück begeben haben? Ist denn etwa in allen alchymischen Schriften der neuern Zeit, welche doch von Vorschriften der Verwandlungskunst strozen, kein wahrer Trost für ihre Mitglieder zu finden? Ist es denn etwa mit allen Lehrbüchern dieser so geheimnißvollen Kunst nicht so recht richtig, daß man sie von den Altvätern lernen will? Anders läßt sich nicht denken, wenn man annimmt, daß unsere Gesellschaft eine gewisse Absicht durch ihre Conföderation zu erreichen hoft. Denn wäre diese Kunst wahr, und in der neuern Zeit getrieben und beschrieben worden, so dächten wir, es wäre gefährlich und thöricht, die Grundsätze von jenen unschuldigen Alten zusammen zu suchen. Wenn wir die geringste Hofnung hätten, die Blindheit dieser Leute zu heben, so wolten wir uns gerne noch mit ihnen länger unterhalten: weil sie aber von ihrer Schwärmerey nicht zu bekehren sind, so überlassen wir sie ihrem eigenen Schicksale. Nur bitten wir noch den oder die Verfasser dieser Schrift, sich doch ja nicht wieder einfallen zu lassen, gegen gegründete Kriticken sich rechtfertigen zu wollen. Eine Rechtfertigung von einer Sache, die sich nicht rechtfertigen läßt, lauft allezeit unglücklich ab. Dies sieht man auch an der unglimpflichen Beantwortung einer göttingischen Recension, welche S. 17. stehet. Der göttingische Recensente des Sancassani Zergliederung des Wassers hat gründlich und noch viel zu bescheiden geurtheilet, und verdienet keinesweges eine solche unhöfliche Ahndung. Versuche und Erfahrungen sind die besten Widerlegungen, aber dergleis

gleichen kahle hinkende Entschuldigungen nicht: „daß man die „Urschrift gegen die Uebersetzung hätte halten sollen; daß so= „wohl die Urschrift, als die Uebersetzung von Druckfehlern „wimmelt; daß der Uebersetzer in der Uebersetzung viele Nach= „läßigkeiten begangen hat.„ Gut, wenn dies so ist, so hätte eine so fehlerhafte Urschrift unübersetzt bleiben können, oder besser übersetzt werden müssen, oder der Uebersetzer hätte die wohlmeynenden Erinnernngen geduldig und dankbarlich anneh= men sollen.

Ti.

II. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Figurae variaeque formae litterarum. Obtulit societati Regiae scientiarum. Götting. C. G. Büttner.

Mit dieser Aufschrift, sind bey Dietrich in Göttingen be= reits drey Kupfertafeln in klein Folio erschienen, welche in ihrer Art so viel Aufmerksamkeit verdienen, und eben so viel gelehrten Fleiß und Kenntniß enthalten, als sich vielleicht von vielen Büchern, von eben so vielen Alphabeten nicht behaup= ten lassen dürfte. In Ansehung der Begriffe, Meinungen und Vorstellungen der Menschen haben viele Gelehrte das Uebereinstimmende verschiedner Zeiten und Nationen zu zei= gen gesucht. Aufgeklärte Weltweise haben diese Forschungen zu nutzen und zur Bestreitung des Aberglaubens und des Vor= urtheils, und zur Aufklärung psychologischer Wahrheiten und der Geschichte der Menschheit anzuwenden gewußt. Die Ue= bereinstimmung der Zeichen, womit die Menschen ihre Ge= danken auszudrücken gelernt haben, durch so viele Zeitalter und Völker durch in einer sich immer ähnelnden Folge dar= gelegt, ist für einen betrachtenden Geist kein unangenehmer Gegenstand, schon in so fern eine so wichtige Sache, als die Schrift ist, auf das Allgemeine gebracht und unter einen ge= wissen Gesichtspunkt geführt wird; und wenn die Ueberein= stimmung wirklich zu erweisen seyn wird, so wird sich auf die Masse der menschlichen Kenntnisse, so wie wir sie haben, ver= schiednes folgern lassen, schon aus der Gemeinschaft und Ver= hältniß des Vehikels, wodurch sie von einer Nation an die an= dere gekommen sind. Herr Prof. Büttner, ein Gelehrter

von

von überaus ausgebreiteten Kenntnissen und zwar in einer Verbindung, die selten vorkömmt, alte Geschicht: Erdbeschreibung: und Sprachkunde mit Naturgeschichte und physischen Wissenschaften verknüpfet, ein Mann vielleicht der einzige in seiner Art, dem nichts fehlt, als die Gabe, wodurch mit dem zwanzigsten Theile seiner Kenntnisse andere einen gelehrten Ruhm sich erwerben, die Gabe, mit seinem Pfunde zu wuchern, gelehrten Lärmen zu machen und dem Publiko zu versichern, daß man ein sehr gelehrter Mann sey; dieser Gelehrter hat seit langen Jahren sowol der Verbindung der alten und neuern Sprachen, samt ihren Abstammungen, als auch der Uebereinstimmung der alten und neuern Schriftarten und ihrer Ableitung nachgespürt: eine Bemühung, über die freylich mancher unserer Leser lächeln wird, und für seine Denkungsart Recht hat, von der indessen die angeführten drey Tafeln einen Theil des Resultats dieser Forschungen ausmachen. So wie sie sind, sind sie freylich wenigen brauchbar, man müßte sich denn eben in des Herrn Prof. Ideen zu gleicher Zeit hineingearbeitet haben. Indessen verspricht Er, nach gelieferter Folge, eigne Erläuterungen und Abhandlungen über seine Alphabete herauszugeben. Einiges zur Einleitung in die ersten drey Tafeln hat er in einer Vorlesung in der Göttingischen Königl. Gesellschaf der Wissenschaften vorgelegt, wovon sich der Auszug in der Göttingl. gel. Anz. 1771. 20 St. findet. Hier können wir nur die systematische Folge der Alphabete anzeigen. **Erste Tafel: Aelteste Chaldaische** oder Hebräische Schrift: nach den Palmyrenischen Steinschriften; aus dem Mittelalter; neuere Schriften. 2) Syrische Schrift: die alten Estrangelo unterwärts gestellt; eben dieselbe recht gestellt; die Schrift der Nestorianer; die Schrift der Maroniten. 3) Die Schrift der Sabier, eine Sylbenschrift, aber doch eine chaldäische Schrift. 4) Die Arabische Schrift, nach ihren verschiednen Abänderungen: die Kufische; die Karmathische, die bey den Saracenen in den Abendländern üblich war, und noch auf ihren Denkmälern vorkömmt; die Mohrische (Mauritanae Mogreb) die Schrift, worinn der Koran geschrieben ist; (Arabum Nesphi) die Schrift der Türken, (Turcarum Diwani) und die Schrift der Perser. (Persarum Tealik.) **Zweyte** Tafel: Phönicische Schrift, eigentlich mehr nicht als eine Abänderung der Chaldäischen: nach den Steinschriften, die zu Citium in Cypern sind gefunden worden; nach den Phönicischen Münzen; nach den Steinschriften zu Maltha; nach den Steinschriften zu Carpentras; die neuen

Sa-

Samaritanischen. 2) Die Aegyptische Buchstaben-Schrift. (epistolographicae) Von den gemahlten linnenen Streisen der Mumien mühselig zuerst hier zusammengetragen: einen kleinen Versuch hatte, Graf Caylus in seinem Recueil gemacht. 3) Die ältesten Spanischen Schriften: Die Celtiberische, die Turdetanische und die Bä ische, alle drey nach Münzen. Dritte Tafel: 1) die altgriechische Schriften von rechter Hand nach der linken, und von der linken nach der rechten; 2) die altitalische: die Etruscische und die Pelasgische, oder alte lateinische Schriften nach zweyerley Formen. 3) Die Scandinavischen Schriften, oder Runen: und zwar die Isländischen, Norwegischen, Dänischen und Schwedischen Steinschriften; ferner die Helsingischen und endlich die Normandischen Runen nach einer Handschrift des mittlern Zeitalters. Wir wünschen die Fortsetzung und Vollendung dieser mühseligen gelehrten Arbeit, welche für andre Alterthumsforscher manches erleichtern wird.

P.

Einleitung in Mythologische Tabellen von *H.* Ludwigsburg, gedrukt in der Cottaischen Hofbuchdruckerey. 1771.

Es sind zwey Tabellen, jede von einem Bogen, nebst einem Bogen Einleitung. Nachdem ich, sagt der V., die Schriftsteller des Alterthums aus allen Wissenschaften in Tabellen gesammlet, und den ganzen Zeitraum vor Christi Geburt, bis in das dritte Jahrhundert hernach, beynahe erschöpft habe; so hat jetzt der Ordnung nach keine Disciplin ein so nahes Recht dazu, wenn man sie zum Besten der Anfänger compendificiren will, als diejenige, ohne welche man die meiste der alten Schriften schlechterdings nicht verstehen kann, nemlich die Mythologie oder Fabellehre. Wir haben des V. eigne Worte hergesetzt, um unsern Lesern, welche seine Arbeiten noch nicht kennen möchten, davon einen Begriff zu geben.

Zu diesen beyden mythologischen Tabellen hat er sollen eine Einleitung schreiben, die den Raum eines Bogens nicht überschreitet, und doch einem Liebhaber dieser Wissenschaft einem Hauptbegriff von dem Ganzen beybringt. Hier ist sie, fährt der V. fort. Ich weis aber nicht, in wie weit sie dieser Forderung Genüge leistet. Doch glaube ich, wenn ich den Begriff dieser Wissenschaft bestimme; wenn ich ihren

Ursprung und Nutzen zeige; wenn ich untersuche, wie weit die Anwendung davon zu unsern Zeiten thunlich sey; wenn ich einige Schriften davon melde; und dann endlich von ihrer Eintheilung, und denen Tabellen darüber, das nöthige anhänge; so dörfte es vor so enge Schranken immerhin genug seyn. Ja wohl genug. Wie er aber dem allen Genüge geleistet, mag der Leser aus ein paar Proben beurtheilen. Wo er die Quellen der Mythologie anführt, sagt er: Unstrittig ist die heilige Geschichte die Hauptquelle. — — — Was ist ungezwungener, als wenn wir Saturns Geschichte in Noah und seinen drey Söhnen, den Bacchus in Mose, den Hercules in der Person Simsons oder Josuä, die Iphigenia in der Begebenheit mit Isaac, den Idomeneus in Jephta, u. s. w. suchen?

Bey der Frage: Was ist von dem Gebrauch und der Anwendung der Mythologie in Schriften zu unsern Zeiten zu halten? erklärt der V. sie für unnöthig. Warum soll ich einen großen Fluß aus Thessalien nehmen, wenn ich am Rhein wohne? Warum ein Tempe nennen, da ich ein Paradies, ein Eden, weiß? wenn ich einen Dichter oder Helden nöthig habe, warum muß es ein Grieche oder Römer seyn; haben dann Christen keinen David, keinen Simson, keinen Josua? So ist unsre Sache immer Nachahmung, und wird niemal Original werden. Nun, wenn es denn auf die Namen ankömmt, Original zu werden: so haben wir, nachdem der V. diese Entdeckung gemacht, große Ursache zu hoffen, daß wir viele Originaldichter werden entstehen sehen. Und wenn unsre undankbare Zeit es auch nicht erkennen solte: so dankt es ihm vielleicht eine dankbarere Nachwelt, daß er durch Vorschriften und Beyspiele diese Originale zu erwecken bemüht gewesen ist. Wie viel Vorrath die heilige Schrift, vornemlich die Propheten, vor einen Dichter und zu einer christlichen Mythologie enthalten; habe ich schon vor einigen Jahren in einem Programm; noch viel besser aber Lowth in seinen Vorlesungen über die Dichtkunst der Ebräer gewiesen. Ich habe auch schon eine kleine Probe davon mit geistlichen Gedichten, nicht ohne Beyfall der Kenner, gemacht, und darinn keinen Gedanken aufkommen lassen, der nicht das Gepräge der heil. Schrift geführt hätte; ohne der Freyheit des Dichters besondern Zwang anzuthun. Genug zur Probe aus der Einleitung. Die erste Tabelle hat die Aufschrift: Tabelle über das vornehmste und nöthigste aus der Mythologie, oder heydnischen Götterlehre und Fabelgeschichte, zum

Ver=

Verstand der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller, auch zu den Werken der Kunst. Die Götter sind in 6. Classen vertheilt; Gottheiten des Himmels u. s. w.; der Erde, u.; des Meers, u.; der Hölle, u.; Halbgötter, u.; vergött. Tugenden. Die Tabelle ist in 6. Columnen getheilt. 1. Nahmen; 2. Etymologie; 3. Geschlecht; 4. Amt; 5. Schilderung oder Kennzeichen; 6. Bedeutung. Eine Probe. Gottheiten des Himmels: 1. Chaos. 2. in sich fassen. 3. Vater des Nyx. 4. — — 5. Ein vermengter unordentlicher Klumpen von Materie u. s. w. 6. Materie der Schöpfung. Gottheiten der Erde: 1. Demogorgon. 2. Erdkundig. 3. Vater der Erde. 4. Sorge vor die Erde. 5. Alt, ungestalt, mit Moos bedeckt, auf einer Kugel, auch innerhalb der Erde, u. s. w. 6. Der Erdboden. Die zweyte Tabelle, über das vornehmste und nöthigste u. s. w. enthält die historische Mythologie. Sie hat 3. Columnen; 1. Nahmen; 2. Geschlecht; 3. Schicksale oder Thaten. Auch hievon eine Probe. 1. Absyrtus. 2. Aeetes in Colch. S. 3. V. der Schwester Medea zerstückt, den Vater in Verfolgung der Argo aufzuhalten u. s. w. 1. Bacchus. 2. Jup. und Semele S. 3. v. Pentheus verachtet, verwandelt Schiffer zu Delphin. Thrac. Weiber. Z. w. Bäumen.

Wir hoffen den Leser in Stand gesetzt zu haben, selbst zu urtheilen. Wir hätten kürzer davon kommen können; da aber der V. in seiner Einleitung einen Blick auf die Recens. wirft, und sich alle ungesittete Anfälle verbittet; dies Wort aber von den Schriftstellern oft in einer sehr weitläuftigen Bedeutung genommen wird; so haben wir lieber diesen Weg betreten wollen. Auch überlassen wir es dem Leser, was er von folgender Rechtschreibung denken will; Aristeus, Moenades, Syrenen, Erynnies.

Noch wollen wir den Beschluß aus der Einleitung hersetzen. Nun fehlt nichts mehr, als die Künstler und vornehmste Antiken. Ich möchte aber zu meinen Materialien einen Freund haben, der mehr Kenntniß davon besitzt, als ich. Die berühmte Leute, die keine Schriften hinterlassen haben; will ich selber liefern; und so würde die ganze Litterar-Historie der Alten erschöpft seyn.

K.

Christ. Adolphi Klotzii Lectiones Venusinae. Lips. 1770. 430 Seiten und 20 S. Zueignungsschrift. 8.

Dies

Dies ist eine neue veränderte Ausgabe der Vindiciarum Horatii, die im 2ten Stücke des 4ten Bandes der A. B. S. 307. fg. angezeigt sind. Wenn man die Seitenzahl mit jener ersten Ausgabe die nur 280 Seiten stark ist, vergleicht, so sollte man sehr beträchtl. Vermehrungen und Aenderungen erwarten; aber der Recensent gesteht, daß er in seiner Erwartung betrogen sey. Hie und da eine Periode anders eingekleidet, einen oder andern Auswuchs weggeschnitten und eine ziemliche Menge noch ungedruckter Epigramme, aus der Anthologie meistentheils sehr beyläufig eingeschaltet; sind die wichtigen Veränderungen alle, die der Recens. hat entdecken können, und sonach trägt er kein Bedenken, das am angef. Orte der Bibl. von einem andern Mitarbeiter gefällte, obwol dem sel. Klotz sehr anstößige Urtheil auch auf diese Ausgabe anzuwenden. Der größre und weitläuftigre Druck, die hier unter den Text gedruckten Citata, womit Kl. Schriften nur zu sehr ohne Noth überhäuft sind, die öftern Absätze und das 12 Seiten lange Register wo einige witzig seynsollende Ausfälle auf Herder, Leßing und andre Gegner des Verf. vorkommen, z. E. Herderus mentitur, Cyclopa saltat, histrionem agit, Lessingius acutorum disputatorum Alpha (eben der Leßing, der noch in der vorigen Ausgabe mehr als einmal elegantissimus hieß, und von dem er damals noch rühmte, den Sinn der 34ten Ode des ersten Buchs erlernt zu haben, der aber nun bey jeder Gelegenheit angezwackt, und auch wohl zur Strafe an den Stellen wo er sonst mit Ruhm stand ausgelassen wird) alle diese Dinge zusammen genommen, geben dieser zwoten Ausgabe ein größeres Ansehn. Man mag sie immer als hie und da nicht unangenehm zu lesende, obwol wichtige Stellen wenig erläuternde Anmerkungen ansehn und brauchen die Hr. Kl. als junger Gelehrter aufsetzte und nachher aus Liebe zu seinem Kinde nicht ungedruckt lassen wollte. Aber freylich ist das ewige Gezänke mit Harduin, dessen Einfälle doch kein vernünftiger Mann mehr glaubt, ermüdend und das war doch immer der Hauptzweck der vor uns liegenden Schrift und ist es auch in dieser Ausgabe noch. Bey den Umständen mußte also Hr. K. wie er in der Vorrede sagt, zuweilen ausspatzieren. Ob immer auf angenehme Wege mögen wir nicht entscheiden. — Die aus der Anthologie mitgetheilten Epigramme sind wie schon erwähnt, meistens sehr beyläufig eingeschaltet, z. E. gleich das erste S. 125. hat mit dem 3ten Liede des 1ten Buchs: Sic te diva potens &c. nichts weiter ähnliches, als daß auch, mit des Herausgebers Worten zu reden,

den, den Schiffen unter einer gewissen Bedingung eine glückliche Reise gewünscht wird. Und so ist es mit den meisten, wo man offenbar sieht, daß es Hr. Kl. nur darum zu thun war, im Horatz irgend einer Stelle aufzufinden, wohin sich wenigstens einigermassen eines von seinen excerpirten Epigrammen schickt. Was uns dabey noch mißfällt, ist, daß er nur etwa höchstens eine kurze kritische Conjektur und die auch nicht einmal immer anbringt, übrigens aber nichts zur Erläuterung hinzusetzt, da er hingegen gemeiniglich bey Stellen aus Griechischen in jedermanns Händen befindlichen Schriftstellern sehr sorgfältig lateinische Uebersetzung und dergleichen entbehrliches hinzufügt, wobey man sich des cui bono? freylich nur mit Mühe enthalten kann. Andre Dinge, z. E. die heftigen Ausfälle auf den Verf. der kritischen Wälder, besonders in der Zueignungsschrift an den *amicissimum Schmidium* Jur. Prof. in Univ. Erford. der, wenn wir nicht irren, wohl nicht bis an des Verf. Ende dieses Beywort von ihm erhalten hat, mögen wir itzt eben so wenig rügen, als andre Stellen, wo Gelehrte, die nach der ersten Ausgabe dem Verf. zu mißfallen anfiengen, bald ausgelassen, bald im Vorbeygehen und versteckt getadelt sind. Wer Beyspiele verlangt, sehe S. 32. 178. 225. 234., und vergleiche sie mit der ersten Ausgabe. Zu sehr leuchtet aus solchen Stellen des sel. Kl. Begierde hervor, seinen wirklichen oder vermeynten Gegnern wehe zu thun, ein Fehler der — — doch de mortuis nil nisi bene! Bey dem allen freut es uns doch, daß er, seines heftigen Widerspruchs gegen den Verf. der kritischen Wälder ungeachtet, die von diesem getadelten Stellen zuweilen in der Stille verbessert hat; ein Beweis, daß der Affekt nicht immer die Stimme der Wahrheit in ihm unterdrückte.

We.

---

12. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Entwurf von dem Charakter und fürnehmsten Lebensumständen des höchstseligen Prinzen Wilhelm Adolph von Braunschweig und Lüneburg. Berlin, 1771. bey Christian Friedrich Himburg, Buchhänd-

händler. Gedruckt, bey George Jacob Decker, Königl. Hofbuchdrucker, gr. 4. 16 Seiten.

Ebauche du Caractere et des Principaux traits de la vie de *S. A. S.* le Prince *Guillaume Adolph* de Brounſvic. & de Lüneburg. à Berlin, 1771. chez Himburg, Libraire, vis-à-vis du Chateau, pres du grand Pont. gr. 4. 19 Seiten.

Diese Lobſchrift auf einen jungen heldenmüthigen Prinzen, wird ſein Andenken mit auf die Nachwelt bringen. War Prinz Wilhelm ſchon im 25ſten Jahre, was der Lobredner von ihm rühmt, Held, Dichter, Menſchenfreund, was würde er nicht im 50ſten geweſen ſeyn? Hr. Abt Jeruſalem, deſſen Lob S. 6. von dem regierenden Herzoge von Braunſchweig ſelbſt, eigenhändig eingeſchaltet worden, wird für den eigentlichen V. dieſes Aufſatzes angegeben. Er konnte auch der Welt von den ungemeinen Talenten dieſes Braunſchweigiſchen Prinzen die zuverläßigſte Schilderung machen, da er ihn von Jugend auf gekannt, und ſelbſt an ſeiner Erziehung Theil gehabt hatte. Schade iſt es, daß dieſer Entwurf nicht zu einer vollſtändigen Biographie ausgearbeitet worden. Wir vermuthen faſt aus einigen Nachläßigkeiten in der Schreibart, z. B. S. 11. aus der ganz undeutſchen Wortfügung der letzten fünf Zeilen, Stolz auf ihre Wildheit u. ſ. w., daß der V. nicht die letzte Hand an das Werk habe legen können und der Aufſatz vielleicht ohne ſein Vorwiſſen auf höheren Befehl ſey gedruckt worden.

Ez.

Neuverändertes Rußland, oder Leben Catharina der zweyten Kaiſerin von Rußland. Aus authentiſchen Nachrichten beſchrieben. Erſter Theil. Dritte Auflage. Riga und Mitau, bey J. F. Hartknoch, 1771. 15 Bogen. Zweyter Theil, 1772. 1 Alph. 10 Bogen in gr. 8.

Bereits im 6. Bande dieſer Bibliothek iſt die erſte Auflage des erſten Theils, oder der Anfang dieſes Werks kurz angezeigt worden, darinn Hr. Schlözer alle große Handlungen, alle wichtige öffentliche Verordnungen Catharina der

zwey-

zweyten sammlen will, und wie sie die von Peter dem Grossen angefangene neue Schöpfung ihres weiten Reichs fortsetzt. Aber der reiche und allgemein interessante Inhalt des Werks, das uns ein so sicheres, so getreues Gemählde der gegenwärtigen Rußischen Staatsverfassung liefert, verdient eine nähere Anzeige.

Der V. liefert uns hier aus Urkunden, und andern öffentlichen Staatsschriften, die von der Regierung verfaßt, öffentlich gedruckt, und im ganzen Reiche vertheilt werden, Materialien zu einer künftigen Lebensbeschreibung dieser Kaiserin bald in einer reinen deutschen Uebersetzung, bald in einem getreuen Auszuge. Der erste Band besteht aus 5 Abschnitten. *) Im ersten hat uns Hr. S. die neueste Einrichtung des Senats und andrer Reichscollegien, nebst den zur Besoldung dieser neuen Collegien 1763. angesetzten Steuern geliefert. Dieser ganze Abschnitt steht bereits in Büschings Magazin im ersten Theil von S. 145-246. wesentliche Veränderungen haben wir in keinen von beyden gefunden, wenn gleich zuweilen Hr. S. von demjenigen einen Auszug liefert, was wir bey Hrn. Büsching in extenso lesen. Jedoch hat Hr. S. durch eine Note aus P. v. Havens nye og fobedrede Esterraetninger om det Russiske Rige (Copenh. 1747.) T. I. S. 436-454., den uns bey H. B. bisher dunkel gewesenen Beysatz: von der sechsten, von der siebenten, von der achten Klasse sehr gut erklärt, nemlich daß hierunter die Classe des Ranges zu verstehen ist, den gewisse zu diesem Etat gehörige Personen nach der Rußischen Rangordnung haben. Nun folgen die zur Verbesserung des Commerzwesens gemachte Anstalten. Peter 3. hatte schon, wie er die Reichzölle auf 10. Jahr verpachtete, verschiedene Veränderungen im Handel gemacht, wie Catharina zu regieren anfieng, fand man darinn vieles, das dem Reiche zur Bedrückung gereichte. Dies ward aufgehoben, einiges verbessert, und manches blieb beym Alten. Auch diese Verordnungen kann man schon in Büschings Magazin im dritten Theil S. 362. ꝛc. lesen. III) erzählt Hr. Schlözer die Abschaffung der geheimen Canzeley, ein politisches Inquisitionsgericht, das Peter der Große einführte, und mancher Unschuldige ist in demselben durch

 falsche

*) Einige derselben sind freylich schon aus andern deutschen Schriften bekannt, dürften aber deswegen in einer vollständigen Lebensgeschichte Catharina der zweyten nicht übergangen werden.

falsche Ankläger unglücklich geworden. Peter der dritte hob diese Canzeley schon den 7. Febr. 1762. auf, und Catharina die zweyte erneuerte und bestätigte diese Aufhebung den 19ten Oct. in eben diesem Jahr. Jetzt bedeutet also das Wort schreyen Slowo i dělo nichts mehr, und kein Verbrecher wird weiter damit zur Verzögerung seiner Strafe gehört. Hingegen werden in dieser Ukase den Gerichten diensame Verhaltungsbefehle gegeben, wenn ein Angeber freywillig jemanden wegen verübter Missethat gegen die Kaiserl. Person und Ehre, oder wegen eines Hochverraths anklagt. 4) Die Stiftung der kaiserlichen Akademie der Künste zu St. Petersburg. Schon 1758. wollte die Kaiserin Elisabeth eine Akademie der Bildhauer- und Baukunst stiften, aber ihr Tod verhinderte sie diesen Plan zu vollenden. Catharina bestimmte 1764. für die ganze Akademie, nebst einer damit verbundenen Erziehungsschule 60000 Rubel, worinn alle drey Jahre sechzig Knaben, die nicht über fünf bis sechs Jahre seyn dürfen, aufgenommen werden. Sie werden hier nach den Jahren in drey Classen, der Kinder, Knaben, und Jünglings-Classe von besondern Lehrern, in der Religion, in den Sprachen, in der Mathematick, Geographie, Historie, Naturgeschichte, im Zeichnen — — unterwiesen, und wenn sie neun Jahr in der Erziehungsschule zugebracht haben, in die Akademie versetzt, um sich in den höhern Classen zu üben. Hier bleiben sie sechs Jahr, und werden nachher ausser Landes gesandt, um sich in den erlernten Künsten fester zu setzen. Die Akademie besteht ausser dem Präsidenten aus sechs Professoren, der Mahlerey, Bildhauer- und Baukunst sechs Adjunct Professoren, einigen Ehrenmitgliedern und Akademieräthen, drey Professoren, welche die Anatomie, Perspektiv, Historie, Geographie, Mythologie, und Iconologie lehren, nebst verschiedenen andern Mitgliedern, und aus einer unbestimmten Anzahl einheimischer und fremder Akademisten. S. 236. kann man den ganzen Etat der Akademie aller dazu gehörigen Departements nebst dem Gehalt eines jeden, und S. 243. ein Verzeichniß aller zu Anfange des Jahres 1767. lebenden Mitglieder dieser Akademie finden. Der fünfte Abschnitt beschreibt die Errichtung einer neuen Gesetzcommißion in Moscau nebst der Instruction für diejenigen, welche dies neue Gesetzbuch zu entwerfen verordnet worden. Weil aber dieser ganze Abschnitt, bereits einzeln, und 1768. unter einem besondern Titel erschien, auch im zehnten Band unserer Bibliothek, S. 129. rc. davon ein ausführlicher Auszug gemacht worden, verweisen wir unsere

sere Leser auf denselben. Indessen ist diese Instruction hier mit 2. Beylagen, vermehrt, die sich nicht in andern Ausgaben derselben befinden. Die erste Beylage betrift einige Verordnungen zum Policeywesen gehörig, und die andere das Cameralwesen, die Reichsausgaben und Einnahmen, und derselben Staatsverwaltung. Endlich sind noch von S. 169-214. der Plan nach welchem die Commißion zu Anfertigung des Entwurfs zum neuen Gesetzbuch einzurichten, und zu Ende zu bringen ist, wie auch der Instruction angehängt, nach welcher sich derselbe sowol als der Marschall der Commißion, wegen Ausfertigung des Entwurfs zum neuen Gesetzbuch zu richten haben.

Der zweyte Band ist mit dem Kupferstich des Grosfürsten, so wie der erste mit dem Bildniß der regierenden Kaiserin geziert. In diesem Bande hat der Herausgeber seinen Plan geändert. In dem ersten machte er aus den Reichsverordnungen Auszüge, die aber allemal so beschaffen waren, daß die wichtigsten Stellen wörtlich mit den Verordnungen übereinstimmten, und nur die Curialien, und der Pomp des Canzleystyls verändert waren. Hier aber werden alle Aktenstücke aus den sichern Quellen der Ukasensammlungen, oder aus den von der Akademie edirten Exemplaren in extenso übersetzt geliefert. Eine Aenderung, die wir in der That billigen müssen, gesetzt auch, daß die Käufer ein paar jetzt überflüssige Bogen mehr bezahlen müssen. Zuerst finden sich hier alle Verordnungen und der Plan, nach welchem 1763. ein kaiserliches Kinderhaus, und Accouchirhospital für arme Wöchnerinnen in der Hauptstadt Moscau angelegt worden: den ersten Entwurf dazu machte der Generallieutenant Iwan Iwanowicz Bezkoi, wirklicher kaiserlicher Geheimerrath und Cammerherr, Präsident der Akademie der Künste — ein Herr, der die vornehmsten Europäischen Reiche bereiset, über ähnliche Anstalten der Ausländer reflektirt und die nützlichsten Anstalten solcher Institute in seinem Plan aufgenommen hat. Die Ausführung dieses Plans, die Summen, welche das Rußische Publikum zu dieser Stiftung zusammengeschossen, die Anzahl der aufgenommenen Kinder, die Anzahl der darinn verstorbenen, und überhaupt alles was hiebey zur Beantwortung der Frage dient, ob große Findelhäuser dem Staat mehr Menschenleben erhalten oder zerstören, wird Hr. Schlözer künftig in den Beylagen nachholen. 2) Allgemeiner Erziehungsplan von der Kaiserin den 12. Merz 1764. bestätigt. Eben derselbe Geheimerath Bezkoi hat diesen Plan entworfen, eigene Erziehungsschu-

len für Kinder beyderley Geschlechts aus dem Mittelstande anzulegen. Sie bleiben darinn vom fünften bis achtzehnten Jahr, und dergleichen Schulen hat man bey der Akademie der Künste in Petersburg, in jedem Gouvernement des Rußischen Reichs anlegen wollen. Noch ist hier blos das allgemeinste des Plans mitgetheilt, nach dessen Ausführung wir begierig sind. Wir hoffen aber von dem Herausgeber, der in den Anmerkungen zum deutschen Chalotais so fürtrefliche Gedanken über das Studium der Erziehung gezeigt hat, er werde uns entweder in seinen pädagogischen Nebenstunden, oder in seinen Beylagen zum neuveränderten Rußland, die weiteren Früchte dieses edlen und zur Sittenbesserung einer ganzen Nation ohne Beyspiel angelegten Instituts weiter vorlegen. 3) Die Errichtung der Tutelcanzeley, im Jahr 1763. und das Manifest wodurch die Ausländer eingeladen wurden, sich in Rußland häuslich niederzulassen, nebst einigen hieher gehörigen Akten. Der Erfolg und die Absicht dieser Anstalten ist in Deutschland bekannt genug, indem deutsche Colonisten in solchen Schaaren nach Astrakan eilten, daß deutsche Fürsten endlich diese Auswanderungen bey schweren Strafen verbieten mußten. Der Vortheil war indeß für ankommende fremde Colonisten von Wichtigkeit, daß ein eigenes Collegium, welches sich allein mit ihrer Aufnahme und Versorgung beschäftigte, unter dem Namen der Tutelcanzeley errichtet ward. Unter den Beylagen dieses Abschnitts ist das Verzeichniß der noch unbesetzten und zum Anbau bequemen Ländereyen in Rußland merkwürdig. Man kann hier aus der Menge unbebauter Gegenden sehen, wie in einem gesegneten Clima viele hundert tausend Rußische Morgen (jeden 280. Rheinl. Fuß breit, und 560. Fuß lang) ohne Cultur liegen. 4) Eine Verordnung vom 11. Febr. 1763. worinn besonders die Einwohner von Klein-Rußland, welche bisher mit guten Vortheil den unter dem Namen *Tutun* und *Bakun* bekannten Ukrainischen Taback gebauet haben, ingleichen alle andere Rußische Provinzen, deren Clima zu Tobacksplantagen geschickt ist, durch Prämien, und umsonst ausgetheilten Saamen ermuntert werden, mit mehrern Vortheil Virginischen, Amersforter und andern fremden Taback zu bauen. 5) Eine Ukase gegen die Bestechungen und Gelderpressungen. Wir möchten gern den Herausgeber um die Einschränkung seines Plans bitten, wenn er mehr dergleichen specielle und allein zur Aufrechthaltung der Gesetze dienende Ukasen mitzutheilen gedenkt. In eine Ukasensammlung gehören sie freylich, aber nicht in ein Werke, welches die großen Handlungen

der

der Rußischen Monarchin für die Nachwelt erhalten will. Und wie weitläuftig dürfte der Plan werden, wenn ähnliche blos etwa einem Rußischen Rechtsgelehrten wichtige Verordnungen fernerhin sollen in extenso abgedruckt werden. 6. Etat des neuerrichteten Gouvernements Etat Neurußland. v. 15 Merz 1765. Dies Land, welches größtentheils an der westlichen Seite des Dneprs, zwischen dem Lande der Zagorager Cosacken, und dem Bugstrohme liegt, ward zuerst unter der Kaiserinn Elisabeth, von einer Colonie Serben 1754. angebauet. Von diesen Ankömmlingen hies es bis 1755. Neuservien. Der ganze Gouvernementsstaat besteht an Obern und Subalternen aus 168 Personen, die in vier Canzeleyen, der Gouvernements Canzeley in *Kremenczug*, der Canzeley der Catharinen Provinz, in der Festung *Belevsk*, der Canzl. zu St. Elisabeth und der Stadtcanzeley zu *Bachmut* vertheilt sind, und dem Staat 20936. Rubel zu unterhalten kosten. Ausser dieser Summe sind jedem sowol Civil- als Militairbedienten gewisse Desatinen Landes (Rußische Morgen) als Gehalt mit angeschlagen. 7) Krönungsgeschichte der Kaiserinn Catharina den 22 Sept. 1762. dieser Abschnitt enthält die Ankündigung der Krönung in Moskau, die Krönungsfeyerlichkeiten, die Liste aller Begnadigten, oder derjenigen, die bey dieser Feyerlichkeit Ehrenstellen, Orden und Pensionen erhalten haben, und das Manifest an die Armen. 8) Errichtung des neuen russischen Militairordens St. Georgii den 26 Nov. 1769. Ein Auszug dieser Ukase hat bereits in unterschiedenen periodischen Schriften, und öffentlichen Blättern gestanden. 9) Titulatur der jetzigen Kaiserinn, wie solche durch eine Ukase vom 2 Jul. 1762. anbefohlen wird. Diese ist hier in deutscher und Russischer Sprache zu finden. In Achenwalls Statistick haben wir bis auf einige kleine Unrichtigkeiten den russischen Kaiserl. Titel bisher am vollständigsten gehabt, der Herausgeber hat denselben durch allerhand Anmerkungen erläutert, und zulezt noch den abgekürzten Titel, wie er in Ukasen, Resolutionen, Pasporten und Supplicken gebräuchlich ist, mitgetheilt. Bey dem 10ten Abschnitt, der einige Münzverordnungen der Kaiserin Catharina vom Jahr 1763. enthält, verspricht uns Herr Schl. in den Beylagen eine eigene Abhandlung vom Russischen Münzwesen, die uns von seiner Feder desto angenehmer seyn wird, da Herr Schmidt so wenig Neues hiervon in seinen Beylagen geliefert hat. Ein wesentlicher Vorzug dieses Abschnitts sind die Abbildungen der unter gegenwärtiger Regierung geprägten Russischen Gold und Sil-

Digitized by Google

Silber- und Sibirischen Courant-Münzen, und wir wünschen, daß deutsche Compendien der Statistick diese Abbildung der Courant-Münzen eines jeden Landes nachahmen möchten. Hierauf folgt 11) ein Actenmäßiger Bericht von dem Aufruhr des Mirowicz, den auf der Vestung Schlüsselburg gefangenen Prinzen Iwan zu befreyen und auf den Thron zu setzen. Aus den hier gesammelten Akten steht im sechsten Theil von Hrn. Büschings Magazin in der Geschichte des Rußischen Kaisers, Iwan des dritten, ein richtiger und genauer Auszug. Zum 12) wird eine Fortsetzung der Aktenschriften geliefert, die errichtete Gesetzcommißion betreffend. Man findet hier umständliche Nachricht, wie die Commißion 1767. hat sollen eröfnet werden. Den Eid der Deputirten aus allen Gouvernements des Rußischen Reichs, die Ordnung, nach welcher die Commißion in ihren Versammlungen verfahren soll, die Erwählung einer Direktionscommißion, eines deputirten Marschalls der alle Ukasen, wie auch alle vorläufige Ausarbeitungen erhält, die in der großen Versammlung vorzulesen sind, die Freyheiten der Deputirten — — 13) Stiftung eines medicinischen Reichscollegii, 1763. Vorher war in Rußland schon ein ähnliches Collegium, welches aber vor dieser Stiftung nicht immerwährend war, *) und der bekannte Graf Lestocq war einmal unter der Kaiserin Elisabeth Direktor derselben, die gegenwärtige medicinische Canzeley, die wirklich seit 8. Jahren im Gange ist, besteht aus einem Präsidenten, drey Doktoren der Medicin, einem Staatschirurgus, einem Chirurgus, einem Operateur, und einem Apotheker, und ist dazu errichtet, gemeinschaftlich mit der Moskauer Akademie gebohrne Russen, zu Aerzten, Wundärzten und Apothekern zu erziehen, die Apotheken im ganzen Reiche, in guten Stande zu erhalten, die fehlende Aerzte und Wundärzte in den Reichsprovinzen zu bestellen, die medicinische Wissenschaft in Rußland aufzuklären, ein Rußisches Dispensatorium zu verfertigen, aus den Relationen, welche jeder Arzt in Rußland von merkwürdigen Krankheiten oder ausserordentlichen Vorfällen an das Collegium einsenden muß, und von den merkwürdigen Entdeckungen Acta medicorum Russorum ediren. Endlich hat dieser Band einen sehr schätzbaren Anhang, nemlich die Uebersetzung eines Rußischen Addrescalenders vom Jahr

*) D. Erskine, ein Schotte, stiftete unter Peter I. die medicinische Canzeley, ohne Erlaubniß derselben durfte Niemand bey Strafe der Knute, oder der Galeeren practiciren.

Jahr 1770. Man erhält aus diesem nicht allein eine völlige Kenntniß des ganzen Rußischen Staats, aller geistlichen und weltlichen Aemter und Bedienungen, aller Collegien und Gerichtshöfe, sondern man wird hieraus auch wichtige Beyträge, und Berichtigungen für die Rußische Geographie entlehnen können.

Sch.

Versuch einer Reformations- und Kirchengeschichte der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg, aus archivalischen und andern bewährten Urkunden. Herausgegeben von J. P. W. Luk. Consistorialrath und Stadtpfarrer zu Michelstadt. Frankfurt, bey Andreä, 1772. in 4.

Eine Universalhistorie existirt noch nicht. Die deutsche Geschichte ist meist noch eine Sammlung Biographien der Kaiser, eine Geschichte der Reichstage und des Kammergerichtes. Zu einer allgemeinen deutschen Geschichte und zu einer Universalhistorie der Menschen ist noch jedes Land sein Schärflein schuldig. Denn Indostan, Peru, Taiti, Griechenland, Gersau, Schweden, Fetz, Kamtschatka, San Marino, Chowaresmien und Portugall, alle Gegenden, wo es Menschen giebt, haben an ihre Stelle in der Universalhistorie der Welt gleich gerechten Anspruch. Sogenannte historische Denker sehen mit dem Stolze der Unwissenheit auf den verdienten Mann herunter, der im Schweisse seines Angesichtes Materialien sammlet. Ich, Recensent, bescheide mich, daß ich ohne Materialien kein Haus bauen kan, ich lohne dem Sammler mit Dank, besonders wenn ich die undankbare Mühe nicht selbst übernehmen möchte. Hier bringt Herr Luck das Schärflein für Erbach, die größere Steuer hat schon weiland Schneider gebracht.

Mehr als ein Schärflein bringt er aber auch nicht. Ich fodere es auch nicht, denn die Annalen von Erbach sind dazu zu arm. Aber warum doch eine so große Masse? Ohne Allegorie — warum ein Quartband anstatt drey Bogen? Was lern ich aus allen wörtlich eingerückten Kirchenverordnungen, Bußtags- und Dankfestmandaten, als was ich lange kenne, den Kanzleystyl der Deutschen? Was sollen mir alle Catalogen der Pfarrer in Erbach und Breuberg, alle beygedrukten archivalischen Beweise ihrer Existenz, die ganze Geschichte ihrer Amts-

veränderungen und jeder Kirche? Aus allem sehen wir: In Erbach und Breuberg gehts gerade so, nicht besser und nicht schlimmer zu, als bey mir und in der ganzen weiten Welt. Das durfte mir nicht ein Quartband erst darthun. Ohne Kenntniß der Conjuncturen kann ich manche Verordnung, die meisten, gar nicht beurtheilen.

Der vierte Abschnitt ist noch der wichtigste. Schicksal des Erbachischen im 30jährigen Kriege. Hier erschrickt die Menschlichkeit und man hört auf, auf Empfindsamkeit und vernünftigen Geist stolz zu seyn. Selbst der Graf befindet sich in höchster Dürftigkeit, ein armer, alter, in Grund verderbter Cavalier — sein eigner Ausdruck — Sein Schloß ist eine arme Hütte. Schwerdt und Hunger haben seine Unterthanen gefressen, die Flucht hat sie zerstreut. Mit Aesern, Kleyen, Eicheln und Obstschnitzenbrodt nährten sie sich. 1623. zählt man in dreyzehn Dörfern doch gegen zwölfhundert, 1650 in ein und zwanzig Oertern nur neun und zwanzig Mann. Es waren Menschen, Christen, Europäer, die sich noch unterstehen von Wilden zu reden, welche diesen Jammer anrichteten.

Bey aller Rührung mußten wir über die übelangebrachte Höflichkeit unsers Hn. Verf lachen. S. 250. kömmt vor: „Es gieng 1638 den 2 Febr. ein Rittmeister von den Croaten „auf *Celsissimum* Fürsten, mit entblößtem Säbel, los, begehrte „für 25 Mann im Schloß Quartier und sagte: *Celsissimus* „sey jtzt sein Bauer und hätten mit einer Stube genug.„ Vermuthlich wol redet Herr Luck auch von Sr. Kaiserl. Majestät dem Kaiser Caligula, wie auch von Ihro Gnaden und Weisheit dem Herrn Burgermeister Cicero.

Iz.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte, und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird. Aus verschiednen Sprachen zusammengetragen. Zehnter Band. Mit vielen nützlichen Kupfern. Berlin, bey August Mylius, 1772. 1 Alph. 9½ Bogen in 8.

Die

Die Einrichtung dieser Sammlung von Reisen gefällt uns fast mit jedem Bande besser. Der jetzige liefert, was wir längst gewünscht haben, eine chronologische Geschichte der Reisen nach einem einzigen Lande, und zwar nach Amerika. Er enthält nemlich ausser den Reisen des Columbus, die Reisen und Eroberungen des Cortes, nebst der Beschreibung der ältern und neuern Beschaffenheit des Mexikanischen Reichs, die Entdeckung von Neu-Mexiko, Terra firma, Peru, und schließt mit einigen Nachrichten der Inwohner in Patagonien.

Iz.

Entwurf von den Kirchengeschichten des N. T., wie solche in den erfüllten und aufgeklärten Weissagungen der göttlichen Offenbarung St. Johannis enthalten sind. Dritter und letzter Theil, vom 15 Cap. — Ende. Ausgefertiget von D. P. F. Hane - - - zu Kiel. Leipzig, bey Breitkopf, 1772. 323 Seiten in 8.

Hier legt der gute Greis seine Feder nieder, will auch Hrn. Fehre und andere die ihm widersprochen, nicht widerlegen. Er ruhe dann! Verführen wird er niemand. Die Zeit ist vorbey, da halb Europa sich interesßirete, die Zahl des Thieres zu berechnen. Neue Aussichten erwartet hier wohl niemand, Funfzig Jahre zu spät hat Hr. Hane geschrieben. Doch weissaget er nicht, vom tausendjährigen Reich nicht einmal, erzählt auch bisweilen nicht übel z. B. von Pius II. und Alexander VI. Er gehet bis auf die neueste Zeiten, bis auf die Austreibung der Jesuiten. Polen, Türkey und Archipelagus sind Harmageddon. Der gute Mann! Ihm nehmen wir ein solches Buch warlich nicht übel, wenn aber ein ehrwürdiger Bengel, wenn gar ein philosophischer Crusius apokalyptische Träume haben, wenn solche Männer den Fanatismus — und welches Ungeheuer nenne ich hier — pflanzen, und ihre volkreiche Schulen mit enthusiastischer Wuth die Träume, die geweyhten Romanen ihrer Lehrer gegen Vernunft und Menschenverstand als Wort Gottes verfechten — dann zucke ich die Achsel und weine eine mitleidige Thräne über die Unvorsichtigkeit geschickter Männer und über meine blöden Brüder. Wahrhaftig es ist noch viel aufzuräumen. Wenn wir nicht wachen, so bricht die Schwärmerey zur Schande unserer Zeiten mit Macht wieder ein.

Iz.

13. Gelehrte Geschichte.

Trauerrede auf H. Gerard, Freyherrn van Swieten s. w. auf dem akadem. Hörsale gehalten, von Ignaz Wurz, d. G. J. und Lehrer der geistl. Beredsamk. Wien, von Trattnern, 1772. 85 S. gr. 8.

Lobrede auf den Freyherrn Ger. van Swieten in der deutschen Gesellschaft zu Jena gehalten von E. G. Baldinger, berufnen Lehrer der Arzneyw. zu Göttingen. Jena, Cuno, 32 S. 4.

Hr. v. Swieten, einer der ersten Aerzte und der ersten Gelehrten verdiente diese und ähnliche Denkmäler seiner Verdienste. Des Pater Wurz Rede ist voll Wahrheit, mit Kenntniß der Sache und der Umstände geschrieben. Er lobt den großen Mann, aber nicht übertrieben, nicht auf Kosten andrer; er verschweigt selbst desselben Fehler nicht. Der Ton ist gut, der Sache angemessen und die Sprache so correkt, daß wir fast keinen Provinzialausdruck angetroffen haben.

v. S. lehrte in Leiden mit großem Beyfall; konnte aber der Religion wegen auf der Universität, die er liebte, keinen Lehrstuhl erhalten. Wenigstens machten seine Neider diesen Einwurf gelten. H. W. scheint dies hart und es mag auch seyn; Aber P. W. hätte nicht vergessen sollen, daß wenn Boerhaave, einen Lehrstuhl auf einer katholischen Universität gesucht hätte, man ihm denselben, aus gleicher Ursach, würde abgeschlagen haben. Sonst ist P. W. wenn er von andern Sekten spricht, sehr glimpflich. „Die Irrlehre seines Vaterlandes„ sagt er nur.

Vom Boerhaave und van Swieten heißt es: „wenn die Aphorismen das Orakel der Aerzte sind; so ist der Commentator der Priester, der es aus dem Tempel des heilenden Gottes hervorträgt und den Sterblichen verkündigt.„

v. S. lernte schon am Hofe, noch arabisch und hungarisch. Den Euklides hat er ohne Lehrer studiert.

Die Verbesserung des akademischen Wesens in den kaiserlichen Landen ist unter vielen Verdiensten des H. v. S. doch immer das höchste. Sehr wahr ist es, was P. W. sagt: es sey unendlich schwerer, die Wissenschaften und derselben Lehrer aus der Mittelmäßigkeit zur Vollkommenheit zu heben, als aus nichts zur Mittelmäßigkeit zu bringen. Man kann denken,

ken, was für Feinde der große Mann sich erweckt hat und es war eine Gnade, wie Theresens, dazu nöthig, um die schleichenden Verläumdungen unkräftig bleiben zu lassen.

v. S. hat viel Religion im Leben und im Tode erwiesen. Die Stelle, worinn der P. W. die Menschenliebe desselben beschreibt, ist schön. Von seinem Ersparen gehörte der Zehente den Armen, andre Mildthätigkeiten nicht zu rechnen.

Indessen verschweigt P. W. auch die Fehler des H. v. S. nicht. „Was ist das tugendhafteste Leben, sagt er, als das Gute mit dem wenigsten Bösen vermischt?„ Er war heftig; in ein Mal gefaßten Meynungen hartnäckig. Und, bey einem eignem Geiste der Strenge gegen sich, auch gegen andre hart, besonders wenn sie gegen Ordnung und Wahrheit fehlten. Seine Wahrheitsliebe war groß: aber auch an andern konnte er Unwahrheiten fast nicht vergeben. Oft hat er es aber wieder sehr gut zu machen gesucht, wenn er im Jächzorne sich vergangen hatte.

H. Baldingers Lobrede ist mehr litterarisch und auf dieselbe Art, wie seine Biographien, nur etwas mehr geschmückt geschrieben. Wie sorgfältig H. B. seine Nachrichten gesammelt hat, wie auch von der Schreibart, davon mag S. 18. zur Probe dienen.

„Ihro Kaiserl. Königl. Majestät wurden im May d. J. (1767.) von den Blattern befallen und durch Swietens gesegnete Cur dergestallt wieder hergestellt, daß Höchstdieselben am 22. des Jul. dero öffentlich Dankfest in der S. Stephan Kirche begingen.„

„Unser Leibarzt erhielt an diesem Tage ein vorzüglich Merkmal der Gnade seiner Monarchin. Er ward in einem prächtigen mit 6 Pferden bespannten kaiserlichen Wagen, von den berühmten kaiserlichen Aerzten, den H. Störk, von Keßler und Hummelauer nach der Kirche begleitet und an diesem feyerlichen Dankfest zum Commandeur des Ordens des H. Stephans ernennt.„

„Ich übergehe die Beschreibung von Ordenssternen und Bändern, welche mit dieser Würde verknüpft sind. Ausser diesem bekam unser Freyherr ein kaiserliches Geschenk von Höchst Ihro Majestät der Kaiserin Königin Portrait mit Brillanten reich besetzt, so 20,000. fl. an Werthe hält und 3,000 Stück Dukaten.„

Uns dünkt, H. B. hat hier und oft den Styl und Ton einer Lobrede verfehlt und kommt in den Ton der Zeitungsschreiber. Es sind sonst manche weniger bekannte Nachrichten dar-

darinn. v. Swieten ist der Verf. der Abh. v. Vampyrismus. Er wollte eine neue Ausgabe des Dioskorides veranstalten und dergl. mehr. Mit Recht wird v. Swietens Klugheit bey den medicinischen Streitigkeiten in Wien gerühmt. Er schrieb ein mal an H. B. praxis medica satis convincit quotidie quot et quanta sint, quae ignoro. In ein paar Stellen sind wir doch H. B. Meynung nicht. Er meynt S. 25. der Ausdruck in Boerhaavens und van Swietens Schriften sey sich sehr gleich. *) Von beyden sagt er: „sie näherten sich der Denkart und Weisheit der Griechen ihrer Lieblinge, so sehr als irgend ein abendländisches Genie das griechische erreicht hat.„ Das verstehen wir nicht recht. Die Denkungsart der griechischen Aerzte ist sehr verschieden. Man vergleiche nur den Hippokrates und Galenus. Uns dünkt, diese zween gegen jene zween geben einen richtigern Parallelismus, der doch nie ganz genau zutreffen kann. Jedes Genie hat gewiß seine besondre Manier. S. 16. meynt H. B., die größten Aerzte wären immer die besten Schriftsteller. Das widerlegt doch die Erfahrung und bey der weitläuftigen litterarischen Kenntniß des H. B. müssen ihm gewiß Exempel genug dagegen einfallen.

Ml.

Lobrede auf den Hrn. Friedr. Carl Casimir Freyherrn von Creuz. Frf. am Mayn, bey Varrentrapp, 1772. gr. 8. 5 Bogen.

Vorn ist eine Vignette mit einer Urne, auf der eine Lampe erschrecklich dampfet, ein Todtenkopf wild die Zähne blöckt, und zween dicke Zungen sitzen, wo die Fackel des Einen, die er auslöscht, abermals abscheulichen Rauch giebt. Denn ist auf einem andern Blatte die frisirte Büste des seeligen Freyherrn, von der Schlange der Ewigkeit in Rahmen eingefasset, die ein abscheulicher Kerl, der die Zeit heißt, ich weis nicht, ob küssen, angrunzen oder anwittern will — — Das alles aber langt noch nicht an den Geschmack und Inhalt der Schrift selbst, wo der Hr. v. Creuz gelobt ist, wahrlich wie noch kein Pedant gelobt wurde. Das erbärmlichste Florilegium von lauter Wortschallenden Perioden, wo selbst Lindners Lehrbuch nicht verschont worden; sondern im eigentlich,

*) Was er davon sagt, scheint uns mehr auf Boerhaave als van Swieten zu passen.

lichsten Verstande aus ihm Perioden gestohlen worden. Daraus kann man nun auf alles schliessen. Der Verf. scheint Creuzen persönlich so wenig gekannt zu haben, als ihn der Rec. gekannt hat: selbst seine Schriften hat er nicht gekannt, und kann sie nicht vollständig anführen: an seinen Geist ist noch weit weniger oder vielmehr nichts zu denken: denn alles ist Phrase, Schaum und das erbärmlichste Schullob. Auf etlichen Seiten studiert Creuz Griechisch, Latein, Logick, Metaphysick — auf noch mehrern hat er die Ehre an einem Ort zu seyn, wo eine Prinzeßin vermählt worden — und auf noch mehrern das Glück Freyherr von Creuz zu heissen. Sonst keine mindeste Personalie! kein erläuternder Zug aus dem Leben! ja überall kein Zug eines denkenden Wesens über ein denkendes Wesen — blos in Absicht auf die Kühnheit sind die Bogen merkwürdig, mit der man aus Rhetoricken und Cornu copiale über ein Mann schreiben kann, von dem man — keine Sylbe weis.

Litterarisches Wochenblatt, oder gelehrte Anzeigen mit Abhandlungen. Erster Band. Nürnberg, im Verlag der Martin Jakob Bauerischen Buchhandlung, 1770. gr. 8. Ein Alphab. $3\frac{1}{2}$ Bogen.

— — — Zweyter Band. Eben das. 1770. 1 Alph. $3\frac{1}{2}$ Bogen.

In diesem Wochenblatte werden kurze Abhandlungen aus der Gelehrten-Geschichte, Anekdoten, mancherley beantwortete literarische Anfragen, Recensionen alter und seltener Bücher u. dgl. mitgetheilet. Unter andern sind hier befindlich die Anmerkungen und Verbesserungen, die Mosheim zu seiner lateinischen Ausgabe von Cudworths System intellect. beygeschrieben; die erheblichen Zusätze zu Vogts Catal. libror. rarior.; einige Ergänzungen und Berichtigungen der Nachrichten von den Ausgaben der alten griechischen Schriftsteller in Fabricii biblioth. graeca, die gesammleten und verbesserten Nachrichten von Joh. Alb. Widmanstad und von dem Prior des Rebdorfer Stifts Kilian Leib, das Verzeichniß der elzevirischen kleinen Republicken nebst den dazu gehörigen Schriften, wie auch der kleinen Schriften Joh. Fr. Hekels, die meistentheils unter die seltenen gehören. Einige Briefe von Melanchthon, Luthern, Agricola, Wagenseil, Mollern, Patin, Joh. Konr. Feuerlein, And. Arnold. u. a. sind hier zum

zum erstenmale abgedruckt. Aber die Ladenverzeichnisse der beym Verleger feilen Bücher sammt den Anzeigen, was ein Gelehrter kaufen, verkaufen, vertauschen und entlehnen will, hätten wohl herausbleiben mögen; oder wünschte der Verleger im Ernst, daß sein Wochenblatt nicht weiter als in seine Nachbarschaft gehen sollte? Allenfalls gehörten dergleichen Anzeigen in ein Bücher-Intelligenzblatt.

Kz.

14. Finanzwissenschaft.

Ists dem Staate besser, dumme oder aufgeklärte Unterthanen zu haben? Veritati. Frankfurt und Leipzig 1771. 44 Seit. in 12.

Ein junger König kommt auf Reisen in die Gesellschaft zweyer Könige, und beantwortet in einer Rede, die er ihnen hält, die Frage, das ist die Einkleidung dieses Taschenbüchelgens; wohlverstanden, daß dieses heydnische Könige sind. Die Liebe der Unterthanen ist sein Ideal, welches schon von der Wiege des Prinzen, von der Feyer der Götter ausgehet, die ihn zum Glücke der Menschen einsegnen; er lässet um die Wiege des lallenden grossen, des jungen Gottes, so nennet er den Prinzen, Huldgöttinnen und Schutzgeister tanzen und das Volk Jubel schreyen unter dem scheuslichen Joche der Vorurtheile, dessen künftige Abschüttelung es schon im voraus verkostet, dann läßt er ihn zur Apotheose reif werden und der junge griechische Gott empfängt von seinen sterbenden Erzeugern die Krone und den letzten Segen, mit den Worten: Mähe die Vorurtheile ab, mein Sohn, und mache Glückliche; dann schwört er, setzt die Krone auf und mähet.

Wie ihm dann dieses Mähen gelungen sey, das erzählt er seinen Kameraden, so nennt dieser V. die beyden alten Könige. Er legte nemlich verschiedene Lehrstühle an, um die Glückseligkeit des Staats, als den letzten Zweck eines jeden Bürgers öffentlich zu lehren; ein jeder Diener des Staats mußte ein Zeugniß von den Lehrern bringen, wenn er Dienste haben wollte, in 3 Jahren waren schon 8000 Lehrlinge und nun hat er deren 20000. die lauter nutzbare Männer sind; frey von Vorurtheilen.

Mit der Priesterschaft hielt es schwerer; diese hielten auf ihre Privilegien, aber der junge König fragte sie: da ihr euch

euch den geheiligten Diensten des Jupiters, Apollo, Neptuns einweihetet, habt ihr aufgehört, Bürger des Staats zu seyn? und alle sagten: Nein. Und nun ward die Priesterschaft der gesunden Vernunft untergejochet; er zeigte ihnen, daß ihre Privilegien nicht, wie sie glaubten, in der heiligen Geishaut des Jupiters aufgeschrieben wären, daß es dem Staate keine Ehre sey, wie sie doch sich einbildeten, sie zu ernähren, daß sie von dem Menschen weiter nichts als das Gesicht hätten, sonst aber Bothschafter des Donnerers, Freunde aller Götter und berechtigte Nectartrinker wären; (die also vielleicht keinen Wein und kein Brod haben sollten.) Der junge König erzählt seinen Kameraden den Zustand der Priesterschaft seines Nachbars, und spricht von Empörungen, von Schavot, von frommen Ungeheuern u. s. w.

Und nun die Beantwortung der Frage: Ein fröliches Volk ist leichter zu regieren als ein trauriges, alle dummen sind aber traurig. Also, man mache das Volk frölich, so kommt es aus der Dummheit. Jezt sind die Vorurtheile verscheucht und der junge König will einmal kein ander Denkmal auf seiner Urne haben, als: dem Vater seiner Bürger und dem Verscheucher der Vorurtheile.

Es deucht uns, als wenn der Reisebeschreiber des jungen Königs auch ein sehr junger Schriftsteller wäre; dieses vorausgesetzt, wollen wir ihm seine Blümchen lassen; aber was die 20000 Politicker betrifft, glauben wir doch immer, daß, wenn ja der Staat eine solche Armee auf den Beinen halten müßte, sie ihm weniger schädlich seyn möchte, wenn sie aus Priestern bestünde, als aus Politickern.

Ueberhaupt ist es noch zu früh, eine solche Frage zu thun; man müßte sich anfänglich begnügen, sie so zu formiren: ists dem Staate besser dumme als aufgeklärte Diener zu haben? und doch müßte man hier sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenigstens um ein Subject ausfindig zu machen, welches die Frage thun könnte, ohne sich selbst damit zu treffen, ein Subject, welches ausser allem Zweifel und in aller Betrachtung aufgeklärt wäre.

Wenn es in dem Kopfe des Unterthanen nur einmal so klar ist, daß er weis, wie er sein ehrlich Gewerb und seine Wirthschaft am vortheilhaftesten treiben soll, dann ist er aufgeklärt genug, zu urtheilen, ob sein König einen gerechten Krieg führe, ob die Steuer, die er fodert, billig sey, ob das Fegfeuer nebst dem theologischen auch noch einen politischen Grund habe, das braucht der Kanzlegiesser nicht zu wissen.

Wenn dumm so viel ist, als Narr; dann ist wohl kein Zweifel, daß für einen Staat kluge besser sind als Narren, worüber man einem jeden den Beweis schenken kann; aber wenn aufgeklärt so viel heissen soll, als ein Kopf, der in alles eindringt, der fähig ist, selbst ein Diener des Staats zu seyn, fast wie in der Demokratie, dann ist Eifersucht, Empörung und Müßiggang gewiß das Loos eines solchen Staates; der lauter solche aufgeklärte Bürger hat: also freylich keine dumme Unterthanen, das sind sie auch von Natur nicht, es giebt keine dumme Füchse, keine dumme Biber, also auch keine dumme Menschen, die es sind, gehören entweder unter die Kranken, oder unter die Misgeburten, aber auch keine eingebildete aufgeklärte, keine überkluge, keine Sternseher, deren eine ganze Provinz an einem genug hat, keine Advokaten — und das ist insgemein die erste Versuchung, in welche der allzukluge Bürger fällt, den Advokaten unter seinen Mitbürgern zu spielen. — Was denn für welche? mit gesunder Vernunft begabte, ihren Gewerben gewachsene, und dem Steuermann sich ruhig überlassende Seereisende, wir wolten sagen: Unterthanen.

D. Dan. Gottfr. Schrebers, ordentl. Lehrers der Cameralwissenschaft auf der Univ. zu Leipzig rc.; Reise nach Carlsbad; nebst Herrn M. J. G. Schwarzens, Diaconi zu Johanngeorgenstadt rc.; Untersuchung der Frage: ob und was für Vortheil in der Natur ein Erdbeben verschaffen könne? Leipzig, bey Dyck, 1771. 8. 142 Seiten.

Der P. Schreber hat seine Bemerkungen, die er im J. 1770. auf seiner Reise nach dem Carlsbade dort und zu Johanngeorgenstadt bey dem Bergwerke meistens aus ökonomischen, überhaupt aber statistischen Augenpunkten gemachet, dem Publikum unter gewissen Rubricken mitgetheilet, dafür ihm dasselbe Dank schuldig ist; mehr solche Nachrichten von Städten und Ländern würden dem Studium der Politick in Deutschland sehr zu statten kommen.

Der H. M. Schwarz hält dafür, daß durch ein Erdbeben das Gestein in den Bergwerken zerstückt und das Erz leichter gewonnen werden könne, das sagt er mit vieler Bes

scheidenheit, mit unerwarteter technischer Kenntniß, und in einem Tone, der gefällt.

Hk.

Des Abts Anton Genovesi, königlichen Professors zu Neapel, Grundsätze der bürgerlichen Oekonomie. Nach der neuesten und verbesserten Ausgabe aus dem Italienischen übersetzt, von August Witzmann. Erster Theil. Leipzig, bey Saalbach, 1772. in 8.

Dank dem Uebersetzer, daß er unsern mit der italienischen Literatur weniger bekannten Landsleuten von der Staatswirthschaftlichen Klasse ein Buch in die Hände zu spielen, unternommen hat, welches allen andern, die wir von dieser Art schon haben, an die Seite gesetzt zu werden verdient; nicht deswegen, daß es neue Gedanken enthielte, auch nicht, daß die Statistick bey der Neapolitanischen Geschichte sehr viel dabey gewönne, denn der V. spricht überall von Menschen und nicht von Neapolitanern, ausser am Ende, und schöpft aus den Quellen, die schon offen sind; aber man sieht ihm doch an, daß er die Sachen scharf durchgedacht und sich dazu eine eigene Bahn gebrochen hat; bey gewissen fruchtbaren Gegenständen aber, die nicht unter seinem Stabe stehen, entscheidet er durch vernünftige Wünsche, so wünscht er z. E., daß keine liegende Gründe unveräusserlich seyn und dem Commerz entzogen werden, keine Fideicommisse, keine Erstgeburtsrechte gelten sollten, daß kein geistliches Beneficium anders als propter officium gegeben werden, mithin die Anzahl der Beneficiaten nie grösser seyn möchte, als zu Verwaltung des Amts, welches in Lehren und Waiden bestehet, genau nöthig ist, diesen letztern Wunsch gründet er darauf, daß bey einer allzugroßen Menge die Aufsicht und Zucht beschwerlicher werden, die Gesellschaft sich weniger gleich bleiben von der Tugend abweichen und darüber nothwendig in Verachtung kommen müßte; dieses beweißt er aus dem Zustande der Kirche; in den ersten Jahren, sagt er, war die Tugend die Seele der Kirche und da war Demokratie in derselben, ob sie schon unter der Aufsicht eines Haupts stand — das sagt er nach den Grundsätzen seiner Kirche — im vierten Jahrhundert nahm die Tugend ab und da war Aristokratie in der Kirche; im zehnten Jahrhundert kam die Tugend noch mehr herunter und da

war uneingeschränkte Monarchie, im dreyzehnten verlohr sich die Tugend ganz, und da war Despotismus, Inquisition, der ganze Verfall; er wünscht ferner, daß man die Einpfropfung der Pocken nicht mit falschen theologischen Blicken ansehen möge, er, der selbst ein Theolog ist, daß man die mehrere und mindere Gefahr neben einander stellen möge, wie man es bey den chirurgischen Operationen, Amputationen, zu halten pflege; den Luxus wünscht er bis zu einem gewissen Grade vertheydigt zu sehen, den Rousseau nicht gekennet, bis zu dem Grade, der sich immer mit den übrigen steigenden Verhältnissen der Nation fortbewegt, er verwirft die Gesetze, die den einmal angefangenen Lauf des menschlichen Geschlechts hindern sollen, und beruft sich auf die Beyspiele vom Taback und vom Kaffe, dessen Gebrauch in Spanien, Mecca, Constantinopel, England, Moscau, mit Bann, Pfriemen in der Nase und andern Strafen verboten und doch nicht gehemmet worden; was für Stützen, fährt er hier mit einem edlen Enthusiasmus fort, können ganze Nationen aufhalten, wenn sie der Enthusiasmus ergreift, sich zu bewegen? — man nehme Riesen um den Umlauf der Erde aufzuhalten und sie werden sich mit ihr herumdrehen — die Milderung der Sitten um den Menschen gegen sich unter einander mehrere Liebe beyzubringen, daß sie sich nicht selbst beschädigen und tödten, ist auch in der Reihe seiner Wünsche und Vorschläge: die bequemsten Mittel dazu sind ihm: die Litteratur und öffentliche musterhafte Gelegenheiten seine Sitten darnach zu bilden; also ein artiger polirter Hof des Fürsten, die Schulen und Akademien — hier bekommen auch Mandeville und Rousseau ihre Lektionen, als Gelehrte, die auf gelehrte Art wider die Gelehrsamkeit schreiben — die feste und öffentliche Versammlungen, die Einladung und freundliche Aufnahme der Fremden, die Verschickung der Edelleute unter cultivirte Völker, wie es Peter der Große in Moscau machte, um das Land mit neuen guten Künsten und Sitten zu bereichern.

Man wird nicht müde, diesen patriotischen Schriftsteller zu lesen, er mag etwas neues oder etwas altes sagen und der Uebersetzer, dem seine Arbeit sehr gut gelungen ist, erwirbt sich ein wahres Verdienst um die deutsche Finanzwissenschaft, die übrigen Theile des Werkes bald mitzutheilen, eines Werkes, das so viel werth ist als Stewart, als die Physiokratie der Franzosen. Schade, daß dieser denkende Kopf, dieser überredende Schriftsteller so frühe schon die Welt verlassen hat, die noch so viel von ihm hätte hoffen können.

Wir

Wir haben noch nichts in Deutschland, das wir diesen Männern geradezu entgegen stellen könnten, ob es uns schon nicht an Männern fehlt, die uns etwas geben könnten; aber die deutsche Finanzwissenschaft unter einen Brennpunkt zu bringen, die da nach manchfältigern Grundsätzen ausgeübet wird, als die Religion, dazu gehört ein grösserer focus als für Frankreich oder Neapel.

Das neueste, das gründlichste, was wir noch davon haben, das haben wir einem geschickten französischen Deutschen zu danken, dem Hrn. v. Beausobre in Berlin. Dieser erste Theil von unsers Abts Werke enthält XXII. Hauptstücke, welche die wesentlichsten Vorerkenntnisse von den politischen Körpern und Klassen nach ihren verschiedenen Einflüssen in das Ganze des Staates abhandeln, alle Operationen, Modificationen, Erhaltungs- Aufmunterungs- und Verbesserungsmittel der politischen Körper, als: Bevölkerung, Erziehung, Nahrung, Künste, Sitten, Industrie, Handlung, Finanzen und zuletzt Neapel. Warum der V. dieses alles bürgerliche Oekonomie nennet, davon giebt er selbst die Ursache an, weil er sie von der Kunst, Gesetze zu geben, die er eigentlich Politick nennt, unterschieden wissen will, vielleicht so, wie sich der Componist von dem Musikus unterscheidet; die bürgerliche Oekonomie soll also lehren, wie die Menschen sich in der bürgerlichen Gesellschaft nach allgemeinen Grundsätzen gegen einander verhalten sollen und die Politick soll vielleicht lehren, die allgemeine Grundsätze auf die besondern Umstände eines jeden Landes durch weise Gesetze anzuwenden; wobey wir nichts zu erinnern finden.

Fz.

---

15. Haushaltungskunst.

Abriß zu einer allgemeinen Landbienenzucht — dabey die Betreibung des Seidenbaues im Großen gezeiget wird, der Churmark Brandenburg zum besten, nebst einer Fortsetzung von Bienenbetrachtungen. Zweyter Theil, durch Carl Ludwig Hase — Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Realschule, 8. 161 Seiten.

Der Patriotismus dieses Verfassers muß sehr große Eile haben, bekannt zu werden: der zweyte Theil ist schon abgedruckt. Nun dann, wenn er uns doch nur nicht zugleich den dritten Theil verspräche; eine Sache die uns nicht ganz umsonst fürchten lässet, daß er dergleichen Fortsetzungen liefern möchte. Sollte der V. von dergleichen Gedanken ausserordentlich angefochten seyn, so rathen wir ihm, wenn der 3te Theil fertig seyn wird, das bis zu Alphabethen ausgedehnte schlechte auszumärzen, wo dann das Gute in einigen bündigen Bogen vorgetragen werden könnte. Von diesem zweyten Theile müssen wir sagen, daß daran etwas bessres Maskulatur dann am ersten sey. In Rücksicht der Landsmannschaft darf unser Urtheil schon etwas freundmüthiger ausfallen. Denn seine Landsleute in einem solchen Tone belehren, und sie nach der alten und schlechten Calender-Mode belehren wollen, das gehet uns nahe.

Unser sonst gelehrte V. ist in Absicht auf die Ausbreitung der Bienenzucht beynahe auf dem rechten Wege, und das ist auch alles Gute, so er bisher geliefert hat: hätte er nur einstweilen den Landsleuten ohngedruckt, dagegen mit guten Beyspielen voran gehen, und sie so viel möglich persönlich, wenigstens in seiner Gegend lehren, und eben dadurch sich selbst unterrichten, dies aber so lang fortsetzen wollen, bis er Kraft dieser Methode die beste Pflege ausgespähet und solche zu seinem bessern Ruhme mit wohl geprüften Proben hätte besiegeln können. Selbst den noch nicht ausgeführten Plan von der allgemeinen Landbienenzucht, dessen Anfang im 1ten Theile, wir schon mit wenigem gebilliget haben, *) hätte er in aller Stille dem großen Könige und besten Vater des Landes vorlegen, und Verfügungen zur billigen Ausführung abwarten sollen. Wird er nicht durch diese zu frühe und noch unreife Bekanntmachung manches Gemüth gegen solchen aufbringen? Doch wir wollen zum Buche selbst schreiten: unsere Leser belieben nur diesmal für uns, daß wir von einem schlechten Buche so viel reden und für unsern Patrioten, der wie wir vermuthen, es bald besser machen und das unnütze zurücknehmen wird, einige Nachsicht zu haben.

Erstes Kapitel. Es wird darinnen erforschet, ob in der Churmark allgemeine Bienen mit Nutzen angeleget werden können? der V. hält es allerdings für möglich, und wir fügen hin-

*) Anmerkung: In unserm Urtheile XVII. B. 2. St. S. 600. Zeile 5. ist ein Druckfehler, so die Meynung undeutlich ausdrucket: statt Banneifrigen, lese man, Bann: eifrigen.

hinzu, es ist der noch einzige übrige Weg, die so sehr verfallene Bienenzucht zum größten Grade der Vollkommenheit zu bringen. Denn was soll das zur Aufnahme der Bienenzucht beytragen; Ein Kosat soll einen, ein Halbauer zween Stöcke und so fort andere mehr, und zwar bey Straf des Ermanglungs-Falles haben? Ferner sey von uns dergleichen bis hieher für die Aufnahme der Bienenzucht befohlne Maasregeln zu tadeln: Allein hat dann jeder Bauer Zeit, Wissenschaft, Geduld, und was dergleichen mehr zu dieser Wartung erfodert wird! Muß nicht vielmehr wahrer Schaden für den Landmann und die Bienenzucht selbst auf immer herauskommen, wenn schon die Schatzkammer mit einigen Strafen bereichert wird?

Um kürzer zu seyn, verweisen wir den Verfasser auf unser Urtheil über den ohngefähr auch dahin einstimmigen Vorschlag daß einsichtsvollen Herrn Diakonus Steinmetzen: befindlich bey den Abhandlungen der fränkischen Gesellschaft vom Jahr 1771. und glauben so, bald der Verfasser von dem Nutzen der allgemeinen Landbienenzucht wird hinlänglich überzeuget seyn, daß er alsdenn schwerlich in den Paroxismus der nun vielen Dorfschulmeistern eigen gewordenen Modesucht, Bienengesellschaften zu errichten, zu verfallen, nöthig finden wird.

Jetzt wollen wir den Abriß auch mit dem nöthigsten Fingerzeige bereichern: Die Anmerkung an der 11. S. würden wir dahin mildern, daß abziehenden Bürgern, oder auch Erben eines Verstorbenen, ihr eigenthümliches Recht nicht entzogen werden dürfte. Muß dann der so Antheil an einer gemeinnützlichen Sache haben oder behalten soll, gerade im Orte wohnen und wohnen bleiben, um den (wie sich der V. hier und oft seinen deutschen Bauren mit einem ihnen unverständlichen Mischmasche von Sprache ausdrücket) usum fructum in loco zu ziehen . . . Würde aber jemand, so wegziehet, sein Antheil freywillig verkaufen, und wäre es an einen Fremden, so möchte der Gemeinde das Auslösungsrecht willkührlich verbleiben; es seye dann, daß sich ein fremder besonders einkaufet.

Zur 15 S. Würden die Sachen einmal auf einem festen Fuse, und die Wärter hinlänglich unterrichtet seyn, so könnte der hier begehrte General-Inspektor oder Direktor (wie ihn der V. immer betitteln will, die zwo jährlichen Kostspieligen und noch dazu postmäßigen Reisen ersparen, und nur auf nöthige Fälle einschränken.

Zweytes Kapitel. Allgemach fängt der Verfasser von der 42 S. an, Recensent zu werden, dies mißbilligen wir im höchsten Grade. Eben weil er die wenigsten Schriftsteller recht kennet, so laufen seine Recensionen meist auf elende, oft auch auf vorwitzige Einfälle hinaus, und sind daher von keinem Gewichte.

Drittes Kapitel. Weil der V. aus der 55 S. von halb und viertel Ellen hohen Ringen redet, vermutheten wir, er würde auf solche der Bienenzucht sehr vortheilhafte Körbe verfallen: allein wir betrogen uns; denn er behält noch die grossen Körbe bey. Nach der 64 S. sollte man glauben, der V. hielte Eyrichen für den Herausgeber des Buches, die nützliche Biene. In diesem Kapitel sollte der V. von Körben handeln, und an der 73 S. beschreibt er schon Ableger. Doch bald überall trift man elendes und oft lächerliches Geschmier an. Z. B. an der 74 S. heißt es, „das Flugloch des Mutter„stockes kann man auch mit etwas widriges beschmieren, da„mit die Kinder einen Eckel daran finden; gleichwie die Mut„ter die Brüste beschmieren, denen (sollte den heisen) Kindern „das Saugen eckelhaft zu machen„ .... hätte doch der V. seine zween Theile nicht auch so eckelhaft beschmiert, und wäre er nicht als ein auf hohen Schulen bewanderter Schriftsteller zu beurtheilen, wie viele Nachsicht wollten wir nicht selbst in diesem Stücke mit ihm haben! doch es kömmt auch für manche Provinz undeutsches Deutsch für: z. E. S. 77. eine Kenne. Konnte er dies den Bauren nicht erklären, und das so leicht, wie seinen usum fructum u. d. m. hat er es doch auf der 80 S. treflich gekönnt, z. B. das Wort Güste: er sagte daselbst: „das ist, Stöcke die nicht geschwärmet oder sich auf der Heide „fett gefressen haben.„

Sehr löblich ist es hingegen für den V., daß er auf dieser und der vorhergehenden Seite die Schädlichkeit des Bienen tödtens einsehen lernt, und folglich das Vergnügen entbehren kann, wovon er in dem ersten Theile, dem achten, von seiner damals noch rohen, und aus der alten Barbarey abstammenden Kenntniß zeugenden Kapitel S. 38. noch so betaumelt eingenommen war, daß er von den Bienen lehrte, wie man die mit Schwefel getödeten herabklappern hören könnte: und so auch die nur zu bekannten Kennzeichen, dieses gewaltsamen Todes folgends beschrieben „so lange sie noch summen, sind „sie noch nicht todt.„ So lange unser V. noch sagen kann, wie S. 39. „Einige kluge Leute sagen, und schreiben es gar „gedrukt, es wäre Schade, diese nutzbaren Thiere elendiglich

„um-

„umzubringen,„ so können wir dieses Brummen als ein zuverläßiges Merkmal annehmen, daß er auch noch nicht tod sey, und wie die vom Schwefeldampfe erstickten Bienen in freyer Luft wieder aufleben, also auch er in Gestalt eines neu erstandenen Bienenpflegers, bey den Gesellschaften der Bienen erscheinen könne.

Viertes Kapitel. Warum hat dann der Verf. auf der 93. S. nicht diejenigen Staaten namentlich angezeiget, wo bey Leibeigenschaften allgemeine Bienen zu 100 Stöcken von einem Wärter behandelt würden? oder hat er es auch nur von Hörensagen, wie das a. d. 56. S. von dem Herrn von Adel!

Fünftes Kapitel. Nichts als Vorschläge, die allesamt, wie mehrere noch zur Zeit hätten ohngedrukt belassen und nur an seine Behörde eingeliefert werden sollen. Glück für den V. daß er nicht auch physikalische Sätze bestreitet, sondern, um sich geschwind herauszuwickeln, sich den Streit verschiedenemal verbittet. Niemand würde sich ohnedies schwerlich mit ihm eingelassen haben, wenn er schon bey üblem Verstande S. 123. das Frauenzimmer mit zur Hülfe aufbiethet.

Auch ist uns noch lange nicht bange, wie der Verf. befürchtet, daß die Seifensieder ihr Brod verlieren, und statt Talg Wachslichter ziehen, und die Baurenleute Wachslichter brennen müßten? wo denkt der V. schon hin, da seine allgemeine Bienenzucht noch nicht einmal den Anfang genommen hat?

Die übrigen Kapitel enthalten theils poßirliche Recensionen, theils nichts bedeutende Vorschläge und Briefwechsel von deren Beurtheilung uns der Verfasser, vorneinlich aber unsere Leser lossprechen werden.

Zs.

Der Kunsterfahrne Mälzer und Brauer, oder praktische Anweisung auf englische, deutsche, böhmische und viele andere Art herrlich Bier zu brauen. — Nebst einem Unterrichte, das verdorbene Bier gut zu machen. Sorau, 1771. 11 Bogen in 8.

Jeder wahrer Beytrag zur Technologie oder Handwerkskunde ist uns schätzbar, wenigstens unendlich schätzbarer als ein ganzer Bündel witziger Epigrammen, die heimtückisch andern Leuten schaden sollen. Aber dieser Mälzer hat doch zu wenig gu-

gutes, als daß man ihn ungetadelt durch die Buchläden solte lauffen lassen. Er kennet die Gründe seiner eigenen Vorschriften nicht, und eben so wenig kennet er die verschiedenen neuen Verbesserungen der Brauerey, die man schon seit einiger Zeit im Großen mit Vortheile anwendet. Dagegen verkauft er noch abergläubige Recepte, die vielleicht nicht einmal mehr im catholischen Westphalen geglaubt werden. — Aber vielleicht sind diese Bogen nicht neu, sondern nur von neuem nachgedruckt; das wollen wir lieber zur Ehre unsers Jahrhunderts, als zur Unehre des Verlegers glauben.

A.

Zusätze zu dem Bedenken über die Frage: Wie dem Baurenstande Freyheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beydes fehlet, verschaffet werden könne. Frankf. und Leipz. 1771. 4 Bog. in 8.

Den Lesern unserer Bibliothek ist unser vortheilhaftes Urtheil über obiges Bedenken schon bekannt, und wir dürfen nur noch hinzufügen, daß gegenwärtige Zusätze mit gleicher Gründlichkeit von diesem wichtigen Gegenstande geschrieben sind.

B.

Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft sowohl aus der Theorie als Erfahrung. Erstes bis Sechstes Stück. Berlin 1770. 1 Alphabeth 2 Bogen in 8.

Der ungenannte Herr V. zeiget, daß er in der Landwirthschaft kein Anfänger ist, und selbige nicht nur vollkommen praktisch verstehet, sondern auch das Ganze übersiehet und die richtigsten Begriffe hat, wie selbige zum Vortheil des Privatmannes und des Staats gehörig betrieben werden müsse. Der Leser wird finden, daß der Cameralist sowohl als der Oekonom sie mit Nutzen gebrauchen kann.

So.

Monatliche Beschäftigungen für einen Baum- und Plantagen-Gärtner. — Mit Kupfern. Als eine

Zugabe zum fünften Theile des Hausvaters. Hannover, 1771. 14 Bogen in 8.

Ein Garten-Calender, den ein Münchhausen gemacht hat, muß allem Vermuthen nach gründlich und brauchbar eingerichtet seyn. Diesen Satz bestätiget der Inhalt des gegenwärtigen auf eine für den Leser sehr angenehme Weise. Die in demselben vorangeschickten allgemeinen Regeln sowohl, als auch die Vorschrifften, was in jedem Monath des Jahres bey Wildnissen, Pflanzschulen, Obstbäumen, Spalieren, Orangerien und Gewächshäusern, auch Forsten zu thun ist, sind richtig, gründlich und sehr deutlich abgefaßt. Die Vorrede enthält eine lebhafte etwas caustische Schilderung der Aufführung mancher Garten-Herren, in Absicht ihrer Gärten und ihrer Gärtner, davon die Originale nicht selten sind. Der Herr V. meldet, wie er keinen Spatziergang in seine Gärten thue, ohne gewissermassen selbst mit zu arbeiten, und erfüllet also im buchstäblichen Verstande das am Ende des Buchs befindliche Motto:

Utilis est horto domini manus, utilis ipsis
Arboribus — — —

Johann Friedrich Mayers — Zwote Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft, nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. Frankfurt am Mayn, 1771. 20 Bog. in 8.

Nachdem wir den ersten Theil dieser gründlichen Beyträge und Abhandlungen des Hrn. Pastor Mayer in dieser Bibliothek bereits ausführlich angezeiget haben, so können wir bey ähnlichen Arbeiten eben dieses würdigen Schriftstellers desto kürzer seyn; dahero uns für diesmal genug ist, den blossen Inhalt dieses zweyten Stücks herzusetzen, welcher in vier Abhandlungen bestehet, nemlich: 1) Die Vertheydigung des Gypses als einer vortreflichen Dungsorte. 2) Gedanken bey dem Getraidemangel in Deutschland von 1770. bis 1771. auf die Zukunft. 3) Beantwortung der Frage über die Abstellung der Huthweiden in Steyermark. 4) Ein Entwurf zur Errichtung einer Wetter-Casse in einem Schreiben eines Freundes.

B.

Gottlieb Rammelt — gemeinnützige Abhandlungen zum Besten der Gärtnerey und Landwirthschaft. Zweyter Theil. Halle, 1771. 1 Alph. in 8.

Der erste Theil dieses brauchbaren Buchs kam schon 1768. heraus, und ist selbiger damals von uns angezeigt worden. Wir empfehlen es den Gartenliebhabern und Landwirthen, weil beyde darinn solche Nachrichten und Anmerkungen finden, die eine lange eigene Erfahrung des V. zum Grunde haben. Dies Urtheil wiederholen wir hier um so viel lieber, weil der zweyte Theil ungleich mehrere Sachen zwar kurz, aber sehr deutlich vorträgt, und man viel neue Bemerkungen allenthalben eingestreuet findet.

L.

Allgemeine Gründe der ökonomischen Wissenschaften vornehmlich des Ackerbaues, der Handlung, des Cameralwesens. — Aus dem Französischen übersetzt. Zweyter und dritter Theil. 8. Frankfurt und Leipzig, 1771. 2 Alph. 1 Bogen.

Der Uebersetzer würde nicht übel gethan haben, den französischen Titel dieses Werks anzuzeigen, damit man das Original desto ehender hätte auffinden können. Hat er sich vielleicht vor einer Vergleichung desselben mit seiner Uebersetzung gefürchtet? den ersten Theil haben wir in unserer Bibliothek bereits angezeiget, und unser Urtheil so lange verspa ret, bis wir die folgenden Theile erhalten würden. Hier ist es anjetzt in wenig Worten. Wer ohne Rücksicht auf die mancherley Gesetze und eingeführten Gewohnheiten in den verschiedenen Staaten der gesitteten Welt, blos spekulativisch einsehen will, was Ackerbau, Handlung, Künste u. s. w. nach verschiedenen Verhältnissen auf das Beste der menschlichen Gesellschaft und in allen Ländern überhaupt vor Beziehungen haben können, der findet solches hier sehr philosophisch abgehandelt. Freylich aber muß er sich hiemit begnügen und nicht weiter auf das was wirklich geschiehet um sich herumschauen. Ein nachdenkender Leser wird unser Urtheil gegründet finden und weitläuftiger wollten wir für diesmal nicht seyn.

Sv.

Herrn

Herrn Guiot — kurzgefaßtes Forst-Handbuch — größtentheils aus des Herrn du Hamel du Monceau allgemeinen Abhandlung von den Wäldern herausgezogen. 8. Nürnberg, 1771. 1 Alphab. 10 Bogen.

Wer sich das bekannte kostbare Werk des du Hamel von diesem Gegenstand nicht anschaffen will, der kann hier um einen ungleich geringern Preis den Kern desselben erhalten, indem dieser Auszug mit einer klugen Auswahl die den Sachverständigen verräth, gemacht worden ist.

Der wohlunterwiesene Landwirth — aus dem Französischen übersetzt — Wien, 1770. 1 Alph. 8.

Die erste deutsche Ausgabe ist 1768. zu Nürnberg herausgekommen und damals in unserer Bibliothek beurtheilet worden. Es gehöret dies Buch unter die ziemlich guten ökonomischen Schriften. Diese Ausgabe hat vor der erstern nichts voraus.

L.

16. Vermischte Nachrichten.

Gerichtliche Akten, betreffend eine Recension der Goezischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden, in No. LVIII. der Frankfurter gelehrten Anzeigen, von 1772. Zur Rechtfertigung des Hrn. Pastors, des Recensenten und des Verlegers. Frankfurt am Mayn, gedruckt auf Kosten des letztern, 1773. 48 Seiten in 8.

Unsere Leser werden sich noch aus des XVIIIten Bandes 2ten Stücke S. 656. und folgl. erinnern, daß der Magistrat zu Frankfurt am Mayn, den Verleger der dortigen gelehrten Anzeigen, wegen einer tadelnden Recension von Goezens Betrachtung über das Leben Jesu, in Anspruch genommen habe, und ihn deshalb um 20 Rthlr. habe strafen wollen. Weil in dem Protocolle gesagt war: daß der Beklagte,

klagte, „in Gefolg eines auf das Schreiben des Herrn Pastor „Goeze in Hamburg ergangenen venerirlichen Rechtscon„clusi „vorgeladen worden; so mußte Hr. Goeze natürlicher Weise in den Verdacht kommen, daß er diese Vorladung und Bestrafung gesucht habe, und dieser Verdacht ward noch wahrscheinlicher, wenn man sich an den polemischen Eifergeist des Hrn. G. erinnerte. Dies glaubte auch wirklich die ganze Stadt Frankfurt am Mayn, und aus einem daher geschriebenen Briefe, floß diese Nachricht in die allgemeine deutsche Bibliothek (XVIII. B. I. St. S. 309.) Wie ungestüm und pöbelhaft grob Hr. Goeze sich dabey gegen die allgemeine deutsche Bibliothek aufgeführt wie er mit Lügen und Verläumdungen um sich geworfen habe, ist aus XVIII. B. II. St. S. 658. zu ersehen, wo seine Erklärung wörtlich eingerückt ist, zum Beweise, daß man ihm gern alle Genugthuung wiederfahren lasse, die der Billigkeit gemäß ist. Weil nun Hr. Goeze läugnete, wegen der gelehrten Anzeigen nach Frankfurt geschrieben zu haben, und doch in dem Protocoll sich auf ein Schreiben des Hrn. Goeze bezogen ward, so konnte fast keine andere andere Vermuthung statt finden, als die man XVIII. B. II. St. S. 660. geäussert hat, nemlich; „daß ein „Ankläger der gelehrten Anzeigen, Hrn. Goezen nur vorgescho„ben, und sich in seiner Klage auf ein Schreiben desselben bezo„gen habe, das vielleicht nicht existiren möge„ und man wünschte daher, daß um den ganzen Zusammenhang der Sache einzusehen, die sämtlichen Akten, möchten öffentlich bekannt gemacht werden.

Dies ist nun geschehen und das Räthsel ist aufgelöset. Wir wollen zur Steuer der Wahrheit und allen Anklägern, die die Frankfurter gelehrten Anzeigen können angeklagt haben, zur schuldigen Ehrenrettung, hiemit erklären, daß, so geschäftig sie auch sonst gewesen seyn mögen, diese gelehrte Zeitung zu unterdrücken, sie dennoch kein Schreiben von Hrn. Goezen vorgeschoben haben, das nicht existirt. Es existirt in den Akten allerdings, ein Schreiben von Hrn. Goezen, an den Magistrat zu Frankfurt am Mayn wodurch die Vorladung des Verlegers veranlasset worden, welches auch hier S. 42. und 43. wörtlich abgedruckt ist. Aber man erstaune — in diesem Schreiben, stehet von den gelehrten Anzeigen und von der Recension qu., nicht ein einziges Wort. Es ist ein Danksagungsschreiben des Hrn. Goeze an den Magistrat, worinn demselben nach Hr. Goezens Art allerhand windschiefe Complimente gemacht werden, und versichert wird: „es leuchte „aller Welt in die Augen, daß der rechte Gott noch in dem

„Frank-

„Frankfurtischen Zion sey.„ Hieran ist wohl nicht der allergeringste Zweifel, so wenig, als daß in Bockenheim, in Irkutzk, in Prag, in Moscau, in Waldheim und im Lande Hadeln, der rechte Gott sey; aber was thut dies zu den Frankfurtischen gelehrten Anzeigen und zu derselben Recension von Goezens Lebensbetrachtungen?

Wir wenigstens können keinen Zusammenhang zwischen diesem Schreiben, und der Vorladung und Bestrafung des Verlegers der gelehrten Anzeigen wahrnehmen, ob sich gleich in dem Protocoll darauf bezogen wird, wodurch ein Hrn. Goezen nachtheiliges Mißverständniß hat veranlasset werden müssen, wegen dessen H. Goeze, sich keinesweges an die allgemeine deutsche Bibliothek oder an derselben Correspondenten, sondern blos an den Concipienten dieses Protocolls halten muß. Es wird auch in diesen ganzen Akten nichts von einem Kläger erwähnt; Es scheint also, die Obrigkeit zu Frankfurt am Mayn, würde auch ohne alle Veranlassung von Hrn. Goezen oder einem andern, blos deswegen den Verleger bestraft haben, weil sie sich überzeugt glaubte, daß in der Recension qu: „ein höchstärgerlicher, gegen alle dem Staat „und der Religion schuldige Pflichten anstossender unzeitiger „Recensionseifer„ zu spüren sey. Wer zweifelt, daß ein so höchstärgerlicher Recensionseifer zu bestrafen sey? Aber ist ein solcher Recensionseifer der, nicht etwa gegen einige, sondern gegen alle dem Staate und der Religion schuldigen Pflichten anstößt, wirklich in dieser Recension befindlich? Hievon ist in den itzt abgedruckten Akten kein Beweis befindlich.

Eben dieses Verfahren, nebst der in dem nemlichen Protocolle befindlichen Drohung: „schärfere Zwangsmittel „vorzukehren, anbey alle und jede, theologische Sachen be„treffende Recensiones gänzlich zu untersagen.„ macht diesen Proceß zu einem Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit, sonst wäre er nur eine Privatsache, die ausser Frankfurt am Mayn niemand intereßiren könnte. Was könnte sonderlich daran gelegen seyn, wenn eine Recension oder gar eine ganze gelehrte Zeitung weniger vorhanden wäre? Aber wenn ein elendes und mittelmäßiges Buch elend und mittelmäßig nennen, für ein Verbrechen gegen den Staat und die Religion gehalten wird; wenn, so bald die Geistlichkeit über Heterodoxie schreit, ohne weitere Untersuchung, entweder alle theologische Recensionen aus einer gelehrten Zeitung ausgemerzt, oder der Censur eben der Geistlichkeit unterworfen seyn sollen, die sie angeklagt, und dawider geprediget haben: so ist dies ein Vorfall, der alle Gelehr-

lehrten intereßirt, die Wahrheit suchen und Freyheit zu denken lieben. Er intereßirt jeden Gelehrten, der die schädlichen Folgen der intoleranten Orthodoxie erkennet, welche die Stimme der Untersuchung, durch Hülfe des weltlichen Arms schweigend zu machen sucht; indessen, daß sie laut redet, und ihre von den Vorfahren ererbte Sätze, als unwiderlegliche Wahrheiten predigt. In dieser Absicht ward dieser Vorfall in der allgemeinen deutschen Bibliothek, als die allgemeine deutsche Litteratur intereßirend, bekannt gemacht. Wir verehren übrigens alle Obrigkeit, aber der Recensent dankt Gott, daß er unter einer Obrigkeit lebt, unter der es erlaubt ist, von Gelehrten Sachen sein Urtheil frey herauszusagen, und die weder den Staat noch die Kirche in Gefahr glaubt, wenn jedermann auch über theologische Materien seine Meynung frey heraussagen darf.

Weil der Verleger der Frankfurtischen Anzeigen, sich bey dem Erkenntnisse des Magistrats nicht beruhigen wollte, so provocirte er auf die Aktenverschickung, welche auch zugelassen worden. Der Ausspruch des Schöppenstuhls oder der Juristenfakultät, erfolge nun wie er wolle, so kann sich desselben Wirkung nur auf das bürgerliche Leben erstrecken, und der Werth oder der Unwerth, sowol der Goezischen Betrachtungen als der Recension derselben kann dadurch so wenig als durch irgend eine obrigkeitliche Sentenz festgesetzt werden. Ein jeder Leser kann hierüber eine Meynung hegen wie er will, und sie auch bekannt machen, wenn er Lust hat. Unsere Meynung ist, daß Hrn. Goezens Lebensbetrachtungen auf alle Tage des Jahrs, allerdings zween Bände voll elenden schematischen polemischen und wortreichen Geschwätzes sind, die allenfalls einem frommen Müßiggänger, der nichts bessers zu lesen weis, ein paar Stunden verkürzen können; die aber von Leuten, welche bessere Schriften zu lesen gewohnt sind, mit Verachtung und Eckel, aus der Hand werden geworfen werden. Von der Recension dieses Buchs in den Frankfurtischen gelehrten Anzeigen ist unsere Meynung, daß sie vollkommen gerecht und treffend sey, und ein so schlechtes Buch nach Verdienst abfertige. Wir haben diese Recension in XVIII. 2. S. 664. eingerückt, und wir wollen hier noch unten ein merkwürdiges Schreiben des Recensenten an seinen Verleger, einrücken, welches unter den Akten S. 19. und folgl. abgedruckt ist. Es verthevdigt die Recension aufs nachdrücklichste, gegen die unerhörte Beschuldigung daß dadurch der Staat und die Religion beleidigt worden, und zeigt Hrn. Goezen als den unruhigen

allzeitstreitfertigen und verächtlichen Mann, welcher er ist. Dies ist für die deutsche Litteratur sehr wichtig, denn wenn sie soll verbessert werden, so muß es den schlechten Schriftstellern laut gesagt werden, daß sie schlecht sind, und das Recht eines jeden Lesers es laut zu sagen, muß ausser allen Zweifel gesetzt werden. Ohne die allen wahren Gelehrten so schätzbare Freyheit zu denken, kann die Wahrheit nicht gesucht, folglich nicht gefunden werden. In dieser Rücksicht, wollen wir auch unten, eine diesen Akten angehängte, ganz vortrefliche Stelle aus Miltonos Areopagita einrücken. Sie betrift die Büchercensur, mit der an vielen Orten Deutschlandes geistliche Ministeria, Fakultäten, Decani, Professores, einen der wahren Gelehrsamkeit so schädlichen Mißbrauch treiben. Diese Stelle verdienet von allen denen erwogen zu werden, die einem so schädlichen Mißbrauche abhelfen können.

Wir zeigen auch bey dieser Gelegenheit folgenden halben Bogen an:

Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze zu St. Cathar. in Hamburg, gegen boshafte gedruckte geschriebene und mündlich ausgesprengte Lügen und Verläumdungen. Hamburg, bey Harmsen, 1773.

Das wichtigste ist ein Zeugniß, sowohl von Burgermeistern und Rath als auch von Evang. Ministerium zu Frankfurt am Mayn, daß Hr. Goeze nichts wider die dortigen gelehrten Anzeigen gesucht habe. Dies setzet Hrn. Goezen in dieser Sache ausser allen Verdacht, ist aber zugleich ein Beweis, daß in den Mauern von Frankfurt am Mayn selbst Intoleranz genug vorhanden ist, um einen gelehrten Zeitungsschreiber der einen schlechten Schriftsteller schlecht nennet, anzufeinden, und daß es nicht nöthig ist, dazu von Hamburg aus, aufgemuntert zu werden. Das übrige betrift eine Hamburgische Stadtklatscherey, daß Hr. Goeze über einen Ehrw. Pastor N. N. an einen Ehrw. J. J. E. Sup. zu L. soll einen Brief geschrieben haben, den er nun nicht will geschrieben haben. Wenn doch Hr. Goeze so viel Achtung gegen das Publikum lernte, daß er es mit Stadtklatschereyen verschone, die hier oder da ein Hamburgischer Leichnamsgeschworner, Gerichtsbürger oder Börsenalter, hört, sagt und wieder sagt und worüber denn, die Broeckdiener, Krahnträger, Spunder,

der, Grobknütter, Heringswascher und Lügenbrüder, auf Speersort oder auf den Fulentwiet zusammentreten, und über den Hauptpastor zu St. Catharinen, ihre wohlweise Köpfe zusammenstecken. Was gehen denn Briefe, die Hr. Goeze über einen unbekannten Pastor N. N. schreibt, oder nicht schreibt, das Publikum oder der deutschen Gelehrsamkeit an?

Krl.

1) Schreiben des Frankfurt. Recensenten von Goezens Betrachtungen an den Verleger der Frankfurt. gelehrten Anzeigen, sub Signo °°.

„Mein Freund!„

„Sie haben über meine Recension von den Goezischen Al„letagsbetrachtungen Verdrießlichkeiten gehabt. Das „ist mir leid! Aber lassen Sie es gut seyn! Sie bekommen „dadurch einen Rang in der Geschichte der Gelehrsamkeit, we„nigstens in der Geschichte des gelehrten Makulaturs, die Herr „Goeze so sehr anbaut.

„Sie haben recht, daß Sie verlangen, ich sollte Ihnen „die Gründe meiner Recension anzeigen. Hier sind sie! Ich „sage:

„ „Die um die Kirche und die gelehrte Welt so hochver„ „diente Breitkopfische Buchhandlung, hat, wie der Herr „ „Verf. sagt, aus Dero vorzüglich schönen Druckerey „ „dieses Werk herausgehen lassen —

„Das sind die eigne Worte, die H. Goeze braucht (s. „seine Vorrede.) Da H. Goeze die Breitkopfische Drucke„rey verewigen wollte, so wird er mir es danken, daß ich die„ses Elogium in Ihre Zeitung setzte, wo es, im Fall seine Be„trachtungen ehe Makulatur werden sollten, als Ihr Blatt, „lange zum Denkmal des Druckers eines Gottscheds und Goe„zens stehen kann.

„ „Das Herr Goeze schon lange versprochen, und auf Ver„ „langen vieler Freunde.„

„Das Versprechen des Hn. Goezens ist eine Thatsache, deren „er in eben der Vorrede erwähnt. Das Verlangen vieler „Freunde, die nicht ruhig schlafen konnten, bis die Goezischen

„Be

„ Betrachtungen zum Vorschein kamen, dient ihm zur Ent-
„ schuldigung. Was thut man nicht für seine Freunde!

„ „ In seinen unpolemischen Nebenstunden."

„Herr Goeze hat so viel polemisirt, daß er unter die
„ grossen Streiter der Kirche gehört. Sobald Lermen in einer
„ Ecke der Theologie entsteht, fährt er auf wie Aeneas:

„ Arma amens capio, nec sat rationis in armis,
„ Sed glomerare manum bello & concurrere in arcem
„ Cum sociis, ardent animi, furor itraque mentem prae-
cipitant.

„ Die viele mit Basedow, Semler, Toussaint, Rödiger, Al-
„ berti rc. rc. rc. gewechselten Streitschriften, beweisen genug,
„ wie lebhaft er in dem Fache ist. Und ganz Hamburg hat
„ seine Stärke in Controverspredigten, die den Zeiten

„ When pulpit drumms ecclesiastik
„ Was beat with fists instead of a Stick

„ ganz angemessen sind, schon längstens erkannt.

„ „ Die zween vorliegende Theile enthalten die Monate
„ „ Jänner bis auf den Heumonat, und können so weit,
„ „ auch sogar in einem Schaltjahr —

„ — Es sind auf den Febr. 29 Tag gerechnet —

„ „ täglich ein ganz frommes Geles verschaffen."

„Mehr als frommes Geles suchen die Leute nicht, die
„ ihre Betrachtungen nach dem Kalender einrichten. Herr
„ Goeze hat blos für diese Leute geschrieben, und wird also hier
„ billig wegen glücklicher Erreichung seines Endzwecks gelobt..

„ „ Wir haben noch eben die letzten Tage des Heumonats
„ „ erwischt."

„Ich schrieb diese Recension am 26 Junius 1772.

„ „ Denn zu den übrigen war heuer die Jahreszeit vor-
„ „ bey."

„Da über den Goezischen Betrachtungen immer der
„ Datum, auf den sie gehören, angemerkt ist, so würde man
„ ganz wider die Absicht des H. Verf. handeln, wenn man z.
„ B. die Betrachtung von Hundstags-Anfang auf Lichtmeß
„ läse. Es ist bekannt, daß nicht alle Tage gut Aderlassen,
„ Holzfällen, Haarabschneiden ist. Ohne Zweifel müssen also
„ alle Goezische Betrachtungen nicht auf alle Tage gleich gut
„ seyn. Warum stünde sonst der Datum drüber?

„ „ In dem also, was wir gelesen haben, finden wir fleis
„ „ ßige Ausspinnung der biblischen Gleichnisse."

„Am 27sten Jun. als an welchem Tage es dem Herrn „Pastor Goeze, vermuthlich nach der Constellation der Plane„ten, gut schien, über Luc. 13, 6-9. eine Betrachtung anzu„stellen, wird aus dem Gleichniß vom Feigenbaum dargethan:

„1) Daß es noch nicht genug sey, in der Gemeinschaft der „Kirche zu stehen; weil der Feigenbaum auch im Zaun „gestanden.

„2) Gott biethet uns alle Kräfte zum thätigen Christen„thum an; denn der Feigenbaum wurde von der Sonne „beschienen, vom Regen befeuchtet, und sogar bedüngt.

„3) Gott hat Geduld mit uns. Der Feigenbaum stunde „3 Jahr lang.

„4) Desto mehr ist die Zeit der Heimsuchung nahe; denn „nach dem 3ten Jahre war nur noch eins für den Fei„genbaum zu hoffen.

„5) Der Mittler bittet für uns - - So that der Gärtner „für den Feigenbaum.

„6) Ist die Gnadenzeit verflossen; so ist alles vorbey. „Wenn der Weingärtner selbst den Herrn des Weinber„ges auffordert, dann ist ihm die Axt an die Wurzel „gelegt.

„Nun! feiner kann man doch ein Gleichniß nicht aus„spinnen, das so leicht ist, so in die Sinne fällt; aber denen „Herren, die Profeßion vom Betrachten machen, denen gehts „nicht anders.

„Anreden an die liebe Seele."

„Die liebe Seele wird S. 1124 einmal, 1125. zwey„mal. 1126. einmal, ist viermal. S. 1131. einmal, ist fünf„mal. S. 1132. einmal, ist sechsmal. S. 1136. einmal, „ist siebenmal. S. 1138 einmal, ist achtmal. S. 1144. „einmal, ist neunmal, also (salvo errore calculi) in 10 Blät„tern neunmal angeredet. Und das ist ganz natürlich: denn „nirgend schläft die Seele ehe ein, als wenn sie blos auf Ver„langen guter Freunde und des Verlegers betrachten muß, „und dann muß man sie von Zeit zu Zeit wieder aufwecken.

„ „ Hier und da einen polemischen Ausfall."

„Man weis, daß Herr Semler und einige andere Irr„lehrer die Besitzung oder vielmehr Begeisterung und Inwoh„nung

„nung der Teufel in Zweifel ziehen, und glauben wollen, wenn „in den Evangelisten die Rede davon wäre, so hiesse Teufel so „viel als Krankheit. Das kann Herr Goeze nun gar nicht „leiden. Er nimmt also des Teufels seine Parthie, entbrennt „in heiligem Eyfer, und sagt und will, daß jedermann am „28. Junii laut sagen solle:

„Es ist eine offenbare Gotteslästerung, wenn die Ver„führer unserer Tage, in der frechen Bosheit, nach ihrem „Gefallen über die Schrift herzufahren: so weit gehen, „daß sie sagen: Jesus habe gewußt, daß der Satan zu der „Krankheit dieser Person nichts beygetragen; aber er habe „sich doch nach dem dummen Landglauben der blinden Ju„den gerichtet und ihm zugefallen eine offenbare Lüge, als „eine Wahrheit vorgetragen.

„Ich will nicht untersuchen, ob nicht in vielen Stellen „der heil. Schrift diese Erklärungsart vom Nachgeben gemei„ner Meynungen und Vorurtheilen nothwendig ist und von „den besten Theologen gebraucht worden; ich führe sie nur an „zum Beweis, daß polemische Ausfälle dem betrachtenden Herrn „Pastor unvermeidlich sind.„ —

„ „ Kurz, fahre ich fort, alles was man erwartet, wenn „ „ Herr Goeze sich hinsetzt, und sagt: ich will betrachten.

„Shaftesbury sagt schon: ein Mann der sich hinsetzt zu „betrachten, um aus seinen Betrachtungen ein Buch zu ma„chen, kommt mir nicht anders vor, als einer der vor dem „Publikum eine Laxier einnimmt. Nun weis man, was man „in solchen Fällen zu erwarten hat!„

„ „ Von den Betrachtungen, die blos aus dem sanften „ „ und wahren unerzwungenen Selbgesprächen fliessen, „ „ welche empfindsame Seelen halten, wenn aufgewallte „ „ Empfindung sich nach und nach wieder setzt und in ru„ „ hige Behaglichkeit oder süsse Schwermuth schmilzt; „ „ von denen haben wir keine gefunden. „ „

„Und ich fordere Herrn Goeze auf, ob er wenigstens vom „26ten Junii bis zum 30ten Eine zeigen kann.

„ „ Diese sind in, rund um mit Polemick umringten Stun„ „ den nicht möglich. „ „

„Man müßte denn ein Archimedes seyn und unter dem „Säbel des Feindes an seine Zirkel denken. Und Archimedes „fochte nicht einmal selbst mit.„

„So lang die Empfindungen sich wild in der Seele kreutzen,
„so lang sind Betrachtungen nicht möglich, und wir wetten,
„wenn Hr. Goeze nun einmal glaubt, er habe sich noch so gut
„zum betrachten gesammelt, so fährt ihm hier eine compluten-
„sische Bibel, dort eine Philalethie, dann ein Teufels Leug-
„ner, dann wieder ein Verfechter der Reformirten, dann ein
„Pfarrer, der Comödien schreibt; dann noch ein schlimmerer
„Pfarrer, der sogar so boshaft ist, seine Feinde zu lieben, und
„nicht wider sie beten zu wollen, und hundert Dinge von der
„Art durch den Kopf. Dann wallt die Seelle auf; hier ein
„Anathema, dort ein, Bewahr uns! wieder ein, der Ketzer!
„und dergleichen Dinge — und husch ist die Betrachtung
„weg. Der Spies, der Pfeil, das Schwerd in der Faust,
„und da betrachte einer!

„Carmina proueniunt animo deducta sereno;
„Nubila sunt bellis tempora nostra piis.
„Carmina secessum scribentis & otia quaerunt;
„Me mare, me venti, me fera jactat hiems.
„Carminibus metus omnis abest; ego perditus ensem
„Haesurum jugulo jam puto jamque meo.

„und die betrachtende Seele braucht noch mehr Ruhe als die
„versmachende.

„So weit, mein Freund! geht der erste Theil meiner Re-
„tension. Nun kommt der zweyte, den Sie, wann sie wol-
„len, den Politischen nennen können.„

„ „ Die Goezischen Betrachtungen, weil es doch welche
„ „ seyn sollen.„ „

„Ich bin viel zu bescheiden, als daß ich einem Buch den
„Titel rauben sollte, den ihm sein Verfasser giebt. Ich glaube,
„daß die Goezischen Betrachtungen blos kaltes Postillenge-
„schwätz sind; aber, da der Verfasser will, daß das Ding Be-
„trachtung seyn soll; so nenn ichs gerne so: wie ich einen
„Menschen gerne Amandus, Mansuetus, Prudentia, Pul-
„cheria nenne, wenn er so getauft worden ist; er mag sonst
„so wild, widerwärtig, dumm und abscheulich seyn, als er
„will.

„ „ Sind übrigens dem hiesigen Magistrat „ „

„Hier, haben einige geglaubt, sey der Respekt gegen Ih-
„ren Hochedeln Rath aus den Augen gesetzt worden. Man
„thut mir aber sehr unrecht. Ich habe alle Ehrfurcht vor
„dies-

„dieses respectable Collegium; und würde die Curialien gewiß
„angefügt haben, wenn eine gelehrte Zeitung ein Canzley-
„produkt wäre.

„ „ Zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewidmet, das
„ „ der Herr Verf. bey Lesung der Frankfurter Reli-
„ „ gionshandlungen gefunden hat. „ „

„Das sagt er in der Zuschrift deutlich mit den Worten:
„ Was würde das Herz dieses treuen Knechtes Gottes
„ (Westphals) empfunden haben, wenn er das Vergnügen
„ hätte geniesen können, das ich, bey mehrmaliger Durch-
„ lesung, der vier Tomen Frankfurter Religions-Händel
„ genossen habe — —

„Mit diesen lebendigen Gesinnungen ꝛc. ꝛc.

„ Hierauf folgen Dedications-Verbeugungen.
„ „ Der Werth, den er auf diese seine Arbeit legt, muß
„ „ sehr groß seyn, wenn sie ein solches Vergnügen beloh-
„ „ nen sollen, das nach Herrn Goezens bekannter Den-
„ „ kungsart nicht gering gewesen seyn kann. " "

„Wer weis nicht, daß Herr Goeze überhaupt nichts lie-
„ber sieht, hört und thut, als Zanken. So lang er die Feder
„führen kann, guter Gott! was hat er nicht schon alles zu-
„sammen gezankt? So viel ich mich erinnere, fing er mit
„dem Verfasser des Buchs Les Moeurs an. Das war wohl
„der Mühe werth, ein solches Canapee-Stück zu widerlegen.
„Ich habe die Widerlegung nicht gelesen, aber ich finde in
„den Les Moeurs auch nichts zu widerlegen; wenigstens in
„Rücksicht auf unsere Kirche. Ein anders ist es bey der ka-
„tholischen Gemeine.

„Nach diesem, dünkt uns, hat er etwas für des Jairi Töch-
„terlein gekämpft, und bewiesen, daß sie todt und nicht blos
„ohnmächtig gewesen wäre. Wir wissen aber nicht gegen
„wen. Und da dieses gute Mädchen nun gewiß todt ist; so
„wollen wir sie auch todt lassen.

„Im Jahr 1762. stunde ein Ketzer auf, der in den Ha-
„növerischen Beyträgen behauptete, die Weisen aus Morgen-
„land wären blinde Heyden gewesen; darüber blies H. Goeze
„Lärmen! und schrie nach der Gewohnheit dieser Herren, als
„wann die ganze Christenheit in Flammen stünde. Sein
„Classicum steht vor dem 11ten Theile seiner Canzelreden.

„Δεινὸν δ᾽ ὀλόλυξε, δραμὼν δ᾽ ἤγγειλε μυεσσιν
„Ἀλλ᾽ ἄγεθ᾽ ὁπλισόμεσθα, καὶ ἐξέλθωμεν ἐπ᾽ αὐτους!

„Wenn die Weisen aus dem Morgenlande dem Herrn „Pastor für seine Vertheydigung nicht mehr danken, als die „Christl. Kirche, dann ist es uns leid für seine Mühe.

„Die Wormsischen Streitigkeiten mit der reformirten Gemeinde waren ein allzuschöner Anlaß für den Herrn Pastor, „abermal seinen Heldenmuth zu zeigen. Er schrieb, widerlegte, verdammte und thate alles, was er konnte, den Riß „zwischen den Protestanten, der der Religion so viel geschadet „hat, noch immer zu vergrößern. — Stecke dein Schwerdt „ein, Peter! wer nicht wider mich ist: der ist für mich; „sagt Christus. — Hau ihm ein Ohr ab; sagt Herr Goeze, „und, wenn du kannst, beyde; wer nicht denkt wie ich, ist „wider mich und Gott!

„Nun kam der Streit über die Bibel zu Alcala auf. Es „glaubten einige ehrliche Leute, die wohl erfahren in der Geschichte und der Kritick waren; daß diese Bibel nicht getreu „nach den Handschriften abgedruckt, sondern zur Begründung „einiger Lieblingssätze, hier und da nach der Vulgata abgeändert worden wäre. Das konnte wieder Herr Goeze nicht „leiden. Er sprang also auf, und schriebe drey Bücher für „die Spanier, gegen den Herrn Semler; ob er gleich in der „Vorrede zur ausführlichen Vertheydigung S. XXI. gesteht, „daß er erst vor 2 Jahren sich der Kritick genähert habe, und „dazu als ein Fremdling, der er noch sey — Was thut das? „Ein braver Soldat geht ohne Hosen dem Feind entgegen, „wenn die Gefahr droht.

„Ich weis nicht, ob vor, nach, oder unter diesen Händeln, die unglückliche Theater-Geschichte in Hamburg entstanden ist. Ein dortiger Geistlicher hatte in seinen Studenten-Jahren einige Schauspiele von der rührenden Gattung geschrieben, die ihm der Himmel verzeihe! Sie wurden gedruckt, da der Mann Pfarrer war. Der unglückliche „Klotz, der die Anekdote wußte, erzählte sie treuherzig in seiner Bibliothek, und nahm sich die Erlaubniß, einen Seitenblick auf die bekannte Goezische Intoleranz zu werfen. Das „verdroß den Herrn Pastor, und da er nach römischem Rechte „§. 1. J. de Ingenuis glaubt, daß eine Comödie, die vom „Studenten gezeugt, vom Pfarrer aber gebohren worden „wäre

„wäre; immer die Comödie eines Pfarrers wäre; so lärmte
„er ganz abscheulich gegen diese Dinge, in den Hamburger s.
„g. schwarzen Zeitungen. Er wurde dabey so heftig, daß der
„Verfasser der Comödie eine bürgerliche Klage gegen ihn an-
„stellen wollte. Die Sache wurde vermittelt. Herr Goeze
„schrieb einen demüthigen Brief, und bate den Beleidigten
„um Verzeihung, versprach auch nichts mehr wider diese Sache
„zu schreiben. Allein, weder Versprechen noch Zusage, noch
„einige bürgerliche Rücksicht, noch Ermahnung der kalten
„Vernunft konnten Herr Goeze abhalten! Er ergriff wieder
„die Feder und schrieb —

„Daret ut catenis
„Fatale monstrum

„einen so boshaften Traktat von der Sittlichkeit des Theaters,
„daß jeder Vernünftiger denselben für weit unsittlicher hielte,
„als alles, was je noch auf dem Theater geschehen worden war.

„Inzwischen hatte Herr Professor Basedow in einigen
„Schriften den Gedanken geäussert, daß man Kinder nicht zu
„frühe mit Gebeten und Religions-Uebungen betäuben solle.
„Darüber stiege Herr Goeze auf die Canzel, und schrie Ba-
„sedowen aus für — das sind seine eigne Worte — „„ein
„„Werkzeug des Teufels, einen Gotteslästerer, einen Feind
„„der christlichen Religion, einen kindermörderischen He-
„„rodes u. d. g. „„ Noch andere Privatmeynungen des
„Hr. Basedows wurden auf eben diese Art angegriffen.

„Endlich — denn wer mag gerne lang in diesen häßlichen
„Dingen verweilen — endlich äusserten verschiedene Mit-
„glieder des Hochwürdigen Ministeriums zu Hamburg, und
„sonderlich der verstorbene redliche Alberti, einen Widerwillen
„gegen das Hamburger Kirchen-Gebet, worinn aus Ps. 79.
„v. 6. die Worte enthalten waren: Schütte deinen Grimm
„auf die Heyden, die dich nicht kennen, und auf die Königs
„reiche, die deinen Namen nicht annehmen! — Das war
„des Herrn Pastor seine Sache gar nicht. — Wenn die
„Tromete klingt, denkt er: Huy! wie jenes muthige Roß in
„dem Buch Hiob. Deswegen schrieb er einen Traktat, wor-
„innen er bewiese, daß (so heißt der Titel des Traktats):
„Die Hamburgische Kirche diese Worte länger als 70 Jahre
„ohne Versündigung gebeten habe, und noch ferner zu be-
„ten die gerechteste Ursache habe? — Denn warum nicht?
„fragt er.„ „„Haben wir um uns keine Heyden; so ha-

„„ ben wir doch katholische Clerisey, Jesuiten, Dissidenten
„„ um uns, und die Unglücksfälle, die über die Jesuiten
„„ verhängt sind, geben ein deutliches Beyspiel von der
„„ Erhörung des Hamburgischen Gebets.„„ „Das sind
„seine eigne abscheuliche Ausdrücke *) — in dem Traktate,
„dessen Titel ich eben anführte, S. 26. und folgende.

„Hier haben sie eine kurze Erzählung von des Herrn Pa-
„stors großen Kriegen, wovon die Manifeste öffentlich am
„Tage liegen.

„Seinen letzten Kampf mit dem unglücklichen Alberti,
„und die übrigen kleinen Scharmützel desselben, die nur auf
„der Canzel geführt worden sind, oder sonst in den unzähli-
„gen Schriften dieses Mannes zerstreut liegen, mag ein künf-
„tiger theologischer Chronikenschreiber zusammen lesen. Ich,
„der ich ein für allemal glaube, daß Christus ein Bote des
„Friedens war, und daß keine Ketzerey in der Welt so gefähr-
„lich

*) In der That äusserst abscheuliche Ausdrücke. Wenn Hr. Goeze nicht Hr. Goeze wäre, wie liesse sich begreifen, daß Er sie brauchen könnte; Er, der sobald von Toleranz die Rede ist, sogleich auf dem Westphälischen Frieden pocht. Können aber Ausdrücke und Gedanken dem westphälischen Frieden gerader entgegen seyn, als eben diese? Wie? Wir Protestanten sollen Gott bitten, daß er auf unsere deutsche Mitbürger, auf die katholische Klerisey, auf die Jesuiten seinen Grimm ausschütte? Wir sollen hoffen, daß wir sie durch unser Gebet aus dem Lande herausbeten werden? Das haben die heftigsten Katholicken nicht wider uns gethan. Selbst ein ungezogener Weislinger, ein polternder März, ein scheltender Neumayr, haben nie öffetnlich in ihren Kirchen gebetet: Schütte deinen Zorn auf die Heyden die deinen Namen nicht kennen, und öffentlich sich erklärt: unter „diesen Heyden verstehen „wir die Protestanten, die nach dem westphälischen Frie- „den gleiche Rechte, als wir haben. Denen wir aber dem „westphälischen Frieden zuwider, den göttlichen Zorn auf „den Hals bitten wollen.„ — Und wir Protestanten sollten dies thun, die wir uns mehrerer Toleranz und Liebe rühmen? Doch Gott sey Dank! unter den Protestanten kann auch wohl nur der einzeige Hr. Goeze so denken. Was sollte aber der Magistrat einer evangelischen Reichsstadt thun, wenn das katholische Oberhaupt des Reichs, eine gerechte Ahndung, wider einen solchen Friedensstöhrenden Pfarrer verhängen sollte. Sich seiner annehmen, ihn vertreten, ihn entschuldigen? die Lehrer des deutschen Staats und Kirchenrechtes mögen entscheiden; Anmerk. d. A. D. B.

„lich ist, als diese unartige Kämpfe auf Canzlen und in Schrif„ten, ich wende gern die Augen von diesen verhaßten Scenen, „und würde auch hier nichts davon gedacht haben, „wenn ich „nicht beweisen müßte: **Daß Herr Goeze würklich an nichts „auf der Welt mehr Vergnügen findet, als am Streiten und „Kämpfen. Und das beweisen die häufigen Kriege, die er „über ganz nichtswürdige Dinge, ohne die geringste Noth„wendigkeit, mit eckelhafter Heftigkeit geführt hat.**„

„Diesem kriegerischen Geistlichen nun, der nicht allein in „den Wormser Händeln, sondern überhaupt bey allen Gele„genheiten den blutigsten Haß gegen die Reformirte Kirche — „welcher ich, wie Sie wissen, nicht zugethan bin, bezeugt; „muß freylich aller Streit mit dieser Gemeine ein herrlicher „Anblick seyn.

„Inter caedes caedentiaque agmina laetus
„Fertur equo, variisque instigat vocibus alas,
„Nomine quemque vocans, reficitque in proelia pulsos.

„und dann, wann der Kampf vorbey ist, setzt er sich hin und „theilet Preiße aus, Lob, Seegenswünsche und selbstgeschrie„bene Bücher! —

„Ich bin nicht kriegerisch. Ich glaube, daß in Frieden „leben, besser ist als Goezische Betrachtungen lesen; und in „dieser Gesinnung schloß ich also meine Recension mit dem „Wunsch:

„ „Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch
„ „mehr Vergnügen an uns haben möge. Seine Zu„ „schriften ersetzen den Aufwand des Schauspiels gewiß
„ „nicht. „ „

„Ich mische mich durch diese Worte gar nicht in die Frank„furter Religions-Händel. Ich habe mir noch nicht einmal „die Mühe genommen, diese eckelhafte Dinge zu durchblät„tern: sondern ich wünsche dadurch nur.

„**Daß künftig keine Zänkerey in Frankfurt über die Re„ligion entstehen möge!**

„und dann sage ich, daß die Goezische Dedikation lange die „üblen Folgen nicht aufwiege, die ein solches Unglück nach „sich ziehen muß. Jeder Vernünftige wird eben das wün„schen; und der, welcher Zank und Streit wünscht; muß wie „ein rasendes Thier an die Kette gelegt werden. — Ich nehme „aus, Kirchenstreite; denn diese können vielleicht ein Verdienst

„ha-

„haben, das ich nicht einsehe. Denn freylich können die „Gründe, die Herr Pastor Goeze in der obenangeführten Zu„schrift der hier vorliegenden Betrachtungen, zum Besten der „Religionskriege anführt, keine Wirkung auf mich thun — „Weil ichs keinem Religions-Kämpfer zu danken habe, daß „ich in meiner gegenwärtigen Station, als Lehrer der Lu„therischen Kirche, mein Brod essen kann.

„Da haben Sie nun, mein Freund, eine Zergliederung „dieser Recension und die jedesmalige Beweise der Ausdrücke „und Gedanken, die darinn enthalten sind. Ich gestehe, daß „ich noch nichts darinn finde, was die harte Beschuldigung, „die in dem Protocoll, das sie mir schickten, vom 7ten August „dieses Jahrs enthalten ist, verdiene, daß sie wider alle Pflich„ten des Staats und der Religion anstiesse.

„Wie Sie mich versichern, ist das Protocoll in ihrer Ab„wesenheit entworfen worden, und da mögen diese harte Aus„drücke, die mich wenigstens gar nicht rühren, mit einge„flossen seyn.

„Ihr Hochweiser Magistrat kann aber selbst diese Recen„sion, so gefährlich nicht gefunden haben, sonst würden wir „beyde als Gotteslästerer und Staatsverbrecher, verbrannt, „oder wenigstens geköpft oder geviertheilt worden seyn; da „die Sache aber nur 20 Rthlr. betrift, so muß man das Pec„catum nun wohl nur für veniale geachtet haben. Ich sehe „aber auch nicht, wie sie um diese 20 Rthlr. könnten gestraft „werden. Denn wofür sollten Sie Strafe leiden? Wenn „ein Schriftsteller nicht wider Staat noch wider Religion „und Sitten schreibt; kann er sicher vor aller öffentlichen „Strafe; und wenn er seine Mitbürger nicht paßquillantisch „angreift, sicher vor aller Privatsatisfaction, Dummheit oder „Weisheit, Verstand oder Unsinn, Wissenschaft oder Unwis„senheit, kurz alles, was ihm sein guter oder sein böser Ge„nius, auf den Parnas, Grubstriet, bey den Halen oder in „den Museis eingiebt, in Reime, in Hexametern, in Prosa, „Deutsch, Lateinisch oder Französisch, in Folianten, Quartan„ten, demüthigen Duodezen, oder wie wir, auf leichten Zei„tungsblättern, den Früchten unserer jovialischen Stunden, „kurz, wie und wo er will verbreiten. Freylich hat es einige „Tyrannen gegeben, die die Schriftsteller blos wegen ihrer „Schlechtigkeit am Leben oder nahe bey am Leben gestraft ha„ben, und mir ist immer das Beyspiel des Caligula erschreck„lich gewesen, der, nach dem Suetonius, Wettstreite der

„la-

„ lateinischen und griechischen Beredsamkeit anstellte; wo nicht
„ allein die Besiegten selbst, ihre Sieger loben mußten, und
„ das ist schon sehr hart, sondern wo sogar diejenigen, die es
„ recht arg gemacht hatten, entweder ihre eigene Schriften
„ mit der Zunge auslöschen, oder die Ruthe leiden, oder sich
„ in den Fluß tauchen lassen mußten. Und selbst Shakespear
„ ist so hartherzig, daß er den armen Poeten Casca, blos we-
„ gen seiner elenden Verse, umbringen lassen will. — So
„ grausam sind — dem Himmel seys gedankt — unsere
„ Zeiten nicht; wie können Sie also gestraft werden?

„Es steht nichts in meiner Recension, das der Religion
„ zuwider wäre. Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine
„ Betrachtungen sind keine *Norma fidei!* Ja, ich glaube,
„ man kann der wahren Religion sogar keinen bessern Dienst
„ erweisen, als wenn man die abgeschmackte Andächteley ganz
„ zu Grunde richtet, und verhindert, daß nicht Gebet, Er-
„ hebung des Herzens, Andacht, jede gute Empfindung an
„ den Schlag der Glocke, oder die Anweisung des hinkenden
„ Boten, und des Almanach gebunden werde. Es ist ein
„ schändliches Opus operatum, wenn man erst von dem Ca-
„ lender hören muß, was man an jedem Tage Gutes denken
„ soll; und unsere Religion ist vergebens von dem großen Lu-
„ ther gereinigt worden, wenn wir, seine Enkel, auf der ei-
„ nen Seite wieder Hierarchische Inquisitionen dulden, und
„ auf der andern Andachtsübungen einführen, die nicht um
„ ein Haar besser sind, als das Brevier und Rosenkranz be-
„ ten! — Den Staat beleidigt meine Recension gewiß auch
„ nicht. Ich sage nichts, als daß ich ihm Friede und inner-
„ liche Ruhe wünsche. Betet nicht ihre Frankfurter Kirche
„ alle Sonntage:

„Damit wir in stiller Ruhe und gutem Frieden, als
„ Christen gebühret, unser Leben vollstrecken mögen!

„Singen nicht ihre Frankfurter Kinder immer:

„Gebt unsern Herrn und aller Obrigkeit Fried und gut
„ Regiment, daß wir unter ihnen ein geruhiges und stilles
„ Leben führen mögen!

„Den Herr Pastor Goeze habe ich endlich auch nicht per-
„ sönlich beleidigt. Daß die Polemik seine große Diana sey,
„ ist bekannt, und er rühmt sich selbst derselben in der Vorrede
„ zu diesen Betrachtungen. Daß der Einfall, auf jeden Da-
„ tum des Jahrs geistliche Betrachtungen zu schreiben, höchst

„ ab-

„abgeschmackt sey; das ist ein Urtheil, das die Person des „Herrn Pastors nicht angeht, sondern sein Buch, welches für „das gelehrte Zeitungsforum gehört, und eben das hab ich „selbst, ganz unanstößig schon in Num. XXVIII. Ihrer Zei„tung, bey einem andern Buche, für eine Einfalt ausgezeich„net. Einfalt in Halle wird bey Hr. Goezen in Hamburg „nicht Weisheit. Daß Hr. Goezens Betrachtungen After„betrachtungen, das ist Declamation, Locus communis, Ge„schwätz seyen, das ist wieder ein Urtheil, das des Hn. Pa„stors Buch und gar nicht seine Person angeht. Daß ich ihm „endlich gern gleichere und friedlichere Gesinnungen gegen „diejenigen Religions-Partheyen und Menschen einflößen „möchte, die anders denken als er, das ist für ihn keine Be„leidigung, die das bürgerliche Gesetz bestrafen darf. Es ist „gar keine Beleidigung; oder der brausende Religionshaß, den „er bey allen Gelegenheiten äussert, und den er selbst bey die„ser recht mit Gewalt herein zwang, ist noch weit größere Be„leidigung. Und, lieber Freund, wenn jeder Schriftsteller, „den ihre Blätter züchtigen, auftreten und die Hand der Obern „gegen Sie auffordern wollte, wo würden Sie 20 Rthlr. ge„nug herbekommen? — Nein! es ist klar, daß schlechte „Schriftsteller das Publicum um sein Geld, um seine Zeit, „oft um seinen Verstand und Witz betrügen. Unmöglich kann „die bürgerliche Einrichtung uns gegen solche Betrügereyen „schützen. Autor und Leser stehen also noch immer in statu „naturali. Laßt sie balgen, bis der Schwächste davon lauft! „— Gut, sagt man, balgen! das geht noch! Aber bey der „Nase zupfen, auspfeiffen, auslachen, das ist viel anders! — „Lieber Freund, man machts, wie man kann! Darf doch der „andere wieder zupfen und pfeiffen, wenn er kann. Es kommt „denn darauf an, wer die Lacher auf der Seite hat. — Aber „in guten Ernste, lassen sich manche Dinge nicht mit Amts„mine treiben! Denken sie selbst, wie lächerlich würde es ge„wesen seyn, wenn ich dem Publikum an den Fingern bewie„sen hätte, daß es ungereimt sey, anders zu beten, wann die „Sonne in den Widder, als wann sie in die Fische tritt; daß „selbst der Mann im Monde, wenn einer ist, sich in seinen Ge„danken und Betrachtungen nicht nach dem Abnehmen und „Zunehmen seine Hütte richten werde; und daß das Calen„derwesen mit der Religion nicht die mindeste Gemeinschaft „hätte. — Bey Leuten, die erst einmal in das Elend der „Andächteley fallen, ist weder Verstand noch Eifer angewen„det; sind sie zu heilen, so müssen sie, wie der Tarantulbiß, „durch

Digitized by Google

„durch lauter Jovialität geheilet werden. Andächteley ist am „Ende und im Ganzen höchst schädlich, in sich aber blos lä„cherlich. Ich finde zum Beyspiel nichts Böses darinn, daß „man alle erste April über Luc. 8. und alle 30sten Junius „über Luc. 1. eine steife Deklamation lese, und daß man seine „ganze Verhältnisse gegen Gott durch Credit und Debet be„rechne. Das ist alles allein genommen, nicht böse; aber lä„cherlich ists, und ists alles, so taugt der Kerl, ders thut, noch „weniger als der, welcher gar nichts betrachtet. Lächerlich „bleibts aber immer. Declamire ich nun gegen eine in sich „unschädliche Einfalt, so kreutzigt sich das andächtlende Müt„terlein, wird böse, und glaubt mir kein Wort; lache ich aber „darüber, und bin ich so glücklich, daß sie mitlacht (denn das „Lachen ist ein schönes sympathetisches Gefühl) so wette ich „darauf, in 8 Tagen wird sie ohne alles geistliche Tagwerk „ehe fähig eine Christinn zu werden, als sie vorher bey noch „so regelmäßigem Gebrauch dieser frommen Morgensuppen „zu werden Hoffnung hatte. — Aber wie gehts dem armen „Buche? — Wie mehrern. Es wird Maculatur!

„Nun haben Sie meine Verantwortung! Brauchen Sie „sie, wie Sie wollen! werden Sie nur nicht zornig über „wunderliche Leute, die mit ihren Blättern nicht zufrieden „sind. Es kann Ihnen freylich nicht angenehm seyn zu sehen, „daß man auf allen Seiten so hämische Mittel anwendet, Ihre „hohe Obrigkeit gegen Ihr unschuldiges Blatt zu reitzen; und „nach Ihrer patriotischen Denkungsart, muß es Ihnen wehe „thun zu sehen, daß Herr Goeze sich unterfängt, aus seinem „Vatican an der Elbe, Bullen und Anathemas in die übrige „Welt zu zerstreuen. *) Aber was thut das alles?

„Es geht uns und den gelehrten Anzeigen überhaupt wie „Cicero sagt:

„Nos autem quoniam contra omnes dicere, qui ſcire „videntur, ſolemus, non poſſumus quin alii a nobis diſ„ſentiant, recuſare. Quanquam noſtra quidem cauſa fa„cilis eſt, qui verum invenire, ſine ulla contentione vo„lumus; idque ſumma cura, ſtudioque conquirimus. Etſi „enim omnis cognitio multis eſt obſtructa difficultatibus, „eaque eſt, & in ipſis rebus obſcuritas & in judiciis no„ſtris infirmitas, ut non ſine cauſa & doctiſſimi & anti-

„quiſ-

*) Das ist bey andern Gelegenheiten wohl geschehen, allein bey dieser Sache war, wie im Vorbericht angezeigt worden, Herr Pastor Goeze unschuldig.

Digitized by Google

„quissimi invenire se posse, quod cuperent, diffisi sint. Ta-
„men nec illi defecerunt, neque nos studium exquirendi,
„defatigati relinquemus; neque nostrae disputationes
„quidquam aliud agunt, nisi, ut in utramque partem di-
„cendo, & audiendo, eliciant aliquid, quod aut verum sit,
„aut ad id proxime accedat. Neque inter nos & eos qui
„se scire arbitrantur, quidquam interest, nisi quod illi non
„dubitant, quin ea vera sint, quae defendunt, nos, pro-
„babilia multa habemus, quae sequi facile, adfirmare vix
„possumus. Hoc autem liberiores & solutiores sumus,
„quod integra nobis est judicandi potestas; nec ut omnia,
„quae praescripta & quasi imperata sunt, defendamus ne-
„cessitate ulla cogimur. Nam, caeteri primum ante te-
„nentur adstricti quam, quid esset optimum, judicare po-
„tuerunt, deinde infirmissimo tempore aetatis, aut obse-
„quuti amico cuidam, aut una alicujus quem primum
„audierunt oratione capti, de rebus incognitis judicant
„& ad quamcunque sunt disciplinam quasi tempestate de-
„lati, ad eam tanquam ad saxum adhaerescant.

„Diese Stelle wird ihnen alle Mühe mein langes Ge-
„schreibe zu durchlesen belohnen. Leben Sie wohl! Sparen
„Sie, wo möglich ihre 20 Rthlr., und lassen Sie immer den
„Geist der Freymüthigkeit und der Wahrheit in ihren Blät-
„tern, und, wollen Sie ein Mann seyn, in ihrem ganzen Le-
„ben, die Oberhand behalten. Am meisten aber hüten Sie
„sich sowol bey sich, als auch in Ihrer Familie, bey ihren
„Freunden, überall, wo Sie Einfluß haben, die schädliche An-
„dächteley einreissen zu lassen, die so viele Christen ohne Ge-
„fühl, einführen wollen. Durch sie wird aller Trieb zum
„Guten, alle Regung des wahren Christenthums ausgelöscht,
„und Religion ein bloßes Handwerk. Einige haben aus Ein-
„falt, einige aus lächerlicher Autorsucht, viele in Miethe ei-
„nes Verlegers, diese Gauckeley in Schriften fortgepflanzt,
„welchen wirs zugleich mit zu verdanken haben, daß in dem
„Leben der Christen fast keine Spur ihrer Religion mehr zu
„sehen ist. Lassen Sie sich nicht durch den Einfall verführen,
„daß dadurch oft gute Gedanken erweckt werden können. Der
„beste Gedanken wird nichts nutzen, wenn man anfängt, Re-
„ligionsübung als Tagwerk zu betriben. Auch die Phari-
„säer beteten täglich ihre gemessene Formuln und lasen pensa
„in den Schulen, Wie strafte sie aber Christus! Wie laut
„predigte er und seine Schüler den wahren gefühlten Gottes-
„dienst, das Anbeten im Geist und in der Wahrheit, das thä-

„tige

„tige — nicht das lesende, singende, betende — Christen„thum, das die Käufer und Verkäufer und Wechsler, die im „Vorhofe des Tempels sitzen, zu unsern Zeiten einführen wol„len, um ihren Wechseltischen und Trödelbuden Abgang zu „verschaffen.„

„Ich bin rc.„

2) Aus *Miltons* Areopagita, in der Collection complete of his historical political and miscellaneous Works. Vol. I. p. 433.

„Wollt ihr also, sagt dieser vortrefliche Mann, wollt ihr, „die Schriftsteller — nicht die falschen eigennützigen Taglöh„ner, die einen eitlen Anspruch auf die Gelehrsamkeit machen, „sondern die freyen edlen Seelen, die offenbar zu den Wissen„schaften gebohren sind, und von der edlen Liebe der Gelehr„samkeit belebt die Wissenschaften ihrer selbstwegen, nicht aus „Gewinnsucht, sondern blos zum Dienste Gottes und der „Wahrheit, und vielleicht aus Begierde nach Ruhm und Un„sterblichkeit suchen, welche Gott und die besten der Menschen „allen denen schenken, die durch ihre Schriften und Arbeiten „dem menschlichen Geschlechte genutzt haben; wollt ihr diese „nicht ganz niederschlagen, und vom Schreiben abschrecken; „so wisset, daß einem freyen und erleuchteten Geiste nichts „empfindlicher und beleidigender seyn kann, als wenn er sieht, „daß man, ob er gleich in einem allgemeinen Ruf der Gelehr„samkeit steht, und nie zu einer Verantwortung gezogen wor„den ist, dennoch kein Vertrauen in ihn setzt; sondern ihn „für unfähig hält, seine Gedanken, ohne die Aufsicht eines „Hofmeisters und Censors, drucken zu lassen, weil man be„fürchtet, er möge etwa ein Schisma fallen lassen, oder sonst „zum Verderben der Sitten Anlaß geben. Was hat der Mann „vor dem Schulknaben voraus, wenn er, anstatt der Ruthe, „welcher er entgangen ist, nun unter dem Griffel des Impri„matur stehen muß; und wenn ernsthafte und mühsam aus„gearbeitete Schriften, eben so wie die Schulexercitien eines „Quintaners, nicht anders hervortreten dürfen, als unter dem „flüchtigen Auge eines temporisirenden und extemporisirenden „Censors? — Ein Mann, der für die Welt schreibt, ruft „alle seine Vernunft und sein Nachdenken zusammen: er sucht, „denkt, arbeitet, fragt auch wohl seine verständige Freunde „um Rath; und dann glaubt er den Gegenstand seiner Schrift

„so gut zu kennen, als einer, der ihn vorher bearbeitet hat; „kann nun hier, die allermühsamste Anstrengung seines reifern Verstands und aller Kräfte seiner Seele, können weder „Alter noch Fleis, noch vorige Proben seiner Geschicklichkeit, „ihn so weit bringen, daß er frey von allem Argwohn und „Mißtrauen, nicht mehr nöthig hat, seine bedächtigste Untersuchungen, seine Nachtwachen, und die Früchte seiner gelehrten Lampe, dem Aug eines zerstreuten Censors, der oft „jünger ist als er, oft ihm an den Kräften des Verstandes weichen muß, vielleicht nie wußte, was das Bücherschreiben kostet, zu unterwerfen; muß er sein Buch, wenn es nicht gar „verworfen und verachtet wird, wenigstens, wie ein Jung „mit dem Hofmeister auf dem Nacken, unter der Hand des „Censors auf dem Titelblatt, wo die Welt versichert wird, daß „der Verfasser weder ein Dumkopf, noch ein Verführer ist, „erscheinen sehen? Kann ein Schriftsteller, sage ich, nie so „weit kommen, daß er diesem Schicksal entgehe, so ist es eine „Schande, und eine Beschimpfung für Schriftsteller, Bücher „und das ganze Ansehen und die Ehre der Gelehrsamkeit! — „und wer ist dem Schriftsteller Bürge für das Urtheil des „Censors? Der Staat? Der ist meine Obrigkeit, aber nicht „mein Kunstrichter! — O lasset niemand mehr etwas lernen; „niemand sich um mehr als höchstens eine weltliche Weisheit „bewerben! Denn wahrhaftig in höhern Dingen wird Unwissenheit und Sorglosigkeit, und eine gemeine eigensinnige „Dummheit das beste Loos schenken; das einzige, welches zu „beneiden wäre.„

„Und endlich, fährt eben dieser Schriftsteller nach einigen „Zwischensätzen fort, die ich übergehe, um nicht zu weitläuftig zu werden; und endlich ist diese Censur auch selbst unsern „Geistlichen verkleinerlich. Von ihren Arbeiten und von dem „Vortheil, welchen ihre Zuhörer aus ihrem Unterrichte ziehen konnten, hätte man Recht sich mehr zu versprechen, als „daß sie bey diesem Lichte des Evangelii, welches itzo leuchtet, „und künftig leuchten wird, und bey dem beständigen Predigen noch immer einen so undenkenden, unerbauten Layischen „(laic) Pöbel um sich herum haben sollten, welcher von jedem „Hauch eines jeden neuen Wisches (Pamphlet) aus seinem Catechismus und seinem christlichen Wandel heraus geblasen „werden sollte. Gewiß, es muß die Geistlichen sehr niederschlagen, wenn sie sehen, daß man auf alle ihre Ermahnungen eine so geringe Zuversicht und so wenig Vertrauen auf „den Vortheil setzt, den ihre Zuhörer daraus gezogen haben,

„daß man diese nicht einmal ohne eine Censur über ein paar „Bogen schalten und walten zu lassen waagt; und daß alle die „geistlichen Reden, alle die Unterweisungen, die gepredigt, „gedruckt, in solcher Menge, in solchen großen Bänden herum „gestreut worden sind, daß fast kein ander Buch mehr vor „ihnen zum Markte kommen kann; daß sage ich alle diese Zu„rüstungen nicht stark genug gegen ein einziges Enchiridion „sind, wenn sie nicht von der Vestung eines Imprimatur ver„theydigt werden. ꝛc.„

Lob des Krieges. In einigen Gesprächen entwickelt. Frankf. und Leipz. 1765. 368. S. in gr. 8. — Zweyter und letzter Theil. 1770. 461 S.

Recht im eigentlichen Verstande eine von den Reliquien des letzten deutschen Kriegs! Daß die meisten derselben nichts taugen, ist bekannt: und auch die gegenwärtige macht davon keine solche vorzügliche Ausnahme, wie man sich beym ersten Anblicke versprechen solte.

Es sind Gespräche, „die zwar vielleicht in allen Stücken „nicht so gehalten sind, wie sie hier abgedrukt erscheinen, die „aber doch Sachen enthalten, wovon in Gesellschaften, sonder„lich bey fortdauernden Kriegsläuften, täglich gesprochen wird, „und Meynungen untersuchen, die auch von Leuten, so nicht zu „dem niedrigsten Pöbel gehören, so oft geäussert werden, und „daher wohl verdienen, von allen Seiten einmal recht betrach„tet, und mit allen ihren anscheinenden Gründen, ohne Vor„urtheil untersucht zu werden.„ Ein Edelmann vom Lande, der sich des Kriegs wegen in eine Stadt geflüchtet hatte, (Eudoxus unterredet sich darinne mit dem Eleutherius, Eusebius und Philaletes. Die Gespräche lagen noch vor dem geschlossenen Frieden zum Abdruck fertig, und sind von dem Herausgeber mit vielen Anmerkungen versehen worden.

Schon dieses solte man ihnen nicht ansehen, daß sie mitten im Kriege geschrieben worden sind. Zu einer solchen Zeit ist fast alles entflammet, und die allermeisten nehmen ihre Parthey. Was denn während dieser Kriegshitze ausgeschüttet wird, gefällt wohl der einen Parthey, oder macht Aufsehen bey der andern; stillt auch überhaupt die Neubegierde; aber wenn nun das Getümmel zu Ende ist, wieder ruhig gedacht und gesprochen wird, dann kommet man mit solchen Deklamationen zu spät. Eudoxus also und die übrigen Herren hätten immer bis zum Jahr 1762. alles dieses reden, auch niederschreiben

können; aber da es erst seit dem Jahr 1765. gedrukt wurde, hätte es an sehr vielen Stellen eine andere Gestalt bekommen sollen. Wenn sie gleich gute Ursachen gehabt haben, mit den russischen, französischen und andern Kriegsvölkern, unzufrieden zu seyn; so solte man dieses doch jezt nicht merken. Im Vorberichte zum zweyten Theil heißt es zwar: Wahrheiten von dieser Art kämen nimmer zu spät. Allein eben dieses ist nur alsdenn richtig, wenn solche Wahrheiten etwas ins Allgemeine gehen, und der Leser nicht an besondere Zeiten oder Oerter gefesselt wird.

Vielleicht denkt man: Das Lob des Krieges ist eine Empfehlung desselben, dazu die Beyspiele und Gründe aus dem lezten Kriege hergenommen sind. Doch nein, die Aufschrift ist satyrisch, und die Herren finden, daß der Krieg, man mag ihn von einer Seite betrachten, oder entschuldigen, von welcher man will, nichts als Abscheu verdiene. Dieses führt sie zugleich auf einige verwandte Untersuchungen. Hier ist der Innhalt der Gespräche. I. Ob der Krieg nicht als eine Straf- und Zuchtruthe Gottes anzusehen sey? II. Ob er nicht diene, vielen Leuten Brodt zu verschaffen, die keines haben; andern unnützen und überflüßigen aus der Welt zu helfen? III. Ob er nicht ein vortreffliches Mittel sey, seiner Ehrbegierde auf vielerley Art ein Genüge zu thun? IV. Ob er nicht diene, ganze Nationen mit ihren Sitten und Gesinnungen besser kennen zu lernen? V. Der Krieg veranlasset wunderbare Mischungen und Abwechselungen der menschlichen Gemüthsbewegungen. VI. Er befördert auch die Entdeckung fremder und unbekannter Länder, und veranlasset derselben Verbesserung; wie auch eine genauere Verbindung verschiedener Völker. VII. Ob der Krieg nicht großen Herren und ganzen Völkern diene, ihre Ehre zu retten, und ihre Macht der Welt zu zeigen? VIII. Ob er nicht großen Herren diene, ihre Rechte geltend zu machen, und ihre Staaten zu erweitern? IX. Ob er ihnen nicht diene, ihre Armeen auf fremde Kosten zu erhalten? X. Ob er nicht nöthig sey, tapfere und kriegerische Nationen zu bilden, und große Helden und Feldherren der Welt zu geben? XI. Im Kriege lässet sich auch großer Reichthum erwerben. XII. Die Kriegsbegebenheiten schaffen vielen einen angenehmen Zeitvertreib. XIII. Der Krieg scheint auch die Ausbreitung der Religion, und das Wachsthum der Wissenschaften zu befördern. XIV. Die von Adel haben dem Kriege ihren ersten Ursprung zu danken, und viele Gelehrten ihre Unsterblichkeit. Zulezt steht: Kurze Nachricht von dem bisher (1762.) geführten Kriege.

Ueber alle diese Materien läßt sich viel Lehrreiches, Angenehmes, für eine Menge Leser auch beynahe Neues sagen. Einige der vorgelegten Fragen geben auch zu scharfsinnigen Bestreitungen herrschender Vorurtheile Gelegenheit. Die Gesellschaft hat in der That ziemlich viel Gutes in den meisten Unterredungen vorgebracht: freylich auch sehr viel gemeines, das der gesunde Verstand ohne mühsame Anstrengung findet; unterdessen geräth sie nicht selten auf einen wenig betretenen Weg, urtheilt über manches freymüthig und richtig, gebraucht endlich zuweilen die Geschichte nicht übel. Zum Beyspiel kann man gleich das erste Gespräch lesen. Darinne wird der Mißbrauch, den so viele Prediger, und der ihnen folgende große Haufen der Christen begehen, Kriege allemal als bestimmte göttliche Strafruthen und Züchtigungen vorzustellen, die durch die Sünden eines Volks wären veranlaßt worden, und durch ihre Besserung gehoben werden könnten, dieser Mißbrauch wird geschickt genug aufgedeckt; ob gleich noch mehr darüber zu sagen war, damit man nicht in den entgegenstehenden Abweg falle. Fast in jedem Gespräche kommt eine Anzahl Gedanken und Urtheile vor, welche beweisen, daß es den Rednern nicht ganz an der Fähigkeit gefehlt habe, in das Innere der Sache einzudringen.

Und dennoch sind diese Gespräche überhaupt genommen, unausstehlich langweilig. Man lasse einmal das ganze Geplaudere und Geschwätze einer politisch-raisonnirenden Gesellschaft drucken! Hören könnte man es noch wohl; wenn gleich unter häufigem Gähnen: sogar auch lesen, wenn diese Herren ihren originellen naiven Ton hätten, auf unerwartete Wendungen fielen, einander aufgeweckt und hitzig verfolgten, kurz die Unterredung nur einigermaßen zu beleben wüßten. Aber das alles ist hier so wenig, daß wir vielmehr nicht leicht über alltägliche oder auch sonst leicht einzusehende Betrachtungen ein so widerwärtiges weitschweifiges Gewäsche, oft auch in der allernachläßigsten Sprache angehört haben, als sich hier in unzähligen Stellen findet. Unmöglich können Hr. Eudoxus und seine Freunde so gesprochen haben; thaten sie es aber würklich, so hätte der Herausgeber ihren homiletischen und Chrien-Ton umstimmen sollen. Wir öfnen das Buch — Fünftes Gespräch: Im Kriege läßt sich doch großer Reichthum erwerben. Herr Eleutharius besteigt den Catheder, und fängt also an: „Unter die vornehmsten Glückseligkeiten des menschlichen „Geschlechts gehört ohne Zweifel auch wohl Reichthum und „Vermögen. Ich habe in meiner Jugend das Sprüchelchen

„von meinen Vorgesetzten oft gehört: Plenus venter non „studet libenter. Nachdem ich aber an Jahren zugenom„men habe, und die verschiedene Beschaffenheit und Glücks„umstände des Menschen etwas genauer kennen lernen, (man „sieht es Ihnen eben nicht an, mein werthester Hr. Eleuth.) „habe ich bey mir oft gedacht, und durch die Erfahrung bestä„tigt gefunden, daß es eben so wahr sey: Jejunus venter „non studet libenter. (Wie es denn auch, mit Ihrer Er„laubniß, schon ein eben so altes Sprüchelchen giebt: sed je„junus multo minus.) Und überhaupt läßt sich bey hun„grigen Magen nicht viel anfangen. Diejenigen, die Geld „und Gut daher den nervum rerum gerendarum zu nennen „pflegen, scheinen den rechten Namen getroffen zu haben; „und ich kann dem Aristoteles selbst nicht sehr Unrecht ge„ben„ — (ich auch nicht; wohl aber hätte ich sehr Unrecht, mehr abzuschreiben, um den Lesern einen Begriff von diesen vermeinten Gesprächen zu geben.)

Wie gesagt, der bis zum höchsten Eckel gedähnten Stellen giebt es überall die Menge. Die lieben Herren raffen alles zusammen, was sie wissen oder gelesen haben, und zum Ueberfluß bereichert noch der Herausgeber ihren Vorrath. Es stehen da zahlreiche Auszüge aus Büchern von sehr ungleichem Werthe, lange Zeitungsrelationen von Feldzügen, manchen Gelderpressungen und andern Bedrückungen des letzten Kriegs, das ganze Lied des Grenadiers nach der Schlacht bey Roßbach; halbe auch ganze Seiten voll Verse aus Hallern, Duschen, dem Gedichte: Victoria ad Zorndorfium u. dgl. m. Dazu kommt nun noch eine unmäßige Partheylichkeit, die im Tadel gewisser Höfe und Kriegsvölker zu große Erbitterung verräth, und manchmal sogar den Wohlstand übertritt, (z. E. Th. I. S. 310. 311.) hingegen im Lobe anderer abgeschmackt und unerträglich wird; wie wenn (Th. II. S. 154.) von gewissen, freylich sehr berühmten und tapfern Kriegsherrn gesagt wird, sie hätten Dinge verrichtet, die aller Menschen Vernunft übertreffen. Der übelgerathenen Urtheile nicht zu gedenken, welche die Verfasser über allerley Materien fällen, auf welche sie gerathen. Kurz, nach einem leichten Ueberschlage, getraueten wir uns, alles Lesenswürdige dieser Gespräche von 800 Seiten auf 100, oder gar auf 80. herabzusetzen. Wehe dem, ruft ein bekannter Schriftsteller aus, der über eine Materie alles sagt, was sich nur davon sagen läßt!

Joannis Severini, Hungari, Pannonia veterum monumentis illustrata, cum Dacia Tibissana. Lipsiae, apud W. G. Sommerum, 1771. 379 Seiten in 8.

Die ältesten Zeiten und Geschichten von Ungarn, insonderheit auch von den Völkern welche dieses Land nach und nach bewohnt haben, sind noch eines neuen Lichtes benöthigt. Dieses wird aber nicht eher scheinen, als bis mehr dahin gehörige alte Nachrichten und Urkunden, von den Ungarn selbst herausgegeben, die bereits vorhandenen kritisch strenge geprüft und benutzt werden, die ausländischen Erzählungen mit den einheimischen in eine geschickte Vergleichung kommen, und der etymologisirende antiquarische Geist, der auch in dieser Geschichte viel Schaden gestiftet hat, aus derselben weicht. Hr. Severini hat vielen löblichen Eifer, sich um die älteste Geschichte seines Vaterlandes verdient zu machen. Aber freylich den gedachten Weg ist er eben nicht gegangen. Dagegen hat er eine fleißige Sammlung von einer Menge Nachrichten über die ältere Geschichte von Ungarn geliefert, die noch einer ziemlichen Läuterung bedürfen. In zehn Büchern handelt er de geographica Pannoniae descriptione, de Pannonibus, et eorum inquilinis, de Pannonia Romana, Vandalica, Hunnorum, Ostrogothica, Longobardica, Avarum, Francica et Marahana, Hungarica. Das bekannte und leichtere ist meistentheils gut vorgetragen; aber bey dunkeln Stellen thut uns der V. desto weniger ein Genüge, begeht auffallende Fehler, oder ist zu seicht. Insonderheit hätte er die Ableitung der Pannonier von den Päoniern am Axius, die Züge der Paphlagonier, Heneter und Trojaner nach Pannonien, und manche ähnliche Dinge weglassen sollen.

Ml.

Nachricht.

In dem 18ten Band 1ten Theil, S. 285. der A. d. Bibl. ist in der Anzeige der in meinem Verlag herausgekommenen Bemerkungen der Churfürstl. physikalischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1770. eine kleine Zweydeutigkeit eingetretten, von welchen ich das Publikum gerne besser unterrichtet

tet wünschte: denn die in den beyden Theilen enthaltenen Abhandlungen sind weder vorher, noch nachher einzeln gedruckt erschienen, die drey Preisschriften von den Nebenstichern ausgenommen, von welchen ich zum Nutzen jener / die die erste Sammlung hatten, besondere Exemplare abdrucken ließ, um die Liebhaber derselben nicht zu nöthigen, diese beyden Bände zu kaufen, wofern sie die Fortsetzung von den Preisschriften über über die Nebenstricher wünschten. So deutlich dies nun alles auf dem Titel angezeigt ist, so hat es sowohl hier, als in andern Journalen zu Irthum Anlaß gegeben. Mannheim, den 14 Jenner, 1773.

C. F. Schwan.

Todesfälle.

1773. im Januar starb zu Berlin, Hr. D. Leon. Elias Hirschel, der durch verschiedene medicinische Schriften bekannt worden.

1773. den 29 Jenner, starb zu Göttingen, Hr. Georg Christian Gebauer, K. Grosbrittannischer Geheimerjustizrath und Lehrer der Rechte auf der Universität im 83ten Jahre seines Alters. Man hat Hofnung, daß sein Tod seine bekannte neue Ausgabe des Corporis Juris, davon bereits eine ziemliche Anzahl Bogen gedruckt ist, nicht unterbrechen werde.

1773. d. 8 Febr. starb zu Göttingen Hr. Georg Christoph Hamberger ordentl. Lehrer der Weltweisheit und der gelehrten Geschichte; Er ist durch sein großes Werk; Nachrichten von Schriftstellern, und durch sein gelehrtes Deutschland, rühmlichst bekannt. Die allgemeine deutsche Bibliothek verliehrt an ihm einen sehr einsichtsvollen und fleißigen Mitarbeiter.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des neunzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.

Digitized by Google

Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des neunzehnten Bandes recensirten Bücher.

X. J. D. Michaelis deutsche Uebersetzung des alten Testaments, mit Anmerkungen für Ungelehrte. 343
Die Psalmen aus dem Hebräisch. übers. und mit Commentarien erläutert, von J. C. F. Schulz. 1r Th. 343
XI. *K. W. Ramlers* lyrische Gedichte. 360
XII. Allgemeine nordische Geschichte. Aus den neuesten und besten nordischen Schriftstellern, herausgegeben von A. L. Schlözer. 368
Eben dasselbe Werk unter der Aufschrift: Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie ꝛc. 368
XIII. *P. Virgilii* Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *C. G. Heyne*. 380
XIV. J. C. Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalhistorie ꝛc. Erster und 2ter Theil. 394
XV. C. P. Kopp, ausführliche Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den Fürstlich Hessencassel. Landen. 404
XVI. *I. R. Sinneri* Catalogus Codicum Msstorum Bibliothecae Bernensis. Tom. II. 408
XVII. Die Harbkesche wilde Baumzucht, theils nordamerikan. und anderer fremden, einheim. Bäume, Sträucher ꝛc. von J. P. du Roi. 1. B. 2. Th. 418
XVIII. Komische Opern, 3ter Band. 429
XIX. Abhandlung über den Ursprung der Sprache, von Hrn. Herder. 439
Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, 439
XX. Die göttliche Eingebung der heil. Schrift, untersucht von J. G. Töllner. 451
XXI. D. C. W. Pörner, chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. 1ter Theil. 464
XXII. *I. Hoppii* commentat. ad Institut. Iustinian. denuo ed. a *C. F. Walchio*. 474
XXIII. Onomatologia botanica completa. 479
C. E. Weigel Observationes botanicae. 483
XXIV. Onomatologia botanica completa. 2ter Band. 484

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

D.

(4 Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematick.

9) Erziehungsschriften.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. 605

Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupf. 608

Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. M. C. Steinberg. 610

10) Naturlehre und Naturgeschichte.

J. S. Schröter, Lithologisches Reallexicon, in welchem sowol die Lithographie als auch die nöthigsten Wahrheit. der Lithogeognosie enthalten sind. 1. Band. 612

Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, aus dem Engl. übersetzt, von J. C. Adelung. Zweyter, dritter und letzter Theil. 614

Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, aus dem Franz. übers. 615

Schauplatz der Natur, oder Unterredungen, worinnen der Mensch in Gesellschaft mit Gott betrachtet wird, des achten Theiles zweyter Band. Aus dem Franz. des Hrn. Abbt de Plüche übersetzt. 616

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse rc. Erster Band. 617

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse rc. Anderer und letzter Band. 618

11) Philologie, Kritick und Alterthümer.

E. A. Frommanni opusculorum philologici atque historici argumenti etc. Tomi duo. 618

J. Obsequentis quae supersunt ex libro de prodigiis. Cum animadversionibus *I. Schefferi* et *Oudendorpii*. Accedunt Supplem. *C. Lycosthenis* curante *I. Kappio*. 626

G. Cuperi Observationum libri quatuor, in quibus multiauctorum loci, qua explicantur, qua emendantur. 627

12) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

Abhandlung von Liefländischen Geschichtschreibern. 627

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, rc. 10ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 1ter B. 637

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, rc. 11ter Th. oder der Geschichte der Deutschen, 2ter B. 637

Eben derselb. 3r B. oder der allgem. Geschichte 12r Th. 637

Samm-

Digitized by Google

X.

Johann David Michaelis deutsche Uebersetzung des alten Testaments, mit Anmerkungen für Ungelehrte — der zweyte Theil, welcher das erste Buch Mosis enthält; Göttingen und Gotha, bey Johann Christian Dieterich, 1770. — der sechste Theil, welcher die Psalmen enthält — der dritte Theil, welcher das zweyte und dritte Buch Mosis enthält, 1771. des vierten Theils erste Hälfte, welche das vierte Buch Mose enthält; nebst einem Kupfer, 1772.

Die Psalmen aus dem Hebräischen übersetzt und mit Commentarien erläutert, von **Johann Christian Friederich Schulz**, Verfasser der morgenländischen und griechischen Litteratur in Gießen. Erster Theil I — L. Psalm, Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1772. 8. ohne Vorrede und Zueignungsschrift, 20 Bogen.

Das ist nun auch wohl wider die gute Lebensart, daß man diese Uebersetzungen nicht nur so zugezeddelt — erster Theil rc. sondern auch so zerstückelt bekommt. — Der erste sechste Theil; des vierten Theils erste Hälfte — Wir bitten doch im Namen unserer Amts-

brüder sehr, uns das Lesen der Schriftübersetzungen nicht so sauer, und das Binderlohn nicht so kostbar zu machen. Hr. M. versichert zwar in der Vorrede zum sechsten Theil, er habe diesen vorausgeschickt, um dem Verlangen einiger Freunde zu genügen; nach der Vorrede zum zweyten Theil aber, weil die Psalmen schon bey Ausgabe dieses größtentheils übersetzt zum Abdruck da gelegen, und (es folgen seine eigene Worte) was vielleicht niemand erwarten möchte, ihm die Uebersetzung der poetischen Theile leichter geworden sey, als der historischen; denn die historische Schreibart der Hebräer sey für ein deutsches Ohr wegen der öftern Wiederholung des Und, der Nennwörter u. s. w. zu fremd, es müsse also der Uebersetzer mit gar zu vielen Schwierigkeiten kämpfen, um deutsch zu reden, und doch dem Gehör nicht zu viel von der Treue aufzuopfern —

Aber nein! ein solch Urtheil hatte auch der Recensent nicht erwartet; so wie er auch die Schwierigkeiten in Uebersetzung des historischen Theils der Schrift gar nicht absehen kann. Dies wäre also ein bequemer Uebergang zu der genauern Anzeige dieser fortgesetzten Uebersetzung, bey der wir den Hrn. M. nach ausgemachten Grundsätzen streng und freymüthig beurtheilen wollen, wie es die Würde des Unternehmens, die Verdienste des Hrn. M. um dasselbe, und der Nutzen des deutschen Publikums noch auf künftige Zeiten mit sich bringen. Denn wir gestehen, daß wir bey der Anzeige des ersten Theils (des 16. B. 2. St. S. 513. ff.) etwas sehr an uns haben halten müssen, um das viele, was wir noch auf dem Herzen hatten, nicht auszuschütten, und vieles andere, was wir gesagt haben, nicht noch stärker zu sagen. Nun zum zweytenmal können wir uns unmöglich so viel Gewalt anthun, den Ungelehrten nicht das ganze

Verständniß zu öfnen, wollen von Herzen wegsprechen und gelegentlich auch des Hrn. Prof. Schulze Uebersetzung beurtheilen. Man kann, denken wir, zuerst, ein großer Sprachgelehrter und doch noch kein Ausleger; man kann beydes seyn, ohne ein guter Uebersetzer zu seyn; und oft ist der Sprachgelehrte ein mittelmäßiger Ausleger, noch öfter ein schlechter Uebersetzer: so wie ohngefehr die großen Handelsleute leichter gefährdet sind, zu bankerottiren, als die kleinen Krämer, die ihr bischen Waare besser übersehen können, das Ihrige besser zu Rathe halten. Wenn wir uns nun den Namen des Mannes nicht blenden lassen, so besitzt Hr. Michaelis viel Sprachgelehrsamkeit, etwas weniger Auslegungskunst, und noch weniger Uebersetzungsgeist; mehr von diesem Hr. Schulze, dies beweisen wir dann also.

Von der Uebersetzung anzufangen, geht der eigene Charakter der historischen und poetischen Schreibart der Hebräer unter den Händen des Hrn. M. jener zum Theil, dieser beynahe ganz verlohren: Er ist für den poetischen Numerus der Hebräer viel zu wortreich, (und deshalb unterscheidet sich Hr. Sch. merklich von ihm,) vernachläßiget die harmonische Stellung der Worte in der Urkunde, wo doch die deutsche Sprache sie ebenfalls zuläßt, (etwas weniger Hr. Sch.,) ist gar nicht besorgt dafür, den Wohllaut einzelner Worte und Schlußfälle des Verses in seiner Uebersetzung durchhören zu lassen (so auch Hr. Sch.). In dem Abdruck der historischen Schreibart dagegen, wird er oft zu periodisch, verwandelt die erste Person, wo sie redend eingeführet wird, durch eine unnöthige Wendung in die dritte, und unterschlägt zuviel Verbindungswörter, die ihre große Schönheit im Styl der Hebräer haben. Z. E. Ps. 1, 4. übersetzt Hr. M. nicht so sind die Ungerechten; Hr. Sch. mit Auslassung des

sind, welches auch der Dichter im Original unterdrückt; (oder hatte er es nicht eben so gut in seiner Sprache?) und also weit fortreissender, nicht so die Lasterhaften: Aber doch sind auch hier noch zwey Sylben mehr als im Original. Ps. 2, 2. Hr. M. die Könige der Erden stellen sich zur Gegenwehr; daß nun aus sieben Sylben des Originals gerade sieben mehr werden und darum Hr. Sch. besser Frechstehen Erden Könige da: Aber auch er konnte sich noch kürzer nach dem Original fassen und läßt wie Hr. M. den, den Troß der Feinde zugleich ankündigenden Klang des Worts jitthjazzebhu ganz verschwinden. Gleich nachher sagt Hr. M. ihr Könige werdet weise, und übergeht das gleich vorangestellte vielbedeutende ועתה ganz; Hr. Sch. folgt dem Wink des Dichters und übersetzt; Nun also, Könige! seyd weise: Am Ende Hr. M. wohl denen (im Texte steht allen) die unter seinen Schutz sind; wie langweilig gegen den sechssylbigen Vers im Original, unharmonisch gegen das Hebräische fortschiessende und mit einmal gestauchte Aschrekol chosch bho? Also besser Hr. Sch. glücklich wer zu ihm flieht; doch noch nicht völlig so musikalisch — Ps. 49, 1. H. M. Höret dies alle Völker, gebt mir aufmerksame Ohren — Ja! wenn der Poet uns in kurzen ernsten Ton gebietet, haasinu: und Hr. Sch. mit ihm, bemerkt es; so wollen wirs thun: Aber bey einem so undeutschen und gedehnten, gebt mir aufmerksame Ohren, da wenden wir die Ohren weg. Solche Anmerkungen lassen sich nun bey jedem Psalm, bey jedem poetischen Stück in den Büchern Mosis über die Michaelische Uebersetzung machen: Und sinds etwa Kleinigkeiten? dem gemeinen alltäglichen Leser mögen sie es seyn: Aber einem Mann von Geschmack, einem unhebräischen Leser, der doch gleichwohl auch mit seinen eigenen Ohren den

Wohl-

Wohlklang der hebräischen Poesie u. s. w. hören möchte, können sie es nicht seyn: Und wenn auch das wäre, so muß sie kein Uebersetzer dafür halten. Dann soll er uns aber auch nicht kommen und sagen „es ist leich„ter die Psalmen zu übersetzen als die historische Theile „der Schrift.„ Und wenn er alle Sprachen des Orients und Occidents verstünde, und wüßte alle Uebersetzungen auswendig, und hätte alle alte und neue Ausleger gelesen und geprüft, so soll er uns doch wohl noch über den einzigen ersten Psalm Tage lang übersetzen: Besser hat nun wohl Hr. M. den historischen Styl getroffen; aber nicht selten haben wir doch auch hier die bereits angezeigten Fehler gefunden. Der Leser mag urtheilen. Wir waren gleich begierig zu sehen, wie er die alte ehrliche Sprache des Umgangs in der Uebersetzung ausgedruckt hätte, und schlugen daher 1. B. M. 29, 4. Ps. auf: Da lasen wir dann: „zu den Hirten dieser drey Heerden sagte Jacob, wo seyd ihr her, meine Brüder? (so hat nun aber doch Jacob nicht gesagt, sondern Brüder, woher seyd ihr? und uns ist es wenigstens so, daß diese verschiedene Stellung der Worte nicht einerley sey) Sie antworteten: aus Chanaan (sind wir, sagten sie vollständig) er sagte zu ihnen (da sagte Jacob zu ihnen) kennet ihr Laban, den Sohn Nahors (Nahors Sohn würden wir übersetzt haben, um den Artickel zu vermeiden). Sie: ja! wir kennen ihn (im hebräischen schlecht weg; wir kennen ihn) Jacob: geht es ihm noch wohl? Die Hirten: es geht ihm ganz wohl (nach dem Hebräischen sollte es in der Antwort blos heissen ganz wohl) und dort kommt eben seine Tochter mit den Schaafen her (pünktlicher: und siehe, da kommt seine Tochter mit den Schaafen). Ein andres Exempel von der Art: 24, 23. ff. „ Als nun die Cameele alle getrunken hatten, gab er ihr —

— — und sagte: wessen Tochter bist du? sage mir, ist wohl in deines Vaters Hause Platz, daß wir die Nacht über da bleiben könnten? (für: sag mir doch, ist in deines Vaters Hause Platz für uns zu übernachten?) v. 49. „Nun kommet es auf euch an, wollt ihr rc. (für: Wollt ihr nun, oder; Also, wollt ihr; denn im Hebräischen steht nichts mehr und nichts weniger als das Einzige ועתה) — — Hierbey fallen uns die Verbindungswörtergen ein, die Hr. M. fast durchaus wegläßt: z. E. הנה in dem angeführten Kapitel v. 15. Er hatte noch nicht völlig ausgeredet, als Rebecca — herauskam; für„ Und ehe er noch völlig ausgeredet hatte, siehe, da kam Rebecca: v. 43. „willst du die Reise gelingen lassen, so stehe ich hier rc. für: daß du doch die Reise wollest gelingen lassen — Siehe, ich stehe rc. 2. B. M. 7, 27. Wenn du dies verweigerst, so wird er rc. für: siehe, so wird er — ועתה 2. B. M. 4, 11. 12. Jehova sprach: Wer hat dem Menschen den Mund gegeben — thue ich nicht alles dieses? Gehe hin; ich will deinem Mund beystehen„ für: also gehe hin; oder so gehe denn hin rc. Eben so wenig kann der Recensent es billigen, wenn der Hr. Hofrath, wie in folgenden Stellen die ganze hebräische Periode umändert: 1. B. M. 24, 37. 38. „Mein Herr hat von mir einen Eyd genommen, daß ich seinem Sohn eine Frau nehmen solle, aber keine von den Töchtern der Cananiter, in deren Lande er wohnet; sondern ich soll in seines Vaters Haus gehen„ statt: „Mein Herr ließ mich schwören, und sagte: Du sollt meinem Sohne keine Frau von den Cananitern nehmen unter denen ich wohne! Durchaus nicht! An meines Vaters Familie und Freundschaft sollst du dich wenden rc. 2. B. M. 5, 10. 11.„ Sobald die Fronvögte und Schreiber vom Könige heraus kamen, machten sie dem

Volke

Volke bekannt, Pharao habe verordnet, ihnen ferner kein Stroh mehr zu liefern &c. statt: „Und die Fronvögte — giengen aus, und machten dem Volke folgendes bekannt; So ists der Wille des Pharao: Niemand soll euch weiter Stroh liefern &c. v. 22. Moses kam wieder vor Gott und sprach: O Herr warum hast du diesem Volk so wehe gethan? mich zu senden?„ für: Herr! warum hast du diesem Volk so wehe gethan? warum hast du mich gesendet?„ Es ist nemlich sehr merklich, daß durch die Zusammenziehung dieser zwey Sätze in einen mit Auslassung des zweyten warum? der Affekt des Redenden geschwächt wird, welches auch von 7, 17. gilt, wo Hr. M. übersetzt: „Daran wirst du erkennen, spricht Gott, daß ich Jehova bin„ und es nach dem Hebräischen heissen sollte: „So spricht Jehova; Daran wirst du erkennen, daß ich Jehova bin„ dieses: „so spricht der „Herr, so spricht Jehova„ sollte man um so viel weniger in einer Uebersetzung verlohren gehen lassen, da es zum eigenthümlichen des Canzeleystyls der Hebräer gehöret.

Und dies mag genug seyn, um unser bis hieher gefälltes Urtheil über die Uebersetzungsart des Hrn. M. zu erläutern. Wir wollten nun auch ferner sagen, daß wir nach eben so ausgemachten Gründen es ihm für einen Hauptfehler anrechnen müssen, wenn er gar nicht synonymische Wörter und Ausdrücke der Hebräer mit einander verwechselt oder gegenseitig verschiedene Wörter und Redensarten in der Uebersetzung auch wohl kurz nacheinander braucht, wo im Original immer einerley Ausdruck steht. Auch nur einem gemeinen guten Schriftsteller gilt doch wahrhaftig nicht jedes Wort gleich viel. Wie wahr das sey, wird sich gleich zeigen: Psalm 23, 6. übersetzt H. M. לארך ימים (aufs längste) auf ewig: aber dann

 müßte

müßte es ja לאולם heissen! Hr. Schulze also sicher weit richtiger: lange Jahre. 2, 2. giebt Hr. M. לאמים Völker als wenn עמים stünde; und auch hier hat Hr. Schulze sehr gut das Wort Nationen gewählt, welches so wie das Hebräische poetischer ist, und so auch Hr. M. selbst anderswo z. E. Ps. 108, 4. gleich nachher v. 2. übersetzt dieser רוזנים Fürsten, und wenn wir es nicht ohnedem gewußt hätten, so hätten wir geglaubt, der Dichter hätte in seiner Sprache שרים gesagt; fanden also auch in so weit Hr. Sch. auf dem rechten Wege, der Satrapen übersetzt; nur Schade, daß er nicht einen Schritt weiter gehen wollen, um das eigentliche altdeutsche Wort dafür zu finden — So sind gegenseitig חסידים Hrn. M. Ps. 16, 3. Heilige Ps. 30, 4. Liebhaber, Ps. 149. 1. 5. 9. Bald Liebhaber bald Freunde; das ist doch alles nicht einerley, und welches ist nun die rechte Uebersetzung? Auch Hr. Sch. ist sich hier ungleich und übersetzt bald Heilige, bald Verehrer (welches letztere er sonst richtiger für יראים braucht, als Ps. 31, 20.) יאר ist 2 B. M. 7, v. 15. der Fluß v. 17. 18. der Strom, v. 20. 21. der Nil; und das in einerley Context!

Noch weiter: wer kanns billigen, wenn ein Uebersetzer Worte bald auslässet, bald einschiebt, ohne sich weiter an sein Original zu kehren. Gleichwohl stößt man beständig auf solche Stellen in der Michaelischen Uebersetzung, besonders der historischen Bücher. Es wird z. E. bey 1. B. M. 22, 7. in der Anmerkung sehr gut erinnert, wie rührend die kindliche Anrede mein Vater! und die darauf folgende Frage: „hier ist Holz und Feuer, aber wo ist das Lamm zum Opfer?„ dem väterlichen Herzen müsse gewesen seyn; und es ist wahr, es geht nichts über die Naivetät der-

sel-

selben: Aber warum bemerkte Hr. M. nicht eben so wol die vielfache Schönheit, die in der väterlichen Antwort liegt: „Gott wird sich schon das Opfer ausersehen, mein Sohn.„ Das konnte er nemlich nicht, weil er das ganze, mein Sohn! welches dem gerührten Vater am Ende den Mund verschließt, in der Uebersetzung weggelassen hatte: Eben so heisset es 2. B. M. 6, 30. in der Uebersetzung: Mose aber antwortete; im Original dagegen vollständiger: „Mose aber antwortete vor dem Jehova„, welches letztere doch ja nicht hätte wegbleiben sollen, da es vermuthlich zur mehrern Beschämung der Dreistigkeit Mosis so gesetzt war. — 2. B. M. 24, 18. erzählt der Geschichtschreiber, was auch leicht ein jeder in diesem Fall wird erwartet haben, „Rebecca habe das Wassergefäß eilig in die Hand genommen, um dem Fremdling daraus zu trinken zu geben; aber Hr. M. läßt ihn kalt sagen: sie nahm das Wassergefäß in die Hand, ob er gleich in der Wiederholung dieser Erzählung v. 46. selbst die Beybehaltung des Worts eilig für nöthig erkannte, und hier erst übersetzt: sie war sehr geschwind, das Wassergefäß wieder von ihrer Schulter zu nehmen; Dagegen nun flickt er v. 28. eilends hinein — sie lief eilends zurück, wo es im Original nicht steht, und auch nicht stehen sollte: Die Mädchens laufen gewiß unter allen Himmelsgegenden und durch alle Zeitalter nicht so eilends von einem Fremden wieder zurück, besonders, wenn er sie beschenkt hat und bey den Eltern einkehren will — 2. B. M. 46, 31. heißt es im Original schlechtweg: „ich will zurück reisen, und „dem Pharao erzählen, in der Uebersetzung hingegen„ ich will zur Hofstadt des Königs reisen: ganz wie 2. B. M. 2, 11. „gieng er aus dem Pallast der Tochter Farao zu seinen Brüdern„ für: „gieng er zu seinen Brüdern; oder, besuchte seine Brüder.„

Doch weil dies zugleich einen andern Uebersetzungsfehler in sich schließt, wollen wir dazu übergehen.

Die Uebersetzung der Psalmen ausgenommen ist nemlich Hr. M. auch zu sehr und ohne Noth paraphrastisch. Wer sollte z. E. glauben, daß 2. B. M. 2, 3. ein kleines Schiff von der Art, wie sie auf dem Nil gewöhnlich sind, von Papierstaudenholz, und gleich nachher, an einen Ort, wo viel Sari im Nil wuchs, die Uebersetzung, jenes von den zwey Wörtern תבת גמא, dieses des einzigen בסוף sey: Man fühlt es, wenn man auch gar kein Hebräisch verstehet, daß eins wie das andere die langweiligste Umschreibung sey. Zur Strafe scheitert darüber der Ausleger an einer Klippe, die wir doch nebenher zur Warnung anderer in ähnlichen Fällen anzeigen wollen: „Dies ist, heißt die eine Anmerkung, eine Umschreibung des im hebräischen vorkommenden egyptischen Namens dieser Schiffe: Es ist eben derselbe, der im ersten Buch Mose von den Schiffe Noahs gebraucht ward. Auch diesmal muß man ja nicht an einen Kasten denken: das Wort bedeutet keinen Kasten, und ein in das Wasser gesetzter Kasten würde sich sehr bald um und um kehren, und das darinn liegende Kind tödten.„ Nun folgt die zweyte Anmerkung bey der Erzählung des Textes, daß die Tochter des Pharao den Kasten (wie wir es immittelst fort nennen wollen, so lange man kein Schif eröfnet) eröfnet habe; „Es muß also dieser kleine Kahn oben mit einer Decke versehen gewesen seyn, um das Kind vor den Anfall der Raubthiere zu schützen: daß diese Decke Luftlöcher gehabt haben müsse, ist kaum nöthig zu erinnern. Nun wollen wir nicht chicaniren, und sagen, wie zu Noahs Zeiten תבה ein Schiff könne bedeutet haben, wie es auf dem Nil gewöhnlich ist: Aber wir sehen doch selbst aus dieser Anmerkung, daß die Sache, die dadurch

durch angezeigt wird, nicht blos auf dem Nil gebräuchlich gewesen; treffen den Hr. M. auf einem offenbaren Widerspruch an, da er das gleich nachhero einen kleinen Kahn nennet, was gleich vorher durchaus nichts anders, als ein kleines Schiff bedeuten sollte; sehen deutlich, wie er sich wenden mußte, um bey der Meldung des eröfnens der Idee vom Kasten auszuweichen, und wie er nun darüber in die unwahrscheinlichste Annehmung eines Kahns mit einer Decke verfiel! Glaube es doch immer, lieber Leser, daß es ein Kästchen gewesen, ganz kunstlos aus Rohr verfertigt, mit Pech von allen Seiten dicht verwahret, und so ins dicke Schilf ans Ufer gesetzt: Da schlief das Kind ruhig drinn, und war für Nässe und Regen sicher: Wie es nun aber so eigentlich ausgesehen hat, das wird dir kein Ausleger nach so viel tausend Jahren sagen können; aber darnach wirst du auch bey gesunden Verstande so wenig fragen, so wenig du, wenn noch jetzt ein Kind irgendwo ausgesetzt gefunden wird, lange fragen wirst, wie die Schachtel oder das Kästchen ausgesehen, in die man es gelegt hatte. — —

2 B. M. 7, 9. steht im Text blos „thut ein Zeichen,„ Hr. M. aber umschreibt es „thut ein Wunder zum Beweis eurer göttlichen Sendung, welches offenbar nicht in den Worten lieget, ob es gleich die Meynung des Pharao seyn mochte, und in so weit als Erklärung sich ganz wohl hören läßt: Gleich nachher v. 11. wird das חרטמי מצרים in der Uebersetzung umschrieben: die Egyptischen Priester, die von ihrer Kenntniß der Bilderschrift den Namen haben: aber ohne uns itzt um die Richtigkeit der Auslegung zu bekümmern, was ists für eine Uebersetzung und warum konnte es nicht wie v. 22. gleich kürzer ausgedrückt werden, die Egyptischen Bilderschriftkenner, 5. 4, 14.„ ich weis, daß dein Bruder

Aron

Aron der Levite beredt ist; er ist schon unterweges und kommet dir entgegen. Denn er hat dich in einem Gesichte bereits als wiederkommend gesehen: dies letzte ist nun die Umschreibung dieses einzigen Wortes וראך; das, er ist schon unterwegens, stehe auch nicht im Texte; und genau sollte es heissen: Er wird dir entgegen kommen und sich herzlich freuen, so bald er dich sieht. Auch Hr. Schulze haben wir einmal in einer Hauptstelle auf diesen Uebergang eines Uebersetzers zum Paraphrasten angetroffen; wir meynen Ps. 2, 7. und die von ihm gewählte Uebersetzung — heute habe ich dich wiedergebohren: Er beruft sich deswegen auf die Erklärung des Worts zeugen Ap. Gesch. 13. Da ist es nun aber einmal nicht erweislich, daß der Apostel diese Stelle von der Auferstehung habe erklären wollen, und dann, wann es auch wäre, so liegt ja dieser Begriff nicht in dem Worte ילד sondern in der Sache: Das Wort bedeutet allezeit so schlechtweg gesetzt, zeugen: Dem Ausleger gebühret es alsdann zu zeigen, wo es eigentlich oder uneigentlich zu nehmen ist.

Bis hieher haben wir nichts weiter gethan, als uns gegen die Treue der Michaelischen Uebersetzung zu erklären, und darinn der Schulzischen einen grössern Werth beyzulegen. Es ist Zeit, daß wir nun auch beyde in Ansehung der Sprachrichtigkeit prüfen, so weit wir beyde miteinander haben vergleichen können. Und da hätten wir denn an beyden gleich viel auszusetzen. Hr. Schulze hat überhaupt größtentheils als Uebersetzer nichts weiter gethan, als die Michaelische Psalmen-Uebersetzung in eine mehr poetische Prose und richtigern deutschen Ausdruck umzuschmelzen; in den Erklärungen selbst, folgt er bis minder auf wenige wichtige Stellen andern bekannten Auslegern, am häufigsten aber Hrn. M. seinem Lehrer:

ter: Aber war das wohl der Mühe werth, gleich wieder eine neue Uebersetzung abdrucken zu lassen? Wir wollen alles beweisen, und die Stellen in der Ordnung nacheinander herschreiben, in der wir sie aufschlugen, um gleich zu wissen, was etwa Hr. Sch. neues und vorzügliches vor Hrn. M. habe. Ps. 41, 9. übersetzen beyde der Hauptsache nach gleichsinnig: H. M. Schmähungen sind genug über ihn ausgeschüttet, und wer liegt, wird nicht wieder aufstehen. „Hr. Sch.„ Von Bubenstücken sind sie voll; „wer liegt, soll nicht wieder aufstehen.„ Nun denke man! das Lied ist ein Krankheitslied, wofür es auch Hr. Sch. in der Ueberschrift hält, und in so weit gegen Hrn. M., der mit den gewöhnlichen Auslegern es in die Flucht Davids vor Absolom setzt; im 8. V. hatte David seine Feinde vorgestellt, wie sie über ihn frolockten, und (nicht, wie beyde übersetzen, auf sein Unglück dichten, sondern) ihm die ärgsten Lästerungen nachsagen: diese führt er nun im 9. V. an, und wenn noch kein Uebersetzer es gethan hat, so muß man, wenigstens aus dem gröbsten übersetzen: „es hängt ihm eine garstige Krankheit an; da er einmal liegt, soll er nicht wieder aufstehen„ — oder man muß nicht sagen, daß man besser hebräisch verstehen gelernt hat, als es vor funfzig, hundert Jahren Geyer und Moller verstunden — Ps. 45, 2. Hr. M. Mein Herz kocht von frölichen Worten über: Hr. Sch. Mein Herz ergießt sich (und in so weit deutscher) in frohe Töne — in fröliche Wünsche sollte es heissen; so wie es im Hebräischen דבר טוב heißt — Hr. M. Meine Zunge ist ein Griffel des besten Schreibers: Hr. Sch. Meine Zunge ist ein Griffel eines geschickten Schreibers: Das besser gewählte Wort geschickt ausgenommen, fühlte also keiner von beyden das unschickliche, wenn der Dichter wirklich nicht etwa die

Hand

Hand, nein, die Zunge mit den Griffel eines noch so geschickten Schreibers verglich: Das beste ist, daß er es nicht gethan hat, ob wir gleich aus gewissen Ursachen uns itzt nicht näher darüber erklären mögen. Ps. 2, 1. Die zweyte Hälfte; Hr. M. „Was brüllen die Völker so vergeblich.„ Hr. Sch. Nationen, warum schäumen sie Wuth: nemlich das Stammwort הגה wird bey den Arabern auch von den schäumenden Meereswellen gesagt; daher kam Hr. M. auf sein Brüllen und Hr. Sch. auf sein Schäumen: denn dieser nahm noch das dazu, daß ריק auch den Geifer bedeutet: Aber ist nun Geifer und Wuth gleich einerley? Braucht irgendwo ein arabischer Dichter die ganze Redart הגה ריק von Wuthschäumen? Braucht irgend einer das einzelne Wort von Menschen, die brüllen oder vor Wuth schäumen? Nun, so lange uns das nicht bewiesen werden kann, so lange wollen wir dabey bleiben, daß Luther zwar nicht so ganz richtig, aber doch zehnmal besser übersetzt hat. Mit einem Worte, nach einer sorgfältigen unpartheyischen Prüfung dieser beyderseitigen Uebersetzung der Psalmen ist der Leser in Aufklärung der schwersten Stellen, Auszeichnung der größten Schönheiten, Erläuterungen der besondern Veranlassungen einzelner Gesänge, nicht um einen Schritt weiter fort geholfen: Wer das thun wollte, würde freylich fast keiner Kirchenparthey es recht machen; orthodoxe Juden und Christen würden oft gleichviel dagegen einzuwenden haben. — Aber wer wird und darf sich daran kehren, so bald er das Geschäfte eines Uebersetzers übernimmt, und ihm die Sache selbst nur etwas werth ist. Hr. M übersetzt nun auch immer so, daß er entweder die hebräische Sprachart ohne Noth beybehält, oder sie doch nicht richtig verdeutscht. Z. E. 2. B. M. 15, 3. wird איש מלחמה über-

übersetzt: Held im Kriege: Allein was der Hebräer wörtlich Mann des Krieges nennt, ist ja eben unser deutsches, Soldat, oder das edlere Held, und da muß also in der Uebersetzung das „im Kriege„ wegfallen; so gewis Hr. M. es selbst tadeln würde, wenn ihm einer das Lateinische vir belli, Held im Kriege, übersetzte: 1. B. M. 24, 57. sagen die Eltern in ihrer Sprache von der Tochter נשאלה את פיה, und da übersetzt Hr. M. wir wollen sie (die Tochter) selbst fragen, läßt also entweder das את פיה ganz aus, oder wollte es mit dem sie selbst, ausdrücken: Aber, einen um sein Maul fragen, wie es wörtlich heißt, ist deutsch zu reden, nicht mehr und nicht weniger, als; „einen um seine Meynung fragen: 2. B. M. 4, 10. sagt Moses auf rein Deutsch „ich kann mich nicht mit Reden behelfen.„ Hr. M. läßt ihn auch etwas undeutsch, wenn uns unser Ohr nicht betrügt, sagen „ich bin nicht fertig in Worten„ und so 6, 12. 30. „ich habe eine ungelösete Zunge„ (welches er auch selbst in der Anmerkung für pur hebräisch erkennet) für „ich stottere„ — Ps. 148, 10. geflügelte Vögel; für „Geflügel„ 72, 16. Das Haupt der Berge, für „die Spitze der Berge, oder die höchsten Gebürge; Ps. 73, 1. und a. O. m. reines Herzens seyn, für ehrlich, aufrichtig, gutgesinnet seyn. —

Bey dem allen versteht sichs nun wohl, daß Hr. M. hin und wieder richtiger übersetzt habe, als Luther, und andere seiner Vorgänger, nicht selten besseren Lesarten gefolgt ist, und also seine Uebersetzung dem eigentlich ungelehrten Haufen immer nützlich seyn kann. Allein, wenn ein neuer Uebersetzer uns in Hauptstellen verläßt, und dann so nachläßig und unbesorgt für das, was er dem unhebräischen doch immer polirten Theil, dem er sich zum Führer anbietet, schuldig ist; so

so kann man ihm jenes eben nicht so sehr zum Verdienst anrechnen. Und doch ist er auch in der Wahl der Lesarten, wir wissen selbst nicht, wie unbeständig, folgt gar keiner gewissen Regul: denn das sollte doch, so lange man nicht die Menge Handschriften hat vergleichen können, eine der ersten seyn, daß man nicht ohne Noth die gewöhnliche Lesart verlassen, aber auch dann, wenn die gemeine durchaus keinen Sinn giebt, sich nicht so genau daran binden wolle. Er konnte also Ursache haben, Ps. 66, 7. zu übersetzen, „vor deinem Drohen sinkt Reuter und Pferd in Schlaf,„ und für רֶכֶב lesen רֹכֵב; aber wir begreifen gar nicht, was ihn nöthigen könnte, Ps. 1, 6. in den ידע und תאבד zweymal die Punkte zu verändern, daß nun die Uebersetzung heraus kam, Jehova lehret die Gerechten den Weg, der Ungerechten Weg aber läuft in die Irre; welches letztere nun auch unverständlich ist, so wie beydes ganz wider die Absicht des Dichters. Wir fühlen es, daß er völlig berechtiget war, Ps. 35, 7. zu übersetzen „unbeleidigt legen sie mir verborgene Fallstricke; unbeleidigt graben sie mir mörderliche Gruben;„ und also das Wort שחת zu versetzen, worinnen auch Hr. Sch. ihm beytritt; aber warum er nun nicht eben sowol die ganz unverständliche Schreibart מעיני Ps. 87, 7. in eine sehr ähnliche und den besten Sinn gebende verwandelte, und da er in der Anmerkung gesteht, es müsse ein Schreibfehler hier seyn, nicht lieber so lange muthmaßte, bis er auf die rechte Spur kam, können wir nicht einsehen.

Auf die Anmerkungen des Hr. M. und Kommentarien des Hrn. S. zu kommen, müssen wir nun wohl jenen im Ganzen den Vorzug vor diesem geben: Der letzte will nichts gemeines sagen, aber dafür sagt er auch destomehr gezwungenes. Es wird denn wohl

zu-

zuweilen eine poetische Schönheit bemerkt, die Uebersetzung eines Worts, einer Lesart erläutert; aber noch weit öfter werden Stellen aus griechischen, lateinischen, deutschen Dichtern so recht herbeygezogen, von denen wir überdies nicht absehen können, wozu sie eigentlich dienen sollen. Doch einem jeden gefällt seine Weise! Dies möchte also seyn, wenn man nur nicht da Anmerkungen vermißte, wo sie offenbar nöthig waren. So übersetzt er Ps. 23, 3. ganz hebräisch „um seines Namens willen„ aber er erklärt es nicht; und zeigt eben so wenig bey v. 4. warum hier den Hirten zwey Werkzeuge der Beschützung, ein Stock und Stab, zugeeignet werden: Und dies ist denn hier und an andern Orten auch der Fehler der michaelischen Anmerkungen. So heißt es Ps. 2, 7. „weil über den Sinn der Worte„ du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget, viel gestritten ist, so will ich um meinen Lesern auf keine Weise in ihrem Urtheil vorzugreifen, gar nichts zur Erklärung hinzusetzen. Bey 2. B. M. 20. will er nicht entscheiden, welche Eintheilung der sogenannten zehn Gebote die richtigste sey, weil er für alle drey Kirchenpartheyen übersetze, und über 1. B. M. 49, 10. dreht und wendet er sich hin und her, will lesen שִׁלֹה aber auch anders lesen; will die Stelle von Christo erklären, aber kann nicht. So! so kommt man freylich am besten durch die Welt. —

Aber wir ermüden über dieser Arbeit, und wollen denn die Anmerkungen, da sie für Ungelehrte seyn sollen, hingehen lassen. Kläglich ist es immer, daß auch ein Bibelübersetzer nach dem andern, vor der weggedrängten, verscheuchten und bey ihrem ungeschminkten Ansehen Lesern und Käufern eben nicht viel geltenden Wahrheit vorbeygeht. Das wird nun aber auch so lange geschehen, so lange nicht ein Mann von

Luthers Genie, Geschmack und Muth aufsteht; ein Mann, den tiefe Ehrfurcht vor Gott, Gewissen und Wahrheit, wie er sie erkennet, durchaus belebet, der es aber vergessen gelernt hat, zu welcher Religionsparthey er gehöret; ein Mann, der kein Misfallen der Obern, keinen Zorn der Bischöffe, keine Insinuationen seiner Herren Collegen, keinen blinden Eyfer der Ungelehrten fürchtet; kein Privilegium für seine Uebersetzung verlangt oder erhält; keine Zueignungsschrift derselben vorsetzen mag; und dann endlich es drauf wagt, wenn er darüber verhungern sollte, und mit ihm der Herr Verleger, und wen und was man sich alles da noch hinzudenken will.

P.

XI.

Karl Wilhelm Ramlers lyrische Gedichte. Berlin, bey Vossen, 1772. 390 Seiten in kl. 8.

Die vermehrte und zum Theil verbesserte Ausgabe der sämtlichen Ramlerschen Gedichte — Wenn wir sie etwas später anzeigen, als ein solches Werk eigentlich wohl angezeigt werden sollte, gewiß, so ist es nicht die Frucht jener — so wie man will — sehr begreiflichen oder auch unbegreiflichen Kaltsinnigkeit, welche Kunstrichter und Nebenbuhler, Richter auf dem Dreyfuße und an dem Nachtische hier und da gegen einen so vortreflichen Dichter bezeigen.

Man findet hier 1) Oden 2) Oden aus dem Horaz, 3) musikalische Gedichte und 4) geistliche Cantaten. Wir wollen nun die hauptsächlichsten Verbesserungen des Alten bemerken und die neuen Stücke beur-

beurtheilen, auch anzeigen, welche von ihnen, sonst nur einzeln oder in fremden Büchern, gedruckt waren. Einige Umständlichkeit wird man uns, bey diesem klaßischen Schriftsteller oft wider unsern und der Leser Willen um so viel williger erlauben, da elende Skribenten Raum genug in unsrer Bibliothek einnehmen müssen.

Die Sammlung eröfnet, wie in den vorigen Ausgaben, das Gedicht an den König, welches durchaus unverändert geblieben, in dem Sylbenmaaße der ersten Ode des Horaz. Der Recensent möchte vielleicht einmal in einer besondern Schrift, oder doch an einem andern Orte über die Prosodie unsrer Sprache schreiben und durch deutliche Beweise die harten Vorwürfe, die man ihr gemacht, ablehnen; wer kann aber diese Ode lesen, und bey solchen Vorwürfen verharren? Es ist übrigens angenehm, sie an den König gerichtet zu finden, da er dem Dichter auch in den folgenden Alles in Allem bleibt. 2) An den Apoll. 3) Amynth und Chloe. Dieses ist, so wie das vorige, dem letzten Abdrucke gleich und, wie das vorige, ein kleines, sanftes, vortrefliches Stück. 4) Auf die Geburt des Prinzen von Preußen, 1744. In den vorigen Ausgaben nicht befindlich und nur einige Zeit vor dieser Sammlung in dem Musenalmanach abgedruckt. Diese Ode ist der spätern Jahre des Dichters würdig, voller warmen aber sanften Phantasie z. B.

Ja singen will ich von der Seligkeit
Des Fehdelosen Landes: von der Beute
Der goldnen Gärten, von den Spielen junger Bräute
Am Weinfest und zur Erndtezeit.

— — —

Und von den neuen Helikon, umringt
Mit Galliern und Britten; und von weiten

Amphiteatern, und wohin von allen Seiten
Die ganze Fluth Europens dringt.
Ich selber, nicht mehr kämpfend um den Preis,
Ermuntre dann durch meinen Zuruf, kröne
Durch meinen Beyfall dann des goldnen Alters Söhne,
Schon längst ein schwanenfarbner Greiß. u. s. w.

Auch besonders dem Schluße geben wir unsern Beyfall und wollen sie nicht entbehren. 5) Sehnsucht nach dem Winter. S. 16. Dies Stück ist unter den kleinern gewiß nicht das schlechteste. 6) An Lalagen, eine neue Ode, obgleich vom Jahre 1745; so wie auch 7) An den Vulkan. Beyde müssen gefallen; vorzüglich dies letztere, in welcher man einen Dichter erkennt, der alles zu nutzen versteht. 8) Nänie. Dies Stück war nicht in den vorigen Ausgaben. Aber es war vorher in verschiedenen Zeitungen, ohne Namen des Verfassers erschienen. Jedermann empfand, daß es eines der größten Dichter würdig wäre, und sehr viele Leser riethen auf Hrn. Ramler, einige, weil ihnen kein anderer Dichter einfiel, dem sie es hätten zuschreiben können, andere, weil sie die feinsten Merkzeichen seiner Manier darinn wahrzunehmen glaubten. Es scheinet eine Nachahmung des Catullischen Gedichts auf einen Sperling zu seyn, ist aber das naivste süßeste Original:

Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt
Und dies Grab dich auf ewig einschließt. Warst du
Nicht ein lieblicher Flötenspieler? Warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesinger?
Nichts! er redet nicht mehr u. s. w.

9) Achelous, Bacchus und Vertumnus. Erfindung und Ausdruck sind beyde schön; es ist zuerst in dieser Ausgabe gedruckt. 10) Auf einen Granatapfel. Es würde nicht der Mühe werth seyn, anzumer-

merken, daß statt des Verses: „Und lehrt dem wilden Winde seinen Lauf„ nunmehr: sagt dem wilden ꝛc. gesetzt worden. Aber dieses Beyspiel eines so großen Mannes soll diejenigen schamroth machen, welche die grammatische Richtigkeit der Sprache so gänzlich versäumen. 11) Die Wiederkehr. 12) An die Stadt Berlin. (Beyde unverändert; nach der letzten Ausgabe von 1768.) Diese Ode ist gleich den übrigen alten,*) so bekannt, daß etwas darüber zu sagen, ganz überflüßig seyn mag. Aber ich kann mich nicht enthalten, diejenigen, welche über den Gebrauch der Mythologie, über ängstliche Nachahmung der Alten, der Himmel weis! über was mehr schreyen, zu fragen: Findet ihr z. B. in dieser Ode nichts, als die Najade, den Jupiter, die Pallas, den Apollo und den Python? Machen diese das Wesen derselben aus? Ist hier ängstliche Nachahmung? Könnt ihrs wirklich nicht sehen, nicht empfinden, was uns andre ehrliche Leute ausser uns selbst bringt? Oder wenn ihr Alles das auch empfindet, so ist nicht zu begreifen, wie Jupiter und Pallas es nur im mindesten verderben könnten, wie sie es nicht verschönern müßten — 13) An Hrn. Bernhard Rode. (Ein neues Stück.) Wie viele Stellen, die hier daraus angeführt zu werden so sehr verdienten! Graun und Kleist werden in dieser Ode mit dem Mahler verewigt. 14) An die Feinde des Königs. Ein allegorisches Gemählde, wie der Verf. nun auch in einer Anmerkung selber

A a 3 an-

*) Nemlich folgenden, die ohne Aenderung geblieben sind. 16) Lied der Persante. 17) Auf ein Geschütz. 18) Auf den Fabius. 20) An seinen Arzt. 21) An Lycidas. 22) An Hrn. Krause. 24) An die Göttin der Eintracht. 25) Auf die Wiederkunft des Königs. 27) An Hymen. 28) An die Muse. 30) Der Triumph. 32) Abschied von den Helden. 34) Ptolomäus Evergetes und Berenice.

Digitized by Google

anzeigt. Die Anmerkungen über diese Ode in einer nun bereits verstorbenen periodischen Schrift waren sehr ungerecht. Sie verfehlten aber ein Ziel, das ihnen dunkel vor den Augen schwebte. 15) Auf den Frieden. (Sonst nur in einer fremden Sammlung gedruckt.) Die Wörter: vortreflich und schön sind so oft in dem Munde der Unwissenheit kalte und eckle Lobsprüche, und also ohne Hyperbel; es fehlt mir an Worten, das Vergnügen, wenn ich diese Ode lese, zu beschreiben.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze,
Die jüngstverlobte Garbenbinderinn
Trägt ohne Saitenspiel und Lieder ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin —

19) An die Könige. (Zuerst im Wandsbecker Bothen gedruckt) Da ist ganz Ramler! wer sie lesen kann, diese Ode, und nicht stolz werden, auf unsern Dichter, auf unsre Muttersprache — den halte ich für das Gefühl des Schönen und Erhabenen verlohren. — Welches Feuer, welcher unerschöpfliche Reichthum, welcher Wohlklang! 23) An Delien. (Eine neue Ode) Diese warnende Anrede an die junge und schöne Gemahlin eines abwesenden Kriegers, der am Tajo kämpfet, nimmt sich aus durch die Beschreibungen, die darinn angebracht sind und durch die artige Erfindung von dem Ursprunge desjenigen rothen Champagnerweins,

— Des tückischen Weins, der wie das Auge des
Rebhuns röthelt.

Diesen Ursprung lese man daselbst; zur Probe sey hier eine andre Strophe:

Weib des treuen Gemahls, scheue die Dämmerung,
Und das wallende Blut nach der vertrauten Jagd
Und des Meeres und Landes
Mark und Würze dir aufgetischt.

26)

26) An Gallinetten. Ein neues Stück und eine würdige Vertheydigung unsrer Muttersprache gegen die französische in einer deutlichen, angenehmen Allegorie. 29) Glaukus Wahrsagung. In diesem unsterblichen Gesange heißt es nun: „Bald nimmt Avernus eine Myriade,„ statt daß in der vorigen Ausgabe gelesen ward: „Bald nimmt der Abgrund ꝛc.„ 31) An den Freyherrn von Buddenbrock. Die vorletzte Strophe ist nunmehr so verbessert:

Und hätt' ihm sein Gestirn ein doppelt Loos beschieden,
Denn wär er früh erbleicht,
Dann hätt' er Babylon mit seinem Philippiden
Nicht im Triumph erreicht.

33) Die Jahresfeyer. (In der vorigen Sammlung nicht befindlich.) Wer muß den Dichter nicht bewundern, der so viel erhabene Oden gesungen und denn auch so artige, süsse, entzückende Lieder, als dieses gegenwärtige? Der so viel Hülfsmittel in seiner Einbildungskraft, im Ausdrucke und in der Sprache besitzt? 35) Auf den Tod des Prinzen Friedrich Heinrich Carls. (Bisher nur einzeln gedruckt.) Das Lob dieses jungen und würdigen Herrn, eine schickliche Moral an die Großen der Erde und der Ausdruck von den Schmerzen des königlichen Hauses ist fein und glücklich in einander gewebt. 36) An die Liebe (in der letzten Ausgabe nicht befindlich.) Ein schönes Gedicht auf die Vermählung des Prinzen Friedrichs von Braunschweig. 37) An den Kaiser Joseph, den Zweyten. (Bisher nur einzeln gedruckt.) Eine würdige Arbeit nach Gegenstand und Ausführung. Die Ode ist kurz aber nachdrücklich und schön. Niemand versteht besser, als Ramler, die callidam juncturam, wodurch veraltete Wörter einen Glanz erhalten, wie in dieser Zeile:

Google

Von deinem Erbreich hiebevor trennete,

wo man das hiebevor nicht gern entbehren würde, wo es eine besondre Zierde macht, und doch ein Wort ist, so wie urplötzlich, das unbemerkt in Schriften noch lebender Alten häufig angetroffen wird. Es ist oft genug gesagt, allein ich sage es noch einmal: Dieses bleibt eine reiche Quelle und ein großes Verdienst, die Sprache mit kernigten alten Wörtern zu beleben. Nur gehöret eine geschickte Hand dazu. 38) An die Venus Urania, (vorher im Musenalmanach.) Welch ein starkes Gemählde ist das folgende:

Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach
Und mit rasendem Dolch und mit medeischem
Becher Rach' und Verzweifelung.

39) An Philibert ist neu und hat unsern ganzen Beyfall. 40) Die Rede am 60ten Geburtstage des Königs, auf dem Theater gehalten, macht den Beschluß. Sie ist in Hexametern, sehr harmonisch, wie alle Stücke des Verf. und das würdigste und erhabenste Lob des preußischen Monarchen. Wir enthalten uns kaum, Stellen anzuführen — aber wir möchten kein Ende finden. Wie bald ist die Prophezeyhung erfüllt, welche in dieser Zeile zu finden:

— Die Mutter zukünftiger nordischer Helden

Von den Anmerkungen, welche Hr. Ramler in dieser Ausgabe seinen Oden beygefügt hat, müssen wir noch anführen, daß sie geübten Lesern zwar nicht unentbehrlich sind, aber ihrer Sparsamkeit und Präcision wegen und da sie gewiß vielen nöthig waren, auch dem Kenner nicht Mißvergnügen erwecken.

Wir kommen also nun auf die Oden aus dem Horaz, die nicht zahlreicher geworden sind, aber an manchen Stellen verbessert erscheinen. Von den Schwierig-

rigkeiten, die Hr. R. glücklich überwunden hat und von dem Werth der Uebersetzung, nachdem die erste Ausgabe mehr als einmal hinlänglich beurtheilt worden, vieles zu sagen, wäre zum Theil, wenigstens geschehene Arbeit. Sie lassen sich wie ein Original lesen, sie sind in dem Sylbenmasse der Urschrift und so getreu, als man vernünftigerweise verlangen kann. Dieses zusammengenommen mit der Uebersetzung poetischer Schönheit — welches Lob kann grösser seyn? — Die erste Ode auf den Bachus ist hin und wieder geändert. Das remotis, welches vorhin durch geheime ausgedrückt war, heißt nun besser:

Von fernen Felsen hallte sein hohes Lied

So auch die 4te Strophe, die man selbst nachsehen und mit der vorigen Ausgabe vergleichen mag, weil alles anzuführen, der Raum nicht verstattet. Auch übergehen wir andre kleine des Wohlklangs halber gemachte Aenderungen; dem Kenner werden sie nicht entwischen.

— Cerberus leckte
Sanft dir den Fuß, da du wieder auffuhrst

wie es nun heißt, ist auch besser, als das;

Deinen zur Rückkehr erhobenen Schenkel

Der Verfasser hat Anmerkungen auch zu diesen Oden gegeben, die uns angenehm gewesen sind, und welche zum Theil, wie gleich die erste, seine Uebersetzung rechtfertigen.

Die musikalischen Gedichte: Der May, Ino, Pygmalion und Alexanders Fest, wozu ein neues Stück: Das Fest des Daphnis und der Daphne gekommen ist, wie auch die berühmten geistlichen Kantaten sind so bekannt, sind von uns in dieser Bibliothek so oft erwähnt und gelobt worden, daß wir uns darauf nur zu beziehen haben.

Auf Quanzens Geburtstag und eine Rede von Madam Koch gehalten, welche beyde Stücke vorher in andern Sammlungen Ramlern zugeschrieben worden, sind in der gegenwärtigen nicht befindlich. Es scheint also daß sie nicht von ihm sind, oder daß er sie nicht erkennen will.

Wir wollen weiter nunmehr nichts hinzusetzen als unsern eifrigen Wunsch: noch viel, sehr viel von unserm Dichter zu lesen — In Wahrheit, noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht in seinem Köcher.

Jk.

XII.

Allgemeine nordische Geschichte. Aus den neuesten und besten nordischen Schriftstellern, und nach eigenen Untersuchungen beschrieben, und als eine geographische und historische Einleitung zur richtigern Kenntniß aller Skandinavischen, Finnischen, Slavischen, Lettischen und Sibirischen Völker, besonders in alten und mittlern Zeiten, herausgegeben von August Ludwig Schlözer. Halle, bey J. J. Gebauer, 1771. 636 Seiten in 4. nebst vier Landkarten, und verschiedenen eingedruckten Vignetten, welche nordische Alterthümer vorstellen.

Eben dasselbe Werk unter der Aufschrift: Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie ꝛc. Ein und dreyßigster Theil, oder Historie der neuern Zeiten, dreyzehnter Theil.

„Die

„Die Unwissenheit, sagt Hr. Schl. (S. 210.) „der Stolz, und eine ungerechte Verachtung „haben den weitschweifigen und unbestimm„ten Namen nordische Geschichte, gebohren. Man „fasset unter demselben eine Menge ganz verschiede„ner Länder und Staaten zusammen, die nichts als „etwan die Lage mit einander gemein haben: man „begreift darunter eine Anzahl von Völkern, die die „größere Hälfte von Europa bewohnen, deren jedes „seine eigene Herkunft, Verfassung und Jahrbücher „folglich auch seine eigene mögliche Geschichte hat; „die aber die südlichern europäischen Völker, welche „wegen des vorzüglichen Fleißes und Glücks, mit „dem sie seit hundert Jahren ihre Landesgeschichte „bearbeiten, in der Geschichtkunde herrschend sind, „und darinne den Sprachgebrauch bestimmen, theils „nicht kennen, zum Theil auch vor so unerheblich an„sehen, daß sie für alle zusammen in der europäischen „Historie, so zu sagen, nur einen Abschnitt machen, „die besondere umständlichere Ausführung aber der „einzeln nordischen Staaten vor unnöthig halten.„ — Wir unterschreiben diese Anmerkung gerne; nur mit dem kleinen Vorbehalte, daß es eigentlich nicht wir Deutsche, sondern unsere lieben nachahmungswürdigen Nachbarn sind, welche diesen Mißbrauch aufgebracht, und unter dem Nord de l'Europe ohngefehr eben so viel zusammenfassen, als unter dem vielbedeutenden Worte Etranger, das heißt, viele von den Ländern und Nationen, auf welche sie patriotisch herabsehen, — weil sie dieselben nicht kennen.

Hr. Schl. folgt diesem Sprachgebrauche; aber eben deswegen fand er es desto nothwendiger, vors erste eine allgemeine nordische Geschichte zu schreiben, ehe er die besondere Theile derselben bearbeitete; das heißt, gewisse allgemeine Kenntnisse von dem Um-

Umfange des Nordens, von den Quellen dieser Geschichte, und von der Art, wie das allgemeine System derselben entworfen werden müsse, voran zu schicken. Diese reichhaltigen Untersuchungen und Sammlungen, welche den gegenwärtigen Band ausmachen, sind allerdings eine wichtige und für die gedachte Geschichte unentbehrliche Arbeit. Alle Kenner werden es dem Hrn. Schl. danken, (gesetzt auch, daß sie ihm nicht durchgehends beyträten,) dieselbe, mit allen dazu nöthigen Gaben ausgerüstet, unternommen zu haben. Immerhin mag man es nur Materialien zur nordischen Geschichte nennen; aber es sind edle, sehr ausgewählte Materialien, deren der gemeine Sammler nie habhaft wird. Was weitläufige Gelehrsamkeit, Scharfsinn in der Beurtheilung des Ganzen, wie der kleinsten Theile, und ein kühner Zerstörungsgeist über alles, worinne er einen oder den andern baufälligen Bestandtheil zu sehen glaubt, mühsam und mächtig zu Stande bringen, das belebt auch oft sein nicht weniger scharfe Witz. Also auch Witz in dem Vortrage eines Geschichtforschers? Ja, aber von derjenigen Art, von welcher man gesagt hat: chez lui l'esprit a beaucoup de raison.

Was den Begriff anlangt, den Hr. Schl. von der nordischen Geschichte macht, so zieht er die Elbe und Donau als zwey Gränzlinien; so daß die *ganze* europäische Geschichte in zwo große Hälften *zerlegt* wird: in die südliche, diesseits dieser Ströme, und in die nördliche, jenseits derselben. Diese Theilung, sagt der Hr. V. (Vorr. S. 3.) hat zugleich ihren Grund und Nutzen: einmal in der Chronologie, denn gerade hier hörte die bekannte Welt der Alten auf; und zweytens in der Ethnographie, denn an diesem langen Streife, von der Mündung der Trave an, fast ununterbrochen bis zur Mündung der Donau, wohnte

vordem ein Volk von einerley Stamme, die Slaven oder Wenden, ob sie gleich in der Folge ihre Sitze veränderten, und weiter südwärts herunter über die Donau rückten, nordwärts aber von den Deutschen weit von der Elbe weg verdrungen, und zum Theil gar ausgerottet wurden. Diese Slaven, fährt er fort, sind unstreitig ein nordisches Volk: und da die Methode befiehlt, alle Zweige eines Völkerstammes beysammen zu lassen: so käme dem zu Folge nicht nur Ungarn, sondern auch verschiedene andere noch südlichere, vormals unabhängige, nun aber mit dem ungarischen, türkischen oder venetianischem Staate verbundene slavische Staaten, gleichfalls in die nordische Geschichte. Diesen großen europäischen Norden der alten Zeiten, den man nur verworren und dunkel kannte, durfte Hr. Schl. nicht nach besondern Staaten abtheilen: er mußte also andere Eintheilungen, z. E. Celtischer, Baltischer, Finnischer, Rußischer 2c. Norden einführen. Zur Vollständigkeit seines Systems zog er auch Sibirien, oder den asiatischen Norden mit hinein, weil der europäische Norden Stammvölker, Finnen und Samojeden, hat, die sich tief nach Asien hinein erstrecken, im Mittelalter eine Menge neuer Ankömmlinge aus Asien erhalten, und Revolutionen erlitten hat, deren nächste Anlässe oder entferntere Ursachen weit ausser ihm liegen. Die Quellen dieser Geschichte, die ihren Anfang bestimmen müssen, hat Hr. Schl. besonders sorgfältig geprüft, und in dieser Absicht sogleich auf den ersten 203 Seiten

Hrn. Gerhard Schönings, Prof. in Sorde, Abhandlung von den Begriffen und Nachrichten der alten Griechen und Römer von den nördlichen Ländern, besonders von dem sogenannten Skandinavien, eingerückt, und mit vielen Anmerkungen begleitet.

Da

Digitized by Google

Da Hr. Schl. allen Nachrichten der Alten vom Norden sehr wenig trauet: so hat er diese Abhandlung so überschrieben: Von der Unwissenheit der alten Griechen und Römer in der Erd- und Geschichtkunde des Nordens. Der Verf. handelt zuerst von den Nachrichten, welche die Griechen und Römer vor Christi Geburt vom Norden gehabt haben. Hr. Schl. zeigt dabey, daß es nach dem Begriffe der Alten einen dreyfachen Norden gebe: den Celtischen, den Scytischen oder Pontischen, und den Caspischen. Er sucht es noch mehr begreiflich zu machen, warum sie vom Norden wenige Kenntniß haben konnten. Insonderheit beweiset er wohl, daß Herodots Börnsteinland Preußen sey. Hr. Schöning geht hierauf die Nachrichten des Mela, des Plinius, des Tacitus, des Ptolomäus, und der andern alten griechischen Schriftsteller vom Norden, kritisch durch, woraus wir aber wieder keinen Auszug geben, weil es uns hier nicht sowol um dieses ausländische, allerdings sehr lesenswürdige Produkt, als um Hrn. Schl. Zusätze und Anmerkungen zu thun ist. Dieser behauptet also, daß die Alten gar keine Ostsee, sondern nur ein scythisches Ufer des nördlichen Oceans gedacht haben; daß man im Mela nur Spuren von Holstein und Jütland finde; daß er aber nicht Codanonien, sondern Scandinavien geschrieben habe. In einer eigenen Abhandlung, (S. 103-124.) theilt er einen Versuch einer richtigern Auslegung der geographischen Nachrichten des Plinius vom Norden mit, als die vom Hrn. Schöning gegebene ist. Er hält ihn in diesem Theil der Geographie, vor den schätzbarsten Schriftsteller aus dem ganzen Alterthum; findet, daß derselbe dabey drey verschiedene Personen vorgestellt habe; bald einen Zeugen, bald einen Mann, der von Zeugen und aus Urkunden schöpft, bald einen Compilator;

be-

bedauret aber, daß er nicht immer selbst diese verschiedenen Quellen seiner Nachrichten angegeben hat. Den Umfang seiner Kenntnisse, seine große Fehler, und doch zugleich seine große Brauchbarkeit, entwickelt Hr. Schl. mit der ihm eigenen Geschicklichkeit. Weiter sucht er zu zeigen, daß Tacitus vor seinen Vorgängern in der Beschreibung des innern Germaniens und des noch fernern Nordens keine Vorzüge, und alles was er davon erzählt, nur vom Hörensagen, nicht einmal aus der zweyten Hand habe; ob er gleich sonst der größte Geschichtschreiber aller Zeiten sey. Von der Geographie des Ptolemäus glaubt er, daß sie wohl an unzähligen Stellen von spätern Händen verändert, vermehrt und verbessert seyn möchte; und daß mit derselben noch zur Zeit für die alte nordische Geschichte nichts anzufangen sey, da ihn weder die kleinere noch die höhere Kritick bisher bearbeitet habe.

Die allgemeine nordische Geschichte des Hn. Schl. selbst geht S. 209. an. Zuerst giebt er einen Abriß des ganzen Umfangs derselben. Er bemerkt an dem Namen, nordische Geschichte, als an einem Beyspiele, was die geographischen Namen in der Völkergeschichte von jeher vor Verwirrung angerichtet haben. Drey große Aeste sind es, in welche er die ganze nord. Geschichte zertheilt, nemlich die scandinavische, die slavische, und die lettische Geschichte. Da jeder dieser Aeste wieder mehrere Zweige hat: so handelt er dieselben, um die Uebersicht des Ganzen vorläufig zu befördern, S. 213-253. summarisch ab, und bemerkt bey jedem einzelen Theil dieser Geschichte die Epochen, wenn ein Staat angefangen, wenn er zuerst in der Historie erscheine, wenn er christlich geworden, und wenn er seine ersten Annalisten bekommen habe.

Von

Von diesem merkwürdigen können wir nun zwar nichts als die äussersten Linien in unsere Nachricht übertragen, aber auch diese sind es werth. I. Die Scandinavische Geschichte hat die Dänische, die Norwegische, die Isländische, die Schwedische, und die Normännische Geschichte zu Unterabtheilungen. Sie begreift, sagt Hr. Schl. lauter Völker von einerley, nemlich Germanischer Abkunft, die heut zu Tage zwey verschiedene Staaten, den Dänischen und Schwedischen ausmachen; bey der Entdeckung des Nordens aber vor 2000 Jahren den gemeinschaftlichen, obgleich damals unbegränzten Namen, Scandinavien, trugen. II. Die Slavische Geschichte. „Sie ist von ungeheuren „Umfange, fängt schon im 5ten Jahrhunderte an, und „läuft ununterbrochen bis in unsere Zeiten herab, durch„kreuzt einen großen Theil der übrigen europäischen „und asiatischen Geschichte, und macht nach unserm „heutigen Staaten-System, den interessantesten „Theil der nordischen Geschichte aus. Nächst den „Arabern, die einst von Malacka bis nach Lissabon „herrschten, kenne ich kein Volk auf dem ganzen Erd„boden, das sich, seine Sprache, seine Macht und „seine Colonien, so erstaunlich weit ausgebreitet hätte. „Von Ragusa am adriatischen Meere an, nordwärts „bis an die Küste des Eismeers, rechter Hand bis „nach Kamtschatka in der Nähe von Japan, und lin„ker Hand bis an die Ostsee, trift man überall slavi„sche Völker, theils herrschend, theils andern Völ„kern dienend an. Gleichwohl ist die Geschichte die„ses großen, und so an merkwürdigen Begebenheiten „als zuverläßigen historischen Denkmälern reichen „Volks noch zur Zeit so unbekannt, daß noch neuer„lich Lengnich und der P. Gelasius sie nicht einmal „vor eingebohrne Europäer erkennen, sondern sie vom „Pontus und Caucasus haben herleiten wollen.„ Alle

da-

dahin gehörige Völker ordnet der V. unter sieben Classen, indem er die Rußischen, Pohlnischen, Böhmischen, Deutschen, Illyrischen, Ungrischen und Türkischen Slaven unterscheidet. Aber wieder in diesen Classen findet er so viele Specialgeschichten, daß deren gegen 24. bis 25. herauskommen. III. Die Lettische Geschichte. Sie begreift Völker von lettischer Abkunft, die Littauer, Preußen, Kuren, und eigentliche Letten.

Ausser diesen drey Hauptästen findet der V. noch drey Völker, die theils zwar im Norden wohnen; aber keinen eigenen Staat ausmachen, keine eigene Geschichte haben; theils nicht im Norden wohnen, aber doch mit der nord. Geschichte auf mehrere Art in Verbindung stehen, nemlich die Finnen, Ungarn und Walachen, von denen und ihrer Geschichte er ähnliche Nachrichten ertheilet. Darauf bestimmt er den Werth, den Reichthum und das Alter der nordischen Geschichte. Die Quellen ihrer Fabeln sucht er theils in dem alten Begriff von Scythien, der terra incognita der Alten, wie er schreibt, die von Scandinavien bis an die Wenhoturischen Gebürge und bis an Indien herabgieng, und vermittelst welcher man die junge nordische, mit der alten griechischen und römischen Geschichte zusammenknüpfte, theils in der Etymologie, der Tradition, und den Stopplern. — Von seiner Arbeit über die nord. Geschichte macht er folgende Beschreibung: „Aus verschiedenen kleinen, „zum Theil raren, und den meisten unbekannten „Schriften, sammle ich in gedrungener Kürze, — „— — dasjenige, was über die Erd und Geschicht„kunde dieser Weltgegend, nach dem Uebergange der „dicken Finsterniß, die vorhin über sie hieng, die ersten „Strahlen des Lichts verbreitet. Ich suche die „Stammväter des europäischen und asiatischen Nor-

„dens auf einem Wege auf, den Leibnitz vorgezeich-
„net, und niemand nach ihm betreten hat. Ich be-
„schreibe die Geographie des scandischen und slavischen
„Nordens; jene aus isländischen, und diese aus rus-
„sischen, Byzantischen und Isländischen Jahrbü-
„chern. Endlich handle ich den Ursprung einiger
„Völker besonders ab, in deren Geschichte zugleich ihre
„meiste nordische Nachbarn eingeflochten sind.„ Da-
her folgt nun

Cap. II. von den Stammvölkern des europäi-
schen Nordens, oder denen Völkern, vor welchen
man keine frühern Bewohner dieser Gegenden ange-
ben kann. Hr. Schl. zeigt weitläufig, und mit vie-
len untermischten Anmerkungen über die Nachrichten
Mosis und der Griechen, niemand wisse, woher,
wenn und von welchen Völkern der europäische Nor-
den seine allerersten Einwohner erhalten habe; weder
Griechen, noch Moses selbst lehre dieses. Er will
also weiter kein Wort mehr von mosaischen Japhetiten hören. Auch eben so wenig von Celten, Scy-
then, Celto-Scythen und Sarmaten hören, (S.
289.) „Dieses sind, sagt er, lauter Lieblingswörter
„der tiefen Unwissenheit der Alten: die Noth ließ sie
„unter den Griechen entstehen; Eitelkeit und Miß-
„verstand pflanzten sie zu den Römern fort; und Un-
„kritik und Mode lallen sie auch noch heut zu Tage,
„bey einem ungleich größern Lichte der Weltkunde,
„den alten angebeteten Ignoranten nach.„ Auch
Gomerier und Magogiten wirft er aus der ältesten
nordischen Geschichte heraus. „Sie sind ein Pro-
„dukt alles dessen, was Griechen und Römer unklu-
„ges von Celten und Scythen gefabelt haben, ver-
„bunden mit der dreistesten Verdrehung und willkühr-
„lichsten Auslegung der mosaischen Nachrichten vom
„Ursprunge der Völker.„ Dagegen schlägt Hr. Schl.
einen

einen andern Weg vor, die nordischen Stammvölker zu finden, nemlich durch die Ausforschung der Hauptsprachen, die noch jetzt im Norden geredet werden. Diese claßificirt er nach Hauptsprachen und Mundarten, und bestimmt auch darnach die Völkerclassen nebst ihren Unterabtheilungen. Entdeckt er keine Spuren, daß einige solcher Hauptvölker erst in spätern Zeiten entweder von Süden herauf, oder aus Asien in den Norden eingewandert sind: so hält er sie vor Stammvölker. Nach dieser Methode findet er den ganzen Norden von fünf Haupt- oder Stammvölkern besetzt: 1) von Samojeden, 2) von Finnen, 3) Letten, 4) Slaven und 5) Germaniern. Es ist der Mühe werth, diese Untersuchung, S. 292-343. durchzugehen. Wir setzen nur die kleine Stelle S. 318. her. „Vom Rhein bis zur Elbe wohnten „Deutsche, von der Elbe bis zur Weichsel Wen„den, von der Weichsel vielleicht bis zum Finnischen „Meerbusen Letten und von hier bis an das Ende „von Europa in Norden und Westen Finnen.„

Dem Hauptvolke des Nordens, den Slaven, ist das 3te Cap. gewidmet. Es enthält eine Geschichte der Slaven vom Jahr 495. bis 1222. aus den Byzantinern vollständig beschrieben von Hrn. Strittern, welcher seit mehrern Jahren im Solde der Petersburger Akademie an systematischen Auszügen aus den sämtlichen Byzantinischen Geschichtschreibern, mit ungemeiner Geduld, Genauigkeit und Geschicklichkeit arbeitet, und diese die Slaven überhaupt betreffenden Auszüge, auf Erlaubniß der gedachten Akademie H. Schl. mitgetheilt hat. Sie sind ein beträchtliches Geschenk für die Geschichte; aber keines Auszugs fähig.

Die drey folgenden Kapitel sind nicht minder beträchtliche Aufklärungen der nordischen Erdbeschrei-

 bung.

bung. Im vierten erscheint ein allgemeiner Abriß des asiatischen Nordens, oder Sibiriens, hauptsächlich aus Fischers sibirischer Geschichte (Petersb. 1768. 8.) gezogen; aber mit Hrn. Schl. Zusätzen. Die nähere Beschreibung des finnischen Nordens, besonders in Ansehung Scandinaviens, (Cap. 5.) ist großentheils aus einer dänischen Schrift des Hrn. Schöning, die zu Kopenhagen im J. 1751. zum Vorschein kam, genommen; wozu noch ein Anhang von dem alten Quenland, aus Hrn. Ihrens Diss. de Quenlandia antiqua, (Upsal, 1767. 4) gekommen ist. Endlich beschreibt der V. im 6ten Cap. den Rußischen Norden, (oder diejenige unbestimmte Weltgegend, die sich von der Ostsee bis an den Ural und die Wolga hin, und von Eismeer bis an das schwarze Meer herunter erstreckt,) in der Mitte des zehnten Jahrhunderts; und zwar die nördliche Hälfte desselben nach scandinavischen Schriftstellern, aus Bayers Geographia Russiae vicinarumque regionum, circiter A. C. 948. (in den Commentar. Petropolitan. Tom. X. p. 369-419.) die südliche aber nach byzantinischen Schriftstellern, aus eben desselben Geographia Russiae vicinarumque regionum circiter A. C. 948. ex Constant. Porphyrogenn. (ibid. T. IX. p. 365-422.) beyde, sagt er, sind Hauptabhandlungen in der nordischen Geschichte; aber hinterlassene Aufsätze des V. und die erstere ist seiner unwürdig, weil er sie nicht ausgebessert hat, auch der Abdruck derselben sehr fehlerhaft ausgefallen ist. In seinem Auszuge hat Hr. Schl. unzählige Versehen stillschweigend ausgebessert, auch sonst manches zu ihrem Gebrauche beygetragen; ob er gleich nicht alle stehen gebliebene Sätze billigt.

Der Inhalt der beyden letzten Capitel leitet noch auf einen sehr erheblichen Hauptsatz dieser allgemeinen Ge-

Geschichte. Es ist dieser: In dem Zeitraume von Christi Geburt bis auf das 9te Jahrhundert giebt es keine nordische Geschichte. Keine auswärtige: denn der Norden stand noch in keiner Verbindung mit dem Süden, und die Reisen aus dem ersten in den letztern fiengen später an, als man bisher geglaubt hat. Dieses wird im 7ten Cap. bewiesen, welches von den Reisen der Scandinavier nach Constantinopel und in andere Länder, seit dem 9ten Jahrhunderte handelt, und aus Hr. Ihrens Disp. Peregrinationes gentium septentrionalium in Graeciam, (Upsal, 1758. 4.) geschöpft ist. Hier wird insonderheit S. 567. fg. der Einfluß der isländischen Reisen auf die Geschichtbeschreibung bey dieser Nation gezeigt. Aber es gab auch in dem gedachten Zeitraume keine einheimische nordische Geschichte. Denn Scandinavien lernte höchstens erst im siebenten Jahrhunderte schreiben, und bis auf die Einführung des Christenthums schrieb es fast blos auf Leichensteine, wenigstens schrieb es mit seinen Runen keine Annalen; wenigstens sind keine solche mehr vorhanden, und im ganzen Mittelalter findet sich keine Spur, daß dergleichen Annalen je vorhanden gewesen sind. Um diese Sätze in ihr Licht zu stellen, hat Hr. Schl. im achten Capitel, von der Schreibekunst in Scandinavien, oder von den Runen dergestalt gehandelt, daß er theils den Kern aus Hr. Ihrens zwo Dissertat. de Runarum in Suecia antiquitatibus, (Upsal, 1769. 4.) und de Runarum patria et origine, (ib. 1770. 4.) mitgetheilt; theils auch die neuern Untersuchungen und Entdeckungen der Herren Murray, Laurel, Masch, Büttner u. a. m. über die Runenschrift beygefügt hat, wodurch die Frage vom Ursprunge derselben ein von der Ihrischen Vorstellung etwas verschiedenes Ansehn erhält.

Digitized by Google

Wir haben blos erzählt, und Auszüge gemacht: auch noch lange nicht von allen Merkwürdigkeiten, oder eigenen Meynungen des Hrn. Schl. worunter z. E. (S. 166, Anm. d.) gehört, daß die Cimbern, welche Marius schlug, von den Bewohnern der Cimbrischen Halbinsel ganz verschieden, und beydes keine Deutsche gewesen seyn sollen. Aber welcher gelehrte Liebhaber der Geschichte wird dieses Buch ungelesen lassen? Es wird immer einen sehr ansehnlichen Rang in dieser Wissenschaft behaupten; die darinne zusammengefaßten Strahlen werden ein dauerhaftes Licht auf die Finsternisse der alten Geschichte werfen; belehrt und mit Vergnügen werden Kenner die Hypothesen welche darinne so reichlich ausgestreuet sind, prüfen; die gute historische Methode wird überhaupt in Deutschland viel dadurch gewinnen, und die kurze, aber richtig und im Zusammenhange abzufassende Geschichte von Pohlen, Schweden und Rußland, die Hr. Schl. auf dieses Werk folgen lassen will, wird desto begieriger erwartet werden.

Ml.

XIII.

P. Virgilii Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *Chr. Gottl. Heyne.* Accedit index uberrimus. Tomus IIdus Aeneidis libri I-VI. Lipsiae, 1771. sumtib. C. Fritsch, 8.

Diese Ausgabe des ersten römischen Dichters, die mit so vielen Vorzügen vor allen bisher gelieferten pranget, verdient wohl, daß wir uns jetzt etwas umständlicher auf sie einlassen, als mit dem ersten Bande im Anhange dieser Bibliothek geschehn konn-

konnte. Wer irgend richtigen Geschmack an der alten Litteratur hat, wem die Krücke nicht gefällt, worauf sich noch immer viele sogenannte Lehrer der schönen Wissenschaften auch bey Auslegung dieses Dichters zum Schaden ihrer dadurch eben so elend gehenden Schüler lehnen; kann unmöglich diese Ausgabe mit gleichgültigen Augen ansehen. Mit scheelen Augen mögens immerhin die Herren thun, die im Herzen vielleicht den Werth dieses Werks fühlen, aber aus beliebter Bequemlichkeit ihre einmal gemachten Collektaneen zur Aeneis beybehalten und von Geschlecht auf Geschlecht eben so treu fortpflanzen, als wie man will, daß in einer andern Wissenschaft eine gewisse Klasse von Leuten thun soll, die vom System und Compendio abzuweichen für ein unverzeyhliches Verbrechen halten. Nicht diese auf andre Gedanken zu bringen — denn wer wollte das hoffen? — sondern um einem Werke Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, das unserm Vaterlande Ehre macht, wollen wir genauer davon reden. Vielleicht hat unsre Anzeige beyläufig den Nutzen, hie und da einen auf die wahren Vorzüge dieser Ausgabe aufmerksam und ihren Gebrauch ihm also um so viel nutzbarer zu machen.

Hr. H. hat auch bey diesem Bande beständig zur Absicht, Leser des Virgils, besonders junge Gelehrte (denn das mögen immer die Juvenes seyn, denen der bescheidne Mann seine Arbeit gewidmet haben will,) auf die Schönheiten des Dichters, auf seine mannichfaltige Gelehrsamkeit und auf seinen vortreflichen poetischen Ausdruck aufmerksam zu machen; und dazu waren freylich die besten Mittel, theils eine kurze erklärende Umschreibung der schwerern Stellen, theils aber ausführlichere Bemerkungen, welche bald die historischen Umstände erklärten, bald den Grund des Schönen aufsuchten, und so den dichtrischen Schmuck

vor Augen legten, den der Römer bald seinem eignen Genie, bald dem Homer und dessen Landsleuten zu danken, und nach seiner Zeit so vielen seiner Mitbrüder mit nicht immer gleichem Erfolge geliehen hat. Und diese Absicht hat Hr. H. sehr glücklich erreicht. Das zeigen die mit einer fast unnachahmlichen Kürze, Genauigkeit und Deutlichkeit verfaßten Anmerkungen die unter den Text gesetzt sind, und die jedem Buche angehängten Excursus über eigne oder erborgte Erfindungen des Dichters. Bey der ungeheuren Menge von Auslegern des Virgils, sie mögen es ex professo oder beyläufig haben seyn wollen, mußte es einem Manne, der nicht gutes und schlechtes compiliren, sondern selbst denken und nur das Beste von andern entlehnen wollte, unendliche Schwierigkeiten verursachen, die Mittelstrasse zu gehn; Hr. H. that es dadurch glücklich, daß er (Vorrede S. VII.) erst selbst ein Stück des Dichters nach seinem eignen Sinn sich erklärte, und die ihm nöthig dünkenden Anmerkungen hinzufügte, und dann alte und neue Ausleger und zwar nur die besten z. E. den Cerda, Servius, Trapp, Warton u. a. nachsah. Ehe wir Beyspiele anführen, was Hr H. durch diese, noch mehr aber durch sich selbst geliefert hat, müssen wir noch die beyden Abhandlungen erwähnen, die dem Virgilianischen Gedicht als Einleitungen vorgesetzt sind.

In der ersten: de carmine epico Virgiliano S. XI-XXXIX. wird, nach einer Erklärung des Epischen Gedichts überhaupt, die Anwendung auf Virgils Werk gemacht, und gezeigt, worauf besonders der Leser zu sehn habe, wenn er die Schönheit des Virgil. Gedichts sich entwickeln wolle. Schöne Anmerkungen über Homers und Virgils mit einander verglichne Erfindungen kommen S. XVII. sqq. vor, und alsdenn kommt der Verf. auf das poetische

Ver-

Verdienst seines Dichters sowol in Ansehung des von ihm gewählten Süjets, (S. XXI. fgg.) als seines Helden selbst (S. XXIII. fgg.) wo in der Note die ewigen Nachbeter des Marmontel v. Batteux sich über dieser ihren ungegründeten Tadel des Virg. beyläufig können belehren lassen. — Und dies sein gewähltes Süjet hat V. glücklich bearbeitet (S. XXV.) indem er theils den Homer nachgeahmt hat, welches bis S. XXX. vertheydigt wird, theils die schönste Bilder gewählt und seiner Rede einen von den Griechen glücklich geborgten Schmuck und Anstand gegeben hat, wovon in der 2ten Abhandlung noch besonders geredet wird. — Am Ende widerlegt Hr. H. mit der ihm eignen Bescheidenheit und Gründlichkeit die Kunstrichter, welche den ganzen Charakter dieses Gedichts durch ihre Meynungen verfehlt und aufgehoben haben, namentlich den Spence, der aus der Aeneis ein politisches Gedicht macht, dem August zur Ehre und seiner neuen Regierungsform zur Empfehlung geschrieben (S. XXXII. fg.) des Abts Vatry, der schon vor Sp. hierauf gefallen ist, und sich besonders auf die Aehnl. zwischen Augusts und Aeneas Person und Umständen berufst, und des auf gleiche Art irrenden le Bossu. Freylich finden sich in der Aeneis auch für Fürsten heilsame Lehren, aber da V. des Aeneas Charakter nicht erfand sondern vorfand, wie konnte man auf den Gedanken kommen, der sich mit dem Epischen Gedichte so wenig verträgt, Virgil habe seinen Aeneas dem August anpassend machen wollen? Zugleich begegnet Hr. H. dem Einwurfe, daß Aeneas doch den Homerischen Helden ungleich sey, und unter ihnen zu stehn verdiene. Wohl, sagt er, soll denn Aeneas ein zweyter Achill oder Ulyß seyn? so hat Virgil sclavisch nachgeahmt, und ausgeschrieben. Achill ist freylich eine stärkre Epische Person als der sanfte, den Göttern folgsame

Aeneas; aber muß jeder epische Held ein Achill seyn? Das wäre ganz gegen das feinere Augustische Zeitalter gewesen. — Man suche also nicht wie in der Iliade dieselben heftig erbitterten Gemüther, die Hitze, den Sturm der Leidenschaften, aber dafür hat die Aeneis andre eigenthümliche Schönheiten und mit diesen sey man zufrieden. Beyläufig wird noch erinnert, daß die Handlung des Gedichts nicht sieben Jahre währe, d. h. die ganze Zeit der Reisen des Aeneas, sondern mit dem Sommer des siebenden Jahres anfange, und mit demselben Jahre aufhöre, welches Exc. 2. ad L. III. noch weiter ausgeführt wird; eben wie die Handlung der Odyssee nur 36. bis 37. dauert. Ferner wird die Klage derer beherzigt, die viel weniger Mannichfaltigkeit der Charaktere in der Aeneis als in der Iliade finden, wobey Voltairens und Addisons Antworten dem Verf. keine Gnüge thun. Zuletzt giebt er S. XXXVIII. fg. die nützliche Warnung, nicht zu viel den jungen Leser auf den der Natur gemäßen Ton und Wohllaut des Verses zuführen. Dergleichen Verse finden sich freylich häufig, aber wer glaubt, der Dichter habe immer die Töne gesucht, die nach der Natur der Rede sich oft von selbst darbieten, der setzt die Dichtkunst und das Genie weit unter ihre Würde hinab.

Die zweyte Abhandlung untersucht nun umständlicher, woher Virgil seine Fabel und die sie ausschmückenden Umstände hergenommen habe. (S. 39-52.) Mit Recht hat man angenommen, daß Il. T. 307. fg. der Grund der Virgilischen Fabel sey. Virgil hat also in dem Aeneas einen in der alten Geschichte und bey den Dichtern nicht unbekannten Helden gewählt, dessen Schicksale und Begebenheiten nicht erst ausgedacht, sondern vorgefunden und mit dichtrischer Freyheit verändert, und bey der Verschiedenheit der

Mey-

Meynungen, wo sich Aeneas niedergelassen, mit Recht die der Römischen Schriftsteller angenommen, die dies von Italien sagen. Die Stelle des Homers wird hiebey erläutert und mit Strabo's Berichte vereinigt, und nun in der Kürze vortreflich gezeigt, wie V. die verschiednen Erzählungen der Alten vom Aeneas genutzt habe. (S. 45-47.) Sehr dichtrischweise hat V. die Aeneis ganz auf die Prophezeyungen gebauet, von welchen er ebenfalls bey den Alten den Grund schon vorfand. Er geht darinn immer von den dunklern und ungewissern zu den bestimmtern und deutlichern fort, und gründet sich dabey auf die alte Geschichte. Nach Homers Beyspiel braucht er geschickt die Juno und Venus, da der Haß der erstern und die Liebe der letztern gegen Troja und Aeneas schon aus dem Homer bekannt genug ist.

Aus diesem kurzen und unvollständigen Auszuge kann man von selbst beurtheilen, wie reichhaltig diese Abhandlungen bey aller gedrungnen und fast unnachahmlichen Kürze sind.

Bey der äusserlichen Einrichtung dieses Werks uns aufzuhalten, wäre, da die Anzeige so spät kommt, überflüßig. Wir wollen lieber einige Stellen, die uns in den untergesetzten Anmerkungen hauptsächlich gefallen haben, anführen, und wie wir mit Recht hoffen, einem Theile unsrer Leser mehr wiederholen als zum erstenmal nennen. Denn welcher Freund der Litteratur wird diese Ausgabe nicht schon aus eignem Gebrauch kennen, und das Vergnügen, das sie ihm verursacht hat, gern noch einmal mit uns theilen, wenn wir ihn an einzelne Stellen erinnern — Hört man doch gern ein Stück von Händel oder Graun mehr als einmal! Ueberhaupt ist das ein grosser Vorzug dieser Anmerkungen, daß sie bey aller dem Zweck angemessnen Kürze wichtige und schwierige

Stel-

Stellen nie vorbeylassen, den Leser besonders auf den dichtrischen Schmuck und worinn dieser liege, verweisen, und das Verwickelte durch kurze Umschreibungen glücklich auflösen. Erläuterungen aus dem Homer (und auch neben her oft Erläuterungen dieses Dichters selbst) aus dem Ovid, dem Q. Calaber Valer. Flaccus u. a. verbreiten sehr oft ein unerwartetes Licht über dunklere Stellen; dabey sind die vorhergehenden Ausleger des V. und unter den ältern besonders Servius fleißig gebraucht und angeführt. Auch neue Dichter, Milton, Dante, Klopstock u. s. w. werden zur Vergleichung empfohlen; ein Geschäfte, das, wenn es mit gehöriger Einsicht geschieht, ausserordentlich zur Schärfnng des wahrhaftig guten Geschmacks beyträgt. Beyläufig werden in mehrern Stellen sowol hier als in den *Excursibus* Spence und Home oft mehr spitzfündige als wahre Kritiken widerlegt. Alles dieses zusammen genommen, macht die Anmerkungen sehr schätzbar, und eben daher die vielen ungekünstelten leichten und natürlichen Erklärungen, statt der von andern gegebenen gezwungenen. Als Beyspiele erinnern wir den Leser an Aen. I, 395 sq. wo das

— — — — terras ordine longo
Aut capere, aut captas jam despectare videntur

so glücklich leicht erklärt und auch das folgende:

Stridentibus alis coetu cinxere polum &c.

s. Erläuterung erhellt; oder auf Aen. II, 157.

— — Sacrata resolvere jura.

wo Hr. H. statt Burmans und andrer künstlichen Erklärungen sacrata jura durch jus sacrum und resolvere durch eo se liberare giebt; eben das. 322.

quam prendimus arcem?

arx

arx überhaupt für perfugium nimmt: „quo confugimus? welches also Burm. Muthmaßung *qua* überflüßig macht. (Wenn man nicht etwa Taubmans des braven Mannes voll gesunden Menschenverstands, wodurch er oft grundgelehrte Ausleger hinter sich zurück läßt, wenn man nicht etwa mit dem statt des Fragezeichens eine Exclamation annehmen will: „Quam occupamur et defendimus, cum tu eam relinquas!„ Beyläufig merken wir an, daß Hr. H. mehrmalen in seinen Erklärungen mit T. stillschweigend übereinstimmt.) Oder Aen. III, 181. wo das:

— — novo veterum deceptum errore locorum

eine leichte Erklärung erhält. Aber die wichtigsten und angenehmsten Erläuterungen hat Hr. H. den Excursibus aufbehalten und diese verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit eines jeden Lesers des Virgils.

Beym ersten Buche zeichnen sich hier besonders aus Exc. IV. ad 108-12. wo er dem: *aras*, ein erträglichen Sinn zu geben, durch die Interpunktion des Servius der matten Stelle aufzuhelfen und auch über *Notus* und *Syrtes* etwas beyzubringen sucht. Weiter Exc. V. v. 124-129. erläutert er das dem Anschein nach in Widerspruch stehende graviter commotus — caput placidum nicht nur durch die von dem großen Kenner und Freunde der Wissenschaften, Hrn. Brandes in Hannover mitgetheilte Anmerkung, daß Virgil, eben wie Homer und alle großen Dichter die Würde und Majestät der Götter auch in ihrem Zorn oder bey andern Affekten beyzubehalten suchten und ihnen nicht ein von Zorn aufgeschwelltes oder durch heftiges Gelächter verzognes Gesicht gäben; sondern auch noch vorzüglich durch das Homerische συγχυθεις das an einen heftig entbrannten Zorn zu den-

Digitized by Google

denken, keineswegs erfodert. Exc. VI. v. 159-169. liefert über die Beschreibung des Ortes, wo Aeneas gelandet, schöne Anmerkungen. Exc. XIII, 402-4. über die Art, wie Homer und Virgil die Gegenwart der Gottheiten auch bey ihrem Abschiede zeigen. Exc. XX, 498. sq. kann man die gute Lehre sich merken, bey Vergleichung des Homer und Virgil unpartheyisch zu verfahren. Hr. H. giebt hier, wie auch sonst gewöhnlich, jenem in Ansehung der Erfindung, diesem in Ansehung des Schmucks der Rede den Vorzug und vertheydigt die angeführte Stelle gegen alter und neuer Kriticker Einwürfe dadurch am gründlichsten, daß er ihre Schönheiten entwickelt. Und wie glücklich thut das der Mann von Geschmack! Exc. XXV, v. 716. zieht er des Corradus natürliche und ungezwungne Erklärung der Burmannischen vor: „partes Filii, patrem vehementer amantis, bene egit.„ (Auch Vater Taubmann hat diese leichtre Erklärung, ohne Zweifel, eben weil sie die leichtre und natürlichere ist.) Im letzten *Excursus* ad v. 750. sq. dieses Buchs bemerken wir noch Hrn. H. Bescheidenheit, die er mit allen wahren Gelehrten gemein hat. Er entscheidet über die Waffen des Memnon nichts, weil wir wenigstens von ihnen nichts vorzügliches wissen, und sein Vorschlag es simpliciter zu nehmen, für: multa rogitans super Memnone thut ihm selbst nicht recht Gnüge.

Aus den XVII. Excursus zum 2ten Buche wollen wir nur ein paar ausheben, und dem Leser vorzüglich empfehlen. Gleich der erste S. 220. 36. über den Anfang dieses Buchs gehört dahin. Es wird darinn untersucht, was Virgil, der vom Untergange Trojens manche beym Homer fehlende Umstände hat, wahrscheinlich für ältre Quellen gebraucht, und wie er sie als Dichter gebraucht habe. Die Cyclischen Dich-

Dichter, die Verfaſſer der Theogonie, die eigentliche Geſchichtſchreiber, die Trauerſpieldichter, die Ausleger der Dichter und Grammaticker z. E. Hygin, Apollodor ꝛc. gehören dahin. Beſonders aber iſt zu vermuthen, V. hauptſächlich die kleine Ilias gebraucht habe, die man am wahrſcheinlichſten dem Leſches beylegt. Indeß hat er auch viel aus dem Euripides vorzüglich, ſodann auch aus den übrigen griech. Trauerſpieldichtern eingemiſcht, wovon er die Ueberſetzungen des Livius Andronicus, Varro, Pacuvius u. a. vor ſich fand. Bey dieſer Gelegenheit unterſucht Hr. H. die Stelle des Macrobius, der als bekannt annimmt, V. habe den Piſander faſt wörtlich ausgeſchrieben, und ſetzt zugleich die Verwirrung, die aus den zwey Leuten dieſes Namens entſtanden iſt, glücklich aus einander. Eine Abhandlung voll gründlicher Gelehrſamkeit. Man vergleiche nur das, was Hr. H. z. E. von den Cycliſchen Dichtern ſagt, mit der Vorrede zu der verunglückten halliſchen Ausgabe des Tzetzes, die unſers Verf. Vorſatz etwas beſſers davon uns zu liefern (S. 225.) hoffentlich nicht rückgängig machen wird; und entſcheide dann. Der Vte Excurſus über den Laokoon, worüber in den letztern Jahren ſo viel geſchrieben und geſtritten iſt, unterſucht zuerſt, wo Virgil die Erzählung nebſt den ſie ausſchmückenden Umſtänden her habe, wobey zugleich die ſpätern von Virgil abweichenden Erzählungen z. E. des Q. Calaber, und Hygins, der Virgilen noch am nächſten kommt, ꝛc. vorkommen. Zu den ältern gehören Lycophron, Euphorion und Lyſimachus. Der mittlern welchen Virgil an zwey Stellen ſeiner Eclogen rühmt, hat er, der überhaupt die Alexandrin. Dichter fleißig ſtudirte, wahrſcheinlich auch hier vor Augen gehabt, doch ſo, daß er die jenen fehlende Würde von den tragiſchen Dichtern entlehnt, welches er auch hier aus

So-

Digitized by Google

Sophoclis Laokoon rc. thun konnte. Dann kommt Hr. H. auf die Vatikanische Gruppe und merkt sehr richtig an, daß weder der Künstler den Dichter, noch dieser jenen vor Augen gehabt habe, sondern beyde verschiednen Schriftstellern, deren es von Laokoon so viele gab, gefolgt seyn. — Eben so natürlich nimmt er im folgenden *Exc.* an, daß das Schreyen des L. (v. 222.) keine große Rechtfertigung brauche. V. will ja keines standhaften Helden Muth und Standhaftigkeit schildern, sondern es soll ein schreckliches Wunderzeichen geschehn, die Trojaner sicher zu machen. L. kann und muß also schreyen, um Mitleiden und Schrecken zu erregen, und in dem Geschrey liegt hier nichts widriges und tadelnswürdiges. Ein anders wäre, wenn L. aufs Theater gebracht wird. — Hätte man diese und die vorige Anmerkung bey den Streit über diese Sache vor Augen gehabt, wie mancher Verf. hätte anders geschrieben und wie mancher Kriticker oder Recensente anders geurtheilt! Indeß haben wir allen den Subtilitäten über den Dichter und Künstler und Künstler und Dichter Leßings vortreflichen Laokoon zu danken.

Im XVten Exc. v. 781. fg. wird Aeneas Verfahren, daß er an Creusens Prophezeyung im folgenden gar nicht denkt, damit entschuldigt, daß Hesperien und die Tiber damals noch sehr unbekannt sowol dem Namen als der Lage nach waren, und daß eben daher seiner Gemahlin Rath, wie das bey dunkeln und unwahrscheinlichen Sachen zu seyn pflege, nicht tiefe Wurzel bey ihm geschlagen habe, eben wie der Cassandra Prophezeyung III, 183. fg. — Der letzte Exc. dieses Buchs endlich bemerkt noch aus den mehrern Erzählungen andrer Schriftsteller, von Troja's Untergange und des Aeneas Schicksalen, daß Virgil nicht nach Gefallen gedichtet, sondern unter mehrern

Er-

Erzählungen die beste gewählt habe. Dergleichen Anmerkungen zu machen, fällt dem Troß der Ausleger sonst eben nicht ein; um so viel schätzbarer sind sie uns hier.

Im ersten und zweyten Excursus des dritten Buchs, ist die Reise des Aeneas sehr fleißig und chronologisch untersucht, auch mit den Nachrichten andrer Schriftsteller verglichen. Im 15ten wird die schon bey Gellius angegrifne Beschreibung des Aetna richtig damit vertheydigt, daß V. Pindarn nicht habe wörtlich übersetzen wollen und müssen, und ein lyrischer und epischer Dichter nicht einerley Auswahl in Worten und Sachen haben könne. So auch Exc. XVI. zu v. 623. fg. die Beschreibung des Cyclopen gegen Home.

Im IVten Buche wird man besonders den ersten Exc. mit Vergnügen lesen, der die Untersuchung enthält, was unsern Dichter vorzüglich auf den Gedanken bringen konnte, die Liebe der Dido zum Aeneas statt irgend einer andern die der Chronologie näher gekommen wäre, in sein Gedicht zu weben. Segrais, und andre, die hier viel von einem Anachronismus schwatzen, werden dadurch hauptsächlich widerlegt, daß die Erzählung von der Zeit des Ursprungs von Carthago und der Regierung der Dido so verschieden ist, daß allenfalls ein nicht zu genauer Schriftsteller freye Wahl dabey behalten könnte. Auch hat V. das vor sich, daß selbst bey Geschichtschreibern vor seiner Zeit die Liebe der Dido und des Aen. bekannt waren.— Der dritte Excursus vertheydigt die Episode von der Fama gegen Homens Einwürfe.

Beym Vten Buche beschäftigt sich Hr. H. vorzüglich damit, zu zeigen, daß V. immer gesucht habe, seine Fabeln auf historische Nachrichten, die hier angeführt werden, zu gründen, und eben dadurch sie sei-

seinen Römischen Lesern desto angenehmer zu machen. So z. E. bey Helymus S. 537.; beym Brande der Trojanischen Flotte S. 539 und sonst öfter. — Beym VIIIten Exc. V. 838. sq. glaubt er mit Recht, daß an der Stelle die Beschreibung des Schlafes zu viel Schmuck habe.

Im VIten Buch endlich empfehlen sich diejenigen Abhandlungen vorzüglich, welche chorographische Anmerkungen enthalten mit vielen Berichtigungen der vorigen Ausleger des Virgils. Ausser den erstern Excursen rechnen wir besonders den achten dahin über die Beschreibung der unterirdischen Gegenden, und den neunten über die Höllenflüsse. Im Xten wird Warburtons Meynung untersucht, der in Aeneas Reise in die Unterwelt nichts als Allegorien auf die Eleusinischen Gottesdienste finden will; im XIIIten zu V. 724-51. wird gegen Mosheim bewiesen, daß der Dichter hier seine Ideen nicht blos aus der gemeinen Meynung, sondern aus Pythagorischen und Platonischen poetisch eingekleideten Lehrsätzen genommen habe: Exc. XIV. über die Prophezeyhung der Römischen Schicksale, bey welcher Gelegenheit die ähnlichen Erfindungen neuerer Dichter z. E. des Spencer, Ariost, Tasso, des Grafen von Ericeira in seiner Henriqueide, des Camoens u. a. verglichen werden, die theils durch Geister und Zauberer ihren Helden dergleichen verkündigen lassen, theils zu Gesichtern und Träumen ihre Zuflucht nehmen, wie Voltaire in der Henriade, Mme du Boccage in der Colombiade, Chaplain u. a. m. Das Resultat von dem allen ist, daß Virgil durch die von der Philosophie zu Hülfe genommne Seelenwanderung dies Sujet am glücklichsten bearbeitet habe, und auch hier ihm das Lob der vortreflichen Nutzung fremder Erfindungen bleibe. „Homerum haud dubie ante oculos ha-

habuit at ab Homerica Necyia quantus artis & ingenii progressus ad Aeneidis librum sextum!„ Wir erwähnen noch zuletzt des XVten Exc. über das Thor der falschen Schatten, wo Aeneas wieder herausgeht. So wie Hr. H. nicht wie so viele Ausleger hier künstelt, die ihren Autor nie was zu Schulden kommen lassen wollen; so ist er dennoch mit Recht wider die Meynung, daß Virgil in dieser Stelle seine vorige Erzählung von der Unterwelt für fabelhaft habe erklären wollen. — Wie ist es möglich, einen solchen Gedanken bey dem Dichter nur zu vermuthen! und doch haben gelehrte Leute diesen Einfall der Grammatiker annehmen und vertheydigen können! Hr. H. glaubt also, daß V. fürs erste wenigstens keinen bessern Weg für den Aeneas habe finden können. Aus einem andern Thore mußte sein Held wieder fort. Die doppelten Thore des Schlafs fielen ihm ein. Aus denen, welche den würklichen Schatten den Ausgang verstatten, konnte Aeneas nicht kommen, denn weder er, noch die Sibylle, waren würkliche Schatten. Also mußten sie zum andern hinaus, wo die falschen Schatten herkommen. Das nachtheilige, was für sie daraus folgte, sah Virgil entweder nicht recht ein oder wollte es auch künftig noch verbessern. Kurz, ganz ist hier V. wohl nicht zu entschuldigen. (Und vielleicht verführte ihn eben die zu treue Nachahmung des Homers, daß er das für sein Gedicht nachtheilig daraus fliessende übersah; denn sonst hätte er freylich, wie Hr. H. sehr gut erinnert, Aeneas aus eben dem Thore herausgehn lassen können, wo die für neue Körper gereinigte Geister herkommen. Aber man sieht auch aus diesem Beyspiel den leichten Irrweg des größten menschlichen Witzes.)

Nur mit zwey Worten wollen wir unsre Leser noch auf die dem Inhalte des III-IVten Buchs hinzugefüg-

fügten kurzen aber reichhaltigen Anmerkungen aufmerksam machen. Die z. B. beym dritten Buche beschäftigt sich mit der Ursache, warum dieses Buch nicht allen so gefalle, wie die beyden ersten und die beym sechsten widerlegt Homens Tadel, daß die Episode von der Reise des Aeneas in die Unterwelt zu weit vom Inhalte des Gedichts entfernt sey; abermals eine gute Lehre für die beständigen Nachbeter des sonst schätzbaren aber nicht untrüglichen Home! — Die beyden folgenden Bände dieses Werks, zumal den dritten, erwarten wir mit Verlangen, wogegen wir offenherzig wünschen, daß der *Index uberrimus* Hrn. H. von dem uns jede Arbeit so schätzbar ist, nicht zu viel Zeit und Mühe verursachen möge, da wir den sonderlichen Nutzen davon bey solchen Ausgaben wie die gegenwärtige ist, nicht recht einsehn. Wie selten braucht der größte Theil der Leser einen so reichen Inder, und auf den Nothfall haben wir ja dergleichen in andern Ausgaben! Desto willkommner sollen uns die Zusätze zu den beyden ersten Bänden seyn.

Og.

XIV.

Joh. Christoph Gatterers, Königl. Großbr. Churf. Braunsch. Lüneb. Hofraths u. s. w. Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, zur Erläuterung seiner synchronistischen Tabellen. Göttingen, bey Vandenhöck, 1771. Erster Theil, 164 Seiten in 8. Zweyter Theil, 1096 Seiten. Nebst mehrern Tabellen.

Die-

Dieses ist bereits die vierte Schrift, in welcher Hr. G. eine Art von Auszuge der allgemeinen Weltgeschichte mittheilt: und jede derselben hat ihr eigenes Verdienst; jede kündigt auf die ersten Blicke den Mann an, der seiner Materie mächtig worden ist, nachdem er sie lange untersucht hatte. Wir haben ehemals seine synchronistischen Tabellen beschrieben. *) Da er sie zu seiner Absicht, nemlich einen Leitfaden zu halbjährigen Vorlesungen über die Universalhistorie zu haben, zwar dienlich befunden, aber auch bemerkt hat, daß seine Zuhörer bey der Anhörung seines Vortrags, denselben gemeiniglich nicht nach seinem Entzwecke nützten: so entschloß er sich, einen Commentarium, oder noch eigentlicher Diktata über jene Tabellen drucken zu lassen; aber nur darum, weil er glaubte, sie ließen sich gedruckt leichter lesen, als ohne Fehler und Zeitverlust nachschreiben. Dieser Bestimmung gemäß, hat er hier manche Stücke, besonders Tabellen, Rechnungen, neue Entdeckungen u. d. gl. m. umständlicher ausgeführt, als die übrigen Dinge, die man schon in andern Büchern findet. Vorzüglich hat er auch Auszüge aus manchen seiner noch ungedruckten Abhandlungen mitgetheilt. Die mittlere Geschichte nach der Völkerwanderung, ingleichen die neue, sind nur in einem kurzen Abrisse vorgetragen; theils weil sich von dergleichen Geschichten, wo das meiste bekannt ist, weit leichter mündlich reden läßt, theils weil auch besondere Vorlesungen über die deutsche Reichshistorie und über die europäische Staatengeschichte pflegen angestellt zu werden.

Nach einigen Vorerinnerungen über die Geschichte, läßt der Hr. Verf. den allgemeinen Theil der Universalhistorie folgen. Hier beschreibt er zuerst die

*) A. d. Biblioth. Anhang zum I-XII. Bande, S. 747.

die Erde, den Schauplatz dieser Geschichte, nach ihrer Größen, ihren mathematischen Eintheilungen, natürlichen und politischen Aenderungen, ihren Haupteintheilungen, den alten und neuen Namen der Hauptländer. Sehr nützlich ist die Vergleichung der Länder des Erdbodens in der alten und neuen Zeit, S. 29 54. Zuletzt folgt eine kurze Nachricht vom Ursprunge und von den Schicksalen der Landkarten und Erdkugeln. Darauf wird vom Menschen gehandelt, unter folgenden Artikeln: Stufenweise Abnahme des Alters der Menschen; das äusserliche der menschlichen Körper, sowol in Ansehung der Statur, als auch der ganzen übrigen Gestalt, und besonders in Ansehung der Farbe; Lebensarten der Menschen; insonderheit Handlung und Schiffahrt, deren bündige Geschichte S. 69 89 steht. Woher die Bekanntschaft der westlichen Völker mit einem so entfernten und so spät eroberten Lande als Indien, das doch stets die Hauptquelle der Großhandlung war, gekommen sey, erklärt Hr. G. dergestalt. Indien und Bactriana sind, wie er anderwärts zu zeigen gesucht hat, die ersten Länder, die von den Menschen nach der Sündfluth bevölkert worden, und die westlichen Asiater, so wie die Africaner und Europäer, haben, nach seiner Meynung, in ihren Voreltern auch einmal daselbst gewohnt. Daher die Kenntniß der vortreflichen Naturgaben Indiens, und die mit einer Art von Heimweh verbundene Lüsternheit nach denselben, in Gegenden, wo man sie bald nach der Zerstreuung der Menschen eben so sehr vermißte, als man im Stande war, den Weg dahin wieder zurück zu finden, das ist, im westlichen Asien, und in den westlichen Ländern Asiens und Europens. — Die allgemeine Abschilderung des Menschen wird nun fortgesetzt. Anzahl der Menschen auf dem bekannten Erdboden. Er glaubt, und wir mit ihm,

ihm, daß die Staaten vor Christi Geburt, überhaupt zu reden, volkreicher gewesen, als die nachherigen. Die jetzige Anzahl der Einwohner in den europäischen Staaten, verglichen mit der Größe der Länder, mit der Summe der jährlichen Einkünfte, und mit dem Bestande des stehenden Kriegsheeres, wird auf einer besondern Tabelle vorgestellt. (Frankreich werden daselbst nur 16. bis 18 Millionen Menschen gegeben; aber nach der neuesten Berechnung des Abbé Expilly vom J. 1767. sind es 22 Millionen.) Endlich folgt eine ausführliche Nachricht von allen bekannten Sprachen der Welt, deren historische Benutzung gezeigt, und eine systematische Anzeige derselben mitgetheilt wird, S. 101 - 164. Es werden eilf europäische Hauptsprachen, und also eben so viele Hauptvölker unsers Welttheils angegeben. Jene sind: 1) die Baskische oder Biscayische, 2) die Altgallische, oder jetzige Schottisch-Irrische, 3) die Finnische nebst der Ungrischen, 4) die Kymrische, oder die Sprache von Wales, Cornwall und Bretagne, 5) die Griechische, 6) die vier Töchter der Lateinischen, 7) die Arnautische oder Albanesische, 8) die deutsche, 9) die Lettische, 10) die slavisch-wendische, 11) die türkische oder tatarische. Wenn es S. 119. heißt: Hr. von Kollár, (nicht Kollari, wie im Buche steht,) behauptet, daß die ungrische Sprache in der grammatischen Einrichtung mit der türkischen sehr übereinkomme; aber in Ansehung der Wörter von ihr sehr verschieden sey: so ist dieses zwar richtig, man kann aber hinzusetzen, daß die ungrische Sprache auch von dieser Seite eine starke Aehnlichkeit mit der hebräischen und andern morgenländischen Sprachen habe, z. E. in Ansehung der Suffixorum. So viel sich der Recensent entsinnen kann, hat bereits vor fast dreyßig Jahren ein Ungar, dessen Name, wie er glaubt,

Oertel war, in einem eigenen Buche solches bewiesen.

Im zweyten Theil der Universalhistorie kommt nun die zusammenhängende Erzählung der großen Weltbegebenheiten. Die ganze Universalhistorie bringt Hr. G. unter vier Epoquen: Die Schöpfung der Welt, den Ursprung der Nationen, (im J. d. W. 1809.) die Völkerwanderung, und die Entdeckung von Amerika. Da in jeder der daraus entstehenden Perioden eine eigene Gattung von Erkenntnißquellen der historischen Wahrheit herrscht; so giebt er ihnen davon folgende Beynahmen: Das Zeitalter der historischen Nothmittel, der biblischen und claßischen Geschichtschreiber, der Chronisten und Urkundenschreiber, endlich der Sammler, Aesthetiker, Critiker und Pragmatisten. Weiter nimmt der Hr. V. acht herrschende Nationen an, welche dazu dienen, die ganze Völkergeschichte in chronologischer Folge sowol, als im synchronistischen Zusammenhange zu erzählen, weil mit denselben immer viele andere Völker im Verhältnisse gestanden haben, bald als Unterthanen, bald als Vertheydiger ihrer Freyheit, bald auch als Mitbuhler um die Herrschaft. Es sind diese: Die Aßyrer, seit dem J. d. W. 1874. die Perser seit dem J. d. W. 3425. die Macedonier seit dem J. d. W. 3648. die Römer seit dem J. d. W. 3838. das ist, seit der Zerstörung von Carthago und Corinth, oder auch von Cäsars Dictatur an, seit dem J. d. W. 3939. die Parther seit dem J. d. W. $\frac{3734}{1808}$ und die Perser seit dem J. C. 226. die Deutschen und Slaven seit dem 5ten Jahrhunderte nach C. G. die Araber seit dem J. C. 622. die Mogoln und Tataren, und zwar des Tschingiskhan seit dem J. C. 1209. und des Tamerlan seit dem J. 1369. Auch nimmt der Hr. V. aus der Geschichte zwölf größere Weltbegebenheiten heraus, die

die in der Specialgeschichte Epoquen machen, nemlich: aus dem ersten Zeitalter, den Sündenfall, die Künste, die Sündfluth; aus dem zweyten, die Abgötterey, den Kreislauf der Wissenschaften, und die Geburt Christi; aus dem dritten, den Pabst und Muhammed, die Kreutzzüge, die Buchdruckerkunst und die Eroberung von Constantinopel durch die Türken; aus dem vierten, die Reformation und das Tridentinische Concilium, das Europäische Gleichgewicht, und den Westphälischen Frieden, endlich den philosophischen Geist der beyden letzten Jahrhunderte.

Nach diesem Abriß trägt der Hr. V. die allgemeine Geschichte selbst von S. 38. an vor. Wir wollen einiges aus dem ersten Zeitalter bemerken. Adam ist nach seiner Meynung entweder in Indien, oder in einer dem Oxus ostwärts gelegenen Gegend geschaffen worden: und Eden ist das ganze südliche Asien. Bey den Stammvätern vor der Sündfluth muthmaßt er, daß es wohl auch Namen der Stämme oder Dynastien seyn könnten. Er gesteht, daß er noch vor kurzem gezweifelt habe, ob die Sündfluth allgemein gewesen sey; aber jetzt, sagt er, halte ich es vor gewiß. „Die Ausdrücke die 1 Mos. VI, 12. 13. 17. „19. und VII, 3. 4. 19. 24. vorkommen, beweisen „die Allgemeinheit ganz unstreitig, und die Auslegungen die einige davon machen, sind ungegründet: „auch läßt Moses nach der Sündfluth den ganzen „Erdboden durch das Haus des Noah wieder bevölkern. Von den Versteinerungen und andern Gründen jetzt nichts zu gedenken.„ (Wir fürchten fast, daß die Freunde der Gegenmeynung eben durch die Erzählung Mosis sich vor berechtigt halten werden, zu sagen: Die Sündfluth war freylich allgemein in Absicht auf alle damals lebende Menschen ausser dem Noah und seinem Hause, und auf alle unter und neben

ben ihnen in gleichem Bezirke lebende Thiere. Aber da man beym Moses nicht die geringste Spur findet, daß zu dieser Zeit mehr als ein Theil von Asien bevölkert gewesen sey, und da er ausdrücklich versichert, die Sündfluth sey eine Strafe des verdorbenen menschlichen Geschlechts gewesen: so sieht man keinen Grund zu glauben, und vielmehr wird es desto unwahrscheinlicher, daß alle vier Welttheile sollten überschwemmt worden seyn. Und alsdenn ist die ganze Erde beym Moses eben so wie in andern biblischen Stellen, der ganze Erdstrich, von dem der Schriftsteller redet.) Unter dem Gebürge Ararat versteht Hr. G. den Paropamisus; so daß der erste Aufenthalt der Menschen nach der Sündfluth, und der Mittelpunkt ihrer nach und nach erfolgten Ausbreitung auf dem ganzen Erdboden, die Gegend von Bactra und das nordwestliche Indien gewesen wären.

Aus dem zweyten Zeitalter. Der Versuch einer Erklärung des mosaischen Bevölkerungssystems (S. 51-103.) ist sehr lesenswürdig; aber für einen Auszug zu weitläuftig. Nur die allgemeinen Gränzlinien der mosaischen Bevölkerungskunde, schreiben wir von S. 67. fg. ab. „Die Japhetiten, sagt Hr. G. wohnten zu Mosis Zeiten von Bactriana und Sogdiana an, rings um das caspische Meer herum, im Süden bis an die Küsten von Kleinasien, im Norden von dem Uraltag oder den Riphäischen Gebürgen an, bis nach Europa hinüber, woselbst die westliche Gränzlinie vom Tyras oder Dnjester an, längst den Küsten des schwarzen Meers, über Thracien hinweg, bis an die abendländische Küste Griechenlands, mit Einschliessung der südöstlichen Küste Italiens, fortlief. Die sogenannten Indo-Scythen haben allem Ansehen nach, damals schon an dem Ober-Indus hin gewohnt; aber die Perser noch nicht in ihren nachmaligen süd-

lichen

lichen Wohnungen. Die Semiten wohnten zu Mosis Zeiten, theils in Indien, gegen den Ganges hin, theils an den Küsten des Südmeers bis an den persischen Meerbusen, in Elymais, Aßyrien, Chaldäa, und im südlichen Mesopotamien, und bey weiterer Ausbreitung in einigen Gegenden von Palästina, im Norden und Süden von Arabien, endlich auch, aber vielleicht noch nicht zu Mosis Zeiten, in Abyßinien oder Ethiopien. Die Chamiten wohnten zu gleicher Zeit in Schinear, das ist, in Mesopotamien und Babylonien, sodann im südwestlichen Arabien, (aber ungewiß, ob damals schon, wie hernach in Ethiopien): von da aber durch ganz Egypten, die nächsten Westländer Lybiens vielleicht mit eingeschlossen, über einen nördlichen Strich von Arabien, und längst der Küste von Palästina und Syrien, Cypern mit eingeschlossen, bis nach Colchis. Mit der Zeit, und zum Theil schon vor Mosen würden die Chamiten, vornemlich durch Semitische Stämme, denen sie in Arabien, Abyßinien, und zuletzt auch in Canaan weichen mußten, sehr eingeschränkt, und hier und da zum Abzuge aus Asien, wo ihnen keine Länder zustunden, gezwungen, oder ausgerottet.„

Indem Hr. G. zum Aßyrischen Völkersystem übergeht, theilt er erst eine Vergleichung des Petavischen mit dem Jacksonischen Zeitrechnungssystem ingleichen Rechnungen über die Anzahl der Menschen in und nach Pelegs Zeiten mit. Unter andern kommen S. 149. fg. hier schöne Untersuchungen über die europäischen Scythen vor. Der Hr. V. bringt die dreyfache Erzählung vom Ursprunge derselben aus dem Herodotus bey, behauptet wider Bayern, daß der in der dritten Erzählung genannte Araxes, an welchem die Scythen zuerst gewohnt haben sollen, nicht die Wolga, sondern der Oxus, oder der mosaische

Si-

Gihon sey; macht einen doppelten Versuch, jene Berichte, oder vielmehr die beyden ersten mit dem letzten zu vereinigen, und findet, daß das Scythische Reich, welches um 2476. unter dem Targitaus entstanden ist, kein asiatisches, sondern ein europäisches Reich gewesen sey; daß die Scythen 875 Jahre lang zugleich mit den Cimmeriern, von denen sie abstammten, in einem Lande gewohnt haben, und jene anfänglich die Küste oder Alt-Scythien, diese aber alle übrige Landschaften Cimmeriens zwischen dem Don und Dnjester inne hatten. Er zeigt insonderheit, daß zu Herodots Zeiten unter Scythien die Länder begriffen worden, welche jetzt die Wallachey, die Moldau, Pokutien, Podolien, Braclaw, Neu-Servien, die ganze Europäische Tatarey, nebst der Halbinsel Krim, und die südlichen Länder des Europäischen Rußlands in der Gegend des Dons, entweder bis zum $53\frac{2}{3}$ oder $52\frac{1}{2}$ oder $50\frac{2}{3}$ Grad nordlicher Breite, ausmachen. Auch die Nachricht Herodots von den asiatischen Scythen wird S. 194. fg. erläutert, und überhaupt die Beschreibung dieses Schriftstellers von den spätern Alten, welche den ganzen Norden von Asien mit Scythen anfüllten, wohl unterschieden. Die Sauromaten, nebst zween andern Völkern deren er gedenkt, findet Hr. G. in dem jetzigen Astrachanischen Gouvernement, vom Don bis etwan an den Fluß Jaik: und in dem Orenburgischen sucht er das gebürgichte und rauhe Land, wohin Herodotus einen abgerissenen Zweig der königlichen Scythen setzt.

Bey der Geschichte des Volks Gottes, verdient Aufmerksamkeit, was S. 249. fg. von den nomadischen Gerechtsamen der Israeliten auf Canaan behauptet wird. S. 255. fg. stehen Rechnungen über die Israelitische Volkmenge, und ein Beweis, daß

aller-

allerdings 2½. Millionen Menschen Raum genug in Canaan gehabt haben.

In der Egyptischen Geschichte empfehlen wir die Untersuchungen über die Manethonischen Dynastien, S. 291. fg. Durch Vergleichung der Nachrichten Herodots und Diodors von Egypten, miteinander, bringt der Hr. V. die Ordnung jener Dynastien ohne Versetzung oder Veränderung der Zahlen und Namen heraus. Er stellet sie auf einer eigenen Tabelle vor. Wir müssen die Grundsätze übergehen, welche er S. 301. fg. dabey annimmt.

Die einzelen griechischen Staaten werden alle genau durchgegangen, unter andern etwas umständlicher der Messenische, weil die Geschichte desselben, so wie mehrerer anderer in den gewöhnlichen Universalhistorien fehlt. Auch die ersten Zeiten Griechenlands sind sorgfältig entwickelt. Thraciens Geschichte, die man aus dem Umfange der Weltgeschichte bisher ausgeschlossen hatte, wird S. 493-518. ebenfalls eingeschaltet.

Mit Vorbeygehung mancher anderer merkwürdiger Stellen, nennen wir nur noch besonders die Abhandlung des dritten Zeitalters, S. 629. fg. von der großen Völkerwanderung; als welches einer der vorzüglichsten Theile des Buchs ist. Da die asiatischen Wanderungen den Grund zu den europäischen gelegt haben: so werden jene zuerst beschrieben, und vorläufig wird Ptolemäi Weltkunde des nördlichen Asiens vorgestellt. Die Chinesische, Tatarische und Hunnische Geschichte wird hierauf, und zwar die letztere bis zum J. 376. beschrieben, da die westlichen Hunnen auf die Gothen loßgiengen, welches den ersten Stoß zu den Europäischen Wanderungen gab. Um diese letztern aufzuklären, wird der Zustand und die Lage der Germanier und der Slaven, als welche den stärksten

An-

Antheil daran hatten, nach dem Cäsar, Strabo, Plinius, Tacitus und Ptolemäus, mit großem Fleiße erörtert, S. 686-854. sodann folgen die Züge und Kriege der Germanier, vom Marcomannischen Kriege, bis zum Anfange der fränkischen Monarchie, S. 855-911. weiter die übrigen Wanderungen der Deutschen sowol, als der Avaren, Bulgaren und Ungarn, oder die fortwährende Entstehung der heutigen europäischen Staaten, vom J. 486-893. (S. 911-954.) endlich der Ursprung und die Wanderungen der Slaven, bis zur Mitte des 9ten Jahrhunderts, da der Pohlnische und Rußische Staat entstanden sind: wozu noch die Uebersetzung einiger Stücke aus Nestors Rußischen Jahrbüchern, als eine Beylage kommt.

Weder Herr G. noch unsere Leser werden erwarten, daß wir dieses Buch loben. Es ist genug, wenn wir noch hinzusetzen, daß es ausser seiner nächsten Bestimmung, allen gelehrten Freunden der Geschichte, auch selbst in seinen Muthmassungen, die weit mehr als glänzende Hypothesen und gewagte Einfälle sind, schätzbar seyn müsse, und daß man überhaupt daran den festen mit langer Bedachtsamkeit gelegten Grund erkennt, der alle Werke eines Gatterer charakterisiret.

Ml.

XV.

Carl Philipp Kopp, Fürstl. Hessencasselischen Oberappellationsgerichts-Rathes, ausführliche Nachricht von der ältern und neuern Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in den Fürstlich Hessencasselischen Landen.

Erster oder historischer Theil, 4 Alph. 15 Bogen, anderer oder praktischer Theil, 2 Alph. 15 Bogen 4. Cassel, bey Cramer, 1769 - 1771.

Wäre dieses Werk nicht schon in so vielen Journalen recensirt, und wie wir versichert sind, in den Händen der Kenner: so würde es Pflicht für uns seyn, unsre Leser umständlich von seinem interessanten Inhalt zu unterrichten. Itzt sey uns, um keine Unterlassungssünde auf die Bibl. zu laden, genug es anzuzeigen, und unser Körnchen Weyhrauch auf den Altar zu werfen, der den hochachtungswürdigen Verfasser errichtet ist.

Mit Ehrerbietung und einer Art von Enthusiasmus schlagen wir das Buch wieder auf, das uns bey dem Durchlesen so vielen Unterricht und Vergnügen gegeben hat. Hier ist keine compilatorische, ausgekramte, diffuse, sondern wahre, lehrreiche und wohlgeordnete Erudition; hier ist ein Mann, der eben so großen Eifer als Fähigkeit hat, in die Schachte der alten Zeit ohne Furcht vor den Wettern und Wassern, die einem dort aufstossen, zu steigen, neue Minen zu suchen, und die gewonnene Stufen mühsam von den vielen Schlacken zu reinigen, und dem doch, was so vielen Alterthumsforschern widerfährt, durch das Herumwandeln in diesen dunkeln Gängen der Kopf nicht düster und die Augen nicht blöde geworden sind.

Der Titel verspricht nur einen Localnutzen, eine Erläuterung der Heßischen Gerichtsverfassung. Aber das Buch selbst enthält so viele wichtige Bemerkungen über das alte deutsche Gerichtswesen überhaupt, daß es auch ausser Hessen einem jeden Freund vaterländi-

ländischer Sitten und Rechte höchst schätzbar seyn muß.

Nach dem ersten Plane wollte der V. nur den heutigen Hessen-Casselischen Proceß beschreiben, und in einem Vorbericht von der Einrichtung der Heßischen Gerichte in den mittlern Zeiten handeln. Urceus coepit institui, sed amphora exibat. Als er an die Arbeit kam, fand er so vielen Stoff, als sich in die Gränzen eines Vorberichts nicht einschliessen ließ. Er widmete also dieser Materie einen eignen Theil, der itzt der erste in dem gegenwärtigen Werke ist.

Das erste Stück enthält in 51. §§. eine mit grosser Kenntniß abgefaßte Rechtsgeschichte von Hessen. Eine Anmerkung S. 25. gegen Grupen, welcher mit Unrecht das Alter des Kaiserrechts in das 14. Jahrhundert heruntersetzt, weil der Verfasser die Decretalen Bonifacius VIII. anführe, indem unter dem dort angeführten geistlichen Recht, das weit ältere Gratianische Dekret gemeynet seyn kann, und ein Versuch §. 23. wie das Kaiserrecht in Ansehung der Verjährung mit dem Schwaben- und Sachsenspiegel in eine Uebereinstimmung zu bringen sey, haben uns vorzüglich gefallen.

Das zweyte Stück beschreibt die ältere Verfassung der geistlichen Gerichte in Hessen, und handelt in der ersten Abtheilung von der Gerichtsbarkeit der Bischöffe in weltlichen Sachen und ihren weltlichen Gerichten; in der zweyten von ihrer Gerichtbarkeit in geistlichen Sachen und ihren geistlichen Gerichten überhaupt; in der dritten von den Sendgerichten insonderheit, in der vierten von den Eingriffen der geistlichen Gerichte in die weltliche Gerichtbarkeit der Stände; in der fünften von den geistlichen Gerichten in Hessen.

Im

Im dritten Stück, dessen Gegenstand die weltliche Gerichte sind, spricht die erste Abtheilung von den Grafschaften und Centen in Hessen; die zweyte von den Landgerichten und der landgräflichen obersten Gerichtbarkeit; die dritte von den Centgerichten; die vierte von den Stadtgerichten; die fünfte von den Oberhöfen; die sechste von einigen Particulargerichten; die siebende von den Friedensgerichten, die achte von den Gastgerichten.

Das vierte Stück beschäftiget sich mit dem Processe in den alten Heßischen Gerichten. Den Beschluß dieses Bandes macht eine ansehnliche Sammlung von Urkunden, wovon die meisten unedirte, einige auch mit Anmerkungen des V. begleitet sind. Das geographische Register über diese Documente, und das alphabetische Verzeichniß der merkwürdigsten darinn vorkommenden Personen, machen die Sammlung noch nützlicher.

Der zweyte Band beschreibt den itzt üblichen Proceß bey den Hessen-Casselischen Gerichten; so daß im ersten Buche von dem Untergerichtsproceß, im zweyten von dem Verfahren bey der Regierung, im dritten vom Proceß bey den geistlichen Consistorien, und im vierten von der Procedur bey dem Oberappellationsgericht gehandelt wird.

Man denke nicht, daß der V. aus den Schriften über den gemeinen Proceß compiliret habe. Nein, er giebt eine Beschreibung des eigentlichen Heßischen Processes, das heißt, er bringt die Heßische Landesordnungen, Rescripte, Decrete und gemeine Bescheide in ein System. Da die Grundlage des Heßischen Processes aus den gemeinen Rechten entlehnt ist, so mußte, wie auch die Vorrede erinnert, manches gesagt werden, was auch die gemeine Rechte sagen; aber man trift doch zugleich viel eigenthümlich Heßisches

Digitized by Google

an. Im Text steht die jetzige Gerichtsverfassung; in den Noten sind die ältern Gesetze angebracht, daß man mit einem Blick die Succeßion der Gesetze in jeder Materie übersehen kann.

Noch müssen wir einer kleinen Controvers gedenken, die sich zwischen dem V. und dem Hrn. von Selchow entsponnen hat. Hr. K. behauptet, daß in der Cammergerichtsordnung von 1495. und in der Heßischen Gerichtsordnung von 1500. unter den kaiserlichen gemeinen beschriebenen Rechten, und des Reichs gemeinen Rechten auch die alten Rechtsbücher, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel und Kaiserrecht zu verstehen sey. Hr. von Selchow hingegen rechnet diese Bücher zu den redlichen, erbaren Gewohnheiten des Fürstenthums und der Landschaft. Hr. K. vertheydigt seine Meynung in dem Anhang zum ersten, und in der Vorrede zum zweyten Bande. Wir fürchten, die Partheyen möchten exceptionem judicis incompetentis opponiren, wann wir zwischen ihnen richten wollten.

Sr.

XVI.

Catalogus Codicum Msstorum Bibliothecae Bernensis, Annotationibus criticis illustratus. Addita sunt Excerpta quam plurima et praefatio. Curante *I. R. Sinner*, Bibliothecario. Tomus II. Bernae. Brunner et Haller, 1770. 630 Seiten in 8.

Warum sind doch nicht alle Bibliothekare solche wie Leßing und Sinner von Balaigue. Die Verdienste und Entdeckungen des ersten ehrt und nützt das deutsche Publikum. Hr. v. Sinner

ner war auswärtigen bis dahin weniger bekannt, wer aber sein im Stillen fortwachsendes Verdienst kennen lernt, wird ihn verehren. Dieser zweyte Theil eines Catalogen der Bernischen Handschriften, dessen erster vor zehen Jahren erschienen ist, ist in mancher Absicht sehr schätzbar. Was helfen die reichsten Schätze wenn sie hinter vier Mauren den Augen aller Erdebewohner verborgen liegen? Sie bekannt machen und ihre Nutzung verstatten, ist ein eben so großes Verdienst, als sie sammlen. Aber wenige Verzeichnisse sind so unterhaltend und lehrreich für den Geschichtforscher, mit solchem Fleiße und solcher Kritick geschrieben. Wir betrachten es nemlich als einen Aushängezeddul, der den Liebhaber kritischer Waare zu ihrer Besichtigung locken soll, nicht als die Waare selbst; welches den Einwurf beantworten kann, der mir gemacht worist, als wären diese Mspte gleichwol noch nicht erschöpft.

Aus dem ersten Theile des Catalogi der gedruckten und dem ersten der ungedruckten Bücher ist die Großmuth, mit welcher Jacob Graviset v. Liebek die bongarsischen Handschriften der Republick Bern zu öffentlichem Gebrauch überließ, und der patriotische Eifer mit welchem diese Republick, von Standeswegen und aus Privatfreygebigkeit, diesen Schatz je mehr und mehr bereichert, allen Lesern bekannt. Auch zeugen jene Nachrichten von einem besondern Glücke, das sie in der Anschaffung auserlesener Bücher, und welches noch seltener ist, in der Wahl sehr vorzüglicher und verdienstvoller Bibliothekare gehabt hat. Hallers und Engels würdiger Nachfolger liefert uns hier die Beschreibung des historischen, also wohl des wichtigsten Theils der Handschriften. Wir wollen einige Fingerzeige auf das geben, was uns das wichtigste deucht.

S. XII. fg. der Vorrede, berichtet Hr. v. Sinner eine sehr reiche Sammlung Briefe aus dem 16 Jahrhundert, welche auf der Bibliothek liegen, und im ersten Theile hatte er eine ähnliche Sammlung bongarsischer Briefe angekündiget. Ich schäze dergleichen Sammlungen aus eigener Erfahrung sehr hoch und bitte den Hrn. v. S. oder wenn es von ihm nicht abhängt, eine Regierung, welche sonst nicht leicht irgend ein gutes Unternehmen ohne Unterstützung läßt und schon so große litterärische Verdienste hat, uns bald mit einer solchen auserlesenen — denn nicht jeder alte Brief ist merkwürdig — Sammlung zu beschenken. Ich darf überhaupt von den schweizerischen Bibliotheken, besonders auch der neuern Geschichte des 16. und 17 Seculums, noch manche wichtige Aufklärung versprechen. Das Kirchenarchiv zu Zürich besizt ganze Schränke dergleichen Nachrichten, unter welchen gleichwol vieles merkwürdige stecken muß. Auf der Bürgerbibliothek daselbst sind ebenfalls wichtige Sammlungen. In St. Gallen sind vom großen Vadian noch sehr gute Schriften. Hr. Inspector Simler in Zürich, durch seine Beyträge für einen fleißigen Forscher bekannt, hat über das 16te Säculum wohl die weitläuftigste Sammlung, welche jemals ein Privatmann besessen hat und sammelt noch immer. Ich halte die Schweitzer für fähig, aus allen diesen Sammlungen eine ganz neue helvetische Kirchengeschichte neuerer Zeiten zu schaffen und überhaupt der ganzen neuen Geschichte sehr wichtige Erläuterungen zu verschaffen. Unter andern wären die bongarsischen Briefe und einige brittische Correspondenzen des Drucks ohne Zweifel vorzüglich werth. Aber Claßification, Auswahl und historische Noten sind auch unentbehrlich. Möchten doch die helvetischen Geschichtforscher, indeß wir auf unsern Univer-

stä-

sitäten ein Compendium aufs andere häufen, ein System aus dem andern abschreiben, möchten sie ein so wichtiges Geschenk, und wär es auch nur ein Realregister aller ihrer ungedruckten Nachrichten auf Sinners Weise, uns bald machen! Realregister dann wirklich sollte man das Publikum mit den steifen Höflichkeiten und unwichtigen Eingängen und Schlüssen, auch sämtlicher homiletischer Schwatzhaftigkeit vieler dieser Briefe verschonen! Unübersehlich und über Menschenkräfte ist die Arbeit nicht, es dürften nur einige sich zusammen thun, es dürfen nur aufgeklärte Regierungen seyn, welche unschädlichen Nachrichten nicht ein ängstliches Ansehen politischer Gefährlichkeit geben, welche wie die Obern Sinners selbst zur Bekanntmachung ermuntern.

Jedermann weis, welche Aufklärungen ein philosophisches Studium des Geschlechtregisters einer Sprache der Geschichte eines Volks gewähret, wie vieles auf den Nationalcharakter sich daraus richtig, aber mit gehöriger Behutsamkeit schliessen läßt. Die Auszüge Hrn. Sinners, zumal aus den ältesten französischen Schriftstellern, seine Auszüge einiger franz. Gedichte des 12. 14 Jahrhunderts (Lausanne 1759. 8.) dazu genommen, können dem Geschichtforscher des französischen vieles Licht geben. Wenn auch der Nutze so ausgebreitet nicht seyn sollte, als ein philosophischer Kopf ihn machen kann, so belohnt sich die Mühe selbst schon durch die ausserordentliche Wollust dieser Untersuchungen, welche so vieles Neue entdecken. Auberge kömmt S. 141. von *Herberge*, *Samit* ist Sammt, *Bled* ist auch im Latein des Mittelalters Bladum, *Physician* Engl. ein Arzt, hat diese Bedeutung auch im alten Französ. von Soror kam vor Soeur noch *Sereur*; das Altdeutsche Sakmann machen statt, plündern, kömmt auch hier vor, mettre a Sacqueman. Diese Beyspiele sind eben nicht

die wichtigsten, aber sie sind die ersten, welche mir nun beyfallen. Romansch, die Sprache in den östlichen Gegenden Helvetiens, eines Volks aus verschiedenen Stammältern und Zungen, war weiland der allgemeine Name des französischen, und man übersetzte häufig de Latin en Roman, wie S. 153. noch J. J. 1206. Ganz abgestorbene Wortfügungen erläutert Herr S. bisweilen in einer kurzen Note und er hätte es immerhin öfter thun mögen.

S. 33 - 36. steht eine schöne Stelle von der Fruchtbarkeit Palästinens und zur Geschichte des Zuckers (Zuccura hier) im 12 Jahrhundert aus einem sehr sorgfältigen Reisenden. Die Beschreibung des Beylagers der Schwester Friedrichs III. mit einem Prinzen von Niederbaden J. J. 1447. ist für unsere Vorfahren charakteristisch. „Und uff der Hochzytt „do ward brucht andarthalb hundart fudar wyns. — „Item aber ward do gebrucht 100 Ochsen und mer. „Und 1500 Kelber. Und 8000 gens. Und 15000. „hüner. Und tuben ön zall. Und warend då 6000 „Pfäritt. Und gab man jederman genug von der „Höf wer dar kam, arm und rich, öch huren und „buben ön Zal vill. Und armen Lüt fast vil farind „spillüt.„ Aus Gregor Hagen, einem Zeitgenossen S. 117 - 127. rührende Geschichte des Ugolino, über dessen unglücklichem Ende man seine Ungerechtigkeiten gern vergißt. S. 159. bis 177. Nachricht vom Peter von Eboli, dessen Gedicht über den Krieg auf Sicilien zwischen Heinrich VI. (welchem er nach altem Herkommen der Lobredner niedrig schmeichelt) und Tancreden Herr Landvogt Engel 1746. herausgegeben hat. Peter weis nichts von der seltsamen Anekdote des Britten Rogers v. Hoveden, betreffend die Grobheit des heiligen Vaters bey der Krönung dieses Kaisers, welche auch Häberlin, wie mir deucht, mit

mit Rechte, verwirft; doch möchte Peter der Lobdichter eben kein unpartheyischer Zeuge seyn, denn wer wird etwas so beleidigendes in einer Art Lobrede wiederholen und verewigen? Der Mann ist überhaupt entsetzlich partheyisch gegen Tancred und seine Leute.

Von 185. bis 218. steht ein vielleicht etwas zu weitläuftiges Excerpt über Gerhard, Graven von Roussillon, einen der mächtigsten Großen in Frankreich zur Zeit der Karolingen, Carl des Kahlen Schwager, den das Glück bis zum Kohlenbrenner erniedrigte, wieder zum Grafen erhobe, Held, Ueberwinder, und zuletzt einen Heiligen werden ließ. Naive Stellen finden sich in dieser Geschichte verschiedene, das Gespräch sey ein Beyspiel, über welchem Karl und der Grafe Feinde wurden. Bey Gelegenheit einer Handschrift vom Froissard kömmt S. 220-230. ein Auszug seines Lebens vom Hrn. Delacurne de St. Palaye. Allerdings verdient er Biographen, Bewunderer und Leser, denn Geschichtschreiber in so vortheilhaften Umständen und solche fleißige Geschichtschreiber, welche jeden Umstand nützen, welche den großen Gedanken der Geschichtbeschreibung immer mit sich, ins Cabinet, ins Feld, auf die Schauplätze großer Begebenheiten, überall hintragen und so recht für die Geschichte gemacht sind, wie Froissard, die sind gar zu selten. Und Froissard ist meines Bedünkens noch nicht erschöpft, am wenigsten philosophisch genützt; es ist aber aus dem ganzen Mittelalter fast gar keiner, sie werden von Unwissenden, welche sie nie angesehen haben, ungelesen als Barbaren verdammt.

Wilhelmen von Tripoli S. 281. sollte man allerdings herausgeben. Er hat Fabeln, er hat vieles Alte, viele bloße Wiederholungen, er hat viele tolle Weissagungen nach dem Geiste seiner Zeiten, er hat die Namen ganz barbarisch gemißhandelt, aus Abu-

becher Bobert gemacht, das ist alles wahr; wir sind aber noch so gar arm an mittlern Geschichtschreibern der Morgenländer, Wilhelm erzählt so ehrlich und getreu eine Menge besonderer Umstände, und die Beschreibung der Kriegesmacht des Mamluckensultans, des großen Baudocdars, des Eroberers von Armenien (1275), eines der merkwürdigsten und größten Fürsten (den Wilhelm S. 304 - 312. auch interessant genug beschreibt), wie auch S. 321. bis 329. Die Postcharte seines Reichs macht mich immer mehr nach dem Ganzen und nach kritischen Noten dabey lüstern; denn man hält doch wohl die Bearbeitung der morgenländischen Geschichte nach Deguignes Werk nicht für überflüßig oder für Pedanterey? Man muß noch vieles, vieles sammlen, noch manchen Verfasser lesen, ehe sich an die Ausarbeitung, an ein System der morgenländischen Geschichte noch denken läßt.

Wenigstens so sehr, wann nicht noch ernstlicher als diesen, wünschte ich der Geschichte aus dieser Bibliothek noch eine andere Bereicherung; einen Marc Paul, aus dem vortreflichen Codex, welchen Hr. v. Sinner S. 419 - 456. beschreibt. Es ist unbegreiflich, welch Zeug in einigen bisherigen Ausgaben steht: statt nach Accon (Acre, Ptolomais, wie jeder Anfänger weis) finden die Gesandten des Koblai nach Bergerons Verderbung, den päbstlichen Legaten zu Ancona. Gesetzt ein Kopiste hätte so gesündiget, konnte denn Bergeron nicht wissen, daß dieser Legate gleich darauf als Gregor. X. aus Syrien nach Brundusium kam und vom Carl v. Anjou mit vielem Gepränge empfangen wurde? Bald glaube ich, gewisse Herren geben Bücher heraus, ohne sie jemals ganz gelesen zu haben. Wenn der Berner Codex herauskömmt, so werden wir auch der Thorheit Sr. mogolischen Majestät nicht mehr lachen; es waren nicht 40000 Mann,

welche

welche Koblai den drey Venetianern entgegen ſandte, eine unbeſtimmte Zahl gieng ihnen 40 Tage reiten weit entgegen. Berühmte Männer ſind wirklich ſehr zu bedauren; geſetzt der Geſchichtſchreiber erzähle keine Thorheiten von ihnen, ſo läßt doch wol der Kopiſte ſie welche thun. Ich halte den Mark Paul für ein Hauptbuch zur mittlern morgenländiſchen Geſchichte. Ein Mann von ſeiner Wißbegierde konnte in den 17 Jahren, welche er am ſineſiſchen Hofe zubrachte, ſchon etwas lernen. Noch einmal, wir ſollten nichts verſäumen, ihn richtig und ganz zu bekommen.

S. 345 - 363. Fragment aus dem III. Buch orientaliſcher Geſchichte von Jacob v. Vitriaco, durch welches ohne Zweifel der Hr. Verf. die Forſcher des Morgenlandes auf die übrigen Handſchriften dieſes Faches der Bibliothek aufmerkſam machen will; ſo viele ſchöne Nachrichten liegen in dieſem Fragmente durcheinander. Wie vieles mag nicht in allen den Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge von S. 329 - 391. verborgen ſeyn! Wer aber iſt Patriot genug, fürs allgemeine Beſte der mittlern Geſchichte in dies Chaos Wahrheit und Gedicht und Traum ſich hinein zu ſtürzen, aus dieſen Dunkelheiten Licht heraus zu ſchlagen, bey welchem der Menſchenforſcher beobachten könne!

Auch Bernhard v. S. Pierre S. 367 - 376. möcht' ich ganz leſen. Dies Excerpt enthält verſchiedene allerliebſte Nachrichten, vom Patriarchen Heracles zu Jeruſalem, welcher öffentlich Madame la Patriarcheſe, hinaus über den Aberglauben ſeines Zeitalters, unterhielt; von Friedrich II. auf welchen die Deutſchen ſtolz ſeyn dürfen. Bernhard entdeckt hier ein Familienhiſtörchen, welches den Johann v. Brienne zuerſt von ſeinem, auch in dieſer Erzählung liebenswürdigen Tochtermann entfremdete. Er hätte die Jolanthe freylich nicht haſſen ſollen, aber der er-

boßten Schwiegervaters und des kalt bleibenden Friedrichs muß man wirklich lachen.

S. 457-502. Auszug aus Mönch Nicold, ziemlich unterhaltend, aber von einem Verf., der gar zu mönchisch ist. Sehr schätzbar sind die Sammlungen kleiner Schriften zur neuern Geschichte von S. 548-580. Ganz eigentlich gehören sie auf Bibliotheken und kurze Auszüge des Wichtigsten, dergleichen Hr. v. S. von einigen giebt, können die Originale dem gemeinen Publikum entbehrlich machen. Lehrreich ist der Auszug aus Alexander Sauvaige genuesischer Geschichte, S. 615-627. den geschichtforschende Leser selbst nachsehen werden.

Die helvetische Geschichte erhält ebenfalls verschiedene Aufklärungen. S. 81. Gedicht eines Augenzeugen über die Einnahme des Aargau und anderer Besitzungen des geächteten Friedrichs von Tyrol. S. 96. redet ein Zeitgenosse von der Schlacht bey Laupen 1339. und wird vom Hrn. v. S. mit Justingern und Tschudy verglichen. Er ist weder uninteressant noch sehr wichtig. Burkard v. Erlach statt Ellerbach heißt hier der östreichische Landvogt, welcher den Fryburgern half — entweder durch einen Schreibfehler oder aus Mißverstand des Verfassers, welcher ein Undeutscher, ein Ausländer seyn mochte, woher auch seine silva Forestum sich herschreiben mag. Die Beschreibung im Tschudy gefällt mir noch immer am besten.

Hier nemlich; denn von 1317. bis 1322. in der Geschichte der beyden Graven von Kyburg, Hartmann und Eberhard, gefällt mir Matthias v. Neuenburg (hier S. 523-526.) weit besser. Der letzte gab vielen seiner Zeitgenossen Anlaß mit ihm unzufrieden zu seyn und Tschudy mag einen solchen gebraucht haben. Matthiä Erzählung ist so natürlich, so zusam-

ſammenhängend; er hat den Urſprung der Uneinigkeit, den Buhler der Gräfinn Eliſabeth, den Umſtand, daß man Eberharden ſeine Wechſel ſo unrichtig nach der Univerſität übermachte und ihn Schulden zu machen zwang — er hat alles ſo gut auseinander geſetzt, daß er mir faſt den Glauben abzwingt. Einige übrige Zweifel ſtänden hier nicht an ihrem bequemſten Orte.

Ungemein ſchätzbar müſſen Hrn. v. S. Unterſuchungen des Geſchlechts der Grafen von Kyburg S. 529-548. allen denjenigen ſeyn, welche Deutlichkeit und Richtigkeit in der Vaterlandsgeſchichte — und in dieſer iſt dem forſchenden Bürger zumal in freyen Staaten auch eine Kleinigkeit in gewiſſen Umſtänden erheblich — wünſchen. Dieſe Unterſuchungen gründen ſich auf Urkunden Guichenons, Herrgottens und der Stadt Bern, wir haben ſie dem gemeinſchäftlichen Fleiſſe Hrn. Sinners und des Hrn. Landvogt Watteville von Nidau, der durch die Geſchichte der Conföderation bereits rühmlich bekannt iſt, zu danken, und ſie können über verſchiedenes in der mittlern Schweitzerhiſtorie Licht ausbreiten. Der Philoſophe, welchem ſie unwichtig ſcheinen, mag bedenken, daß die Geſchichte, welche ich freylich ſelbſt lieber als ein Magazin Erfahrungen über das menſchliche Geſchlecht nutze, nach unſeren Verfaſſungen auch ein Archiv für den Juriſten iſt, und von der Aechtheit oder Falſchheit einer Urkunde oft das Schickſal eines Volkes, wenigſtens ſeine Ruhe, abhängt.

Ich ſehe dem dritten Bande dieſes Verzeichniſſes begierig entgegen und wünſche ſchließlich, ohne Zweifel mit Genehmhaltung aller Freunde der Litteratur, aller Geſchichtforſcher und unter andern aller helvetiſchen Patrioten, daß andere L. Stände wie die Regierung von Bern ihre gelehrten Schätze durch geſchick-

schickte Männer bekannt machen, Zürich z. B. seinen angefangenen Catalogus fortsetzen, besonders Basel seine vielen Mspte durch einen gebohrnen Kritiker der Welt ankündigen, auch das ohne allen Zweifel sehr wichtige Verzeichniß der Kloster Sangallischen Bibliothek, an welchem Vater Pius Kolb arbeitete, bald erscheinen möge. Das Schicksal der Bibliotheken von Gemblours, Kempten und anderen, die gemeine Erfahrung, daß unsere Handschriften mit den Jahren unleserlicher, manchmal gar eine Speise der Würmer werden, diese Sorgen und solche Beyspiele söllten alle zu patriotischem Eifer aufwecken. Möchten doch alle Bibliothekare Leßinge oder Sinner seyn!

Sh.

XVII.

Die Harbkesche wilde Baumzucht, theils nordamerikanischer und anderer fremden, einheimischer Bäume, Sträucher und strauchartigen Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung beschrieben von Dr. Johann Philipp du Roi. Braunschweig, im Waysenhause, 1772. in gr. 8. Erster Band, 28 Bogen und 2 Kupf. Zweyter Theil, 32 Bogen und 3 Kupf.

Dieses schätzbare Werk ist für mehr als eine Art Leuten wichtig. Der Botanist, der Forstmann, der Gärtner, der Liebhaber und der Oekonom finden hier Gelegenheit sich zu befriedigen. Der Verf. hat sich über die Einrichtung im Vorbericht erklärt, den wir nicht abschreiben, sondern nur etwas daraus an-

anzeigen wollen. Der Rittersitz des Hrn. Hofrichters von Veltheim, Harbke, enhält die Pflanzungen die hier beschrieben werden, und liegt an der Gränze des magdeburgischen und Braunschweigischen Gebiets. Seitdem man an Pflanzungen nordamerikanischer Bäume Geschmack gefunden (d. i. seit 20 Jahren etwa, wie Hr. du Roi bemerkt) haben wir doch kein Buch das so genau eine dergleichen beschriebe als das gegenwärtige, so sehr wir auch die im 5ten Th. des Hausvaters vom Hrn. v. Münchhausen mitgetheilten Abhandlungen des Hrn. Jacobi schätzen, da sie nach ihrer Absicht nur einen Theil von dem enthalten, was Hr. d. R. liefert. Die Anzahl der Geschlechter beläuft sich auf 95. und da von einigen z. E. Pinus, Quercus, Rosa gegen 20 Arten und mehr sind: so kann man leicht sich vorstellen, wie viel Platz und Wartung diese erfordern; und diese reichen Geschlechter ersetzen so zu sagen was die nur eine Art haben zu ersparen scheinen. Allein das ist noch das wenigste. Die Menge der einzelnen Stücke von mancher Art ist es was diese Pflanzungen uns besonders merkwürdig macht, ob sie gleich nur beyläufig und sehr selten erwähnt wird. Z. E. bey der Esche (Fraxinus excelsior) S. 280. daß von sechzig tausend Stück junger gepflanzter Eschen in 5 Jahren kein Stamm frisch mehr war. Eine gewiß beträchtliche Anzahl!

Um aber unsre Leser genauer mit dem Werk bekannt zu machen, so müssen wir einige einzelne Bemerkungen auszeichnen, die die Brauchbarkeit desselben für alle die beweisen, die wir oben nannten. Doch erst noch ein Wort von der Einrichtung. Zu erst ein Verzeichniß der gebrauchten Schriftsteller; dergleichen nun freylich unsers Bedünkens heutiges Tages nicht immer nöthig wäre, z. E. von den Botanisten des vorigen Jahrhunderts; denn wer die Schrif-

ten der Bauhine, Commeline, Tourneforts &c. nicht kennt, der wird auch dies Buch schwerlich lesen wollen. Dagegen ist es bey den vielen neuern Schriften sehr gut, daß sie hier stehen, da man die von einem Verfasser oft verwechselt, wenn man sie nicht selbst besitzt, und dem Recens. ist noch kein Buch vorgekommen, worinn diese so ordentlich wären verzeichnet gewesen und das zugleich die jetzt neuesten enthält. Nach diesem ein alphabetisches und dann ein systematisches Register der abgehandelten Pflanzen; nach jenem sind sie im Buche beschrieben, dies ist nach dem Linné. Und in den Abhandlungen selbst ist erst das allgemeine des Geschlechts beschrieben, wenn es viele Arten hat, und dann von jeder Art der linnäische Name, wenn sie bey ihm einen hat, nebst den Synonymen, den englischen französischen und deutschen Namen gesetzt. Dann in der Beschreibung der Art das Vaterland, das Laub, die Fructification, die Cultur und Benutzung. Zu einer Probe des Botanischen wählen wir die Rose Th. 2. S. 333. Linné sagt selbst: Species Rosarum difficillime limitibus circumscribuntur, deswegen Hr. du Roi seine Bearbeitung dieses Geschlechts auch nur für einen Beytrag zur Geschichte desselben angiebt. Er beschreibt davon 22 Arten, die er mit dem Ritter, der aber nur 14. annimmt, nach den kugelrunden oder ovalen Früchten eintheilt. Gleich bey der ersten bemerkt der V. daß sie vom Linné und Leyser mit der gelben vielleicht verwechselt seyn könne. Die 2te Mantissa des Ritters giebt den Aufschluß, die aber unser V. nicht haben konnte, da sie mit seinem Werke ungefehr zugleich unter die Presse kam. Der V. nennt seine erste Rosenart R. eglanteriam, und wir müssen seinen und den linnäischen Namen neben einander setzen, um die Verwirrung aufzulösen:

da

du Roi	*Linné*
Rosa Calycibus semipinnatis; germinibus globosis glabris, *pedunculis* petiolisque *hispidis* glandulosis; caule aculeis sparsis *curvis*; foliolis subrotundis serraturis glandulosis.	Rosa germinibus globosis pedunculisque glabris, caule aculeis sparsis rectis, petiolis scabris, foliolis acutis.
und in der Beschreibung der Blume: die Blätter sind fleischfarbig.	— — in spec. Plantt. flores lutei.

Also ist bey so vielem Unterschiede denn wohl unsers Verf. R. eglanteria nicht mit der Linnäischen dieselbe Pflanze? Gewiß nicht! In der gedachten Mantissa sagt ers selbst: Rosa spinis aduncis foliis subtus rubiginosis Hall. Flor. 1103. (eine böse Citation; hist. oder Stirp. hätte sie heissen sollen; denn Haller hat nichts unter dem Titel Flora geschrieben) diversa, & *alia species*, foliolis simillimis Corollis rubris, caule breviore, cum mea — — semper floribus luteis est. Wir gestehen gerne, daß uns zu Aufsuchung dieser Stelle die Recension der Linnäischen Mant. veranlasset hat in Gött. Anz. 1772. St. 153. ob aber, wie deren Verfasser glaubt, die gelbe eine Spielart der rothen (von Hrn. v. Haller beschriebnen eglanteriae) sey, ist noch die Frage. Es folgt aus Linne's angeführter Stelle nur, daß er die Synonyma und zuweilen die aus ältern Synonymen gemachten Trivialnamen unrichtig setzt; und da kann es nicht anders als Mißverstand geben. Daher würden wir nach dem lateinischen Namen des Verf. das Linnäische Synonymum hier wegstreichen und bey der Rosa lutea S. 344. setzen, wenn dieselbe aculeos rectos hat, das Hr. d. R. entscheiden mag. Dann bleibt der Bauhinische Name 2c. bey der eglanteria des V. stehen, der dieser Name nach den Alten

ge-

Digitized by Google

gebührt, und Linne behält gar keine eglanteriam übrig, sondern die, welche er so nennt, müßte lutea heissen, zumal da C. Bauhin Pin. 483. sagt, bey Rosa lutea simplex: meminit Gesnerus Rosarum quae Moschum fragrent & luteae sint; tales non vidimus, sed fruticis (da soll doch wohl *hujus* R. lut. simplicis hinzugedacht werden?) Folia odorata observavimus. — Der Gegensatz: Rosae quae moschum — & folia odorata zeigt, daß Bauhin den Gesnerschen Ausdruck auf die Blume gezogen, und vielleicht sich nicht erinnert, daß Rosa sowol die Blume als den Strauch anzeige, wie im Deutschen. Nimmt man ihn aber so an, daß fragrant auf die Blätter und luteae auf die Blumen gehen, so sieht man, daß Gesner und Bauhin von einerley Pflanze reden. Dabey wollen wir uns nicht irren lassen, daß Hr. d. R. sagt: die Frucht (der eglanteriae wird bey der Reife schwarz, und Linne dies am ang. O. von der spinosissima behauptet. Denn auch von dieser bemerkt es unser Verf. Beyläufig kann der Oekonom hier lernen, welche Art Rosen, die zum Einmachen (Einkochen mit Zucker) tauglichsten Früchte, welche das beste Rosenwasser und Vergleichungsweise das meiste Rosenöl giebt.

Bey der 10ten Art wären wir Millers Meynung geneigter, der die Rosam holosericeam (Sammetrose) des Verf. zur Provencerose als eine Spielart rechnet. Die angegebnen Unterschiede dünken uns zu unerheblich. Die 12te pimpinellifolia wird, wie uns dünkt, mit Recht von der 2ten spinosissima, unterschieden, ungeachtet Hr. v. Haller sie vereinigt. Denn die Stacheln sind bey der pimpin. gerade und die Blättchen viel tiefer gezahnt als bey der spinos. deren Stacheln krumm sind. Warum mag Hr. du Roi hier das Linnäische Synonymum vergessen haben?

Bey

Bey der 13ten kommt eine Anmerkung für die Gärtner vor; diese (sempervirens) muß nicht aufgebunden werden. So leicht es nach dem Ansehen ist, die 20ste (R. muscosa) zu unterscheiden, so schwer möchte es seyn, zu beweisen, daß sie eine verschiedne Art ist; und daß sie es nicht ist, vermuthen wir desto mehr, da ihre Vermehrung nach des V. Bemerkung schwer fällt.

Nur noch ein Wort von dem voranstehenden Charakter dieses Geschlechts, S. 333. wo der V. sagt: das erste Hauptkennzeichen eines Rosenstrauchs sind die Stacheln. Dies ist wohl zu unbestimmt. Denn Rubus hat in vielen Arten auch Stacheln; eben dieser hat die fünffach eingeschnittne Blumendecke, 5. Blumenblätter u. s. f. Daher wäre wohl, wenn man von der Fruktification abstrahirt, genauer: ein stachlichter Strauch mit gefiederten Blättern, wo jedes Blättchen gerundet ist; so fiele die Brombeer- und Hinbeerstaude gleich weg, deren Blätter nicht gefiedert und die Blättchen spitz sind. Beyläufig müssen wir S. 377. bemerken, daß die eben von der Hinbeere gebrauchte Redensart: „ein jedes Blatt besteht bald aus drey, bald aus fünf gefiederten Blättern,, uns sehr schielend vorkommt, wenigstens lange nicht das nervöse Latein, dessen Uebersetzung es ist, foliis quinato-pinnatis ternatisque, ausdrücke, und noch weniger deutlich sey. Ohne Umschreibung läßt sichs nicht deutlich übersetzen. Bey jener Redensart des V. gedenket sich der Linnéaner ein folium supradecompositum, wie z. E. Polypodicum Dryopteris.

Als einen Beweis von der Brauchbarkeit dieses Buches für den Forstmann, wählen wir den Abschnitt von der Büche (Fagus sylvatica L.) der Th. 1. S. 231. fast 40 Seiten einnimmt. Da es bey Forst-

sachen, so sehr als irgendwo, auf Erfahrungen ankommt: so haben die davon handelnden Stellen alle Glaubwürdigkeit, da Hr. d. R. mit rühmlicher Aufrichtigkeit im Vorbericht gesteht, daß diese hauptsächlich vom Hrn. Hofrichter von Veltheim, als dem Eigner der Harbkeschen Pflanzungen, herrühren, und wir wagen es, ihm im Namen des Publici für deren Mittheilung zu danken, zumal da er edel genug denkt, diese Mittheilung für Pflicht zu halten, die man ihm doch mit Hrn. d. R. (Vorber. S. 18.) für Wohlthat anrechnen muß. Möchten doch nur andre eine Bekanntmachung ähnlicher Bemerkungen uns für Wohlthat anrechnen, wenn sie sie nur mittheilten! Indessen da Hr. d. R. bey einem fünfjährigen Aufenthalt beym Hrn. v. Veltheim von verschiednen dieser Erfahrungen Zeuge gewesen ist: so kann man ihm seinen Antheil an den in diesen Zeitraum gemachten keinesweges entziehen.

Die Büche liebt einen leichten schattigten Grund, und wird aus Saamen, der zu Ende Octobers oder Anfang Novembers gesammlet ist, am besten gezogen, S. 233. dabey wird untersucht, ob man ihren Anbau im Kleinen unternehmen oder sogleich große Waldungen anziehen soll? und bey der Gelegenheit ein, unsers Bedünkens, schätzbares Fragment aus der Geschichte der Forstwissenschaft eingerückt, in dem gezeigt wird, wie unsre Vorfahren die Büchenwälder behandelt, wie die Methoden derselben nach und nach geändert sind, und warum? und nach Erfahrungen wird entschieden, daß die Anlage im Großen vorzuziehen sey. Der Recensent hat aus dieser Abhandlung einem Vorurtheil entsagen gelernt, nach welchem er immer geglaubet, daß die Alten bessere Haushälter in Forsten gewesen, als wir, da er nun einsieht, daß sie wenig Veranlassung hatten zu schonen, wegen des Ueberflusses

den

den sie fanden, daß aber wir erst später die Wirkungen davon im Mangel und Theurung des Holzes empfinden. Alsdenn frägt sichs, ob ein Büchenort, der in gutem Bestand gewesen, verjünget oder ein neuer angelegt werden soll? und dies muß nach Umständen entschieden werden, die hier anzuführen zu weitläuftig wäre. Von beyderley Verfahren werden die Regeln angegeben, und im letzten Falle eine allgemeine Besaamung des anzulegenden Platzes gerathen, die jedoch in unsern Gegenden, wegen der Nachtfröste, erst im April oder May vorzunehmen sey S. 254. Dieser ganze Aufsatz ist voll von Vorsichtsregeln, Widerlegungen mancher Vorurtheile, und richtigen Raisonnements aus Erfahrungen gezogen.

Neben dem enthält eben dieser Artickel S. 235. eine Bemerkung, die zwar dem Forstmanne eigentlich gilt, die aber der Phytologe auch mitnimmt. Nämlich die Bestätigung des Satzes aus den Sammlungen der Berner ökonomischen Gesellschaft, daß die Nordwinde den Bäumen nicht so schädlich wären, als die Südwinde und die Mittagssonne, weil diese mehr austrockne. Wir erinnerten uns dabey des Vorschlags, wenn man in einem Walde sich verirrt hätte, einen Zweig abzuschneiden, und die Seite wo die Ringe am weitesten vom Marke entfernt wären, sicher für die südliche zu halten. Es versteht sich daß der Zweig ziemlich groß seyn muß. Wenn also die größre Wärme an dieser Seite die Saftröhren, aus denen das Holz besteht, mehr ausdehnt: so werden sie dadurch dünner, und können, wenn dieselbe Ursache fortwirkt, den Saft nicht genug halten, daher trocknet er aus, und der Baum stirbt ab.

Eine brauchbare Bemerkung ist auch S. 263. die, wie das den Würmern sehr unterworfene Büchenholz dafür verwahrt werden kann, und wir wünschen

Digitized by Google

mit dem V., daß an andern Orten, so wie in Braunschweig, eine Dampfmaschine so angelegt würde, daß jeder für eine Kleinigkeit die zu bearbeitenden Stämme könne durchdünsten lassen. Und wahrscheinlich liesse sich dabey am besten das ölige Wasser sammlen, das wie S. 267. erwähnt wird, die damit bestrichnen Pfähle in der Erde länger vorm Faulen bewahrt.

Wir haben diesen Auszug von der Rose und Buche nicht darum gewählt, als wenn die andern Abschnitte nichts merkwürdiges enthielten; wir können dem Leser das Gegentheil versichern, und man darf nur andre weitläuftige Kapitel durchlesen, z. E. Acer, Quercus, Prunus, Pinus, Salix, &c. um sich davon zu überzeugen. Zweyerley aber müssen wir nicht vergessen: Erstlich das Verdienst des V. um die deutschen Namen seiner Pflanzen. Bey den weniger bekannten ausländischen hat er den lateinischen behalten, z. E. Hydrangea, Gleditsia, Itea. Aber desto größre Schwierigkeit war bey den einheimischen. Man sehe nur die Menge Namen beym Juniperus, Ligustrum, Pinus, und viele andre. Der V. hat sie, wie uns dünkt, in die beste Ordnung gestellt, nemlich nach ihrer Abstammung, wenn man so sagen darf. So entstund beym Ligustro aus Beinholz, Weißbeinholz, Beinhölzle, Beinhülsen. Daß dies nicht eine leichte Arbeit gewesen, werden Kenner zugeben. Zweytens, daß der V. nicht allen ausländischen den Vorzug vor dem einheimischen, aber in dem Vorbericht S. 11. doch einige nach den zu Harbke, und zwar wohl zu merken im Großen, gemachten Erfahrungen vorzüglich zum Anbau empfiehlt. Z. E. Die Weymouthskiefer (Pinus Strobus), die Canadische weisse Fichte (Pinus Canadensis), den nordamerikanischen Platanus und mehrere.

Damit man uns nicht für partheyisch halte: so setzen wir noch die Bemerkung hinzu, daß wir wünschten, der V. hätte beym botanischen Theile nicht so oft Structuram naturalem beschrieben. Wir wissen dies nicht gleich deutsch zu übersetzen; wir meynen aber dies, daß er z. E. bey den Rosen, fast bey jeder Art wiederholt, daß die Blätter gezahnt sind, auf der untern Fläche Adern haben, u. dgl. Uns ist wenigstens keine Art bekannt, die ein ungezahntes oder ungekerbtes Blatt hätte. Das hätte also wegbleiben können, zumal da der Grad der Einkerbung durch Worte nur undeutlich kann angegeben werden, und da es bey dem Allgemeinen von diesem Geschlechte S. 333. schon gesagt war. Scheuchzers Agrostographia wäre doppelt so brauchbar, wenn alles, was er bey jeder Art anführt, das ihrem ganzen Geschlecht, ja der ganzen Familie der Gräser eigen ist, vorn an zusammengestellt und nachher ausgestrichen wäre. Vielleicht geschieht dies bey der neuen Ausgabe, die davon versprochen ist. Es ermüdet nicht nur den Leser, sondern es zieht auch die Aufmerksamkeit von dem Theil der Beschreibung ab, der diese Art von einer andern unterscheidet. So arg macht es nun freylich unser V. nicht; aber es hätte doch manches der Art kürzer seyn können. Bey der Uebersetzung der Fructificationstheile wollen wir nichts erinnern, ob wir gleich für Stigma lieber Narbe gesetzt hätten, ungeachtet wir wohl wissen, daß nicht alle Stigmata deutliche Narben haben. Und endlich müssen wir noch die neuen Arten unsern Lesern anzeigen. Diese sind: Ligustrum italicum. Syringa laciniata. Cornus Amomum. Euonymus verrucosus und E. latifolius. Ulmus scabra und U. hollandica. Rhus Canadense. Sambucus laciniata. Amygdalus dulcis (Krachmandeln). Prunus nana und

P. caroliniana. Crataegus uniflora, lucida, alpina. Pyrus irregularis; P. Cydonia maliformis; P. C. lusitania. Spiraea alba. Rosa foecundissima; R. lutea; R. punicea; R. provincialis; R. holosericea; R. virginiana; R. belgica; R. moschata; R. muscosa; R. damascena. Tilia cordata und caroliniana. Betula Alnus glutinosa; B. A. rugosa. Quercus foemina; Q. marylandica; Q. virginiana. Juglans oblonga; J. glabra. Carpinus virgin. und orientalis. Corylus maxima und arboresc. Pinus montana; P. virgin.; P. maritima; P. laricina; P. rigida; P. palustris; P. americana; P. mariana. Salix acuminata. Myrica carolin. Juniperus carolin. Acer striatum. Fraxinus rotundifol. Fr. carol. Fr. novae Angliae. — Wenn alle diese 57 neuen Pflanzen (neu heissen gewöhnlich die, welche in der vollständigsten Sammlung der Specierum nicht stehen, und das ist doch unstreitig Linn. Syst. Nat. ed. XII. nach welcher auch der V. sich sonst richtet; denn sonst hat Miller die meisten schon davon, wo nicht alle) wirkliche Arten sind: so ist es eine Bereicherung unsrer Kenntnisse mehr, sie zu haben. Viele sind auf Millers Credit angenommen; bey einigen hat der V. eigne Beobachtungen, z. E. beym Ligustro italico, das aus Saamen unverändert erschienen ist. Aber wenn man die Medicagines dagegen anführte, wie Linné z. E. thun würde? — Wir sind für die meisten Leser so schon vermuthlich zu lang gewesen, daher wollen wir diesen Punct einer andern Gelegenheit vorbehalten. Die Kupfer enthalten: 1. Acer striatum. 2. Acer pensylvanicum. 3. Betula pumila und die Frucht von Pinus laricina. 4. Prunus nana. 5. und 6. Blätter von Eichenarten. Sie sind sehr gut.

Dr. XVIII.

XVIII.

Komische Opern, dritter Band. Leipzig, bey Dyck, 1771. 29 Bogen 8. Dieser Band enthält die Jagd und den Aerndtekranz, jede von drey Aufzügen.

Die neuern Operetten unsers Dichter haben so vielen Beyfall erhalten, man hat ihnen so hohe Lobsprüche ertheilet, daß wir fast Bedenken tragen möchten, in die lauten Töne nicht mit einzustimmen; und doch können wirs unserm Gewissen nach nicht allerdings thun. Wir haben von jeher geglaubt, daß der erste Theil des Teufel ist los, (einige wenige zu derbe Ausdrücke und kleine Unmoralen ausgenommen) alle nachherigen komischen Opern des V. weit übertreffe. Es ist mehr wahres komische, richtigere Schilderungen des niedrigen Lebens, mehr Dialog, in den Arien mehr Feuer und in der ganzen Handlung mehr Bewegung und Fortgang, als in denen, die er aus dem französischen nachgeahmt hat. Diese sollen uns das Landvolk in seiner naiven Unschuld, in Gegensatz des vornehmern Lebens der Städter schildern. Die Liebe auf dem Lande, Lotchen am Hofe und die gegenwärtigen neuen Stücke haben den Zweck. Nur mit dem Unterschiede, daß in jenen doch wirklich noch mehr komisches ist, als in diesen neuen. Ueberhaupt aber finden wir in denen aus dem französischen nachgeahmten die französischen Naivetäten zu oft in deutsche Einfältigkeit verwandelt, das bäurische in dem Charakter und der Sprache der Personen paßt oft nicht zu einzelnen Einfällen und Situationen, welche in Deutschen beybehalten worden. In keiner von diesen Operetten finden wir hervorstechende große Schönheiten, von wel-

cher Art man will; keine die auch ohne Musik das Stück aufrecht hielte. Gute Operetten sollten doch durchaus nicht schlechte Lustspiele seyn. Alsdenn haben wir auch an dem poetischen Theile noch mehr zu erinnern, als von einigen erinnert worden ist. Wir finden zu viel Arien und Lieder, die nichts bedeuten, worinn weder ernsthafte noch komische Empfindung herrscht, und wobey also der Komponist durchaus in einen musikalischen Schnickschnack verfallen, d. i. Melodie ohne Ausdruck machen muß. Der Lieder sind auch wohl zu viel. Vor allen haben wir uns an zu viele matte gereimte Stellen gestoßen, die der V. vollkommen zu vermeiden im Stande war, wenn er sein Werk nicht mit allzugeringschätzigen Augen angesehen hätte. Die Plane sind ganz gut geordnet, doch in den ältern besser, als in den neuern. (Vom Dorfbalbier reden wir gar nicht; da ihn der V. selbst zu verwerfen scheint) Der Dialog, wo das niedrig komische herrscht, ist lebhaft und natürlich genug; so auch die Sprache; aber so bald naive und vor allen sentimentale Scenen vorkommen, so scheint er uns sehr matt und gedehnt, und die Sprache gezwungen. Ueberhaupt dünkt uns, daß Hrn. Weiße, wenn er will, das niedrige komische besser glücke, als das edlere feinere, und empfindungsvolle. Wir halten es für Pflicht diese unsre Zweifel einmal laut zu sagen, da die weissischen Operetten so häufig gespielt werden, und also, wenn sie nicht den erforderlichen Grad der Güte haben, zu leicht den Geschmack verderben könnten, wenn man dasjenige durch die Musik gut fände, was sonst nur mittelmäßig ist. Wir wollen uns auf Beyspiele einlassen.

Zuerst die Jagd. Man weis daß ein Theil aus der Partie de Chasse de Henri IV. genommen ist; wir wollen aber die Erfindung als ein Original ansehen,

dergleichen man von Weißen wohl erwarten dürfte. Uns scheint der Plan zu gedehnt, und die ganze Handlung ehe der König im 7 Auftritte des 2 Akts erscheinet, ziemlich schleichend und nicht interessant. Die einzige Situation den König unerkannt unter seinem Landvolke zu sehen, ist rührend. Doch weis man nicht wofür man sich im Ganzen intereßiren soll, für die entführte Braut des Baurensohns, oder seine Tochter, oder den König. Die Charaktere sind auch nicht scharf genug gezeichnet und zu unbedeutend. Rößchens und Töffels Unterredungen haben zu viel Einerley, nichts als kleine verliebte Zänkereyen, vornehmlich über des entführten Mädchens Unschuld. Der fünfte Auftritt des 1 Akts, ein Gespräch zwischen beyden, ist uns sehr zuwider gewesen. Die Theaterspiele S. 57. da einer den andern im Gehen über den Haufen stößt, sind alltäglich. So auch einige Einfälle z. E. S. 34. dergleichen gar zu oft schon da gewesen ist, imgleichen S. 63. da Töffel Rößchen küßt, und sie ihm antwortet;

„Ich schreye! — du darfst mir nicht viel, du kriegst eins — wenn sich nur wenigstens der Bube den Bart geputzet hätte.„ Das ist Natur freylich; aber gerade so wie sie sich jeder ohne Mühe denkt. Auf der andern Seite ist manchmal der Ton der Bauern zu hoch. S. 114.

Christel.

Es brause! was fürcht' ich der Donner Getümmel?
Wo du bist, da lächelt ein heiterer Himmel

Hannchen.

O weh! der Tag verbirgt sein Licht.

Christel.

Mir strahlt dein glänzend Angesicht. u. s. w.

Diese etwas kostbare Arie wird gesungen, da man ein Gewitter herauf kommen sieht, und es natürlicher war, sein nach Hause zu eilen.

Die Rede, welche Christel S. 102. hält, ist seiner Situation gar nicht gemäß. Er hatte so sehr nach seiner entführten Geliebten geseufzt, und es mußte ihm gleich in dem Augenblick da sie liebreich wieder in seine Arme lief, kein Zweifel wegen ihrer Treue aufsteigen. Hinten nach wäre es schicklicher. Die Galanterie des Königs hat uns nicht recht gefallen wollen. Man sehe seine Liebes- und Trinklieder S. 131. und 155. das letzte heißt:

Welch ein schöner Gegenstand!
Eine Flasch' in Phyllis Hand
Sieht der ernste Weise blinken:
Heiter wird der finstre Mann,
Und der sonst nicht trinken kann,
Wird schon durstig, will schon trinken u. s. w.

natürlicher wars, seinem Charakter und Situation gemäßer, ihm große Arien zu geben, dadurch hätte die Musik Abwechslung erhalten. So eine recht gute kömmt S. 188. vor.

Welche königliche Lust,
Seinen Thron auf Liebe gründen u. s. w.

Die Gespensterhistorien im Anfange des 3ten Akts sind ein guter Einfall, aber er ist schon im Teufel ist los da gewesen.

Unter den eingemischten Arien und Liedern sind einige sehr schön. Dahin rechnen wir das Terzett S. 24. welches gut dialogirt ist. S. 66. 76. die Romanze S. 83. S. 88. S. 136. S. 179. S. 181. Folgendes Lied ist vortreflich.

Schön sind Rosen und Jesmin
Wenn sie noch im Lenzen

Unberührt am Strauche blühn
Und vom Thaue glänzen:
Aber reitzender als die,
Glühen Iris Wangen;
Keusche Liebe färbet sie:
Selig, wenn sie prangen!

Sanft und lieblich ist der West:
Thal und Aue lächelt,
Wann er an der Flora Fest
Ihre Kinder fächelt:
Aber sanfter dünken mich
Worte meiner Schönen;
Ohr und Herz erquicken sich:
Selig, wenn sie tönen;

Süß ist frisch gepreßter Most
Aus den reifsten Trauben;
Süß der kleinen Bienen Kost,
Die sie Blumen rauben;
Aber süßer ist der Kuß,
Den mir Iris giebet
Den kein Dritter sehen muß:
Selig wen sie liebet!

In den übrigen Arien sind zu viel matte, vom Reim erzeugte oder unmusikalische Stellen; sehr oft ist auch das wahre komische verfehlt und fällt ins Gemeine z. E. S. 10. S. 18.

Und käm ein Graf mit einem Band
Und Stern an seiner Seite
Und sprich: da Rösel, ist die Hand,
Dich Mädchen nehm ich heute!

So sprech ich: nein, ich bin kein Schaf:
Sie nehmen mich zum Spaße
Und das taugt nichts; nein, nein Herr Graf
Gehn sie nur ihrer Straße!

S. 34.

S. 34.

Ja, ja, dacht er, es wär mein Spaas
Und sprach: du kleines Rabenaas,

Wer wird folgendes gern gesungen. Hören? S. 39.

Sein Herz sey mein, wie sein mein Herz.

S. 48.

Er schmilzt wie an der Sonne Butter
Und glaubet den Teufel und seine Großmutter.

Quartette (nicht Quatro) wie das folgende, lassen sich stehendes Fußes die Menge machen.

Michel. Nu! Marthe lebe wohl
Marthe. Nu! Michel lebe wohl
Töffel. Nu! Rösc lebe wohl
Röschen. Nu! Töffel lebe wohl!

Mich zu Marthen. Nimm fein zu Hause dich
Der Wirthschaft treulich an!
Marthe. Je! Das verstehet sich
Ich thue was ich kann.
Töffel. Mein Röschen denk an mich
So, wie du sonst gethan.
Röschen. Du Töffel, bessre dich
Sonst bist du nicht mein Mann!
Michel. Leb wohl! Marthe leb wohl!
Töffel. Leb wohl! Röschen leb wohl!
Michel. Der König lebe wohl!
So geht es, wie es soll.
Alle. Der König lebe wohl!
So geht es, wie es soll
So gehts uns allen wohl!

Ein a dio, dem nichts gleich kömmt, als das Gassenhauer, welches am Ende zum Chor wird.

Es lebe der König, mein Schätzchen und ich
Der König für alle, mein Schätzchen für mich.

Wie

Wie konnte ein Mann, wie Weiße, sich so was verzeihen?

Enjambirt wird auch oft zu hart

> Mitleidig ach verweilte ⁀
> ‿ Ich einen Augenblick
> Worauf ich dann ganz munter
> (Auf und) von dannen lief.

S. 184.

> Wenn öfter sich Prinzen
> Beym Weine vergnügten ꝛc.

ist zu sehr nachgeahmt.

Der Aerndtekranz gehört ganz dem Dichter, die Anlage hat nichts ausserordentliches, inzwischen ist sie interessant genug, und die Verwickelung ist sorgfältig vorbereitet. Die Charaktere sind hier einmal gut ausgezeichnet, stechen hervor, und haben Einfluß auf die ganze Handlung. Im 7 Auftritt des dritten Akts ist etwas sehr Unnatürliches. Amalia, die ihren ungetreuen Gemahl aufgesucht hatte, findet ihn in ihrer Verkleidung; er glaubt sie zu sehen und ist gerührt. Sie verstellt sich noch immer; aber auch nicht ein Ausdruck entfährt ihr, wodurch sie die Freude verriethe, die sie ihrem Charakter nach nothwendig empfinden muß. Soll alles der Schauspielerin überlassen seyn, oder vergaß es der Dichter? Das einzige Beyseite: Ein seltsamer Auftritt, war gerade das nicht, was Amalia hier sagen mußte. Der Dialog ist hier nicht selten etwas steif und ohne Leben, besonders in den ernsthaften Scenen.

Der poetische Theil ist von vermischtem Werthe. Einige Lieder (deren hier überhaupt mehr sind als Arien) sind vorzüglich schön. Die, welche uns am meisten gefallen haben, stehn S. 4. 60. 66. 92. 112. 124.

124. Das Terzett S. 29. hat einen guten Dialog. Ein niedliches naives Lied wollen wir zur Probe mittheilen. Ein junges Mädchen vom Lande singt es.

Habt ihr nie in meinen Jahren
Liebe Mutter selbst erfahren:
Was uns in der stillen Nacht
Oft ein Traum für Freude macht?

(Itzt noch schmeck ich diese Freude,
Denn mir träumt:) auf jener Weide
Lag ich sorglos hingestreckt
Vom Gesträuche ganz bedeckt.

Bald hört' ich die Blätter rauschen
Und sah einen Schäfer lauschen
Der dem schönsten Junker glich:
Gleich that ich als schlummert' ich.

Er kam näher: voll Entzücken
Schien er lang' mich anzublicken,
Und warf Blumen über mich:
Doch ich that, als schlummert' ich.

Bald drauf kniet er bey mir nieder,
Schlau nahm er den Straus vom Mieder
Küßt' ihn — ach! und küßt auch mich:
Noch that ich, als schlummert' ich.

Drauf knipp er mich in den Backen
Schob die Hand mir unterm Nacken
Und = = Ihr schreyet = Mit eurem Schreyn
Wars itzt Zeit, geweckt zu seyn?

Andere Arien sind es nur dem Namen nach. Z. E.

Das beste Gut im Dorf ist sein,
Von allen bösen Schulden rein:
Er hat hübsch Feld und Wiesewachs
Er bauet Rüben, Hanf und Flachs

Er

Er hat ein bischen Holz dabey
Das Haus und auch die Scheun ist neu
Er hat drey Pferd und vierzehn Küh
Das ist ja wohl ein Mann für sie.

Wir können nicht finden, daß hierinn die geringste Poesie, geschweige denn, daß es zur Musik geschickt sey. In den französischen Opern findet sich dergleichen die Menge, aber man hat es längst verworfen. Eine ähnliche unbedeutende Arie sehe man S. 74. Andere stehn am unrechten Orte und fliessen nicht natürlich aus dem vorhergehenden Dialog z. E. S. 49. wo ein langes Gleichniß in einem Liede gesungen wird, welches gegen das übrige Gespräch zu stark absticht und obenein sehr matt anfängt

Seht den jungen Zephir streichen
Und bedenkt, wie viel ihm gleichen!

Das Bild am Schlusse, wo Zephyr

Zuletzt im Sumpfe stirbt

ist zu unedel.

Ein andres Lied, S. 56. ist auch sonderbar angebracht. Die Edelfrau lehrt ihren Pächter, wie er ihrer Verkleidung zu Hülfe kommen soll. „Da muß es heissen:„ (sagt sie und fängt nun an zu singen)

So kömmst du alleine, mein Dorchen?
Ist Vater und Mutter nicht hier?
Was machen sie beyde, was Lorchen?
Warum kömmt keines mit dir?

Die folgenden drey Strophen, welche nach eben der Melodie gesungen werden sollen, passen überhaupt zu keiner Musik, die was ausdrücken will, noch weniger aber zu einer, welche alle jene Fragen gehörig deklamirt hat. Für unmusikalisch halten wir auch die Parenthese S. 137.

Liebe

Liebe (die du) mit den Herzen
Armer Sterblichen nur spielst.

und so weiter bis zu Ende der Strophe; der Hauptgedanke geht erst in der folgenden an.

Einzelne matte Stellen haben wir mehr angetroffen, als guten Dichtern vergönnt seyn möchte; eine etwas schärfere Feile hätte sie alle weggebracht. Wir führen nur ein paar zur Probe an. S. 72.

Fort, Hans, spann an die raschen Pferde!

— —

Sie riechen ihren Haber schon!

S. 209.

Versöhnte Liebe! ach wie schön
Bist du den zarten Herzen,
Die nach der Trennung Schmerzen
Sich wiederum verstehn!

S. 212. in einem Aerndtegesange, (den der Componist aber ja nicht durchgehends zum Chore machen muß, wozu viele Stellen nicht taugen.)

Denn geht bey uns das Lachen los;
Der junge Schnitter blickt
Nach seinem Gretchen, die halb blos
Sich nach der Garbe bückt.

Welch ein Bild!

Dergleichen Stellen liessen sich mehrere auslesen; wir glauben aber genug gesagt zu haben, um den Dichter zu ermuntern, solche Flecken von seinen Werken abzuwischen, die ihre Schönheiten zu sehr verstellen. Wir haben unsre Meynung freymüthig gesagt, weil wir uns nicht einbilden können, daß dadurch jemand, der anders denkt, sich beleidigt finden werde.

Sm.

XIX.

Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1770. gesetzten Preis erhalten hat, von Herrn **Herder.** Auf Befehl der Akademie herausgegeben, Vocabula sunt notae rerum. Cic. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1772. 8. 222 S.

Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1772. 8. 256 Seiten.

In diesen beyden Abhandlungen wird der menschliche Ursprung der Sprache behauptet. Aber in der ersten wird derselbe aus der Natur des Menschen und der Sprache, aus dem Bau der ursprünglichen Sprachen und der Geschichte ihrer allmähligen Fortbildung so strenge, als sich eine solche Sache erweisen läßt, dargethan und gezeiget, daß der Mensch vermöge seines eigenthümlichen Unterscheidungscharakters Sprache erfinden konnte und mußte. In der zwoten hingegen wird dieser Ursprung nur wahrscheinlich gemacht und gezeigt, daß man keinen Grund habe, dem Menschen diese Erfindung abzusprechen, weil er auch ohne Sprache Vorstellungen hat, und zwar solche, die der Verf. allgemein sinnliche Vorstellungen nennt, und die er zur Erfindung der Sprache hinlänglich achtet: indem durch diese Vorstellungen und andre hinzukommende Umstände Worte erzeugt, durch die Worte die Vernunft, und durch diese die Sprache angebauet, in Ordnung und Zusammenhang gebracht werde. Beyde Verfasser lassen sich auf die Auflösung

der Schwierigkeiten ein, womit man die menschliche Erfindung der Sprache zu bestreiten pflegt, und beschäftigen sich insonderheit mit Widerlegung des Süßmilchischen Beweises für den göttlichen Ursprung der Sprache. Allein Herr Herder weis den Punkt, worauf es ankömmt, richtiger zu treffen, und durch eine glückliche Reduktion das Unstatthafte und die Schwäche der Gegengründe einleuchtender zu machen, als der ungenannte Verfasser. Dieser schränkt sich auch nur eigentlich auf eine etwanige Beleuchtung der vom seel. Süßmilch vorgebrachten Einwürfe ein, und begnügt sich, denselben allgemeine Antworten entgegen zu setzen, ohne die vielen kleinen Schwierigkeiten zu berühren, die bey einem genauen Nachdenken über den Ursprung der Sprache sich darbieten. Uebrigens ist das Urtheil beyder Schriftsteller insonderheit des Hrn. Herders über den Süßmilchischen Beweis in der Hauptsache beynahe eben dasselbige, was in unsrer Bibliothek X. Band 1 St. S. 174. darüber gefället worden. Beyde Verfasser bemühen sich, die nähere Möglichkeit der menschlichen Spracherfindung zu zeigen, oder die Situationen anzugeben, in welchen sich dem Menschen diese Erfindung aufdringen, ihm natürlich und leichter werden mußte. Aber auch hier welcher Unterscheid! Hr. Herder läßt den zwar rohen aber mit thätigen Kräften der Seele und des Leibes ausgerüsteten Menschen mit seiner noch ungeschwächten Sinnlichkeit, mit seiner durch Gefahren geschärften und in Verlegenheiten geübten Unterscheidungskraft an die Erfindung der Sprache gehen, und sie durch Familienverbindungen und durch die bürgerliche Gesellschaft ausbilden. Der andre setzet den ganz verwilderten Menschen in einen hobbesischen Stand der Natur (wie er auch überhaupt dem Hobbes in seiner Theorie von der Sprache zu sehr folget und daher viel-

vielleicht, wie hier gewiß geschehen, noch öfter den wahren Gesichtspunkt der Sache verfehlt hat,) wo er dem ohngeachtet, durch das Bedürfniß sich verständlich zu machen, das doch nur in einem geselligen Leben recht dringend seyn kann, gezwungen wird, sich Zeichen seiner Vorstellungen zu schaffen, erst die Geberden-Sprache erfindet, und dann um leichtere und bequemere Zeichen zu haben, die Laute der Empfindung zu artikulirten Tönen ausbildet, die Sprache oder das Geschrey der Thiere nachmacht, und daraus eine menschliche Sprache hervorbringt. Beyde Schriftsteller machen Bemerkungen über die Sprache, ihre Eigenschaften, ihre Ausbildung u. s. w. Der Verf. der zwoten Abhandlung hat sogar den ganzen ersten Theil derselben einer philosophischen Untersuchung der Sprache oder der allgemeinen Grammatik gewidmet. Bey manchem richtigem und bekannten bringt er auch manches Unrichtige, und nicht genug Bestimmte an, und weil er seine Bemerkungen und Regeln aus zu wenig Sprachen, und zwar blos aus spätern, bereits ausgebildeten, nicht aber aus den ältesten Sprachen abstrahirt hat, mußte er viel Willkührliches und Zufälliges mit einmischen. Herr Herder bringt grammatikalische und philologische Anmerkungen zwar nur größtentheils beyläufig an, so wie sie aus seinem Stoff hervorspringen und ihm zur Erläuterung und Bestätigung seiner Theorie dienen; aber wie tiefeindringend sind seine Blicke, wie reichhaltig seine Beobachtungen und aus wie mannichfaltigen und ergiebigen Quellen geschöpft! Ueberhaupt unterscheidet sich das philosophische Genie des Herrn Herders durch die Geschicklichkeit, alles was ihm seine ausgebreitete Kenntniß in der Philosophie, Naturkunde und der ganzen Litteratur darbot, zu seinem Vortheil anzuwenden, daher ist er auch vermögend,

Digitized by Google

seine Materie in ein helleres Licht zu setzen, sie von mehrern Seiten zu betrachten, und mehr darinn zu entdecken, als es dem andern Verf. möglich war. Auch in der Schreibart unterscheiden sich diese Schriftsteller. Der Ungenannte begnügt sich mit einem natürlichen, ungeschmückten, aber reinem, deutlichem und der Materie nicht unangemeßnem Ausdruck. Herrn Herders Schreibart ist freylich stärker, aber auch geschmückter und glänzender; allein es scheinet mir, daß die zu häufig angebrachten Verzierungen, die ungewöhnlichen Wendungen, neugeprägten Ausdrücke, Apostrophen, harte abgebrochne Construktionen, entfernte Anspielungen, kühne Metaphern u. s. w. nicht selten eine widrige Wirkung machen, und seinen Vortrag überhaupt mehr verdunkeln, als aufleuchten. Warum muß doch Hr. Herder, der es so sehr in seiner Gewalt hat, durch die Richtigkeit und den Reichthum der Gedanken den Beyfall der Kenner zu gewinnen, so ganz unnöthigerweise einen zu kostbaren Aufwand in der Einkleidung derselben machen, und als wenn er nicht Neues genug zu sagen wüßte, es auch noch nöthig halten, es auf eine neue Weise zu sagen! Mag sich doch derjenige, dessen Vermögens-Umstände schwach oder zweifelhaft sind, durch ein reiches Kleid Credit zu verschaffen suchen, aber wer wirklich reich und dafür bekannt ist, kann es wagen, sich simpler zu kleiden, und er wird an der ihm nöthigen Achtung andrer nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen.

Dieses sind ohngefehr meine Gedanken von diesen beyden Abhandlungen. Ich würde zu weitläuftig werden müssen, wenn ich die Gründe derselben den Lesern in einiger Vollständigkeit vorlegen wollte. An dessen statt will ich aus der Preisschrift noch eines und das andre anmerken.

Die

Die Sprache, die der Mensch als Thier hat, dies Geschrey, worinn sich jede lebhafte Empfindung ohne Absicht und ohne Willkühr äussert, muß mit der, die er als Mensch hat, nicht verwechselt werden. Vergeblich hat sich daher Condillac, nebst andern mehr bemühet, den Ursprung dieser aus jener herzuleiten. Rousseau, so wenig er sonst die Materie vom Ursprunge der Sprache auf eine genugthuende Weise abgehandelt hat, zeiget doch sehr wohl die Unhinlänglichkeit dieser Erklärungsart. Auch Hr. Herder zeiget es. Er nimmt einen ganz andern Weg, und bey Verfolgung desselben liefert er, wie bereits gesaget, keine Hypothese, sondern einen Beweis, der für eine Demonstration gelten kann, daß auf die von ihm angegebne Weise, Sprache hat entstehen müssen. Dies ist der Weg, den er gehet. Der Mensch unterscheidet sich von allen Thieren durch eine artikulirte, mit Absicht und Willkühr gebrauchte Sprache; folglich muß der Ursprung derselben in dem charakteristischem Unterscheide des Menschen gesucht werden. Dieser ist die Vernunft, oder wie es der V. lieber nennet, die Besonnenheit, nach welcher die denkende Kraft des Menschen sich in größern Räumen, nach feinerer Organisation und heller äussert. Es ist die einzige positive Kraft des Denkens, die mit einer gewissen Organisation des Körpers verbunden, bey dem Menschen seine Vernunft heißt, wie sie bey den Thieren Kunstfähigkeit wird, die bey ihm Freyheit heißt, und bey den Thieren Instinkt wird. Der Unterschied aber ist nicht in Stufen und einer Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Richtung und Auswickelung aller Kräfte. Ist die Vernunft keine abgetheilte, einzelwirkende Kraft, sondern eine der menschlichen Gattung eigne Richtung aller Kräfte, so muß der Mensch sie im ersten Augenblick haben,

da er Mensch ist. Bey dem ersten Gedanken des Kinds muß sich diese Besonnenheit zeigen, wie bey dem Insekt, daß es Insekt war — Der V. läßt sich bey der Vergleichung der Menschen und Thiere, die ihm zu seinen Zwecke nöthig war, in Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere ein, und tadelt den sel. Reimarus, daß er diese Kunsttriebe durch blinde Determinationen, die alle Philosophie verwüsten, habe erklären wollen. Er glaubt, daß man bey Erklärung derselben einen Hauptgesichtspunkt verfehlet habe, aus dem man, wo nicht vollständige Erklärung, so wenigstens Bemerkungen in der Natur der Thiere machen könne, welche die menschliche Seelenlehre sehr aufklären könnten. Dieser Gesichtspunkt ist die Sphäre oder der Kreis, worinn jedes Thier bey seiner Geburt tritt, und worinn es stirbt. Unter diesen Kreis macht der V. folgende Bemerkung, die er als durchgehends richtig voraussetzt: daß allenthalben eine umgekehrte Proportion zwischen der mindern Extension der Bewegung, Elemente, Nahrung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, Gesellschaft und zwischen den Trieben und Künsten der Thiere statt finde — Ich glaube, daß sich Reimarus gegen den ihm gemachten Vorwurf einigermaßen vertheydigen lasse, zwar nicht alsdann, wenn er durch seine blinde Determinationen der Thierkräfte, ihre Kunsttriebe eigentlich zu erklären glaubte. Wenn er aber diese genaue Determination der Seelenkräfte der Thiere, vermöge der sie auf etwas Gewisses und Besonders gerichtet sind, als ein bloßes Faktum annahm, so ist er eben so wenig zu tadeln, als Newton, wenn er die anziehende Kraft der Körper auch nur als ein Faktum zum Grunde legte. Ja ich besorge, Reimarus hat keinen Tadel verdient, der nicht auch Hrn. Herder selbst treffen könnte. Er hält es für wahr-

wahrscheinlich, daß diese Bemerkung über den Kreis der Thiere vorausgesetzt, und vermittelst derselben sich alle Kunsttriebe und Kunstfähigkeiten der Thiere aus ihrer Vorstellungskraft erklären lassen, ohne daß man blinde Determinationen annehmen dörfe. „Wenn „unendlich feine Sinnen, „sagt er,„ in einem klei„nen Kreis auf einerley eingeschlossen werden, und „die ganze übrige Welt für sie nichts ist, wie müssen „sie durchdringen! Wenn Vorstellungskräfte in einen „kleinen Kreis eingeschlossen und mit einer analogi„schen Sinnlichkeit begabt sind, was müssen sie wir„ken? Und wenn endlich Sinne und Vorstellungs„kräfte auf einen Punkt gerichtet sind, was kann „anders, als Instinkt daraus werden?„ — Allein, ist die vom V. angenommene Einschränkung der ganzen Sinnlichkeit und Vorstellungskraft des Thiers auf einen Kreis etwas anders als die vom Reimarus angegebne genaue Determination der thierischen Seelenkräfte auf etwas Gewisses und Besonders? Ist dies Gewisse und Besondre nicht eben der dem Thier angewiesene Kreis? Ist jene Einschränkung etwas anders als eine blinde Determination, d. i. eine Determination, von der wir weiter keinen Grund angeben können, als daß es dem Schöpfer gefallen hat, die Seelenkräfte der Thiere so genau einzuschränken? Ein anders wäre es, wenn man diese Einschränkung aus der Natur der Thiere und ihrer Kräfte selbst erklären könnte, aber ich sehe nicht, wie man dies thun kann, ohne im Cirkel herumzulaufen, und zu behaupten, daß der Schöpfer den Thieren keine andre Seelenkräfte verliehen, als solche, die ihnen gerade zu ihren angemeßnem Wirkungskreise nöthig und hinlänglich wären, oder daß er sie eben vermittelst der besondern Einrichtung und des bestimmten Maaßes ihrer Sinnlichkeit und Vorstellungskräfte auf einen gewissen Wirkungskreis ein-

geschränkt und die übrige Welt für sie vernichtet habe. Dann fällt die Herdersche Erklärung der Kunsttriebe weg, denn alsdann läßt sich nicht begreifen, wie durch die Einschränkung auf einen gewissen Kreis die Sinne und Vorstellungskräfte der Thiere so ausnehmend geschärft und erhöhet werden könnten, daß Instinkt daraus werden müßte — Doch die Bemerkung selbst von dem Kreis der Thiere und der dabey beobachteten umgekehrten Proportion, trift sie durchgehends ein? Sollte der Bieber mit seinem künstlichen, regelmäßigen, aber nach verschiedenen Umständen abgeänderten Wasserbau sich völlig damit vereinigen lassen? Und woher kömmts, daß nur einige Bieber und nur in gewissen Ländern so geschickte Baumeister sind, andre aber und in andern Ländern diese Baukunst nicht verstehen oder doch nicht ausüben? Ferner sollte der Wirkungskreis aller Thiere ohne Ausnahme so bestimmt seyn, daß sich die Grenzen desselben nicht erweitern liessen, wenn das Thier in neue und ungewöhnliche Situationen versezt wird. Die große Gelehrigkeit einiger Thiere läßt dies vermuthen. Wie manche Geschicklichkeiten und Künste kann nicht der halb vernünftelnde Elephant, wenn er zahm gemacht worden, erlernen, wovon er in seinem wilden Zustande nichts weis?

Aber dem sey wie ihm wolle, zur Aufklärung der menschlichen Seelenlehre, weis der V. diese Bemerkung sehr gut zu nutzen. Der Mensch hat den ausgedehntesten Kreis, er hat Sinne und Vorstellungskräfte für die ganze Welt; folglich eine getheilte, zerstreuete, schwächere Sinnlichkeit und Freyheit in den Vorstellungen; folglich weder die Stärke noch die Sicherheit des Instinkts, weder Kunsttriebe noch Fähigkeiten, noch eigentliche Thiersprache, oder dies lebendige Einverständniß einer Thiergattung untereinander

ander über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Würkung — die Schadloshaltung für allen diesen Abgang ist der eigenthümliche Charakter seines Geschlechts, den der V. sehr gut durch Besonnenheit ausdrückt. Wie sich diese Besonnenheit des Menschen äussert, soll uns der V. selbst sagen. „Lasset jenes Lamm als „Bild sein Auge vorbeygehn: ihm wie keinem an„dern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, wittern„den Wolfe! nicht wie dem Blutleckenden Löwen — „die wittern und schmecken schon im Geiste! die Sinn„lichkeit hat sie überwältiget! der Instinkt wirft sie „darüber her! — Nicht wie dem brünstigen Schaaf„mann, der es nur als den Gegenstand seines Ge„nusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit über„wältigt, und der Instinkt darüber herwirft; nicht „wie jedem andern Thier, dem das Schaaf gleichgül„tig ist, das es also klar vorbeystreichen läßt, weil „ihn sein Instinkt auf etwas anders wendet — Nicht „so dem Menschen! so bald er in die Bedürfniß „kömmt, das Schaaf kennen zu lernen: so störet ihn „kein Instinkt: so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe „zu nahe hin, oder davon ab: es stehet da, ganz wie „es sich seinen Sinnen äussert. Weiß, sanft, wol„licht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein „Merkmal, — das Schaaf blöcket! sie hat Merk„mal gefunden, der innere Sinn wirket. Dies „Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das „sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens „und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten „eindrang, bleibt ihr. Das Schaaf kommt wieder. „Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt „sich, sucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennt „sies wieder! Ha! du bist das blöckende! — fühlt „sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sies „deutlich, das ist mit einem Merkmal erkennet und

„nennet.„ Dies erste Merkmal der Besinnung war, wie der V. richtig anmerkt, Wort der Seele, mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden. Auch der Zeit Lebens Stumme, war er Mensch, besann er sich, so lag Sprache in seiner Seele. Wie richtig auf diese Weise der Ursprung der Sprache angegeben sey, hätte der V. auch durch fernere Bemerkungen über Taube und Stumme bestätigen können. Ein jeder der mit solchen Menschen einigen Umgang gehabt, muß bemerkt haben, wie sehr sich ihre Seele bestrebt, Unterscheidungsmerkmale zu erhaschen, wie sie durch ihre oft so sinnreiche Zeichen und Geberden Sprache beweisen, daß sie sich Merkmale zu abstrahiren und daran zu unterscheiden wissen, und wie bey ihren Bemühungen diese Merkmale andern verständlich und vermittelst derselben die Objecte kenntlich zu machen, ihre Kehle und Luftröhre arbeitet, als wenn sie es fühlten, daß sie diese billig zu Hülfe nehmen müßten. Ist dies die Wirkung einer natürlichen Verbindung eines geheimen Einverständnisses zwischen ihrem arbeitenden Verstande und den Werkzeugen der Sprache, oder ist es Nachahmung der Sprechenden, insoferne sie, die blos die Bewegung der Zunge und der Gurgel sehen, Sprechende nachahmen können! die Sache selbst, daß bey Tauben und Stummen die Sprachwerkzeuge in Bewegung sind, hat ihre Richtigkeit, wie man sie auch erklären mag. —

Welches sind, frägt der V. die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache! zuförderst waren es Töne. Das Ohr mußte der erste Lehrmeister der Sprache werden. Wie hat aber der Mensch seinen Kräften überlassen, sich auch eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte, erfinden können! Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen! „Nicht unter sich, antwortet der V. in den Gegen-

„ständen; **aber was sind denn diese Eigenschaften in „den Gegenständen, sie sind blos sinnliche Empfindun„gen in uns, und als solche fliessen sie nicht alle in „eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune** „nur von verschiednen Seiten berühret, da liegt die „Erklärung. Wir sind voll solcher Verknüpfungen „der verschiednen Sinne, nur wir bemerken sie nicht „anders, als in Anwandlungen, die uns aus der Fas„sung setzen, in Krankheiten der Phantasie, oder bey „Gelegeheiten, wo sie ausserordentlich merkbar wer„den.„ Herr Herder führt diese Sätze, und die ihm eigne Bemerkung, daß das Gehör in gewisser Weise der mittlere Sinn, die Spuhr zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne sey, mit vielem Scharfsinn aus. Indessen muß ich gestehen, daß er mir hier weniger als sonst Genüge gethan hat. Vermuthlich würde er, bey einer nähern Untersuchung, warum die Empfindung verschiedner Sinne in unsrer Seele in Eins fliessen, die Schwierigkeiten gefühlt haben, die uns billig abhalten, eine innere, ursprüngliche, oder von äussern Sensationen nicht gewirkte Verbindung dieser Empfindungen anzunehmen. Er würde vielleicht erkannt haben, daß dieser Zusammenhang der Sinne, dies durchkreutzen derselben in jedem besondern Fall jedesmal von aussen veranlaßt, und durch frühe, auf mancherley Weise geknüpfte, oft ganz unbemerkte Associationen nicht tönender Gegenstände mit tönenden und Tönen gewirkt werde. Wenn dies, wie es mir scheinet, richtig seyn sollte, wenn z. B. der Namensuchende an einen Vogel eine demselben vorzüglich und beständig eigenthümliche Farbe bemerkt, dann diese Farbe mit dem Vogel und so weiter mit dem Tone desselben dergestalt associirt hätte, daß nun diese Empfindungen des Gesichts und Gehörs genau zusammenhängen, und sich einander hervorbringen; so

so ist es nicht genau und richtig genug gesprochen, daß Gesicht und Gehör in den Gegenständen nicht zusammenhängen, Farbe und Ton, sind wenigstens in demselben dergestalt beysammen, daß beyder Eindruck zu gleicher Zeit auf die Seele geschicht, daß äussere Veranlassungen und ein näherer Grund zur Association derselben da ist. Ja es möchte sich manche Benennung stummer Gegenstände aus einer blos zufälligen, oder in einer individuellen Situation des Namengebers gegründeten Association derselben mit Tönen, die er eben damals hörte, als er den Gegenstand zum erstenmal mit einem Interesse erblickte, herleiten lassen. Dies alles kann man in der merkwürdigen Abhandlung, die im Jahr 1759. über die Preisfrage der Berlinischen Akademie vom wechselseitigem Einfluß der Sprachen und Meynungen das Acceßit erhalten, und die leider ein Fragment bleiben wird, durch sehr anpassende Beyspiele erläutert und bestätiget finden. Ueberhaupt deucht mich, macht die Association hier alles aus, und hebt alle Schwierigkeiten, wie der Mensch nicht tönende Gegenstände durch Töne bezeichnen können. Auf so mannichfaltige Weise nemlich der Mensch seine Empfindungen und Vorstellungen untereinander associiret, und aus so mancherley Quellen, als dem bloßen Beysammenseyn; dem unmittelbar aufeinander folgen, den Verhältnissen der Aehnlichkeit, von Ursachen und Wirkungen u. s. w. er seine Associationen schöpfet, eben so viele Quellen sind ihm auch für die Namengebung stummer Gegenstände geöfnet. Da ich indessen die Sache selbst, nemlich den Zusammenhang der verschiednen Sinne und ihrer Empfindungen dem V. gerne zugestehe, so bin ich auch mit den daraus hergeleiteten Folgerungen einig, insonderheit finde ich eine für den Schriftausleger sehr brauchbare Anmerkung desselben vollkommen richtig.

Je

Je älter! heißt es, „eine Sprache ist, je mehr sol-
„cher Kühnheiten (kühner Wortmetaphern) in ihren
„Wurzeln ist, hat sie lange gelebt, sich lange fortge-
„bildet; um so weniger muß man auf jede Kühnheit
„des Ursprungs losdringen, als wenn jeder dieser sich
„durchkreutzenden Begriffe auch jedesmal in jedem
„spätern Gebrauche mitgedacht worden wäre. Die
„Metapher des Anfangs war drang zu sprechen;
„nimmt mans nachher in jedem Fall, wo das Wort
„schon geläufig worden war, und seine Schärfe abge-
„nutzt hatte, für Fruchtbarkeit und Energie, alle
„solche Sonderbarkeiten zu verbinden — was für
„klägliche Beyspiele wimmeln da in ganzen Schulen
„der morgenländischen Sprachen!„

Bm.

XX.

Die göttliche Eingebung der heiligen Schrift untersucht von Johann Gottlieb Töllner, der heil. Schrift Doctor, und der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrer auf der Universität zu Frankfurt an der Oder — Lindau und Leipzig, bey Jacob Otto und Söhnen, 1771. gr. 8. 1 Alph. 8 Bog.

Die Tugenden, durch welche sich alle übrigen Schriften des Hrn. D. auszeichnen, sind auch bey dieser Untersuchung nicht zu verkennen. Eine vertraute Bekanntschaft mit den gewöhnlichen Vorstellungs- und Beweisarten, eine ungemeine Liebe zur Wahrheit, unermüdetes Bestreben in Erforschung derselben, und die lebhafteste Sorge, Niemand an-
stößig

stößig zu werden, das alles wird man auch bey ihr mit Vergnügen wahrnehmen. Um so billiger ists die Erklärung gelten zu lassen, die der V. S. 142. und besonders ganz am Ende über die ihm von einigen Recensenten zur Last gelegte allzu scientifische Lehr- und Schreibart von sich stellt, und so einen geringen Theil der Mühe, die er sichs hat kosten lassen, mit über sich zu nehmen. Ein jeder hat freylich seinen eigenen Gang zur Wahrheit zu gelangen, wie sie andern vorzutragen: Wenn der eine es bequemer findet, seinen Lesern nur das Resultat dessen vorzulegen, was er gefunden hat, ohne sie eben durch alle die Tiefen und Krümmungen, die er durchgewandert, herumzuführen, so findet der andere für nöthiger es zu thun, daß ihnen die Richtigkeit des Weges desto sichtbarer werde. Zu diesen gehört nun der Hr. D. Wir wollen ihn also in unserer Anzeige getreu folgen.

Da bey vielen überhaupt noch die Frage hätte seyn können, was es nach so vielen hieher gehörigen Bemühungen der Gottesgelehrten jetzt erst einer solchen Untersuchung bedürfe? so zeigt der Hr. D. in der Einleitung umständlicher, daß sie noch lange nicht geendiget sey, und die Gottesgelehrten sich noch nie recht darüber vereinigen können. In dieser Absicht liefert er eine kurze Geschichte des durch alle Zeiten über die Eingebung biblischer Bücher gefällten Urtheils der Kirche.

Die Jüdische vor Christi Geburt legte einstimmig den mosaischen Büchern göttliches Ansehen bey, so weit man dies aus den beständigen Beziehungen darauf in den spätern Theilen des A. T. schliessen kann; aber von der Eingebung derselben findet man weder ausdrückliche Bejahungen, noch genauere Bestimmungen: Um die Zeiten Christi bejahen Philo und Josephus dieselben ausdrücklicher, aber auch sie las-

sen den Begriff selbst unbestimmt; mehr geben Jesus und die Apostel dabey zu denken, wenn sie sogar aus einzelnen Worten des A. T. Beweise führen, und also dabey die Eingebung der Worte wie der Sache, wenigstens für bekannt und von ihren Zuhörern und Lesern geglaubt voraussetzten: Und so ists aus mehreren Zeugnissen klar, daß die Juden nach Christi Geburt einstimmig die vollkommenste Eingebung dem Gesetz Mosis, den nächsten Grad derselben den Propheten und den untersten der Psalmen u. s. w. zugeschrieben haben — — die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten erkannte die Eingebung der Schrift ungeachtet die Vorstellungen einzelner Lehrer von der Art derselben auch in diesem Zeitraum nicht so gleichförmig lauten; besonders scheinen Augustinus und Enthymius sie bey den historischen Büchern genug geläugnet zu haben. In den mittlern Zeiten ließ man es auch bey allgemeinen Vorstellungen von Gott dem Urheber der Schrift, und dieser, als einer Rede Gottes, bewenden, setzte die Lehrmeynung von der Eingebung mehr voraus, als daß man sie genauer hätte erklären sollen, bis man endlich in den neuern Zeiten angefangen hat, auch darüber sich bestimmter zu erklären, und damit auch die Verschiedenheit der Meynungen sichtbarer geworden ist. Die meisten Lehrer der römischen Kirche haben sie nur auf die Hauptsachen eingeschränkt; in der lutherschen hat man einige neuere ausgenommen, die Eingebung der Sachen wie der Worte vertheydiget; in der reformirten größtentheils nur jene, ja sogar wie Vernet, Doddridge, Benson nicht durchaus zugestanden; unter den Remonstranten haben Grotius und Le Clerc beyde die Eingebung der historischen Bücher, und dieser auch die Eingebung der Lehrschriften völlig geläugnet: Noch weiter ist Middleton gegangen, indem er zwar das gött-

göttliche Ansehen zugiebt, aber die Eingebung gänzlich aufhebt — dies thun auch die Socinianer u. s. w. — Dieser Abriß ist nun zu der Absicht des Hrn. D. hinlänglich und nach derselben betrachtet, auch unverbesserlich. Aber da der Hr. D. selbst mit Grunde erinnert, daß das Urtheil der ersten Lehrer der christlichen Kirche von der Eingebung der Bücher des A. T. von den jüdischen Bestimmungen derselben entlehnt sey, so wünschten wir doch, daß es der einmal gemachte Plan nicht gehindert hätte, bey diesen länger zu verweilen: Es scheinet immer noch eine große Frage zu seyn, was die Philoneische Benennungen ἱερα γραμματα, ἱεραι γραφαι u. d. m. eigentlich sagen sollen; was die Juden unter Schriften verstanden, die ברוח הקודש geschrieben worden, u. s. w.

Nachdem also der Verf. durch diese vorläufige Geschichte die Leser vorbereitet, fängt er die Untersuchung selbst an und zertheilt sie in fünf Hauptstücke.

Im ersten soll von dem Begriff der Eingebung und den Graden derselben gehandelt werden. Jener kann, wie sogleich sehr richtig erinnert wird, aus dem Worte θεοπνευστος nicht bestimmt werden, dessen Gebrauch die Sache auch nur bejaht, aber nicht erklärt. Man muß sich also deswegen an die Kirche halten. Ihr zufolge würde man ihn also festsetzen müssen, daß die Eingebung eine innere übernatürliche, (ausserordentliche, wunderthätige) Wirkung Gottes zu einem Vortrag sey. — (Mitwürkung will der Hr. D. nicht zu voreilig sagen, damit man ihn nicht beschuldigen könne, er habe den kirchlichen Lehrbegrif eigenmächtig eingeschränkt, und ohne dem sey Wirkung eine allgemeine, die Mitwirkung zugleich einschliessende Benennung). Weil nun zu einem Vortrage, der Wille, ihn zu thun, das vorgetragene Erkenntniß, die Worte, die Ordnung der Sache, die

Ord-

Ordnung der Worte gehöre, so entstünden daraus vier Grade der Eingebung; der erste, als der vollkommenste, wenn alle diese zu einem Vortrag gehörigen Stücke blos übernatürlich gewirkt worden; ein Zweyter, wenn solches nur in Ansehung einiger derselben geschieht, und einige dagegen theils natürlich theils übernatürlich erfolgen; ein dritter, wenn solche sämtlich theils natürlich, theils übernatürlich gewirkt werden; der vierte, wenn einige derselben bloß natürlich, und nur einige theils natürlich, theils übernatürlich würklich werden: der erste Grad fasse keinen weitern Grad in sich, desto mehrere der zweyte, dritte und vierte, und nach allen sey das göttliche Ansehen eines Vortrags gesichert, weil es nicht darauf ankomme, wie viel Gott übernatürlich dazu gethan und es genug sey, wenn es nur etwas sey, man müßte denn annehmen, die Eingebung sey eine Handlung Gottes, da er unmittelbar in jemanden Gedanken hervorbringe, womit man aber in der Anwendung auf die Eingebung der Schrift nicht fortkomme: Indeß lasse sich noch ein fünfter Grad denken, wenn ein Vortrag mit Eingebung übersehen und bestätiget werde; dies sey zwar etwas anders, als aus Eingebung etwas vortragen, aber doch mehr als eingegebene Sachen vortragen, welches letztere einen Vortrag zwar göttliches Ansehen verschaffe, aber nicht zureichend sey, ihn für eingegeben zu erkennen, wenn gleich der Inhalt eingegeben sey.

Im zweyten Hauptstück wird nun die Wahrscheinlichkeit der Eingebung der heil. Schrift untersucht. Sie ist wahrscheinlich, weil einmal es der Weisheit Gottes zuzutrauen ist, daß er für die Erhaltung und Fortpflanzung seiner Offenbarungen werde gesorgt haben: dann weil die Propheten und Apostel bey ihren mündlichen Vorträgen Gottes ausserordentlichen Beystand genossen, daß sich also ein gleiches bey ihren Schriften annehmen lässet; endlich weil der

ganze Inhalt sämtlicher Bücher in seiner zweckmäßigen Wahl betrachtet, kein Werk des Zufalls oder einer blos menschlichen Klugheit vermuthen läßt. Aber freylich sind das alles auch bloße Wahrscheinlichkeiten; es könnte immer noch das Gegentheil dabey statt finden; es könnten auch andere Gründe es unwahrscheinlich machen. Man könnte z. E. einwenden, Gott thue keine unnöthigen Wunder; nun sey es ja genug gewesen, daß Gott überhaupt den Menschen mündliche Offenbarungen gegeben: Und wahr ists, fährt der H. D. fort, das göttliche Ansehen der Schrift ist nicht schlechterdings an die Eingebung derselben gebunden, zu jenem ist es genug, wenn der darinn enthaltene Lehrbegriff überhaupt Gott zum Urheber hat; warum sollte aber auch Gott nicht Wunder thun können, wo es zwar eben nicht nöthig, aber doch nützlich ist, nützlich, wie in diesem Fall, um gewissen Vorträgen größere Zuverläßigkeit; und mehrere Verbindlichkeit zu verschaffen? Doch das alles entscheidet, wie gesagt, nicht; es zeigt nur, daß es denen, die eine geschehene Eingebung der Schrift behaupten, nicht an Vermuthungsgründen fehle.

Der Hr. D. fährt also im dritten Hauptstück fort, der Wirklichkeit nachzuforschen. Der Beweis für diese kann weder aus dem Inhalt, noch aus der Abfassung (a priori) geführet werden, wobey alles, wenn schon mündliche Offenbarungen vorhergegangen, natürlich möglich war. Es kommt also lediglich auf Zeugnisse an. Diese sind theils innre, theils äussere; jene wieder allgemeine und besondere. Die allgemeinen sind 2 Tim. 3, 16. wo, wenn man auch θεοπνευστος zum Subjekt ziehen wollte, doch der Apostel behaupten würde, daß es von Gott eingegebene Schriften, nemlich die vorher genannten ἱερα γραμματα gebe, und da er die Art der Eingebung unbestimmt läßt, den Begriff damit verbinden mußte,

 den

den Timotheus als ein Jude dabey hatte, und der denn mit dem gewöhnlichen übereinkommt — 2 Petr. 1, 19. 21. welche aber weder für die Eingebung des ganzen A. T. noch der mit derselben niedergeschriebenen Weissagungen, sondern nur für eine den Verfassern dieser wiederfahrne unmittelbare Offenbarung beweisend ist — Joh. 5, 39. 10, 33. Matth. 22, 45. Apostelgesch. 28, 25. Ebr. 3, 7. 1 Petri 1, 11. Röm. 3, 2. Ebr. 1, 1. welche wenigstens die damalige jüdische Zuhörer und Leser nach ihren Begriffen von der Eingebung von derselben verstunden — Unter die besondern, und zwar nach einer fernern Unterabtheilung unmittelbaren (ausdrücklichen oder wörtlichen) werden für die Eingebung des A. T. und aus demselben beurtheilt. Die Stellen, in welchen Moses versichert, daß er einzelne Theile seiner Beschreibung, wie den Sieg von den Amalekitern, auf göttlichen Befehl aufgezeichnet, daß also wenigstens von diesen Theilen die Eingebung so gewiß ist, so gewiß der Antrieb zum Schreiben göttlich war; ähnliche in welchen Jesaias, Jeremias, Hesekiel, Habacuc versichern, daß sie einen Theil ihrer Weissagungen auf göttlichen Befehl geschrieben oder, wie Daniel ein ganzes Buch ihrer Offenbarungen, sind gleichfalls, aber nur für die Eingebung dieser Theile und Bücher beweisend; ganz untauglich dazu aber ist die Stelle Ps. 45, 2. und die so oft wiederholte Formel, so spricht der Herr, die nur ihre höhere Vollmacht zum Lehren anzeigen sollte: Aus dem N. T. und für die Eingebung desselben ist Matthäi 10, 19. 20. für die fortdaurende Einwirkung Gottes bey den Schriften der Apostel wie bey mündlichen gerichtlichen Vertheydigungen zum Beweise nicht zureichend; mehr sind es die Verheissungen Joh. 14, 16. 17. 26. 16, 13. und entscheidend, Apostelgesch. 5, 3. 15, 28. 1 Cor. 2, 10. 2, 13. 7, 10. 12. 25. weil hier theils

Digitized by Google

von den Zuhörern gefordert wird, sie hätten wissen sollen, daß sie mit erleuchteten Männern zu thun hätten, theils diese von eignen Offenbarungen in Dingen reden, die sie wie Paulus von andern natürlich hätten erfahren können, theils sie ihre eigenen Gedanken von den höhern Erleuchtungen unterscheiden: Mittelbare oder thätige, da die Verfasser sich selbst für bloße Schreiber ausgäben, giebt es gar nicht, man müßte denn in Absicht auf das A. T. den Gebrauch, den Christus und die Apostel davon machten, durch Folgerungen dazu machen wollen. Diesen Zeugnissen hat man nun wohl andre entgegen gesetzt, als, daß die Apostel ganz natürliche Veranlassungen zu ihren Schriften erzählen, in der Abfassung oft zweifelhaft sprechen, nur bitten, dafür halten, und dem Inhalt nach, sich oft widersprechen: Allein mit den natürlichen Anlässen konnte immer ein höherer Antrieb, sich ihrer zu bedienen, bestehen; der ermahnende und bittende Ton war der Absicht gemäßer, und oft sprechen sie auch mehr gebietend; die Widersprüche sind nur scheinend, und alles beweiset aufs höchste, daß man nicht eine von Wort zu Wort geschehene Eingebung behaupten müsse — — Was nun die äussern Zeugnisse betrift, so fehlt es an solchen. Das Zeugniß der Kirche würde dafür gelten können, wenn erwiesen wäre, daß es auf einer beständigen sichern Ueberlieferung des eigenen Zeugnisses der Verfasser selbst beruhe; da dies aber nicht ist, so ist es wohl ein wahres Urtheil, aber kein Zeugniß. —

Hierauf gründet nun der Hr. D. seine Ueberzeugung, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben sey, und geht zu der Beschreibung der eigentlichen Beschaffenheit dieser Eingebung im vierten Hauptstück über. Was und wie viel eingegeben sey, läßt sich nicht bestimmen, da es die Schrift selbst nicht bestimmet hat: Es bleibt also kein andrer Weg zur

Beurtheilung ihrer Beschaffenheit übrig, als die Bemerkung des Zwecks der biblischen Schriften und ihrer Abfassung, und daraus ergiebt sich folgendes. Einmal ist daraus erweislich daß die Eingebung der heil. Schrift nicht den vollkommensten möglichen Grad der Eingebung eines Vortrags gehabt, so daß die Verfasser, Willen, Sachen, Worte, das alles unmittelbar von Gott gehabt hätten, denn dann würde in einzelnen Büchern, wie in der ganzen Sammlung Gott und nicht der Verfasser reden; es würde und müßte in der Lehr- und Schreibart mehr Einförmigkeit, durchgängige Deutlichkeit, größere Vollkommenheit anzutreffen seyn, und diese Vollkommenheit würde so viele Wiederholungen derselben Begebenheiten oder Lehren nicht zulassen, andere Beweise und Beweisarten, welche nicht nur auf gewisse Zeiten und Gegenden giengen, erfordern: Aber es war auch große Weisheit, daß Gott hiebey nicht diesen höchsten vollkommensten Grad der Eingebung erwählte, indem dann die erbauliche Mannichfaltigkeit und so viele Beweisthümer für die Wahrheit der Religion aus der Mehrheit der Zeugen, ihrer Uebereinstimmung u. s. w. mit einmal verlohren gegangen wären — — Zweytens erhellet, daß auch nicht alle Bücher und Theile der heil. Schrift in gleichem Grade eingegeben sind, einige nur unter einer bloßen Aufsicht, andre nur vermittelst einer bloßen Erweckung, noch andere durch eine übernatürliche Mitwirkung zur Wahl des Inhalts, weil nemlich die Verfasser an Fähigkeiten, und die Sachen in Ansehung der Erheblichkeit einander ungleich waren. Aber es ist auch drittens zu erweisen, daß in Ansehung keines Buchs und keines Theils der Grad der Eingebung genau bestimmt werden kann, weil es hier keine gewisse Entscheidungsregel giebt, nicht die Regel, Gott habe jedesmal so viel natürlich durch die Verfasser geschehen lassen, als

zum Endzweck geschehen können, da man ja nicht wissen kann, wie viel oder wie wenig zum Endzweck jedesmal nöthig gewesen; — nicht die Ungleichheit der Verfasser und Sachen, weil diese schon vorher durch Offenbarung bekannt und jene vor Niederschreibung ihrer Gedanken durch sie unterrichtet seyn konnten, und ausserdem in beyden Fällen zwar auf das grössere oder geringere, aber doch nicht eigentliche Maas der Eingebung geschlossen werden kann. Doch erfordert viertens der Zweck der Schrift, daß Gott zur Wahl, Wahrheit und Verständlichkeit ihres Inhalts mitgewürkt hat, daß nichts ganz unnützes, nichts falsches, nichts ganz unverständliches geschrieben würde — Fünftens ist eben so erweislich, daß diese Eingebung sich sowol auf die Worte als die Sachen erstreckt habe; denn ob dies gleich in der Schrift nicht ausdrücklich behauptet wird, so ist es doch deutlich, daß die Worte zum Vortrag gehören, Mittel zum Sinn sind, und also die Zuverläßigkeit und Verständlichkeit des Inhalts, eine gewisse göttliche Mitwürkung dazu, oder wenigstens Billigung und Bestätigung derselben, nothwendig machte: Im gegenseitigen Falle hätten auch Jesus und die Apostel nicht zuverläßig aus den Worten des A. T. schließen können, wie Joh. 10, 34. 35. Matth. 22, 43. Hebr. 1. 5. Gal. 3, 16. man müßte denn sagen wollen, es wäre eine Beweisart ad hominem und denn könnte dies von allen Beweisführungen aus dem A. T. eben so gut gesagt werden. — Sechstens erhellet aber auch so viel, daß man keinen hinreichenden Grund hat, sämtliche Bücher der heil. Schrift für sogleich aus Eingebung geschriebene Bücher zu halten; es ist genug, wenn sie nachher mit Eingebung übersehen und bestätiget worden, wie muthmaßlich die meisten historischen Schriften des A. T. (die mosaischen ausge-

genommen) von Jesu und den Aposteln und die Lebensbeschreibungen Jesu beym Marcus und Lucas, durch Petrum und Paulum.

Aus dem allen folgt nun nach dem fünften Hauptstück — zur Berichtigung der Dogmatick, daß man Eingebung und Offenbarung ganz von einander absondern sollte, und eher diese jener unterordnen, weil die Eingebung auch nur in einem bloßen Antrieb bestanden haben kann, und daß man auch diesen nicht allezeit zur Eingebung hätte rechnen sollen, indem er oft natürlich gewesen seyn kann, — für die Vertheydigung der geoffenbarten Religion; daß die Gültigkeit der Religion ganz unabhängig von der Göttlichkeit der Schrift sey, weil die darinn enthaltnen Lehren auf vorher geschehnen Offenbarungen beruhen; und wenn also dies ist, der gemeine und unstudierte Christ nur von jener gehörig unterrichtet werden muß, die Beweise von der Eingebung oder Göttlichkeit der Schrift nicht für ihn, sondern zum gelehrten Erkenntniß gehören; und es eben so zureichend ist, gegen die Ungläubigen nur die Wahrheit und Glaubwürdigkeit der Schrift zu vertheydigen — für die Auslegung der heil. Schrift; daß bey ihrer Erklärung nach den allgemeinen Regeln der Auslegung müsse verfahren werden, nicht immer der fruchtbarste und vollkommenste Sinn der wahre sey, (wodurch der H. D. mit nachahmungswürdiger Bescheidenheit einen sonst behaupteten Satz wieder zurücknimmt) da die Fähigkeiten der Verf. nicht vollkommen gewesen u. s. w. — für die Theologie überhaupt und die theologischen Beweise; daß das Ansehen der Schrift als eines Glaubens Grundes völlig gesichert sey, da auch den untersten Grad der Eingebung angenommen, die Mitwürkung Gottes zu einem einzigen Stück des Vortrags doch zugleich eine Bestätigung aller der übri-

gen gewesen; daß man aber nicht auf die Wahl der Worte ihre Ordnung und Vervielfältigung wider allgemeine Auslegungsregeln ganze Artickel und Lehrmeynungen gründen müsse.

Bis hieher haben wir den Hrn. V. ununterbrochen, und, wo es auf die Hauptsache ankam, größtentheils mit seinen eigenen Worten reden lassen. Die ganze Untersuchung kann überhaupt die Uebung im Denken befördern und besonders in der Lehre von der Eingebung der Schrift einen jeden zu einer richtigen Beurtheilung dessen, wovon eigentlich die Rede ist, und der Schwierigkeiten, die sich hiebey von allen Seiten finden, ungemein behüflich seyn. Auch sind wir völlig der Meynung des Hrn. D. daß blos aus dem Worte θεοπνευστος und der Redart φερομενοι ὑπο πνευματος ἁγιου der vollkommenste Grad der Eingebung sich nicht erweisen lasse; und wir finden endlich in seiner ganzen Vorstellungsart durchaus nichts anstößiges: Am Ende nimmt er doch die Eingebung der Sachen wie der Worte an, und bestimmt sie uns anders. Aber bey dem allen sind uns doch auch bey dieser Theorie folgende vielleicht nicht unerhebliche Bedenklichkeiten eingefallen. Wir zweifeln zuerst, ob dadurch die Vorstellung der Eingebung wirklich erleichtert worden: denn sollte es nicht besser seyn, lieber bey dem gewöhnlichen noch so ausgedehnten Begrif es bewenden zu lassen, als Grade anzunehmen, von denen man doch gestehen muß, daß sie sich bey einzelnen Schrifttheilen nicht bestimmen lassen? wollen die, die eine vollkommene Eingebung behaupten, nicht vielleicht am Ende eben das sagen, „es läßt sich nichts genauers bestimmen,„ oder ist nicht wenigstens diese erkannte Unmöglichkeit von je her eben die Veranlassung gewesen, um desto sicherer zu gehen, alles in die Beschreibung derselben hinein zu bringen?

Zwey-

Zweytens, sollte die Kirche die im ersten Stück voraus geschickte Beschreibung des Hrn. D. so ganz für die Ihrige erkennen? Er verspricht doch, wenn wir ihn recht verstanden haben, den Begriff vorläufig so zu bestimmen, wie ihn die Kirche bestimmt. Wenn nun gesagt wird, sie sey eine innere übernatürliche Wirkung zu einem Vortrage, dürfte jene nicht einwenden, es müsse heissen — zum ganzen Vortrage — es so das Ansehen gewinnen, als wenn die Beschreibung schon in Hinsicht auf die nachfolgende Theorie etwas unbestimmter gefaßt worden, und dies denn die Kirche, ungeachtet der so großen Mäßigung des Hrn. D. doch nicht befriedigen?

Da er drittens sehr richtig behauptet, man müsse die beyden schon angeführten Paullinischen Beschreibungen von der Eingebung nicht aus dem griechischen und lateinischen, sondern biblischen und jüdischen Sprachgebrauch erklären, und nun von dieser Erklärung die Entscheidung der Sache selbst abhängt; sollte man nicht vor allen Dingen hierinn dem jüdischen Sprachgebrauch noch tiefer nachforschen, und damit die ganze Untersuchung anfangen? Sollten endlich die Wörter übernatürlich und ausserordentlich in dem Geschäfte der Eingebung gleichgültig seyn, und eine zwar ausserordentliche aber doch nicht übernatürliche, nicht wunderthätige, göttliche Wirkung dazu gedacht werden können, und der Frage werth seyn?

So hat auch der Recensent das alles nur fragen, und der scharfsinnigern Beurtheilung eines so ansehnlichen Schriftstellers überlassen wollen. Er ist immer der erste Gottesgelehrte, der eine so genaue Untersuchung von der Art angestellt, und auch zur Zeit der einzige, der, ohne eben anstößig zu werden, doch auch weit mehr wahres und gutes dabey gesagt hat, als man in den gewöhnlichen Anweisungen davon hört.

Gs.

Digitized by Google

XXI.

D. Carl Wilhelm Pörner Churfürstl. Sächs. Bergraths chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 524 Seiten in gr. 8.

Seitdem die Färbekunst, eine Tochter der Chymie, wegen ihrer großen und weitläuftigen Beschäftigung von jener getrennet, und zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft als eine besondere Kunst getrieben worden, ist solche von den Chymisten ausser der Achtung gekommen, und dem Handwerksmäßigen Betriebe ihrer Meister überlassen worden. Nur sehr wenige giebt es unter diesen Künstlern, welche bey ihren Arbeiten etwas denken, welche von ihren Operationen eine naturgemäße Erkenntniß haben und also zu neuen Erfindungen und Verbesserungen ihrer Kunst geschickt sind. Wie groß bleibt also bey dieser Beschaffenheit der Sache das Verdienst, wenn geschickte Chymisten den abgerissenen Zweig ihrer Kunst einiger Aufmerksamkeit werth achten, und mit forschenden Auge bemühet sind, zu mehrerer Vollkommenheit der Kunst und zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft, alle ihre Kräfte und Einsichten zu verwenden. Dergleichen Beschäftigungen enthalten unsers gelehrten Verfassers angestellte Versuche, und es wäre zu wünschen, daß dieses Buch von allen Färbern, welche Lust haben, in ihrer Kunst größer als ihr Lehrmeister zu werden, gelesen würde. Vorschriften zu dieser oder jener Farbe, womit alle Farbebücher angefüllet sind, sind nicht darinne zu suchen; Der Verfasser will solche dem Leser selbst erfinden lernen; und be-

bemühet sich vornemlich den Grund von der Festsetzung und Dauerhaftigkeit der Farben zu erforschen. Die gegenwärtige Schrift besteht aus sechs Abhandlungen, wo in fünf hintereinander folgenden von der Curcume, der Scharte, den Chamillen, den Galläpfeln und der Ellernrinde gehandelt, und die mit diesen Körpern angestellte Versuche und Untersuchungen mitgetheilet werden. Die sechste betrift die Vermischungen der in den fünf ersten Abhandlungen untersuchten Körper, und die daher unternommenen Versuche. Die Ordnung, wornach eine jede einzelne Abhandlung eingerichtet, ist folgende: daß zuerst die Mischung des Körpers, mit welchen andere Körper gefärbt werden können, untersucht, und die Bestandtheile desselben durch solche chymische Versuche erforscht werden, wodurch man zu einer nähern Erkenntniß der färbenden Eigenschaft eines Körpers gelangen kann. Diesen Erfahrungen, ohne welchen nichts gründliches in Ausübung einer gemeinen Kunst unternommen werden kann, sind eine beträchtliche Anzahl von solchen Versuchen beygefügt, welche eigentlich den Gebrauch eines durch die Chymie erkannten färbenden Körpers erklären, oder die Wege zeigen, wie ein solcher Körper, dessen Natur und Eigenschaften bekannt geworden, in der Färbekunst zum Färben der Wolle und Baumwolle gehörig zu gebrauchen ist. Daß dergleichen Versuche nicht nach bloßen Einfällen, sondern nach gehörigen Gründen und besondern Absichten angestellt worden, ist leicht zu erachten. Da der Verf. erkannt, daß oft eine kleine Veränderung der Körper in die Eigenschaften und Wirkungen derselben einen beträchtlichen Einfluß hat, so hat er nicht allein mit dem Körper, welcher gefärbt werden soll, sondern auch mit demjenigen, welcher die färbende Eigenschaft besitzt, verschiedene Behandlungen unternommen. Er hat daher verschie-

dene

dene Arten von Vorbereitungen der Schaafwolle oder des daraus verfertigten Tuchs, wie auch der Baumwolle oder des daraus gewebten Cattuns angestellet, zugleich aber auch die Farbebrühen mit verschiedenen Zusätzen bereitet, um sowol die gehörigen Verhältnisse als die daher zu erfolgenden Wirkungen in Erfahrung zu bringen. Hierbey hat der Verf. allezeit den doppelten Zweck der Färbekunst, nemlich die sinnliche Beschaffenheit der Farben und die Befestigung derselben vor Augen gehabt. Die erste Abh. von der Curcume ist am umständlichsten abgefaßt, indem darinne die Wege gezeiget, die man gehen kann, wenn ein Körper zum färben anderer angewendet werden soll, und die Naturen und Wirkungen vieler Körper erklärt, welche in der Färbekunst als Zusätze gebraucht werden, oder wenigstens angewendet werden können.

Im ersten Abschnitt erhellet von der Mischung und den Bestandtheilen der Curcume, daß diese Wurzel ohngefehr aus zwey Drittel erdichten Theilen und einem Drittel einer Substanz besteht, welche weder für blos gummigt noch harzigt gehalten werden kann, indem solche eine erdigtschleimigte Mischung ausmacht, mit welcher einige sehr wenige ölichte Theile verbunden sind. Dieses ist die eigentliche färbende Substanz der Curcume. Im zweyten Abschnitt sind Versuche mit der Curcume in Absicht der Farbe auf Wolle befindlich. Die Versuche sind mit reinem weißen wollenen Tuche unternommen, und dasselbe auf folgende unterschiedene Art zur Annahme der Farbe vorbereitet worden, 1) mit bloßen Wasser eingeweichet, 2) mit Salpeterwasser, 3) mit Salzwasser, 4) mit Wasser, worinn Salmiac aufgelöset worden, 5) mit Wasser, durch Weinsteincremor vorbereitet, 6) mit Eßig, 7) mit Alaunwasser, 8) mit Gipswasser, 9) mit Vitriolwasser, 10) mit Kupfervitriol Auflösung, 11) mit

Seiffenwasser, 12) mit einem durch die Kunst verfertigten selenitischen Wasser, 13) mit Alaunwasser, das mit Thon gekocht worden, 14) mit Alaunwasser, das mit Gips gekocht worden, 15) mit Alaun und Weinsteincremor, 16) mit Galläpfeldecokt, 17) mit Galläpfeldecokt und Alaun, 18) mit Weinsteincremor, Alaun und Curcume. Dergleichen auf so unterschiedene Art vorbereitetes wollenes Tuch ist hernach durch folgenden Farbebrühen gezogen worden, als: 1) blos für sich ohne Zusatz abgesottene Curcume, 2) Curcume mit Salpeter, 3) mit Kochsalz, 4) mit Salmiac, 5) mit Weinsteincremor, 6) mit Weineßig, 7) mit Alaun, 8) mit Gips, 9) mit grünen Vitriol, 10) mit blauen Vitriol, 11) mit Seiffe, und bey einem jedem Versuch ist der Erfolg deutlich angemerket. Nach diesem Entwurfe ist ebenfalls im dritten Abschnitte verfahren worden, inwieferne die Baumwolle mit Curcume gefärbt werden kann. Die Curcume theilt oft dem wollenen und Baumwollenen Zeuge eine sehr schöne Farbe mit, aber man glaubt durch vielfältige Erfahrung überzeugt zu seyn, daß aus derselben niemals eine beständige Farbe erhalten werden könne. Bey diesem Vorgeben derer Färber hat sich der Verfasser nicht beruhigt, und jenen angenommenen Satz, weil die Curcume mit Alaun und Weinstein keine beständige Farbe giebt, so sey es unmöglich eine dauerhafte Farbe daraus zu bringen, durch seine auf die natürliche Erkenntniß dieser Substanz sich gründende Versuche geprüfet und diesen Schluß falsch erfunden. Er gestehet zwar, daß in der Curcume wenig oder fast gar nichts von einer zusammenziehenden Substanz bemerkt wird, sondern daß die färbenden Theile der Curcume in einer seiffenhaften Substanz befindlich sind. Hieraus erhellet freylich, daß die schöne Pomeranzenfarbe, welche ohne allen Zusatz aus der Curcume

cume erhalten wird, in Ermangelung zusammenziehender Theile, gar nicht beständig seyn kann. Es folget aber daraus ganz richtig, da die Curcume eine andere Mischung, als viele andere gelbfärbende Substanzen hat, daß deswegen auch andere Zusätze, als die gewöhnlichen sind, gebraucht werden müssen, wenn man aus der Curcume Farben erhalten will, welche eine mehrere Festigkeit zeigen, als bisher bemerkt worden. Unter denen in dieser ersten Abhandlung angestellten Versuchen, welche sich bis auf 268. belaufen, befinden sich freylich viele mißlungene, welche andern zur Warnung angemerket, aber auch viele, bey denen der Verfasser seinen Endzweck ziemlich erreichet hat, welche eine weitere Anwendung und praktische Ausführung verdienen. Vorzüglich erhellet daraus, „daß Alaun und Weinstein nicht diejenigen Mittel sind, die aus der Curcume erhaltene färbende Substanz fest zu setzen, und daß es zur Festsetzung der Farben nicht allezeit auf eigentlich sogenannte zusammenziehende Mittel, sondern auch wohl darauf mit ankömmt, daß die Körper, welche gefärbt werden sollen, genugsam geöfnet, und dahin gebracht werden, daß die färbenden Theile genugsam in die Canäle und Zwischenräume eindringen, und sich wegen der ähnlich gemachten Beschaffenheit der Theile untereinander vereinigen können. Ist es nicht zu verwundern, daß die färbenden Theile der Curcume durch Kochsalz und vorzüglich durch Salmiac und Kupfervitriol eine weit mehrere Festigkeit als durch irgend eine andere Substanz erhalten?„

Die Versuche, welche mit der Baumwolle unternommen worden, sind nicht so gut gelungen, indem die allermeisten, wenn die Proben mit Seife gekocht worden, verlohren gegangen, doch hat die Vorbereitung durch Galläpfel und blauen Vitriol einige Festigkeit

keit zuwege gebracht. Die Festigkeit der Farben auf Baumwolle zu erforschen, hat der Verf. wohlbedächtig das Kochen mit Seife erwählet, weil die meisten aus Baumwolle verfertigten Waaren dem Waschen mit Seife unterworfen werden.

In dieser ersten Abhandlung S. 90. und 91. befindet sich eine Betrachtung über den Weinstein, und dessen durch die Kalcination hervorgebrachtes alkalisches Salz, ingleichen S. 134. und 135. über die Herkunft der gemeinen Pottasche. In beyden Stellen behauptet der Verfasser noch, daß diese alkalischen Salze durch die Kalcination erst entstünden, und vorhero keinesweges in denen Substanzen, aus welchen sie gezogen worden, wesentlich vorhanden gewesen wären. Wir dächten aber doch, daß die Marggräfischen Versuche über diesen Punkt entscheidend wären, und von Chymisten zur eignen völligen Ueberzeugung leichte wiederholet werden könnten, um hierüber zur untrüglichen Gewißheit zu kommen. Unsere aufgeklärten Zeiten, welche auch in die Scheidekunst einen großen Einfluß haben, erfordern es ja, in allen Stücken bemühet zu seyn, Vorurtheile abzulegen und reine Wahrheit ans Licht zu bringen, denn blos hierdurch erhalten die Wissenschaften ihr völliges Wachsthum.

Die zweyte Abhandlung enthält Versuche mit Scharte, Wolle und Baumwolle zu färben. Aus denen angeführten Versuchen kann man wahrnehmen, daß die Scharte erdigtharzige und schleimigte Bestandtheile hat, welche dergestalt genau zusammen vereiniget, daß sie sich zusammen bequem mit Wasser ausziehen lassen. Wenn also aus der Scharte die gelbe Farbe gezogen, und mit selbiger wollene und baumwollene Körper gefärbet werden sollen, so muß auf die mit schleimigten Theilen vereinigten erdigtharzigten

Be-

Behältnisse der gelbfärbenden Substanz gesehen werden. Man muß darauf bedacht seyn, dieselben genugsam, doch nicht so stark aufzuschliessen, daß dadurch ihre Natur verändert, und die färbende Substanz zerstöret werde. Im zweyten Abschnitte kommen die Versuche vor, in wie ferne die Scharte ihre Farbe der Wolle mittheilt. Hier ist der Verfasser nach eben dem Entwurfe verfahren, als von der ersten Abhandlung angemerket worden. Der dritte Abschn. zeigt die Versuche, wie sich die Scharte gegen die baumwollenen Zeuge verhält. Von dieser Pflanze ist schon bekannt, daß sie unter die brauchbarsten vorzüglichsten gelbfärbenden Körper gehöret, und dieses wird auch durch die hier angeführten 162. damit unternommenen Versuche bestätiget, welche sich aber nicht durchgängig wegen mühsamer Bereitung und Unkosten im Großen unternehmen lassen, dennoch aber bleiben sie allemal unterrichtend und behalten ihre Verdienste. Kochsalz, Alaun und Gips scheinen sowol zur Vorbereitung des Tuchs, als auch bey den Farbenbrühen selbst die besten Mittel zu seyn, eine ganz feine Farbe aus der Scharte hervorzubringen, am schönsten aber der Alaun. Am dauerhaftesten ist die Farbe ausgefallen, welche das Tuch erhalten hat, so vermittelst des zugleich mit Gips gekochten Alauns vorbereitet worden. Was für Vortheile sind nicht also aus der Vermischung verschiedener Körper, vornemlich wenn dieselben eine genaue Vereinigung eingehen, und neue Substanzen erzeugen, in der Scheidekunst überhaupt, auch in der Färbekunst zu erwarten? Mehr, als mancher glaubt.

Die dritte Abhandlung zeiget die Versuche, welche der Verf. mit den gemeinen Chamillen angestellet, in Absicht Wolle und Baumwolle damit zu färben. Von diesen sehr bekannten Blumen ist bis her

her bey der Färberey kein sonderlicher Gebrauch gemacht worden, dennoch erhellet aus den hier verzeichneten Versuchen, daß dieselbe gar wohl zu dieser Absicht gebraucht werden könnten. Wie gut wäre es doch, wenn mehr dergleichen vaterländische Gewächse untersuchet, und bey entdeckten Nutzen derselben Cultur mehr befördert würde! Der Verf. geht beständig nach seinem einmal gemachten Entwurfe fort, und zeigt hier im ersten Abschnitt aus Versuchen, daß in den Chamillen sehr viel schleimigte Theile mit einigen ölichten und erdigtharzigten Theilen vereiniget sind, und daß diese letztern mit den ölichten und schleimigten Theilen sehr genau zusammenhängen, so daß sie durch ein blos wässerigtes Auflösungsmittel nicht zu trennen sind, sondern zusammen verbunden sich in selbiges begeben: doch kann auch durch den Zusatz salziger Körper die Mischung verändert und die angezeigten Bestandtheile getrennet werden. Aus denen im zweyten und dritten Abschnitt mit Wolle und Baumwolle unternommenen 98. Versuchen zeiget sich so viel, „daß die Chamillen eine schwächere Kraft zu färben haben, als bey der Curcume und Scharte bemerkt wird, wiewol sie, was diese letztere betrift, nicht viel schwächer zu seyn scheint. Was die Festigkeit der aus den Chamillen erhaltenen Farben betrift, so scheint sie, überhaupt betrachtet, geringer als bey der Scharte, und etwas stärker als bey der Curcume zu seyn.„

In der vierten Abhandlung befinden sich die mit Galläpfeln angestellten Versuche. Der erste Abschnitt zeigt, wie sich dieser bekannte Körper mit verschiedenen einzeln Materien, welche in der Zubereitung der Farben mit vorkommen, verhält, wobey zugleich auf die Entdeckung derer Bestandtheile das Augenmerk gerichtet worden ist. Daraus ist gefolgert worden,

„daß die Galläpfel größtentheils aus erdigten Theilen bestehen, welche mit einem Sauren genau vereinigt und durch dasselbe auflößlich geworden, mit welchen sich etwas weniges von einer harzigten Substanz vereinigt hat.„ Aus denen im zweyten Abschnitt beschriebenen 40. Versuchen, welche mit wollenen Tuche und Cattun unternommen worden sind, ersiehet man, „daß die Vereinigung der Galläpfel mit grünen Vitriol den vornehmsten Grund zur Bereitung schwarzer Farben darreicht; daß aber blos dadurch ohne einen andern Zusatz weder die aus Schaafwolle noch Baumwolle gewebten Zeuge mit Vortheil schwarz gefärbet werden können, indem erstere zwar eine sattsam schwarze Farbe bekommen, die aber oft, wenn keine andere Zusätze dabey gebraucht worden, der Waare nachtheilig ist, und letztere, die baumwollenen Zeuge nemlich, niemals eine rechte schwarze Farbe ohne andere Zusätze erhalten können.„

Die fünfte Abhandlung enthält Versuche mit Ellernrinde auf Wolle und Baumwolle angestellet. In Ansehung der Bestandtheile erhellet aus der Erfahrung, „daß die Substanz, welche aus dieser Rinde durchs Wasser vermittelst des Kochen ausgezogen wird, größtentheils aus harzähnlichen Theilen bestehet, welche mit einer salinischerdigten, wie auch salinischöligten Substanz genau vereiniget und durch selbige in Wasser auflöslich geworden; daß diese Mischung von der Mischung der eigentlichen zusammenziehenden Körper verschieden ist, indem in diesen eine weit größere Menge von sauererdichten Theilen mit einer geringern Menge erdigtharzigter Theile vereiniget, in jener aber, nemlich in der Mischung, der aus der Ellernrinde herausgezogenen wirksamen Substanz eine ungleich größere Menge harzähnlicher Theile mit einer noch ungleich kleinern Menge sauererdichter Theile verbun-

den ist. Hieraus folgt ferner, daß die Beschaffenheit und das Ansehn der Produkte, welche aus der Vermischung der Ellernrinde mit verschiedenen Körpern erhalten werden, anders als von den eigentlichen zusammenziehenden Körpern ausfallen müssen, und daß folglich die Ellernrinde in der Färbekunst andere Wirkungen als die Galläpfel und andere dergleichen Substanzen zeigen müsse „ Im zweyten Abschnitte wird durch die unternommenen 23 Versuche mit Schaaf- und Baumwolle so viel erwiesen, „daß die Ellernrinde theils für sich, theils mit verschiedenen Salzen verbunden, wenig färbende Kraft hat, und aus diesem Grunde wenig Vortheil von ihr in der Färbekunst zu hoffen ist, dennoch dieselbe von einer andern Seite betrachtet, allerdings einigen Nutzen verschaffen könne, indem ihre mit salinischerdigten Theilen vereinigte harzigte Substanz eine geringe zusammenziehende Eigenschaft hat, und daher zu Befestigung einiger Farben dienen kann.

Die sechste Abhandlung machen diejenigen Versuche von Farben aus, welche aus den Vermischungen färbender Körper entstehen. Die erste Vermischung ist mit Curcume und Scharte vorgenommen, und nach den vorne angezeigten verschiedenen Vorbereitungen Tuch und Cattun gefärbet worden. Die zweyte Vermischung ist mit Curcume und Chamillen, die dritte mit Curcume, Scharte und Chamillen; die vierte mit Curcume und Galläpfeln; die fünfte mit Curcume und Ellernrinde; die sechste mit Scharte und Chamillen. Die siebente mit Scharte und Galläpfeln; die achte mit Scharte und Ellernrinde; die neunte mit Chamillen und Galläpfeln; die zehnte mit Chamillen und Ellernrinde; die eilfte mit Galläpfeln und Ellernrinde angestellet worden, und dadurch sind wiederum 271 Versuche in dieser letzten Abhandlung

entstanden. Ein kurzes, doch sehr wohleingerichtetes Register vermehret die Brauchbarkeit und den Nutzen dieses vortreflichen Buches. Wenn der V., welcher uns wenigstens noch zween Bände dergleichen Versuche und Bemerkungen herauszugeben versprochen, in diesen Bemühungen fortfährt, so müssen wir seinen erstaunenden Fleiß und Geduld nach Verdienst bewundern, und eine so nützliche Arbeit allen deutschen Färbern und Fabrikanten empfehlen. Wir sehen diesen fortgesetzten Bemühungen mit Verlangen entgegen, erwarten aber auch hiernächst mit noch stärkerer Begierde dessen versprochene Bemerkungen, welche einen Theil des Mineralreichs betreffen sollen. Ein solcher Gelehrter, der seinem Berufe gemäß, sich den ganzen Tag der Chymie widmen kann, wie der Verfasser, kann uns vieles lehren, und vieles möglich machen, was andern aus Mangel der Zeit, Gelegenheit und andern Umständen unbekannt bleibet.

Ti.

XXII.

Ioachimi Hoppii commentatio succincta ad Institutiones Iustinianeas; recensuit et cum introductione in lectionem Institutionum indiceque locupletissimo denuo edidit *Carolus Fridericus Walchius*. Francof. ad Moen. sumtibus Franc. Varrentrapp, 1772. 6 Alphab. 14 Bog. 4.

Hopps Commentar über die Institutionen war bisher eine Wassersuppe, schlecht und recht zubereitet, hell und klar, aber voll nahrhafter Brocken, die dem Praktikus sehr gut zu statten kam, ihn zu sättigen, ohne ihm das Blut zu erhitzen. Herr

Herr Walch wollte dieser Suppe mehr haut gout geben; er goß daher etwas antiquarische Kraftbrühe hinein, setzte kritische und philologische Gewürze zu, vermehrte auch die Brocken ein wenig, um das Gerichte wo möglich allen Gaumen schmackhaft zu machen. Ob das nun geschehen ist, ob dem Praktikus nicht vor den beygemischten Ingredienzen eckelt, und der Freund eleganter Jurisprudenz sich nicht lieber bey Vinnius, Huber und Otto zu Gast bitten wird, das ist es, was zu untersuchen wäre, und wir sind so sehr von beydem überzeugt, daß wir den Aufwand und die Mühe bedauern, die Herr W. bey der Zubereitung seiner Mahlzeit gehabt hat. Sollte und mußte Hopp wieder aufgelegt, und sollte ein Kranz von Noten dazu ausgehängt werden, so hätten sie, so wie der ganze Commentar alle auf das praktische gerichtet, und etwa nur die wichtigste historische und antiquarische Fehler berichtiget werden sollen, dann jetzt ist das Buch der Menschenkopf auf dem Pferdehals mit mancherley Federn bekleidet 2c. Nicht wenige nöthige Anmerkungen fehlen; eine Menge unnöthiger sind angebracht, und über die Walchische Noten wären öfters wieder neue Noten nöthig. Der Rec. ist nicht gewohnt ohne Beweis zu tadeln, am wenigsten einen Mann der wie Herr W. wirkliche Verdienste hat.

Nicht wenige nöthige Berichtigungen oder Supplemente fehlen. S. 15. sagt Hopp das trinundinum sey eine Zeit von sieben und zwanzig Tagen. Wissen doch Anfänger daß es nur siebenzehen begriff. Daß alle Gesetze vom Volk wären beschwert worden, (ebendas.) ist ganz unerweislich.

Man kann nicht sagen (S. 19.) Discessione facta vel sententiis singulorum exquisitis perscribeba-

 tur

tur SCtum. Dann in allen SCtis geschah eine discessio.

Es giebt nach Hopps Meynung (S. 50.) heutiges Tages bey christlichen Nationen keine Sklaven. Das sollte den armen Negern lieb seyn.

Wie konnte Herr W. die confuse Abhandlung Hopps von der Präscription, besonders den höchst unschicklichen Satz S. 33., quod attinet praescriptionem actionum *seu* longissimi temporis ohne Verbesserung stehen lassen.

Daß nach der Cammergerichts-Praxis der solidus zu 4 fl. angenommen wird, hätten wir S. 358. nicht unbemerkt gelassen.

Zu der Stelle S. 431. wo Hopp behauptet: praeteritio a matre facta hodie non est loco exheredationis macht zwar Hr. W. eine Note, aber trift den rechten Punkt nicht. Versteht man unter der Präterition ein völliges Stillschweigen, so sind Präterition und Anführung einer legalen Ursache incompatibel. Ist also ein Testament null, worinn die Ursache der Enterbung nicht angeführt ist, wie die meisten Rechtsgelehrten behaupten: so ist es auch nichtig, wann eine solche Präterition darinn geschehen ist. Nimmt man aber das Wort in einer weitläuftigern Bedeutung und nennt auch den einen praeteritum der nicht ausdrücklich eingesetzt, und nicht ausdrücklich enterbt ist: so kann praeteritio und allegatio iustae causae zusammen bestehen, folglich als eine Enterbung gelten.

S. 473. behauptet Hopp: qui in querela succumbit legata amittit. *Koch* specim. comp. Pand. hat diesen Satz mit so wichtigen Gründen bestritten, daß niemand leicht mehr daran glauben wird. Er ist aber so wenig als andere neue gute Schriftsteller, an andern Stellen, z. E. Seger, Schott, Püttmann ꝛc. angeführt. Wie sollen wir diese Unterlassung

sung nennen? Am unbegreiflichsten ist es, daß die Kochische Schrift von der Intestatfolge, die alles, was über diese Materie gescribelt und compilirt worden ist, in vielem Betracht so weit hinter sich läßt S. 589. u. f. weder angeführt noch benutzt ist.

Die alberne Erklärung der causae in contractibus S. 630. ist ohne Note geblieben. Causa est implementum ab una parte, seu datio vel factum sagt Hopp. Also hatten die contractus verbales und consensuales keine causam? Manchen Juristen zum Dienst müssen wir es sagen: causa est requisitum conventionis, propter quod vi legum generalium et primaevarum, circa conventiones latarum, obligationem omnimodam producit.

Die Böhmerische Erklärung eines contractus stricti juris und bonae fidei, die so vernunftmäßig ist, daß sie verdiente wahr zu seyn, wann sie es nicht ist, und daß man verdrießlich wird, wann man die Schwierigkeiten dabey nicht bequem wegräumen kann, hätte S. 633. eine Stelle verdient. — Alles dies nur als Beyspiele, die uns ungefehr auffielen. Man könnte leicht noch mehrere und vielleicht wichtigere finden.

Daß Anmerkungen in großer Zahl angebracht sind, für die ein Buch, wie Hopp, ein ganz fremder Ort ist, dürfen wir wohl nicht beweisen. Man kann aufschlagen, wo man will, um Beweis zu finden. Was soll dem Advocaten z. E. die Untersuchung S. 447. nützen, ob der servus Parthenius §. 4. Inst. de vulg. substit. ein Sklave des Tiberius, oder des Titus oder Antonins gewesen sey?

Endlich Walchische Noten die selbst einer Verbesserung bedürfen, sind nicht selten.

Wer kann einen Stoicismus im L. 2. P. de mort. infer. (S. 5.) finden? Ueberhaupt herrscht in den Noten die Hypothese vom Stoicismus der alten Rö-

Digitized by Google

mischen Rechtsgelehrten, die zu gewissen Zeiten die Lieblingshypothese war, und so weit getrieben wurde, daß nichts fehlte, als man hätte noch behauptet, die Römische Rechtsgelehrten hätten gegessen, getrunken verdauet ꝛc. weil es die Stoiker thaten.

Sigonius und Gruchius haben (S. 13.) nicht darüber gestritten, ob die Magistratspersonen in doppelten comitiis *centuriatis* gewählt worden seyn.

Die ecclectische Rechtsgelehrte (S. 24.) sind von den alten nie herciscundi genannt worden. Dieser Name ist modern, und ganz gegen die Analogie der Sprache. Gar nicht *sine dubio*, sondern eine bloße Conjektur, über die sich noch dazu Bach lustig macht, ist es (ebendas.) daß die Verfasser des Gregorianischen und Hermogenianischen codicis Heyden gewesen, und aus Liebe für ihre Religion diese Sammlungen gemacht haben.

Unverantwortlich finden wir es, daß S. 46. die griechische Uebersetzung der Pandekten des Stephanus nicht angeführt und dagegen den Thaleläus Cyrillus und Dorotheus als Pandektenübersetzer, angegeben sind, von denen es sich doch gar nicht erweisen läßt. Auch möchten wir wissen, womit es (S. 62.) zu verificiren wäre, daß Kaiser Sigismund und Friedrich III. des Mincuccius Buch de feudis confirmirt habe.

Die traditio symbolica so wenig als die longae manus sind fictae, wie S. 305. steht.

Wann Hr. W. S. 353. von der Frage spricht, ob die Schenkung ein titulus oder modus adquirendi sey: Callipides multum se movet, nec tamen promovet. Fängt sich die Schenkung mit der Uebergabe an, so ist sie modus adquirendi; fängt sie mit einem Versprechen an, titulus. Das ist das ganze Ge-

Geheimniß. Nun vergleiche man die Walchische Beantwortung.

S. 438. glaubt Hr. W. auch nach dem neueren Römischen Rechte, könne einem Sohn keine conditio casualis in Ansehung dessen, was er über den Pflichttheil erhält, vorgeschrieben werden. Sein Grund ist: filius sub casuali conditione institutus, si illa non existit, pro praeterito est habendus. Gleichsam als ob praeteritio ratione bonorum praeter legitimam nicht erlaubt wäre! — doch wir müssen uns nach dem Hafen umsehen, und nur noch anführen, daß Hr. W. in der sogenannten introductione in lectionem institutionum die dem Buche vorgesetzt ist, gute Nachrichten von der Verfertigung der Institutionen, ihren Quellen, der besten Methode sie zu erklären und den Text zu berichtigen, und von ihren Commentatoren zusammen getragen hat.

Tf**.

XXIII.

Onomatologia botanica completa, oder vollständiges botanisches Wörterbuch, worinn nicht nur alle Kunstwörter übersetzt und erklärt, die bekannte Pflanzen nach der Lehrart des Ritters von Linne beschrieben, ihre verschiedne Namen nach den berühmtesten Schriftstellern angeführt, und eine kleine Lebensgeschichte der vornehmsten Kräuterkundigen beygefügt, sondern auch die Heilskräfte und der Nutzen, den die Arzneywissenschaft, Landwirthschaft, Färberey, Vieharzney- und

Scheidekunst aus denselben ziehen, aus den besten Schriften dieser Art und aus eigner Erfahrung erläutert werden, von einer Gesellschaft erfahrner Pflanzenkundiger. Frankfurt und Leipz. 1772. 8. (Bubstab A. 1 Alph. 10 Bog.)

Man würde irren, wenn man sich nach diesem Titel einen Begriff von dem Buche machen wollte. Der Recensent gehört nicht zu den partheyischen Kunstrichtern deren Lob und Tadel den Verfassern gleichgültig ist, da er dieselben nicht kennt; ob er sich gleich damit nicht anmaßt, daß sich andre nach ihm richten, oder seine Meynung so wichtig hält, daß sie darauf achten sollten. Er ist nicht so unbillig, zu fordern, daß alles neu und eigen seyn solle; er gesteht, daß er ihre Arbeitsamkeit und Kenntniß in der Beschreibung und Cultur der Pflanzen bewundert, und dennoch hält er dies Werk nicht für das, was es seyn soll. Unsers Bedünkens nach hätten dazu zwey ja drey Werke gehört, das eine deutsch, worinn alle Kunstwörter erklärt, die Lebensgeschichte der berühmten Botanisten angeführt und alles übrige in das zweyte Werk geworfen wäre, das lateinisch die einzelnen Beschreibungen der Pflanzen, und die Reduktion der Namen älterer Schriftsteller zu den Linnäischen enthalten hätte, und dann möchten wir uns eines Werks gefreuet hätten, das in vieler Absicht noch unter die frommen Wünsche gehört. Ein 3tes hätte endlich alles, was den Gebrauch derselben betrift, enthalten können. Aber nun man uns alles dies in einer Schüssel aufträgt, war es nicht möglich, etwas vollständiges zu liefern. Wir wollen suchen, unser Urtheil zu rechtfertigen, und wir wissen

es,

es, daß mehrere ungefehr eben so urtheilen. — Die Verf. scheinen sich ein Gesetz gemacht zu haben, keine deutschen Namen zu erklären, sie versprechen am Ende des Werks ein Verzeichniß davon zu geben, und bis dahin wird der Nutze ihrer Uebersetzungen der Gattungsnamen aufgeschoben bleiben. Die meisten davon werden unbekannt seyn, wenn man nicht den Oederschen Nomenclator nachschlägt. Z. E. Sinau (für Marienmantel, Alchemilla) Günsel (Ajuga) und unzähliche andre. Aber die Kunstwörter, die bey der Cultur vorkommen, wären vielleicht nicht ohne Nutzen erwähnt worden. Z. E. im A. Ablegen, Auge. Denn auf dem Titel wird nicht erwähnt, daß die Kunstwörter nur lateinisch seyn sollen. Ablactatio ist da. — Die Lebensbeschreibungen sind erbärmlich; man sehe nur zur Probe *Adanson* und Artedi; und wo hat denn der letzte von den doldentragenden Pflanzen geschrieben? seine Eintheilung dieser Familie steht nirgends als in Linnaei Classibus Plantr. p. 531. ed. Hal. und mit deutlichen Worten dabey: — praeventus fato solus ordines nobis cum communicavit nec plura reliquit. So auch mit den Büchern; schwedische Pflanzengeschichte S. 229. soll Flora suecica seyn. Wer wird nicht denken, es sey ein anders Werk?

Aber warum einen zweyten Theil des Werks lateinisch? Um der Ausländer willen. Oder sollten wir darauf nicht sehen, wenn wir Deutschen etwas schreiben können, das auch sie wünschen? Eine kritische Synonyme, worinn die von Linne nicht erwähnten Pflanzen auf seine Gattungen und Arten reducirt, die Autoritäten davon citirt, die Kupfer angegeben und die Linnäischen hie und da berichtigt würden, ist ein Werk, das alle Botanisten mit beyden Händen annehmen und wenn es lateinisch wäre, alle Auslän-

der

der kaufen würden, nur müßten die, welche nicht blos Spielarten sind, hinlänglich und nach seiner Art beschrieben werden. Das ist aber gewiß nicht das Werk Eines Mannes, sondern einer Gesellschaft, davon der eine diese, der andre jene Familie untersuchte, und wenn es je zu hoffen steht, so müssens Deutsche liefern, denn unsre Nachbaren haben lange nicht Geduld genug dazu. Etwas von fern her ähnliches ist hier freylich geliefert, aber man wird leicht sehen, wie wenig das dem Vorschlage Genüge thut, den wir jetzt gethan haben; man sehe z. E. die weitläuftigen Gattungen nach Achilaea, Aloe, Amaranthus, Artemisia &c. Denn nun wird man auf deutsche Namen verweisen, die man nicht eher Linnäisch finden kann, bis das ersterwähnte Verzeichniß da ist. Z. E. S. 392. kommen unter dem lateinischen Namen Amaranthus Celosie, Kermesbeere, Rivinische Pflanze, Rheinblume, Spreublume, Somphrene, Nagelkraut, Strausfeder. Wir wollten nicht, daß man uns hier unrecht verstehe; daß dieselbe Pflanzengattung die einen lateinischen Namen hat, in so viele andre Gattungen sich vertheilt, bey denen die mit Linne nur die Arten zu einer Gattung rechnen, deren Theile der Befruchtung übereinstimmen, dafür können die Verf. nicht; sie müssen es anzeigen, aber nur, daß sie hier nicht den Linnäischen Gattungsnamen übersetzt, und anstatt Tourneforts, Vaillants, Boerhaavs ꝛc. 14te, 18te, 22ste Art und deren Spielarten, den Linnäischen Gattungs- und Trivialnamen gesetzt hätten, so könnte man die, welche bey ihm auch Amaranthus heißen, gleich nachschlagen, da es nun einmal alphabetisch gehen mußte; ob wir gleich noch lieber sähen, wenn es allenthalben, so wie beym Amaranthus caudatus stünde, S. 387. Diejenigen, für deren Gebrauch dies Werk bestimmt ist, wür-

würden bey einem lateinischen von angezeigter Art nichts verlieren; denn wenn der Gärtner oder Landwirth kein Latein versteht, so fällt für ihn ein großer Theil vom Nutzen auch des gegenwärtigen Buchs hinweg; und wenn er die Kunstwörter nicht versteht: so schlüge er den ersten Theil auf, der nicht viel mehr als eine Uebersetzung der Linnäischen Disp. Termini botanici seyn dürfte; und denn würde wohl schwerlich Platz bleiben für die Anmerkungen über Cultur und Nutzen, und diese also einen dritten Theil einnehmen. Wer jetzo die Species Plantt. Linn. und Millers Gärtnerlexicon, auch allenfalls Dietrichs Einleitung zur Kenntniß des Pflanzenreichs hat, wird diese onomatologiam ohne sonderlichen Nachtheil entbehren. Die Kenner mögen urtheilen.

Dr.

Chr. Ehrenfr. Weigel M. D. Observationes botanicae, c. tab. aen. 3. Gryph. 1772. 4. 6 Bog.

Der Bemerkungen sind 36. die alle von dem Fleiße und Einsicht des Verfassers zeugen. Sie sind pur botanisch, das heißt, sie gehen auf genaue und richtige Bestimmung der Arten, den Grund alles dessen, was man mehr von einem Gewächs sagen kann. In der ersten werden die Arten des Bromus und in der letzten eine neue Gattung Sphaeria bestimmt, das Hr. von Haller gemacht, das zu dem Schwämmen theils und theils zum Lichen von andern gerechnet ist. Beyde können ohne frische Exemplare davon zu haben, nicht beurtheilt werden, ausser daß die letzte Species, Sph. Carchariae mit der vom Marchant in Mem. de l'Acad. 1711. S. 121. Amst. Ed. 8. beschriebenen und abgebildeten sehr übereinzukommen scheint. Eine andere neue Gattung möchte der Hr.

Verf. aus einer Pflanze machen, die Blätter wie Gras, und Fructification wie ein Moos hat, und auch davon kann niemand was entscheiden, ohne sie gesehen zu haben, wenn nicht das Aufweichen im kalten Wasser etwa möchte zeigen, ob es wirklich moosartig ist. Der Lichen obs. 27. scheint wohl Linnaei L. atro-virens zu seyn. Sehr viel Mühe müssen dem V. die Vergleichung der Synonymen und Kupfer gemacht haben, und dennoch haben sie seine Zweifel nicht auflösen können. Der Rec. würde daher rathen, die Obs. nebst einem Exemplar von jeder an den Dictator nach Upsala zu schicken, um zur Gewisheit zu kommen. Das Sium das unter dem Namen nodiflorum in Göttingen passirt, ist wie der Rec. zuverlässig weis, angustifolium Linn. S. N. 12. dahingegen nodiflorum L. am besten in der Figur des Morison die in Spec. Plantt. angeführt ist, ausgedrückt und bis zur 12 Aufl. S. N. von Linne selbst mit dem angustif. verwechselt ist. Ueber die Vertheydigung des Ritters in der 10 Obs. hat sich der Rec. gefreut, und es erhellt aus solchen und 100 ähnlichen Exempeln, daß man bey Pflanzen, die der Ritter oft gesehen, niemals die rechte Speciem hat, wenn seine Beschreibung nicht genau zutrift. Die Kupfer hätten wir besser gewünscht, vielleicht werden sie es bey einer anderweitigen Ausgabe. Da der Verf. sich in der Vorrede darüber erklärt: so wollen wir ihm hier nichts zur Last legen.

Dr.

XXIV.

Onomatologia botanica completa, oder vollständiges botanisches Wörterbuch u. s. f. Zwey-

Zweyter Band. Frankfurt und Leipzig, 1772. 8.

Wir könnten es allenfalls bey der bloßen Anzeige bewenden lassen, daß der 2te Theil nun auch da sey, die Buchstaben B und C bis Coh begreife und dem vorigen allerdings ähnlich sey, von dem wir nur eben umständlich geredet haben. Allein wir wollen doch einiges daraus besonders bemerken. Die Vorrede scheint von einem Manne geschrieben zu seyn, der den Umfang der Botanick, zumal der angewandten, ziemlich kennt; nur schade, daß ihn das Vorurtheil von der Gleichheit der Kräfte bey einheimischen Pflanzen mit den ausländischen zuweilen hingerissen hat, so sehr er in Ansehung der Futterkräuter, auch vieler Färbekräuter Recht hat. Aber wenn er sagt: „daß man in sehr „vielen Fällen einheimische Mittel habe, welche der „Fieberrinde in ihren Wirkungen gleich kommen,„ und z. E. die Wurzeln des Enzians, des Odermennigs, der Wassermerzwurz (diese kennen wir unter dem Namen nicht, und das deutsche Register ist noch weit entfernt) des gemeinen Fünffingerkrauts (soll ohne Zweifel Tormentill seyn, der Name ist aber zweydeutig, da er auch der Potentilla zukommt, die unsers Wissens nie gegen Fieber gebraucht ist) anführt: so müssen wir sagen, daß die vorhin angegebnen Beyspiele so wenig als diese passen, ausser dem von der Salebwurzel und der einheimischen Knabenwurz, die eines Geschlechtes und mithin eines ordinis naturalis sind. Denn wenn der Satz richtig wäre, daß die erwähnten einheimischen in vielen Fällen der China gleich kämen, warum hätte denn Sydenham, dessen Name sein Ruhm schon ist, die Wechselfieber nicht heben können, da er doch auch Cardobenedicten, Wermuthsalz und mehrers gehabt haben wird? Daher ohne

Zwei-

Zweifel, weil die Umstände unter welchen diese helfen, (denn daß sie zuweilen geholfen, leugnet der Recensent gar nicht) nicht genau bestimmt sind; das hat man aber nun bey der China so gethan, daß ein kluger Arzt sie nicht leicht zum Nachtheil geben wird, und dies ward durch den Streit über ihren Nutzen oder Schaden veranlaßt; und wenn wir ohne deswegen einen neuen Streit anzufangen, bey den Versuchen mit inländischen Gewächsen nur genau beschrieben, was für Ursachen der Krankheit deutlich vorhanden gewesen, und wie viel von der Cur dem Mittel, wie viel der Natur selbst beyzumessen sey, und hauptsächlich die fehlgeschlagenen Versuche eben so aufrichtig als die gelungenen beschrieben: so würden wir bald entscheiden können.

Aber wenn man uns doch mit den Lebensbeschreibungen der Botanisten in den folgenden Theilen verschonen wollte, auch wenn sie noch kürzer gefaßt wären als hier! oder — uns richtige lieferte! Wir wollen gleich ein paar Exempel geben. Aber wir bitten die Verf. uns doch im folgenden Theil in der Vorrede zu sagen, was doch das für Schriften seyn mögen, „welche die Geschichte der Pflanzenkundigen zu ihrem eigentlichen und einzigen Endzweck haben?„ Stollens Historie der medicinischen Gelahrtheit, ist uns zwar bekannt, und schon nach ihm werden die Verf. manchen Fehler vermeiden können, aber wir vermuthen nicht, daß sie dies im Sinne gehabt, da es zumal nicht auf die neuern Zeiten geht. Hallers Bibliotheca botanica wird es also vermuthlich seyn sollen? aber dessen eigentlicher und einiger Endzweck ist doch wohl nicht die Lebensgeschichte der Pflanzenkundigen? wir denken wenigstens, es ist ein chronologisches Verzeichniß aller Schriften die in der Botanick geschrieben sind, ein Urtheil über ihren Werth und den Einfluß, den sie zur Verbesserung der Wissenschaft gehabt haben, wo denn beyläufig das wichtigste

von

von den Lebensumständen der Verfasser vorkommt, wenn sie merkwürdig sind. Also werden wir ein solches Werk eben sowol als eine zusammenhängende Geschichte der Botanick, wie die Clerksche, Schulzische und Freindsche Geschichte der Medicin so lange für ein pium desiderium halten, bis man uns zeigt, in welchem Buche sie stehe? S. 30. „Barrelii (dies wollen wir für einen Druckfehler hingehen lassen, er heißt Jacob Barrelier) ein parisischer berühmter Pflanzenkenner„ in soweit richtig, daß er zu Paris gebohren war, und auch daselbst starb, nicht aber seine Pflanzenkenntniß da zeigte, sondern auf seinen Reisen; „dem die Gattung des Drachenfängers ihren lateinischen Namen zu danken, und der zu „Anfang dieses Jahrhunderts die Abbildungen einiger Pflanzen herausgegeben hat.„ Das Barreliersche Werk wird im 1sten Bande der Onomatologiae unter den genutzten Büchern mitgenannt, auch Hallers Accessiones ad meth. Stud. medici Boerhaavii; aber keines von beyden ist bey diesem Artickel angesehen. Denn vor jenem steht vita Jacobi Barrelieri (sollte Barrelerii heissen, nach dem lateinischen genio, und so schreibt es auch Hr. von Haller S. 201.) woraus man deutlich die drey großen Fehler der letzten beyden Zeilen hätte sehen können. Wir wollen versuchen, wie kurz es sich richtiger angeben lasse: „Barrelier, ein Pariser, studirte erst die Arzneywissenschaft, ward aber statt zu promoviren Predigermönch, und reisete in der Mitte des vorigen „Jahrhunderts durch einen großen Theil von Frankreich, Spanien und Italien, dabey er alle ihm vorkommende merkwürdige Pflanzen abzeichnete, beschrieb und in Kupfer stach. Diese Kupfer wurden „40 Jahr nach dem Tode desselben von Antoine de „Jussieu (Paris. 1714. fol.) edirt; die eignen Be-

„schreibungen des Verf. waren verbrannt. Es sind „der Abbildungen über 1200. Nach ihm nennt Plu„mier eine americanische Pflanzengattung, die wir „Drachenfänger übersetzen. — „ So ungefähr dünkt uns, sollte der Artickel heissen. Auch das: die Pfl. hat ihren Namen dem und dem zu danken, will uns in einem Wörterbuche gar nicht gefallen.

S. 143. „Boerhaavia hat ihren Namen dem „großen Arzte zu danken, der zu Anfang dieses Jahr„hunderts gelebt, und durch sein Verzeichniß derer „(der) Pflanzen im leydenschen Garten auch auf die „Kräuterkunde seine Verdienste ausgebreitet hat„ — soll das eine kurze Lebensbeschreibung und für Anfänger seyn? oder ist es eine beyläufige Erwähnung, daß im Anfange dieses Jahrhunderts ein Arzt (der Himmel weis an welchem Orte! der Anfänger weis es nicht, lernt es auch daraus nicht, daß er die Pfl. des Leydner Gartens beschrieb; denn Rupp schrieb floram Jenensem und war nur Student, Leyser floram Halensem und war nicht Professor der Botanick) sich um die Botanick verdient gemacht. Es hätte immer von Boerhaave als Botanisten etwas mehr können gesagt werden, und ein Bodenstein a. d. vorhergehenden S. obscurior ignotissimis, in der verdienten Vergessenheit dafür bleiben können. Hingegen sind die Artickel Bauhinia, Bignonia, Bobartia, Boehmeria gut, sofern sie als Erwähnungen der Männer sollen angesehen werden, nach denen Pflanzengattungen benannt sind. Bey andern ist davon gar nichts erwähnt, daß es z. E. bey Blasia nicht geschehen, wollen wir darum entschuldigen, weil seine Verdienste eben wie die von ihm benannte Pflanze pusilla sind. Aber warum ist bey Barreria nichts gesagt? Wir wollen den Mangel ersetzen: „Pierre Bar„rere, Arzt und Professor zu Perpignan, war ehe-

„mals

„mals königl. französ. Botanikus auf der Insel Cayen-„ne gewesen, wo er sich mehrere Jahre aufgehalten „und einen Essay sur l'histoire naturelle de la „France equinoxiale geschrieben, der ein Vorläu-„fer eines größern Werks davon seyn sollte (wovon „dies ein bloßes Verzeichniß ist, wie es der Verfasser „selbst nennt in der Nouvelle Relation de la France „equinox 1743. 12.); das aber nicht zum Vorschein „kam, und auch der Essay ist schwer zu haben, doch „fast das einzige was von einem Augenzeugen von „dortigen Pflanzen ex professo geschrieben ist.„ —

Wenn wir mehr suppliren sollten, so könnten wir leicht ein paar Bogen anfüllen, aber das könnten die Verfasser auch, und vielleicht wäre das manchem Leser eben so lieb als verschiedne Artickel die sie jetzt finden. Aber wie wäre es, wenn einem der Argwohn beyfiele: wie, wenn die andern Artickel, die Synonyma insonderheit, auch so unzuverläßig wären als die leben? Doch müssen wir die halbrichtige Bemerkung bey der Brunsvigia nicht vergessen, daß sie nicht nach dem Kräuterkundigen dieses Namens genannt sey. Wenn sich hinzudenkt, daß einer Hier. Salerus insgemein diesen Namen, *Brunsvicensis* hat; nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten: so ist sie ganz richtig. — Das kann der Recensent durch Nachschlagen gefunden haben, aber — vielleicht der Verleger trieb — und der 3te Th. ist im Msct. schon fertig! Horaz sagte einmal: nonum prematur in annum. —

Vom C wollen wir nur ein paar Worte sagen. In allen beyden Bänden ist kein einziger Artickel, das behaupten wir zuversichtlich, so gut ausgearbeitet als der Cinchona. Und wenn der Verleger wissen wollte, wie das Werk beschaffen seyn müßte, das die Absichten des Titels erfüllte, und mit Beyfall der Kenner:

so würden wir ihm rathen, dem Verfasser dieses Articels die ganze Arbeit aufzutragen. Es ist schwerlich derselbe, der die Vorrede geschrieben; denn dieser will von ihren succedaneis nicht viel halten. Nur ist die Blumenkrone nicht aussen filzig, sondern inwendig; denn aussen ist doch wohl bey einer einblättrigen röhrigen Blumenkrone die Seite des flachliegenden Saums die nach der Erde zu, und inwendig was nach Stempel zugerichtet war; und überhaupt ist die Beschreibung der Blumenkrone nach de la Condamine gemacht, zu dessen Zeit die Kunstwörter noch nicht genau genug determinirt waren, und auch seine Figur ist nicht völlig genau. Der Rec. hat ein trocknes Exemplar gesehen, das nicht über 2 Jahr alt seyn mochte, und nachdem ist das filzig unsers Verf. sehr gut, aber nicht am Rande und an der Spitze wollig, sondern auf der ganzen Fläche wollige Lappen; just so, wie die bekanntere Periploca graeca Linn. deren Nachbarin sie nach dessen Mantissa geworden, und von der sie (in der Fructification) nicht anders verschieden ist, als daß Cinchona Einen Staubweg hat, eine Röhre unter dem limbo corollae, und gelb blühet; Peripl. aber 2 Staubwege und fast keine Röhre hat, sondern radförmig ist, und dunkelroth (braunroth) blüht.

Wir können auch bey diesem Theile unsre Verwundrung nicht verheelen, über die mühselige Arbeitsamkeit der Verfasser in weitläuftigen Gattung die Synonymen aufzusuchen; zwar giebt Bauhins, Pinax und Menzels Lexicon gute Hülfe, aber die neuern sind hier auch, und schon diese kosten Arbeit. Der Recensent wagt sich indeß nicht in die Kritike dieser Anführungen, indem eine solche Gattung nachzusuchen, leicht eine ganze Woche wegnähme und doch nichts herausbrächte, ohne eine Menge von Arten derselben

Gat-

Gattung zu haben. Warum aber die Verf., da sie in dieser Vorrede ausdrücklich erwähnen: sie hätten die Linnäische Folge der Arten behalten, ohne aufs Alphabet zu sehen (wie in der Rec. des 1ten B. bemerkt ist,) sich nicht die große Erleichterung gemacht, die wir ihnen rathen, auch dem Drucker und Leser zu machen, nemlich die Unterabtheilungen desselben als solche hinzuzufügen, das wissen wir nicht. So wird bey Centaurea z. E. immer wiederholt: mit doppelt stachlichten Blumenkelchen ꝛc. deren Kelchschuppen handförmige Stacheln haben ꝛc. Warum nicht lieber nach dem 719. S. die Centaurea so gut nach den Linnäischen Erklärungen eingetheilt war, so fortgefahren:

Mit glatten und unbewehrten Blumenkelchen:
Centaurea erupina, u. s. f.
— — moschata u. s. f. ohne nun bey jeder Art dies zu wiederholen; denn in dem paraphrasirenden Deutschen ist dies weit eckelhafter als in dem participialischen Lateinischen. Centaurea phrygia heißt im Deutschen noch uneigentlicher und zweydeutiger als im Lateinischen die phrygische; der Sinn dieses Trivialnamens wäre frisirte Flockenblume, weil der Kelch wie eine Peruke aussieht.

XXV.

Betrachtungen über die physicalischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genie, der Sitten und Regierungsform der Nationen. — Von Herrn L. Castilhon.

Magnis tamen excidit ausis.

Leipzig, Holle, 1770. 480 S. gr. 8.

Für seine Nation ist Herr C. manchmal zu partheyisch, im Ganzen aber verrathen diese Beobachtungen einen forschenden Denker. Es ist mir leid, daß ich gleich S. 2. etwas finde, das ich nicht annehmen kann. Solte man erst seit dem 17ten Jahrhunderte vom Charakter der europäischen Nationen im Norden mit Gewisheit schreiben können? Ich dächte, durch die älteste, ungebildete Simplicität hätte er, wenn mich nicht alles betrügt, ungefälschter durchscheinen sollen. Seit der neuern Politick sieht man in den meisten Ländern nicht mehr so viel Originale, und ein Auswärtiger entscheidet oft das Verhalten und Glück einer Nation, ohne daß ihr Charakter in ihren öffentlichen Handlungen sich im kleinsten zeigen könnte; auch haben Religion und Gesetze die schriftstellerische Freyheit an manchem Orte sehr beschnitten. Wo S. 14. das eigentlich sogenannte Scythien liegt, beliebe der Herr V. mir näher zu sagen. Celt und Scyth und Indier und Aethiope hielt ich sonst für Bewohner der alten Terra incognita, für Völker wie Hyperboreer und Bürger auf Thule. S. 21. „Nur allein die Griechen breiteten sich überall „aus. Hebräer und Orientaler reiseten sehr wenig.„ Die Phönicier schifften doch um Afrika herum, wohnten auf afrikanischen und spanischen Küsten, holten brittisches Zinn, und Börnstein von der Raddune aus Preussen. Nach Alexandern waren die Hebräer überall. In den mittlern Zeiten giengen die Syrer nach Sina. Warum auch von Celten, Galliern, Cantabern J. J. 1770. reden? Haben wir keine bekanntere Namen? Zu S. 32. Finum für Vinum, sprechen auch die Schweitzer, und den Laut aus der Kehle brauchen die Araber wirklich in dem, für europäische Kehlen unaussprechlichen Ajin. S. 37. „Je „übermäßigere Leidenschaften, desto mehr Physiogno-

„mie.„

„mie.„ Vollkommen wahr, es hält auch die kalte, gleichgültige Miene nicht leicht aus, und läßt die Affektation überall hervorblicken. S. 40. Frankreich hat die geilen jonischen Stellungen der Morgenländer beym Tanze durch seine Wohlanständigkeit verbessert, Sprünge und Capricen (das Natürliche, Ungezwungene, die Leidenschaft) mit edeln (sollte vielleicht heissen, mit mechanischen, mit systematisch gelernten) Bewegungen vertauscht. S. 41. Das Reich der Anmuth ist der reine, fruchtbare, aromatische Orient, bey jener Feinheit der Organen und des Verstandes (Ob die Organen des Kalmücken, des Karakalpacken und Mungalen wirklich feiner als griechische, parisische, berlinische wären?) S. 45. „Der nachdenkende Orientaler ist schwer zu reitzen und schwer zu besänftigen.„ Er hat nicht so viele Kriege, aber sein Sieg trägt Verwüstung herum, seine Eroberungen sind grausam, sind unmenschlich. Den Cyrus kann man nicht einwenden; ein Beyspiel gegen Hunderte sagt nichts. S. 46. sollen die Scoten die Engländer überwunden haben. Das haben sie auch bisweilen gethan und die Engländer besiegten die Scoten öfters. Ueberhaupt glaub ich nicht recht feste an jene vermeinte Beobachtung, die die Eroberer aus Norden kommen läßt. Ein Kaufmann im Süden mit den gekrönten Predigern, seinen Nachfolgern, gründete ein Kaiserthum von Ganges bis Toulouse. Eroberer aus Osten verbrannten Breßlau und bekriegten Japan. Der Südländer Marius bezwang die Cimbern, die, Gott und sie wußten wie tief! aus dem Norden hervorbrachen. Ludewig XIV. eroberte von Westen aus und wär unter andern Conjunkturen Carl der Große seines Jahrhundertes geworden.

S. 47. „Cäsar, Alexander, die größten Generale, die größten Ministers hatten eine zarte Leibesbe-

schaffenheit.„ Eine solche hatten auch die größten Gelehrte, Socrates, Horaz ογκωδεςατος, Conring, Mosheim, Montesquieu, und viele noch lebende. S. 49. „Die Abendländer geben allen Streitigkeiten und Neuerungen Gehör.„ Und die Morgenländer hatten doch wenigstens Anfälle dieser Krankheit, da Aristoteles das Ein und Alles der Araber war, und 72 theologische Sekten entstanden, die des Propheten von Mekah Religion recht christlichorthodox zerzerrten. S. 50. „Bey den Mittagsländern ist alles groß„ aber der nordische Thor war so fürchterlich oder fürchterlicher als Zevs, und die uncultivirtesten Völker lieben das Gigantische, Kolossenmäßige am meisten. S. 51. „Von Morgen und Mittag kommen die ausserordentlichsten Produkte.„ S. 55. Aber Homer war doch wohl nicht, wie Hr. C. glaubt, ein Zeitgenosse des Pythagoras, eher ein Zeitgenosse Davids. Die Anmerkungen über die Laconische Gesetzgebung sind gut, sind auch die Meinigen, dann eigen sind sie dem Hrn. Verf. nicht. Auch ich halte die Spartaner für mehr grausam als herzhaft, ihre Vaterlandsliebe für republikanische Raserey. Sie waren, sagte einst ein berühmter deutscher Geschichtschreiber, Patrioten für Lacedämon und determinirte Schurken gegen das ganze übrige menschliche Geschlecht. Lycurg mag weise seyn, aber er ist auch unmenschlich und empört mein Herz. „Seine Gesetzgebung verdammte Sparta, klein zu bleiben.„ S. 64. Ich kann den Enthusiasmus nicht begreifen, mit welchem einige Lycurgs Verfassung unsern Zeiten noch empfehlen wollen. Auch ist es warlich bloße Affecktation, die heuchlerische Tugend des Sittenrichters Cato, die gegen Athen — ich rede nicht von dem Athen, das dem Socrates Gift gab und den Gerechtesten Landes verwies; von Athen Solons und

Pe-

Perikles rede ich — so altväterisch loszieher und lieber Sparta zurück wünscht. Mögen doch diese Philosophen, Spartaner oder gar Mainotten werden; als Athenienser genießt man doch des Lebens. S. 65. „Nur grausame Herzen setzen die Stimme der Natur dem Vaterlande nach.„ Es wäre nicht einmal Patriotismus, durch sein Beyspiel im Vaterlande Unmenschlichkeiten zu autorisiren. S. 66. „Der Atticismus war die griechische Sprache im höchsten Grade der Vollkommenheit, denn die Athener redeten wie Menschen, die Spartaner wie Spartaner.„ Dieser Eigensinn verspätete auch in der Schweiz die Aufnahme eines reinern Deutsch. Hat doch noch kein Pabst entschieden, meinte der sonst feine Gotthard Heidegger, welches Deutsch, das Schweizersche oder das Meißnische besser sey! Dieser Eigensinn hat manchen kraftvollen Provinzialausdrücken, auch manchem Machtworte des Alterthumes das Bürgerrecht in der reinern Schriftstellersprache pedantisch versagt. S. 75. „Die „attischen Künste, gelehret in Pöcile, unter den blü„henden Bogenlauben der Gärten, des Lyceum„ (nicht in finstern schwarzen Marterstuben unserer Gymnasien) „bemächtigten sich durch die reine Freund„schaft der Lehrer und Schüler„ (Und in unsern Zeiten würden viele Lehrer sich beleidiget glauben, ja mancher Universitätsprofessor würde von Impertinenz, von Hintansetzung des Respektes reden, wenn sein Schüler sich seiner Freundschaft, seiner Familiarität rühmte) „aller jungen Herzen. Nur un„empfindliche Gemüther machen dem Socrates „häßliche Beschuldigungen. So dachte Philipp aus „Macedonien nicht, da 300. junge Griechen, Ge„liebte genannt, im Tode noch ein Herz, an dem „Ort alle lagen, wo sie gefochten hatten. Er wünschte „dem Niederträchtigen, der gegen ihre Tugend ver-

„muthen würde, den schimpflichsten Tod. Auf eine „lächerliche Art will man diese„ (mißgedeutete) „Liebe in unsern Tagen zum Verbrechen machen. „Der Liebende lehrte den Jüngling, den er sich und „dem Staate verbindlich machen wollte, schöne „Künste, Musik, Grundsätze des Schönen und Ehr„baren.„ Der von hypochondrischen Pedanten angegrifne gute Name so großer, ehrwürdiger Männer, der abgeschmackte niedrige Professorstolz mancher unserer Gelehrten, meine Sympathie für weise, sokratische Freunde, mein Abscheu vor aller Art Verläumdungen würde mir, wenn ich nicht abbräche, noch manches schreiben lassen, das ich lieber allein bemitleide. S. 79. „Die Griechen waren in der Moral und Politik Neulinge, voll Jugend und Eifer, wir sind Adepten.„ Ich weis nicht! Sind wirs überall? Sind wirs schon itzt? S. 81. „Nothwendigkeit nicht Grundsätze machten die Römer zu Ackerleuten.„ Ich bin der ewigen Lobreden des Alterthums auf Kosten unserer Zeitgenossen sehr müde. Es war doch wirklich ein geringes Verdienst, daß unsere Alten nicht mißbrauchten, was sie nicht kannten. Man vergleiche die ältere und neuere Geschichte und rechne die Barbareyen, die Grausamkeiten, die öffentlichen Schandthaten und politischen Gräuel gegen einander ab. Möchte man es denen überlassen, die keine Historie wissen, mit unverständigem Eifer über unsere Kleidertrachten loszuziehen. Wir wissen gleichwol, daß unsere Väter es nicht besser machten, daß Huß im XV. Jahrh. wider die Mannsröcke, die nicht mehr über die Knie giengen, (de abominationibus c. 49.) und Tauler gegen andere Moden eben so wie - - - (diese Lücke fülle nach Belieben jeder Leser!) schryen, daß ein heiliger Mann in Reizens Historie der Wiedergebohrnen die Perüken selbst in der Entzückung im

Feur-

Feuerpfuhle erblickte u. s. w. S. 87. „Der römische Nationalgeist verlohr sich nie ganz. Ihre unerschütterliche Gravität blieb, und nur die niedrigsten vom Volke, ich meyne verdorbene große und ungezogene Mesdames machten Ausnahmen. Gute Bürger giengen in die Provinzen und weinten. Selbst gegen Tyrannen redeten patriotische Senatoren laut. Studiren, Tugenden, Mäcene, selbst abgeschmackter Sophisten, der alte hohe Ton, die geschwinden Revolutionen zur Besserung unter guten Regenten (Ich hätte die weggelassen, denn in allen Reichen folgt der Hof dem Prinzen, die Hauptstadt dem Hofe, die Provinzen der Hauptstadt,) die Zufriedenheit der bezwungenen Völker, selbst der Ungestüm der Schwermuth bey ihren Ergetzlichkeiten, alles, alles redet dafür.„ Vielleicht kann man selbst den letzten Effort der Freyheit im Jahrhunderte Arnolds von Brescia dahin ziehen. So hat nach der Bemerkung S. 100. der soldatische Geist der Nordländer, obwol durch Künste gemäßiget, ihre Galanterie und ihr Royalismus bis auf uns herunter geerbt. Geschichte und Erfahrung sprechen für Hrn. Castilhon. Aber sehr partheyisch soll S. 111. die Ligue nicht im Charakter der Franzosen, aber Carls I. Tod im Charakter der Engländer seyn. Die ganze französische Geschichte übersehen, die gemeine Beobachtung der sehr gewöhnlichen Mischung der Wollüstigkeit und Härte in gewissen sanguinischen Charakteren, und die Beobachtung, daß diese Nation überhaupt oft aus Leichtsinn grausam gewesen, dazu genommen, sehe ich nichts in den logistischen Kriegen, das dem Geiste der Franzosen vollkommen gemäß wäre. „Sie sind aber zurückgekommen?„ Es ist wahr, die Engländer aber auch. „Sie haben dergleichen nie wieder gethan?„ Die Britten haben eben so wenig noch einen König enthau-

hauptet. Bürgerliche Kriege haben beyde Völker seither in Menge geführt. Jede Nation raset bisweilen. In einem solchem Paroxysme haben die beyden Wittse ihr Leben eingebüßt, in einem solchen Paroxysme haben die Züricher ihren Bürgermeister Waldmann enthauptet. S. 116. „Der Umgang mit dem andern Geschlechte und der (sogenannten) großen Welt lehrt vielleicht die nöthigen Kindereyen der Complimente, aber niemals ernsthafte Beschäftigungen, Liebe der Künste und Studium.„ Er allein thut das freylich nie, aber er kann dazu beytragen, wenn besonders der gewöhnliche, freylich zum Gähnen langweilige Ton etwas verändert werden könnte. (Wer es thäte, würde sich ein Verdienst um die Gesellschaft machen.) Denn beym itzigen lernt man nicht einmal, o lange nicht! Urbanität. Kein Salz in den Gesprächen, lauter Tod und Kälte! Etwa hier und da wird man eines Gedankens gewahr, da sind aber die süssen Herren geschwinde hinter her und ersäufen ihn in einem öden Ragout Alltagsanmerkungen. S. 119. „Bey uns ist gar keine Gymnastik.„ Leider, nein! S. 129. sucht Hr. C. die alte Urbanität in Frankreich; von Italien bis nach Sina wäre blos Höflichkeit. Er gesteht aber auch, daß in Frankreich manchmal Männer nicht Männer, Weiber nicht Weiber sind; und das eben ists, was mir an allen Bürgern dieser weitläuftigen Monarchie, die ich gekannt habe, immer mißfallen hat. Auch ist mir die Einförmigkeit unerträglich, alle haben einen Charakter; in Frankreich macht jeder den Nationalcharakter zu dem Seinigen, in England hat jeder seinen besondern Originalcharakter, welches ich mir sehr lobe. Daß es Ausnahmen giebt, brauch ich nicht zu erinnern. S. 123. „Geschmeidigkeit des Geistes, Dienstgeflissenheit, Feinheit, Anmuth und

Wohl-

Wohlstand des Spottes, Heiterkeit, Atticismus, Entfernung der Professionsphysiognomie (welche unsere deutsche Schriftsteller noch sehr selten abgelegt haben) starke Kenntniß der Litteratur und Philosophie.„ Ingredienzen des griechischen Charakters, finden sich auch, eines mehr als das andere, im Französischen. S. 141. „Der Franzose ist ein Kosmopolite, ein Alcibiade.„ Wir halten hierüber unsere Gedanken zurück. S. 150. „Frankreich das Land der Nachahmung, der Schmetterlinge, nicht der starken Seelen.„ Wir ahmen aber alle nach, auch der Britte ahmet den großen Alten nach. Es kömmt blos darauf an, daß große Männer, daß Originale diesen Ton geben. Starke Seelen glaub ich in der französischen politischen und gelehrten Geschichte so gut, als in den Annalen jeder andern Nation zu finden. S. 151. „Bis ins 35te Jahr flattern die Franzosen herum.„ Es kann seyn, es ist mir aber sehr leid, weil ich mit Helvetius unsere Jahre bis zum einige vierzigsten für die geschicktesten halte, unsere Ideenmagazine zu bereichern und aufzufüllen. S. 161. „Solons und Lycurgs Gesetze waren für Athen und Lacedämon gut„ und mehr wollten diese Männer nicht. So waren Mosis Gesetze für die Juden gut; daß wir so unsinnig seyn, und uns um ihre Dunkelheiten zerzanken, daß wir sie sogar zum Theil in unsere Codices einflechten würden, ja daran dachte der Moses nicht. Es geht schlechterdings nicht an, ein ganzes ausländisches Gesetzesystem zu verpflanzen. Justinians Compilation ist entweder gut, und dann gründete sie sich auf Conjunkturen, auf Clima, auf Nationalvorurtheile, auf hundert Zufälligkeiten seines Reichs, die wir nicht mehr haben; oder sie taugt nichts? Ey warum sie denn im Norden Europens naturalisiren? Laßt uns bessere Gesetze, mit dem

Muth

Muth und Geiste Theresiens, Katharinens und Friedrichs — nicht wie Tribonian stopplen, aber denken und machen. S. 168. „Vorzeiten war alles einfach und leicht; Nun ist alles schwer und wissenschaftlich.„ Weissagung Diderots in Gesners neuen Idyllen. „Es scheint, wir müssen noch ganze Jahr„hunderte von einer Ausschweifung und von einem „Irrthume zu dem andern herumirren, um dahin „zu kommen, wo nun der erste Funke von Vernunft, „der bloße Instinkt geradezu hingeführt hätte.„ Darum, o Menschen! fraget die Natur und folget ihr! Bis S. 185. redet Hr. Castilhon gegen die Sineser und ihren Anbeter Linguet. Da Pytheas Thule gesehen hatte, ward dies Land die Scene der griechischen Romänen und wer etwas seltsames, monströses gedichtet hatte, setzte seine Compositionen ins Land der Hyperboreer, der Hesperiden, oder der Menschenfresser. Unsere Modephilosophen wollen gewisse Paradoxien, gelegentlich zur Erhaltung der Aufmerksamkeiten und zum gelehrten Putze mit frappanten Anekdoten, ausstaffiren. Historie haben sie wenig gelernt, sie gehen also zu unbekannten Völkern auf Abentheuer aus, und wo ein leichtgläubiger oder blödsehender Reisender sich etwas hat aufbinden lassen, das für sie taugt, das haschen sie reissend auf. Im Nothfalle schildern sie auch selbst nach Belieben Völker, die sich in ihren Schilderungen wahrhaftig nicht erkennen sollten. Auch Helvetius, den ich sonst schätze, ist in diesen Fehler gefallen. Die Sineser hat man ausserordentlich verstellt; man vergleiche Voltairen, Linguet und halte dagegen den Admiral Anson. S. 195. „Sina (doch nicht China, diese Ortographie ist ja französisch) ist ein kränklicher Mann, der von Arzneyen lebt und ganz egyptisch.„ S. 207. werden die Fabeln der Lady Montague (nicht Montagüt,

gût, wie hier steht) sehr getadelt. Ob mit Recht mag der sagen, der in der Türkey gewesen ist. S. 213. „Die Griechen behaupteten eine weiße Mittelstraße zwischen französischer Flüchtigkeit und sinesischer Schwermuth.„ Man thut ihnen Unrecht durch die zu genaue Parallele mit den Franzosen, wenn man zumal seine Begriffe von der französischen Denkungsart und Litteratur nach den Verdrehungen gewisser Leute gebildet hat, die alle, unsern vormaligen Meistern in der Litteratur schuldige Erkenntlichkeit vergessen, und die Fenelon, Pascal, Montaigne, Boileau, Bayle, Moliere, Corneille, Montesquieu, Maupertuis, Helvetius, Voltaire, Rousseau — über den heutigen Auszugsmachern, Esprit-Dictionnaire — und Abrégé-Fabricanten und Romanschmierern aus den Augen setzen und doch gewaltig böse thun würden, wenn das Journal Etranger die deutsche Gelehrsamkeit nach der schwarzen Zeitung, nach Schönaichs Hermann, nach Gottscheds Schaubühne, nach Hudemann, Obladen, der Schwarziade und solchen Dingerchens beurtheilen wollte. S. 214. „Der Griechen Einbildungskraft, der sie so viel zu danken hatten, führte sie auf jene Extremitäten, jene anscheinenden Widersprüche ihres Charakters.„ S. 224. „Cato der Censor, der härteste Herr, und der undankbarste Mensch.„ Diesen großen Heuchler, Feind der Aufklärung und Feind des großen Scipio kann ich vollends nicht ausstehen. Man stellt ihn oft zum Muster vor, aber Gott bewahre uns vor Catonen, wie der Aeltere war. S. 223. 227. „Spartanersklaven und Römersklaven waren nicht mehr Menschen, bey den Athenern waren sie so gut als Freygelassene„ dann zu Athen wohnten Menschen und diese Menschen fühlten. S. 243. „Die franzôs. Jahrbücher enthalten keine Schandthaten und

Digitized by Google

Grausamkeiten wie die Englischen.„ Aber Herr Castilhon! der Geschichtschreiber hat kein Vaterland. Lesen sie doch unpartheyisch ihre Annalen. S. 258. „Franz der I. war groß und ökonomisch. In der Schatzkammer lagen (nach dem Thou) 400000. Ecus d'or (Voltaire rechnet sie zu 1600000 Livres numeriques) und das Märzquartal stand noch aus. Nach 13 Jahren hatte Franz II. schon 41 Millionen 300000 Livr. Schulden.„ Unter meinen Lieblingscharakteren in der Geschichte ist besonders auch Franz I, mit seinem schönen Geiste und schönen Herzen, mit seinen ofnen, freyen, braven, großen Charakter, neben welchem Carls spanisch affektirtes Wesen, seine Verstellung, sein Mißtrauen, seine Zweydeutigkeit und oft niedrige Politik (S. Robertson) warlich schlecht kontrastiret. S. 262. „Die Künste blühen am meisten, wann die Nationen aus der republikanischen Freyheit zur Monarchie übergehen„ wie die bürgerlichen Kriege überhaupt und alle Zeiten einer grossen Gährung, die fruchtbarsten Epochen großer Männer sind. S. 276. „Wo ein Vaterland ist, da ist auch Patriotismus.„ S. 277. Es ist unstreitig „wir kommen dem Systeme des Gleichgewichtes, das ehemals nicht, (ganz und gar nicht! Die Geschichte bezeuget es) war, immer näher.„ Das menschliche Geschlecht darf wirklich bessere Zeiten, längeren Frieden hoffen, und sich von keinen universalmonarchischen Träumen schrecken lassen. S. 289. „Unsere rauhen Väter, die Bayarde, die Prud-hommes hatten von der Würde des Menschen noch die richtigsten Begriffe. Hr. C. hat Recht, mir sind die Schimpfreden und Pasquille auf die menschliche Natur unerträglich. Warum die Erste, die Schönste, die Edelste der Creaturen Gottes, warum den ewigdauernden so herabwürdigen? „Ja, damit er nicht stolz werde!„

werde!„ So reute man dann einmal die Affekten aus oder vergeistliche sie alle und lebe dann, wer Lust hat, in einer sklavischen, langweiligen, trägen Welt. Wenn man doch Psychologie lernte, ehe man gegen den Menschen libelliret. S. 310. „Perser, Egyp„ter, Sineser, Wilde selbst, auch Amerikaner glaub„ten die Unkörperlichkeit der Seele. Das undank„bare, abergläubische, tölpische Volk Mosis verhin„derte ihn seine Meynung zu sagen. Itzt„ (zur Ehre, zum Glück unserer Zeiten!) „glaubt die Un„sterblichkeit — jede Nation.„ S. 313. Himmel und Hölle wurden nach dem Geiste jeder Nation verschieden modificirt. Die Daur bestimmte niemand. „So hatten die albernen Mönche des Mittelalters Teufel mit Ziegenbeinen, Schwanz und Hörnern, einen Himmel voll geflügelter Köpfe, eine viereckigte Stadt Gottes; dergleichen Mährchen

Nec pueri credunt, nisi qui nondum aere lavantur.

S. 319. Progreßion des Wunderbaren a) Erscheinungen b) Götter in Wolken c) Wunder. Die Cyniker hatten zu einem Systeme zu wenig Moral und Philosophie. Auch Anaxagoras zitterte noch.„ Die Religionsgeschichte, aber nicht im Geiste Buddeus oder Lampens geschrieben, ist das beste Präservativ gegen den Aberglauben. S. 346. „Der französische Gottesdienst ist nicht trocken wie bey den Reformirten, nicht übermäßig, wie bey den Morgenländern.„ Hr. C. weis gewiß, ohne es zu sagen, wie viel überflüßiges der Gottesdienst seines Landes noch hat. Mit der reformirten Trockenheit bin ich auch nicht recht zufrieden. Der gemeine Mann, das Volk für welches am eigentlichsten die Kirchen da sind, braucht, die Sinne lebhaft rührende Vorstellungen, fühlt abstrakte Begriffe nicht. S. 349. „Da die Welt verfiele, schuf der Betrug Götter, und die Furcht betete sie an.„

Da haben wir die älteste Göttergeschichte in einer Nuß! S. 354. „Die alte Metaphysick war groß, erhaben, „glänzend. Die heutige ist ein Schattenbild, ein „eckelhaftes widriges Gerippe ohne Fleisch, das im„mer dürrer wird, je genauer man es betrachtet.„ Dies ist halb wahr und halb falsch. S. 367. Die Römer controvertirten nicht, lieber glaubten sie gar nichts. S. 385. „In alten Zeiten hielte man die „Menschenliebe für einen Theil der Theologie.„ Die Theologen predigen auch noch davon, es giebt unter ihnen Menschenfreunde von Profeßion. Aber ohne manchem großen, ehrwürdigen Theologen zu nahe zu treten; die Römer riefen Innocenz dem III. zu: Pater sancte, verba tua Dei sunt, facta Diaboli. S. 392. „Niemand ist so tolerant, als es aus Bequemlichkeit „die Türken sind, sie lassen ihre Sekten jede nach ih„res Herzenslust Commentarien über ihre Dogmen, „und über einzele Verse des Corans schreiben, so toll „sie können und wollen.„ Diese Grundsätze des so genannten Erbfeindes des christlichen Namens nimt man bald, ich hoffe es, auch in Europa an und lacht über Zänkereyen, die sonst ökumenische Concilia und Kriege veranlaßt hätten. S. 393. „Je näher die Sekten beysammen sind, desto mehr hassen sie sich.„ Sueniten und Schüten, Juden und Samaritaner, vor 100 Jahren Lutheraner und Reformirte können das bezeugen. Von S. 394 401. ist der arabische Enthusiasmus zur Zeit Muhammeds schön geschildert. S. 418. „Die Reitze des alten ungezwungenen Wesens empfehlen den Homer der spätesten Nachwelt.„ Ich glaube nicht, daß unter allen neuern ihm keiner beygekommen wäre, ich glaube aber, daß die Vergleichung nie passen kann, daß Homer höchstens mit Ossian sich vergleichen läßt. Bey jeder andern Parallele müßte man den Reitz der alten Sitten,

der

der nicht dem Geiste, sondern dem Zeitalter Homers gehört, d. i. seine größte Schönheit, seinen größten Vorzug abrechnen. S. 422. „Das Italiänische ist für Ausdrücke der Wollust, aber nicht hochgesinnt.„ S. 424. Zum Schaden des Geschmacks unterdrückt in Frankreich der Witz das Genie die (gedankenreiche, tiefe Philosophie.) S. 437-444. „Vorzug der alten Philosophen vor den neuern.„ Wir dürfen von Philosophen kaum sprechen. Wir bringen kaum ein Dutzend in Europa auf, die übrigen sind Magistri, Doctoren und Professoren der Philosophie. Es ist aber nicht der Mantel, der den Philosophen macht. S. 458. „Die Griechen waren mehr witzig als logisch, und die Römer blieben mit den Wissenschaften allemal hinter ihnen.„ Die Alten sind wohl über uns, weil sie 1) nicht immer nachahmten, 2) den Systemsgeist nicht hatten, 3) mehr Sachen als Wörter lernten, 4) freyer waren, 5) nicht so viel ums Brod schrieben, 6) die Natur mehr sahen. Wer heute sich vor vergleichen hütet, ich weis nicht, warum er den Alten nicht beykommen, warum und wie die Natur sich erschöpft haben sollte? S. 464. „Den alten Dichtern half das philosophische Genie. Ovid kannte die Leidenschaften, aber Tasso und Corneille kannten ihre Nüancen.„

Ich überschlage sehr vieles um zu schliessen. Der Hr. Uebersetzer sollte beyde Sprachen besser studiret, sollte uns den beredten Castilhon nicht so steif und so dunkel geliefert haben. Akron, Patroculus für Patroklus, Aufwandt, Vorwandt, deuchten würden und dergleichen Blümchen wünschten wir weg. Doch danke ich ihm für die Hauptsache.

Rz.

XXVI.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedrich Büsching, Königl. Preußl. Oberconsistorialrath ꝛc. Sechster Theil. Hamburg 1771. 3 Alph. 2 Bogen in 4.

Obgleich auf dem Titel das Jahr 1771. steht; so ist dieser Theil doch erst in der Ostermesse 1772. ausgegeben worden, das erste darinn ist S. 1-46. Traduction d'une Relation faite en Turc par un Effendi de la derniere Revolte de Constantinople, (1730.) avec plusieurs circonstances de cet Evenement tirées d'autres Memoires. Der Herausgeber entschuldigt sich in der Vorrede wegen des Abdrucks dieser Schrift, weil er sich zu spät erinnert hatte, daß sie, unter dem Titel: Relation des deux rebellions arrivées à Constantinople en 1730 et 1731 — composée sur des Memoires originaux reçus de Constantinople, schon 1737. im Haag gedrukt erschienen war. — Bey Vergleichung dieser beyden Schriften haben wir zwar einen Unterscheid in der Schreibart, aber keinen im wesentlichen gefunden, ausser daß die im Haag gedruckte auch den im Märzmonat 1731. in Constantinopel entstandenen neuen, aber glücklich unterdrückten, Aufruhr, nebst den um diese Zeit zwischen den Türken und Persianern vorgefallenen Kriegshändeln beschreibet. Sonst hat man noch eine andere französische Beschreibung des Aufstandes von 1730., unter dem Titel: Histoire de la derniére Revolution arrivée dans l'Empire Ottoman le 28. Sept. 1730. avec quelques Observations sur l'etat des affaires

res de la Ville et Empire de Maroc, par le Sieur de CROUSENAC, Gentilhomme Gascon. à Paris 1740. 8. Sie ist kurz, und scheint nur ein Auszug aus der vorgedachten ersteren zu seyn.

Der folgende Aufsatz ist überschrieben:

S. 49 - 100. Von den Veronesischen und Vicentinischen Cimbrern zwey Bücher, von Marko Pezzo, einem Veronesischen Geistlichen. Aus dem Italiänischen übersetzt von Ernst Friederich Sigmund Klinge. In dem Gebiete von Verona sind dreyzehn, und in dem von Vicenza sieben Gemeinen, welche Deutsch reden, oder vormals geredet haben. Aus der deutschen Sprache läßt sich ihr deutscher Ursprung schliessen. Allein der Verfasser, der auch zu dieser deutschen Völkerschaft gehöret, will uns davon noch etwas bestimmteres lehren, und im ersten Buche beweisen, daß die gedachten Gemeinen, die zwischen der Etsch und Brenta wohnen, Ueberbleibsel der von C. Marius ehemals überwundenen Cimbern sind. Er glaubet und behauptet, daß die Schlacht, worinn Marius siegete, nicht bey Vercelli, wie insgemein dafür gehalten wird, sondern bey Verona vorgefallen sey, und daß die Cimbrischen Flüchtlinge sich in die hohen und rauhen Veronesischen und Vicentinischen Gebürge begeben und daselbst niedergelassen haben. Allein, wenn man es auch als richtig annehmen wolte, daß das vorgedachte Treffen bey Verona geliefert worden sey; so läßt sich doch hieraus, ohne klare historische Zeugnisse, nicht folgern, daß die übergebliebenen Cimbern ihre Wohnungen in den Gebürgen bey Verona und Vicenza aufgeschlagen haben, und daß sie die Stammväter der dortigen deutschen Völkerschaft seyn. Der Verf. beruft sich hiebey zwar auf die Veronesischen Geschichtschreiber: aber diese sind viel zu neu, als daß sie etwas in einer so alten Sache

beweisen können. Er nimmt hiernächst auch die mündliche Ueberlieferung, und vornämlich die Sprache der dreyzehn und sieben Gemeinen zu Hülfe. Er merkt von derselben an, daß sie nicht mit der benachbarten Tyrolischen, sondern am meisten mit der Sächsischen übereinkomme, und daß die Ursache hievon keine andere seyn könne, als weil die alten Sitze der Cimbern zunächst an die Sachsen gränzeten, und daher die Sprache der beyden Völker eine Aehnlichkeit gehabt haben müsse. Und in der That enthält das so genannte Italiänische und Cimbrische Wörterbuch, welches das zweyte Buch seiner Abhandlung ausmacht, größtentheils Wörter, die dem heutigen Obersächsischen und zuweilen Niedersächsischen völlig gleich lauten. Aber dies ist kein Beweis für seine Meynung, daß die deutschredenden Bewohner der Gebürge bey Verona und Vicenza von den alten Cimbern abstammen, sondern streitet vielmehr dawider. Denn man kann unmöglich voraussetzen, daß die Sprache dieses Volkes mit der heutigen Deutschen eine so große Aehnlichkeit, als die in dem Wörterbuche ist, gehabt habe: sie muß vielmehr, wenn man die mannichfaltigen Veränderungen, die unsere Sprache in einem Zeitraum von mehr als 1800 Jahren gelitten hat, betrachtet, von derselben unendlich weit verschieden, und folglich der Ursprung der gedachten Deutschredenden Völkerschaften weit jünger seyn. Der Verf. klagt übrigens, daß bey denenselben ihre Sprache seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, sehr in Abnahme gekommen sey, und äussert den Wunsch, daß sie solche nicht völlig vergehen lassen mögen. Die Uebersetzung scheint hie und da etwas gezwungen zu seyn. Der Uebersetzer hätte auch die in dem Italiänischen veränderte Namen wieder herstellen, und statt Bojoriges, Bojorix, statt Massentius, Maxentius schreiben sollen.

Die

Die übrigen in diesem Theile des Magazins enthaltenen Schriften und Nachrichten sind

S. 103 - 108. Etat des Forces de Terre et Maritime de Sa Majesté Catholique. Ein königl. Gesandter hat dieses Verzeichniß der Spanischen Land- und Seemacht 1753. seinem Hofe eingesandt. Man siehet daraus, daß die meisten Regimenter, woraus die Spanische Armee bestehet, erst in dem gegenwärtigen Jahrhunderte errichtet sind. Mehr finden wir nicht nöthig aus diesem Verzeichnisse anzumerken, weil man neuere Nachrichten von dem Spanischen Kriegsstaate hat.

S. 109 - 114. Etat des Revenus et des Depenses et Etat militaire du Roi de Sardaigne, tiré du Voyage de Mr. *de la Lande* en Italie T. I. p. 182. &c.

Die ordentlichen Einkünfte betragen 16,569000 Piemontesische Livres. Die seit dem letzten Kriege angeordneten ausserordentlichen Auflagen machen 2,559943.

Aus Sardinien zieht der König nichts.

Die jährlichen Ausgaben belauffen sich auf 17,000000. Darunter sind 4,128375 Livres Zinsen von den Kronschulden, einige zu 3, andere zu 4 vom Hundert, und einige Leibrenten.

Die Truppen des Königs sollen in 30000 Mann bestehen, 6000 Invaliden und 10000 Mann Landmiliz, die ein Drittel des gewöhnlichen Soldes bekommen, ungerechnet.

S. 115 - 118. Revenus de la Cour de Rome dans les Etats Ecclesiastiques tirés du Voyage en Italie fait par Mr. *de la Lande*. T. 5. p. 281. &c.

Die Einkünfte des Pabstes, als eines weltlichen Fürsten, machen jährlich 2,278923 Römische Thaler. Die Einkünfte desselben aus andern Ländern betragen 509512; und also zusammen 2,788436 Römische Thaler, welche, den Röm. Thlr. zu 5 französ. Livres gerechnet, beynahe 14 Millionen Livres machen. — Nach einer andern vor etwa 50 Jahren gemachten Rechnung, *) betrugen die jährlichen Einkünfte des Pabstes 3,901461. Goldthaler; oder 20,482645. Livres, 5 Livres 5 Sols auf den Goldthaler gerechnet. Dies ist fast noch einmal so viel als die obigen 14 Millionen, weil der französ. Livre damals von einem ungleich höhern Werthe, als gegenwärtig, war.

S. 121 - 130. Geographischer Entwurf der Fürstl. und Gräflich-Solmischen Lande,

und

S. 131 - 156. Verzeichniß einer Sammlung zu einem Staatsrecht des Hochfürstl. und Hochgräflichen Hauses Solms, von J. L. Knoch, Hochgräfl. Leiningisch-Westerburgischen gemeinschaftlichen Archiv-Rath.

Diese beyden Schriften können zur Geographie Deutschlands, und denen die sich um die Historie, Genealogie und die Landesverfassung der hohen deutschen Häuser zu bekümmern nöthig haben, nützlich seyn: aber sie verstatten keinen Auszug.

S. 157 - 224. Zuverläßige Nachrichten von Neustadt in Hollstein, aufgesetzt im Jahre 1771. von Johann Bertram Mielck, Diacono dieser Stadt.

Der

*) Man sehe Tableau de la Cour de Rome, par le Sr. I. A. (AYMON.) à la Haye 1726. p. 108. et suiv.

Der Verfasser hat diese Nachrichten, welchen auch ein Verzeichniß der in 100. Jahren (von 1670 bis 1769.) in dieser kleinen Stadt Gebohrnen, Gestorbenen und Getraueten angehängt ist, nicht ohne vielen Fleiß und Mühe zusammengetragen, und sich dadurch um die Einwohner derselben und die Holsteiner verdient gemacht. Für andere Leser sind sie weniger wichtig.

S. 225 - 244. Verzeichniß aller Dörfer, Märkte, Städte und Aemter des Bischofthums Bamberg. Aufgesetzt 1756.

S. 245 - 254. Genauer geographischer Entwurf vom Eichsfelde. Aufgesetzt 1756.

S. 255 - 260. Genaue geographische Beschreibung der Grafschaft Ober-Ysenburg. Aufgesetzt 1760.

S. 261 - 280. Genaue geographische Beschreibung der gesamten Wild- und Rheingräflichen Länder. Aufgesetzt 1758.

Diese vier kleinen zur deutschen Erdbeschreibung gehörigen Schriften müssen wir uns begnügen, blos anzuzeigen; und eben so die folgende:

S. 283, 284. Verzeichniß der Summen, welche dem Bischof zu Osnabrück von 1729. bis 1754. von den Ständen des Bischofthums bewilliget worden; und Auszug aus dem Osnabrückischen Landesrechnungen von 1755.

S. 287 - 290. Les Revenus ordinaires du Royaume de Danemark & de Norwegue, de meme que des Provinces que S. M. Danoise possede en Allemagne, 1756.

Der Betrag der ordentlichen Einkünfte war 4,955800. Thaler. — Es muß aber entweder in dieser Summe, oder in dem Verzeichnisse der verschiedenen Zweige dieser Einkünfte ein Schreib- oder Druckfehler seyn. Denn bey der Nachrechnung haben wir nur 4, 055800. Thaler herausgebracht. — Unter diesen ordentlichen Einkünften stehen auch 300000. Thaler Französische Hülfsgelder. Die ausserordentlichen Einkünfte der neuesten Zeit sind sehr beträchtlich. Die Kopfsteuer allein muß jährlich ungefehr 1½ Million betragen.

Der König Friderich V. fand bey dem Antritt seiner Regierung, 2,378005. Thaler Staatsschulden, welche sich bis zum Ende des Jahres 1758. bis auf 4,259250. Thaler, und ferner bis zum Jahre 1766, bis zu 20 Millionen vermehret haben. Aber mittelst der bisherigen ausserordentlichen Auflagen sollen sie schon stark vermindert worden seyn.

S. 293-296. Eigenhändige Erzählung König Adolph Friderichs, aus dem Französischen übersetzt. Eine Urkunde, welche einen sonderbaren Contrast zwischen dem sanftmüthigen und guten Charakter des Königs, und dem stolzen und hitzigen Charakter des Grafen (von Tessin) vor Augen legt. — — Mehr können wir davon nicht sagen.

S. 297-308. Eines Schwedischen Patrioten Gedanken über die Manufakturen und den hohen Wechsel-Cours in Schweden. Aufgesetzt 1755. Aus dem Schwedischen.

S. 309-318. *Piece roulante*, in welcher der Zustand von Schweden im Jahr 1755. mit dem von dem Reichstage 1738. verglichen wird. Aus dem Schwedischen übersetzt.

S. 319.

S. 319. 326. *Project présenté au Roi Adolphe Frederic par le Feldmarchal Comte Düring.* 1755.

S. 327. 332. Auszug aus dem Protocoll des geheimen Ausschusses der Reichsstände vom 25. May 1756. betreffend die Erhöhung des Gehalts der Reichsräthe.

S. 332. 362. Der Zustand des schwedischen Reichs, in einem Schattenrisse vorgestellt. Im Jahre 1756. Eine aufrührische Schrift, die in Deutschland allezeit, und jetzt auch in Schweden ohne Schaden gelesen werden kann. Aus dem Schwedischen übersetzt.

S. 363. 366. und eine Anekdote, die einen kleinen Umstand von einem der Staatsgefangenen von 1756. enthält, dessen von dem Prediger Ruthström und dem Reichsrathe von P.... veranstaltete Flucht, zu deren Beförderung man einen Geist erscheinen lassen, und die Wache bestochen hatte, mißlungen war. Alle diese Schriften geben Zeugnisse von der innerlichen Gährung in Schweden, von dem Mißvergnügen der Nation wider die Parthey, welche die Gewalt in Händen hatte, und dieselbe zu ihrem eigenen Vortheile und zum Nachtheile des Staats mißbrauchte, von den unglücklichen Folgen dieses Mißbrauchs und von der Nothwendigkeit einer Veränderung der unbequemen Regierungsform. Ein mehreres können wir davon, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht sagen.

S. 369. 387. Etat de la Depense et de la Recette du Royaume de Suede, pour l'année 1755.

Die Einnahme dieses Jahres betrug mit Einrechnung der Ueberschüsse der drey vorhergehenden Jahre 10,642414 Thlr. S. M. Die Ausgabe war . .
9,907847 —

S. 389.

S. 389-401. Kosten des Königl. Schwedischen Hofstaats und aller Besoldungen in Schweden.

Dieses Verzeichniß, welches vermuthlich auch von dem Jahre 1755. ist, leidet keinen Auszug.

S. 403-405. Summarischer Auszug dessen, was der Kriegsstaat in Schweden und Finnland für das Jahr 1756, 57, 58. und 59. erfordert hat.

Die Summe ist 6,174892 Thaler S. M.

S. 409-424. Memoire sur le Militaire de la Suede.

Dies enthält eine Beschreibung des von dem Könige Carl XI. eingerichteten Kriegsstaats, nach welchem die Anwerbung und Unterhaltung der Schwedischen Nationaltruppen auf das Land vertheilet ist.

S. 425-442. Vorstellung der geheimen Deputation über den Zustand der Flotte: und königl. Befehle an das Staats-Comtoir, von 1756. Aus dem Schwedischen ins Französische übersetzt.

Hierinn ist, unter andern, ein Vorschlag, die Schiffe in einer oder mehreren Docken, d. i. trockenen Behältnissen zu verwahren, wo sie sowol gegen die Nässe als die Sonnenhitze gesichert und über hundert Jahre erhalten werden könnten; dahingegen sie, *wenn sie beständig im Wasser liegen*, darinn weit *eher verfaulen müssen.*

S. 443-445. Calcul sur quelques Vaisseaux de guerre, batis pour le compte de la Couronne de Suede, avec toutes les agrets et apparaux, à l'exceptions des vivres et des ammunitions.

Dies ist eine Berechnung der Kosten von vier Kriegsschiffen, zwey von 70. und zwey von 60. Canonen,

nen, die um 1750. oder etwas hernach, gebauet worden sind. Das erste kostete 70126, das andere 122491, das dritte 77287 und das vierte 77876 Thaler Holl. cour.

S. 0, 449 - 0, 456. Memoire sur la Banque de Stockholm.

Die Bank zu Stockholm, welche seit der Regierung Carls XI. bestehet, ward von den dreyen Ständen, dem Adel, dem Geistlichen- und dem Bürgerstande errichtet, und darüber die Gewährleistung übernommen. Der Bauerstand wollte daran keinen Theil nehmen, und hat daher auch mit den Bankgeschäften nichts zu thun. Diese Bank hat eine besondere Einrichtung, worinn sie von allen andern Banken in Europa unterschieden ist. Sie übertrift dieselben auch in dem weiten Umfange ihrer Geschäfte, und steht gewissermaßen mit der Regierung in Verbindung. Dies Memoire enthält eine kurze Geschichte und Beschreibung der Stockholmischen Bank, und auf dasselbe müssen wir unsere Leser, weil wir es sonst ganz abschreiben müßten, verweisen. Der Hr. Prof. Busch in Hamburg hat es in seinen kleinen Schriften von der Handlung (S. 365. rc.) in das Deutsche übersetzt, und Anmerkungen hinzugefüget, welche denen, die sich von der wahren Beschaffenheit dieser Bank unterrichten wollen, viel Licht geben werden.

S. 451 - 472. Nachrichten von Tschirkassien oder von den Cabardinischen Landen, aufgesetzt von Jacob von Stählin, Rußisch-Kaiserl. Staatsrath, für den St. Petersb. geographischen Calender auf das Jahr 1772.

Die große und kleine Kabarda, wie dieses bisher wenig bekannte Land itzo genannt wird, ist in Westen von der Cubanischen Tartarey, in Südwesten und

Süden,

Süden von den Caucasischen Gebürgen, in Norden und Nordosten von dem Flusse Terek und der Astrachanischen Steppe, und in Osten von dem Strom Arai eingeschlossen. Seine Länge erstreckt sich ungefähr vom 77sten bis zum 80sten, und die nordliche Breite vom 44sten bis zu 46½ Grade. In alten Zeiten machte dieses Land einen Theil des Asiatischen Scythins aus. Zur Zeit des Constantinopolitanischen Kaiserthums rechnete man es zum Asiatischen Sarmatien. Die Einwohner heissen bey den Byzantinischen Geschichtschreibern Alanen, Coranen, Heniochen, Ziechen, Swanen, Zerzeten und Marden. Von den meisten Erdbeschreibungen und in den Landkarten wird es mit dem zwischen der Cabardey und der Cuban liegenden und nun zu der großen Cabardey selbst gehörigen gebürgigten Landstriche Tschirkassien vermengt, und irrig überhaupt Tschirkassien genannt. Aus einigen Denkmählen läßt sich schliessen, daß die Einwohner sich vormals zur griechischen Kirche bekannt haben. Aber im 12. und 13ten Jahrhunderte scheinen sie in den Heerzügen des Tschingis-Chan und Chan-Batti untergegangen zu seyn, und ihr Name ist erloschen. Seitdem haben in diesen und den umherliegenden Ländern Tattaren gewohnt. Der Zaar Joan Wasiljewitsch II. hat, nach der Eroberung der Königreiche Casan und Astrachan, sich auch dieser Länder bis in die Caucasischen Gebürge bemeistert, und von der Zeit an stehen sie, nemlich Tschirkassien und die Gorsky, d. i. die Einwohner der Caucasischen Gebürge in dem Rußischen Titel. Itzo werden alle diese Länder von einem freyen unabhängigen Volke bewohnet, und es sind darinn verschiedene Aristokratien, in deren jeder einige vornehme Familien, als Mursen, Knäsen oder Fürsten ihre Wohnsitze, und eine größere oder kleinere Anzahl Familien ge-

gemeiner Leute, die ihnen gewissermaßen unterthänig, dienst- und zinsbar sind, um sich herum wohnen haben. In dem ganzen Lande findet man keine Stadt, ja kaum hin und wieder einen Flecken, sondern lauter Dörfer. Es wird von dem Verfasser in fünf Landschaften getheilet, welche sind 1. Aschasien, 2. die große Kabardey, 3. die kleine Kabardey, 4. die Gorsky oder Gebürgige, 5. die Kunigische oder Sandige. Es ist sehr fruchtbar an Weitzen und allen andern Arten Getreides, den Rocken ausgenommen, an Baumfrüchten, und darunter Apricosen, Pfirschen, Mandeln, Granatäpfeln, Weintrauben, ferner an Wilde, Fischen 2c. In den Gebirgen vermuthet man allerley edle und unedle Metalle, Gesteine und andere Mineralien. Die Einwohner sind Mahomedaner, aber bey weitem nicht so strenge als die Türken. Die Vielweiberey ist zwar erlaubt, aber bey ihnen fast gar nicht gebräuchlich. Der vorgegebene Handel mit den schönen Kabardinischen oder insgemein sogenannten Tscherkassischen Mädgen gehöret zur Fabel.

S. 473-516. Fortsetzung der Uebersetzung von Herrn Staatsraths Peter Rytschkow Orenburgischen Topographie, von M. Christian Heinrich Hasen, Past. und Adj. zu Stadt Sulza.

Den Anfang dieser Topographie, welcher sich im fünften Theile dieses Magazins befindet, haben wir zu seiner Zeit angezeiget *). Der Verfasser fährt in der Beschreibung der verschiedenen in dem Orenburgischen Gouvernement wohnenden Völker fort, und handelt hier noch insbesondere von den Kirgis-Kaisacken oder Kirgisen, Karakalpaken, Mordwinen, Tscheremisen, Wotjäken, Tschuwaschen und den neuangekommenen Asiatischen Nationen, die sich in dem Orenburgischen Gouvernement niedergelassen haben;

*) Man sehe den XVIIten Band der A. B. S. 14.

ben; worinn wir ihm aber, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht folgen können. Hernach beschreibet er die Lage und das Clima des Orenburgischen Gouvernements, nebst der Beschaffenheit des Landes sowol auf der Oberfläche als innerhalb der Erde. Es nimmt einen Strich ein, welcher mehrentheils über 12 Grade, nemlich vom 44ten bis zu $56\frac{1}{2}$ Graden breit, und 20 Grade lang ist. Die Hauptstadt Orenburg liegt unter 51 Gr. 51 Min. nordlicher Breite. Sie treibt schon einen guten Handel mit verschiedenen Asiatischen Völkern, und man hat Hofnung, daß sich einmal ein bequemer und sicherer Weg, selbst von Indostan oder Ostindien hieher eröfnen werde. Die Luft ist beynahe durchgängig in dem ganzen Gouvernement rein und gesund. Aber mit der Wärme und Kälte hat es hier eine eigene Beschaffenheit. Im Junius, Julius und August wird es zu beyden Seiten des Uralischen Gebürges um Orenburg und Orskaja Krjepost so heiß, daß man nicht mit bloßen Füssen auf dem Sande, und auf keinem festen Körper gehen, auch kein Eisen, wenn es einige Stunden in der Sonne gelegen hat, in der Hand halten kann; und diese Wärme dauret zuweilen die ganze Nacht hindurch. Wenn aber zu eben der Zeit ein Nordwind von dem Uralischen Gebürge herkommt, wo der Schnee an manchen Stellen niemals vergehet; so verwandelt sich die große Hitze gleich denselben Tag in Kälte. Es erzeuget sich Schnee in der Luft, und es fällt ein solcher Reif, daß die Gartenfrüchte davon erfrieren. Oft und besonders im Winter entstehen heftige und über 24 Stunden daurende Sturmwinde mit Schnee und einem so scharfen Frost, daß viele Leute dadurch umkommen. Ausser diesen giebt es auch an den heitersten Tagen Wirbelwinde, die deswegen merkwürdig und sonderbar sind, weil sie den Staub auf eben die Weise und so ge-

schwinde, als wenn ein Mühlstein herumläuft, wirbeln, aufheben und zu einer hohen Säule aufthürmen, alle leichte Sachen in die Höhe ziehen, und nicht selten die Dächer von den Häusern reissen. Ein solcher Wirbel gehet hundert und mehr Faden in einer Linie fort; sein Umfang wird immer größer, und die Höhe beträgt 20 bis 30 Faden. Hierauf werden die Gewässer des Orenburgischen Gouvernements, und zuerst das Caspische und Aralische Meer beschrieben. Die Beschreibung der übrigen Seen, Flüsse, Berge, Hölen ꝛc. wird in dem 7ten Theile dieses Magazins folgen.

S. 517-556. Geschichte des rußischen Kaisers Johann (Iwan) des Dritten.

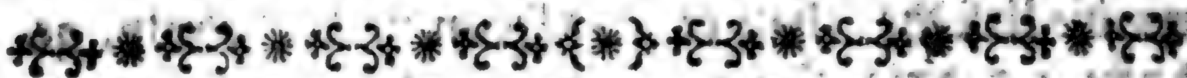
Man findet hier die, bey Gelegenheit der Thronfolge und des Todes dieses höchstunglücklichen Prinzen, von dem rußischen Hofe öffentlich bekannt gemachten Urkunden, nebst einer kurzen Nachricht von dem, was während seiner langwierigen Gefangenschaft vorgegangen ist. Anfänglich war er bey seinen Aeltern auf der Citadelle zu Riga, hernach zu Dünamünde und zuletzt zu Oranienburg, und da ward er von ihnen einigermaßen unterrichtet. Aber dies hörete gänzlich auf, als sie von ihm getrennt und nach Kolmogori (80 Werste von Archangel) geführet wurden, wo seine Frau Mutter 1746. starb. Er blieb zu Oranienburg. Von hier flüchtet ein Mönch mit ihm, und sie kamen glücklich bis nach Smolensk. Hier aber wurden sie verrathen und angehalten. Er ward darauf nach der Festung Schlüsselburg gebracht, und ist daselbst bis an seinen Tod geblieben. Seine Wohnung war in den Casematten, wo, weil die Fenster verschlossen waren, beständig Licht gebrannt ward, so daß er den Unterscheid zwischen Tag und Nacht nicht wußte. Ein Hauptmann und ein Lieutenant,

wurden, zu seiner Bewachung, mit ihm eingeschlossen und schriftlich befehligt, daß, wenn zu seinem Besten eine Empörung entstünde, die nicht anders als durch seine Ermordung erstickt werden könnte, sie, in diesem Nothfalle, dies äusserste Mittel ergreifen sollten; welcher nicht ausdrücklich widerrufene Befehl hernach die Ursache seines gewaltsamen Todes geworden ist. Es ist eine Zeit gewesen, da die beyden Officiere, mit ihm nicht haben sprechen, noch ihm antworten dürfen. Da er nun niemand als diese Officiere um sich hatte, und mit keinem Menschen reden, noch lesen oder schreiben durfte, welches er ohnedem nicht gelernet hatte; so ist hievon seine schwere und fast unverständliche Sprache und der Mangel des Verstandes und gleichsam aller menschlichen Begriffe, worüber die Kaiserin Catharina II. wie sie in ihrem Manifeste sagt, so sehr gerührt worden ist, wohl eine ungezweifelte Folge gewesen. Die Kaiserin Elisabeth hat ihn einmal in einem verdeckten Wagen nach Petersburg kommen lassen, wo sie ihn zweymal gesehen, auch einige Worte mit ihm, ohne daß er wußte, wer sie war, gesprochen habe. Der Kaiser Peter III. reisete insgeheim, in Begleitung des Generals von Korff und etlicher weniger anderer Personen nach Schlüsselburg, und redete auch mit dem Prinzen, der unter andern klagte, daß die Kaiserin Elisabeth ihn sowol als seine Aeltern immer sehr schlecht unterhalten lassen, zugleich aber einen Officier, Namens Korff rühmte, (dies war der gegenwärtige General von Korff) der Güte und Liebe an ihnen bewiesen habe. Der Kaiser wollte in der Festung ein besonderes kleines Haus für ihn bauen und ihn besser unterhalten lassen. Nach dem Tode desselben ward seiner Nachfolgerin von einigen Personen, ja gar von dem Synod gerathen, sich mit dem Prinzen zu vermählen. Dies

war

war die Ursache, daß er insgeheim nach Kexholm gebracht und daselbst ungefähr einen Monat lang verwahret ward. Wie der unglückliche Prinz 1764. am 5ten Jul. A. St. von den zween ihn bewachenden Officiren, dem Hauptmann Wlaßjew und dem Lieutenant Tschekin, da ein gewisser Lieutenant Mirowitsch ihn mit Gewalt aus dem Gefängnisse befreyen wollte, zu Schlüsselburg in seinem 24ten Jahre erstochen worden sey, ist in öffentlichen Nachrichten umständlich erzählet worden. Aber das vorhergehende war nicht so allgemein bekannt, und deswegen haben wir es nicht ganz unangezeigt lassen wollen. Wir fügen noch hinzu, daß der Leichnam des ermordeten Prinzen in dem Schaafpelze, worinn er auf dem Bette gelegen hatte, und getödtet war, in einen gemeinen Sarge in die Kirche der Festung, aus dieser aber, wegen des zu grossen Zulaufs der Leute, die ihn besahen und beweinten, ganz in der Stille nach dem 200 Werste von St. Petersburg in dem Nowgorodischen Gouvernement liegenden Kloster Tichfina gebracht und daselbst begraben worden sey; daß ferner die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit in St. Petersburg eine allgemeine Betrübniß und Unwillen, ja selbst unter den Garderegimentern eine große Bewegung, wovon man schlimme Folgen befürchtete, verursacht, und daß jedermann gegen die vorgedachten zween Officiere, als sie am Hofe erschienen, Verachtung und Abscheu geäussert habe. — So groß war das Mitleiden welches man mit dem unglücklichen und unschuldigen Johann dem Dritten hatte, dessen Tod und betrübte Schicksale in künftigen Zeiten den Stoff zu einem sehr rührenden Trauerspiele geben werden.

Im.



Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Hirtenbrief Sr. Hochfürstl. Gnaden des Bischofs von Speyer an seine Geistliche. Mannheim, Schwan, 1772. 44 S. in 4.

Anweisung Sr. Hochfürstl. Gnaden des Bischofs von Speyer für die Mißionarien dieses Bistums, als eine Beylage zu den Hirtenbrief. Mannheim, Schwan, 1772. 1 Bogen in 4.

Bey dem Antritt der Regierung vom jetzigen Bischof abgefaßt. Anstatt bey dieser Gelegenheit blos in fromme Klagen, wo nicht gar bittere Schmähungen über den in der christlichen Kirche immer weiter um sich fressenden Krebs der Heterodoxie ausgebrochen zu seyn, wie mancher andre, auch wol Protestant, zu thun nicht würde ermangelt haben; ertheilt er vielmehr seinen Geistlichen Vorschläge, den weitern Verheerungen der Freygeisterey in unsern Tagen sicher zu steuern, Erinnerungen, wie sie ihre Predigten eigentlich zu formen haben, um den Verstand ihrer Zuhörer zu erleuchten und zu überzeugen, den Willen derselben zu lenken, und ihren Wandel zu bessern, wie auch zu ähnlichen wohlthätigen Absichten die Katechisationen einzurichten; Ermahnungen, ächtes, thätiges Wohlwollen gegen ihre protestantische Mitmenschen durchgehends sehen zu lassen, und ihren Diöcesanen einzuflössen; in ihrer Sphäre die Erhaltung der Eintracht zwischen dem Staat und der Kirche zu befördern; ihre Herzen gegen Habsucht, Undankbarkeit, Stolz rc. zu verwahren; ihren Wandel überhaupt so einzurichten, daß sie dadurch nicht dasjenige niederreissen und zerstören, was sie durch ihre Vorträge etwann mögen aufgebauet haben, — Vorschläge, Erinnerungen und Ermahnungen über dieses u. a. m. welche dem Verstande und dem Herzen des Hohen Verfassers zu wahrer Ehre gereichen. Versichert, daß wir unsern Lesern ein Vergnü-

gnügen machen werden, wollen wir einige Stellen ausziehen: „Lehret deutlich, — und bedenket deswegen — erstlich: „Wir können uns nichts auf eine wahre und reelle Art zu Gemüth nehmen, als was wir entweder empfinden, oder empfundenen Dingen vergleichen können. — Nehmet sorgfältige Rücksicht auf die wenige und gemeine Empfindungen, welche ihr bey solchen Personen (Kindern und andern unwissenden Leuten) zum voraus setzen könnt; erschaffe, demnach in euch selbst Bilder von göttlichen Sachen, die mit solchen Empfindungen in einer näher begreiflichen Aehnlichkeit stehen; theilet endlich solchen Bildervorrath in Geduld und Sanftmuth jenen Unwissenden mit &c. Bedenket daher zweytens, mit welcher Sorgfalt ihr euch die Zeichen und Ausdrücke eurer Gedanken zu wählen habt, wann ihr deutliche Lehrer für andre, und dadurch die Väter ihres Heils werden wollet: stellet euch nicht vor, die Deutlichkeit der geistlichen Vorträge hange an dem beständigen oder häufigen Gebrauche derselben Worte, derselben Redensarten, Einkleidungen, oder eigenen Bilder, worinn etwa Paulus, oder noch weit ältere Verfasser der heil. Bücher, zu ihrer Zeit den Unterricht der christl. Tugend gegeben haben; denket noch viel weniger, zu dieser Deutlichkeit dienen etwa die Kunstwörter, Wendungen und Formeln, die man aus der wissenschaftlichen Sprache der gelehrten Theologie, oder aus andern ungewöhnlichen Vorstellungen einzeler Menschen auf die Kanzel, und überhaupt in den gemeinen Tugend-Unterricht bringen könnte. Kunstwörter, dadurch die Gelehrten unsre Religionswahrheiten in einer ganz besondern Sprache ausdrücken, geben nur einen klaren Sinn für solche, die als Gelehrte beständig damit umgehen; und Bilder, welche die Verfasser der H. Schrift in dieselbe aus dem levitischen Gottesdienste, aus der Römischen Staatsverfassung, oder aus andern morgenländischen Alterthümern übergetragen haben, waren allein deutlich für jene Zeiten, in welchen die göttliche Gesandten zu reden und zu schreiben hatten. Wollet ihr also für gemeine Leute eurer Zeiten verständliche Heilslehrer seyn, so nehmet nach den Beyspielen dieser Gesandten Gottes eure Worte und Art zu reden, aus der gewöhnlichen Sprache des Volks, und aus den heutigen Zeiten; stellet Gründe auf, die ganz in der Nähe sind, und aus dem unmittelbaren Anblick der Sachen die Wahrheit nicht so wol folgern, als vielmehr sehen lassen; setzet überhaupt eure Reden aus so gebräuchlichen

„Zeichen zusammen, die euren Zuhörern durch die Eindrücke, „welche der von ihnen bewohnte Erdtheil auf sie machen kann, „durch die Gewohnheit, die sie sich durch ihre Art zu leben, „und tägliche Handlungsweise zuziehen, und nach der Grund„lage, die ihre Seelen von daher empfangen, am bekannte„sten sind, und welche ihnen also am kürzesten, am unmittel„barsten und leichtesten jene Gedanken veranlassen, die euer „Zweck erfodert.„ —

Auch verdient noch folgendes hier eine Stelle: „macht „die Bestimmung dessen, was von einem Sonn- oder Feyer„tag auf den andern der Gegenstand eures geistlichen Unter„richts seyn soll, nicht nach dem Verzeichnisse der Reden, wel„che ihr etwann in euren Büchern findet; richtet euch hiebey „noch viel weniger nach dem Maas eurer Kenntnisse, welches „euch vielleicht verstattet, von einer Materie mit weniger „Mühe, als von der andern zu predigen; sehet vielmehr bey „der Auswahl der Hauptsätze und bey der Eintheilung eu„rer Predigten auf einen wohlgeordneten Plan hin, der zur „obersten Regel hat: Lehre in einem gewissen Zeitraume „sämtliche Hauptwahrheiten und Pflichten des Christen„thums, rc.„ In wie viel Protestantischen Ländern hat man doch an dergleichen gemeinnützige, ja vielmehr zur gehörigen Erweiterung, und möglichsten Vervollkommnung der religiosen Erkenntnisse des großen Haufens unter den Christen ganz unentbehrliche, unumgänglich nothwendige Verfügungen, als gegenwärtige ist, noch zur Zeit gedacht! Wenn da die Prediger an Sonn- und Feyertagen nur über ihr Evangelium, und Epistel predigen; was sie übrigens ihren Gemeinen vortragen, und wie, das ist ihnen völlig überlassen, darnach wird nicht gefragt. Und doch sind nur wenig Geistliche, die ihrem Auditorio das Ganze der Religion, auf den Horizont desselben eingerichtet, vorzutragen, von selbsten streben; die übrigen handeln sämtlich nur entweder dasjenige ab, was sie zwar für nützlich halten, aber im Grund nicht ist, — oder, von dem sie am bequemsten und leichtesten reden können. — Gleichwol sieht man unter den Protestanten, besonders in denjenigen Provinzen, wo man noch über dem Alten, (gegen den Sinn der Reformatoren und gegen alle Vernunft,) so ängstlich genau hält, in Provinzen, die in manchem andern Betracht mit Finsternis überzogen sind, so mitleidig noch immer auf alles, was katholisch heißt, herab, oder will wohl gar dieser ganzen Kirche wegen allgemeiner Blindheit laut Hohn sprechen; höret solche darauf schimpfen, die, wenn sie nicht die

Vor-

Vorsehung im Schoos der Protest. Kirche hätte auftreten und ihre Bildung erhalten lassen, wol noch ungleich tiefer in der Unwissenheit u. dgl. stecken würden, als jetzt mancher Katholick. —

Und wie vortreflich? „Zeiget gegen die Protestanten „jederzeit eine sanftmüthige und mit der wahren Liebe zur „Gerechtigkeit verbundene Handlungsweise; zeiget gegen sie „dienstfertige und zu ihrem wahren Wohl immerhin thätige „Gesinnungen. — Ihr wisset, daß Protestanten eure Nebenmenschen und Christen sind; daß sie auch als Mitglieder „unsers lieben deutschen Vaterlands in der engsten Verbindung „gegen uns stehen; daß sie diejenige sind, mit welchen unsre „Väter, und die Stände des Reichs feyerliche Verträge des „Friedens geschlossen haben; wie ungleich würdet ihr demnach „gegen das Christenthum, wie zweckwidrig gegen unser Vaterland, wie unzusammenhangend in Beziehung auf eure „eigne Einsichten handeln, wenn ihr nicht in sanftmüthiger „Geduld, und mit einem der Gerechtigkeit beflissenen Herzen „den Protestanten alles das soltet wiederfahren lassen, was „die Pflichten unsrer Religion gegen den Nebenmenschen, die „Verbindung eines Bürgers mit dem andern, und die oberwähnten feyerlichen Verträge unsrer Väter, zu ihrem Vortheil bestimmen.„ Zwar wird dieses der (wiewol immer mehr abnehmenden) strengern Parthey in der Röm. Kirche schwerlich gefallen, die hierüber, wo nicht öffentlich schelten, doch in der Stille murren möchte. Indessen kann sich der erhabne Verfasser mit dem Gedanken beruhigen, das hier empfohlen zu haben, was Jesus, und seine Apostel, als die nirgends, die andersdenkende von der Liebe auszuschliessen, sondern Glimpf und Sanftmuth gegen sie, Wohlwollen gegen alle Menschen, zu üben befohlen, das, was die reine Vernunft und Natur andringen, und was in jeder Periode der Welt als gemeinvortheilhaft für die Staaten ist befunden worden. — Müssen sich doch unter den Protestanten die Prediger des Friedens und der Eintracht, ebenfalls mit Gift bespritzt sehen von Götzen und Comp. — mußten dieses doch von je her die Apostel der Duldung von den ungesunden Köpfen und Herzen ihrer Zeit erfahren! —

Noch etwas vom Katechisiren, und dann wollen wir schliessen: „Wir haben zu vernehmen gehabt, daß die ordentl. „Seelsorger unsers Bistums, eben so wie — die Missionarien — sonderbar bemüht sind, die Jugend durch ihre katechetischen Unterweisungen, und dabey unendlich oft veran-

„laßte Wiederholungen in die Fertigkeit zu setzen, daß dieselbe „ohne Anstand und mit denselben Worten das hersagen kön„nen, was die Verfasser der für das zarte Alter geschriebenen „Lehrbücher auf sichere Glaubensfragen zur Antwort folgen „lassen. Wir haben aber auch zugleich gefunden, daß die Ju„gend dadurch nichts weniger gewinne, als einen klaren und „bestimmten Sinn von jenen Dingen, die solche Antworten „bezeichnen; immittelst nicht der Schall der Worten, die in „den Ohren ertönen, und in der Seele etwa nur eine dunkle „Vorstellung zurücklassen, sondern das hinlängliche Verste„hen der Heilswahrheiten ist es, welches die Herzen derjeni„gen, die als Kinder des Zorns gebohren *) werden, angrei„fen, und in die rechte Verfassung gegen Gott setzen muß. „Wir — sind nicht gemeinet, solchen Mängeln nachzuse„hen — und deswegen empfehlen wir euch, — daß ihr „bey

*) Warum als Kinder des Zorns, als strafwürdig? wird etwan die Sünde Adams ꝛc. allen Nachkommen desselben von Gott zugerechnet?

Ante hos sex menses male — dixisti mihi.
Respondit agnus: equidem natus non eram.
Pater hercule tuus, inquit, male dixit mihi.
Atque ita correptum lacerat &c.

Wir verabscheuen dieses Verfahren, als äusserst unbillig, überhaupt ähnliches Bezeigen im menschlichen Leben: wir ertheilen sogar in der natürlichen und dogmatischen Theologie die Erinnerung, alles Unvollkommne von Gott sorgfältig zu entfernen, hingegen alles Gute und Vortrefliche ihm, und zwar in größerem Maas, beyzulegen. Und gleichwol tragen wir kein Bedenken, Gott hier eine solche schreyende Härte und Ungerechtigkeit zuzuschreiben, und dieses gerade gegen so viele Aussprüche der heil. Schrift, wo ausdrücklich steht: Gott wolle die Sünden der Eltern den Kindern nicht zurechnen, 5 B. Mos. 24, 16. 2 B. Kön. 14, 6. Jer. 31, 29. 30. Ezech. 18, 2. 20. — gegen so manche andre, wo deutlich gesagt wird, Gott wolle jedem nach seinen Werken vergelten, Matth. 16, 27. Röm. 2, 6. 2 Cor. 5, 10. — Die Stelle Eph. 2, 3. worauf hier vermuthlich gezielt wird, heißt nichts weiter, als: wir Juden, da wir wie die Heiden, blos nach den Eingebungen des niedrigern Theils unsrer Natur, nach den Antrieben sündlicher Begierden, lasterhaft nämlich, gelebt haben, waren deswegen, weil wir von Abraham entsprossen sind, nichts vorzüglicher, als die Heiden; sondern eben sowol, in Betracht unsers Wandels, ein Gott mißfälliges, und strafwürdiges Volk, als die Heiden.

„Bey fernerem Unterricht der Jugend unsers Bistums nicht „nur das Gedächtnis derselben durch öftere Wiederholung der „Glaubensfragen, und dadurch veranlaßtes lediges Hersagen „jener Worten, die zur Antwort abgedrukt sind, bearbeitet, „sondern ihr vielmehr die hinlänglichen Begriffe und ein „ganz Bewußtseyn der heiligen Wahrheiten in die Herzen „senket. Gleichwie ihr aber von selbst wisset, daß es hiebey „einzig und allein auf die Beachtung der wenigen und gemei„nen Empfindungen, die Kinder haben können, auf die Er„findung solcher Bilder, die damit in richtiger Aehnlichkeit „stehen, und endlich auf die Einkleidung der geistl. Lehrvor„tragen in eben jene Bilder ankömmt, so werdet ihr euch zur „Sorge seyn lassen, fürohin die Jugend nach diesen aus der „Natur der menschlichen Seele hergenommenen Maasregeln „pünktlich zu behandeln, und dadurch eine von den vorzüglich„sten Absichten unsers Amts mitbeförderlich herzustellen.„

Wir beklagen, daß wir um der uns gesetzten Schranken willen, nicht mehr hieherſetzen können, verweisen aber auf die Schrift selbst. Sicher wird es niemand gereuen, sie zu lesen, und vielleicht mehrmal zu lesen, sie, die über jene, und andre damit in Verbindung stehende Punkte, mehr überlegtes und brauchbares enthält, als verschiedene der unter Protestanten gangbaren und hochgepriesenen homiletischen und Pastoral-Anweisungen. — Daß man über verschiedene Lehrsätze der Römischen Kirche, die jedoch mit vieler Mäßigung vorgetragen sind, hinaussehen müsse, versteht sich. Auch wird, bey dem herrschenden Guten das undeutsche, minderdeutliche, und unbestimmte des Ausdrucks an einigen Orten, so wie das hin und wieder steife und kanzleymäßige Gewand, leicht entschuldigt werden können.

N.

Bibliothek der vorzüglichsten englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz, Prof. der morgenl. und griech. Sprache zu Gießen. Zweyter Theil. Gießen, bey Krieger, 1772. 368 S. in 8.

Ohne uns bey Lardner's Leben, das den meisten unserer Leser aus verschiednen neueren Sammlungen bereits bekannt seyn wird, zu verweilen, (in dem doch S. 5. die Worte „des Ritters Treby, welcher einer von den königl.

Richtern zu Commonpleas war,„ anders hätten übersetzt seyn können, damit nicht manche, die von einem Gerichtshof in London, the court of common pleas nichts wissen, einen andern besondern Ort im Königreiche daraus machen.) wollen wir nur etliche Predigten näher beleuchten. Daß Orton in seinen beyden Predigten von der Ewigkeit allerley Exempel und Anekdoten aus der alten und neuen sogenannten weltlichen Geschichte, zu Anfang derselben vorlegt und ausserdem auch bey Gelegenheit einflicht, wird manchen seltsam vorkommen; indessen ist es wohl zur Erregung der Aufmerksamkeit, so wie zur Aufhellung ungemein dienlich und deswegen nachahmungswürdig. — In der letzten Pr. redet er wieder von einer ewigen Hölle. „Nach dem Tode ist die Gnadenzeit vorbey. „Da ist keine Zeit für den Sünder zum Gebet, zum Lesen, oder „Gott und Menschen zu dienen mehr. Denn ist es zu spät, „das Versehen zu bessern, sündliche Fertigkeiten zu bezwingen, „und die Gunst des Himmels zu gewinnen.„ Und warum dieses? Warum keine Zeit zum Gebet, warum zu spät, sündliche Fertigkeiten zu bezwingen? 1) Wenn man die Hölle blos in die Brust des Bösen, blos in die Entziehung der Freuden des Himmels setzt, sollte nicht der elende, der sich dort selbst überlassen; der nicht mehr so manchen Verblendungen, Täuschungen und Reitzungen zum Bösen blos gestellt ist; nicht mehr so manche Gelegenheiten zum Sündigen, wie hier, der nun über Gott und dessen unsere feurigste Gegenliebe und Dankbarkeit auffordernde Güte, der über das Gesetz Gottes, dessen innern Werth und ausgebreitete Wohlthätigkeit für die dasselbe beobachtende Menschen; der nun über den Menschen und dessen Bestimmung; der über seine eigne Sinnesart und wirkliches Verhalten im vorhergegangenen Leben, und deren Folgen, die er in seinen Jüngern empfindet, der über das menschliche Leben überhaupt u. a. m. nachdenken kann, sollte der nicht in einer solchen Situation durch dergleichen fortgesetzte Ueberlegungen, durch Gebet, seine Grundsätze ändern, seine unrichtige Gesinnungen nach und schwächen und seine sündliche Fertigkeiten endlich bezwingen können? Das Verbessern der Menschen, das Gestatten, wenn es hier unterblieben, kann füglich dort nicht mehr statt finden. Sondern die Vernichtung derselben wird der Veranstaltung der göttlichen Vorsehung, die sich auch hierinn nicht ändern läßt, überlassen werden müssen. Sollte aber Gott in jedem Fall den innigen Haß der Sünde, und den aufrichtigen herzlichen Wunsch sie aufzuheben, sie ungeschehen gleichsam machen

zu

zu können, verschmähen? ihn nicht vielmehr für die That selbst gelten lassen! — 2) Glaubt man keinen besondern, von den Wohnungen der vollendeten Gerechten getrennten Aufenthaltsort der Bösen, so wird man auch dem Anblick der Ruhe und des Glücks jener und der Gesellschaft derselben einigen Einfluß in die Umbildung dieser zugestehen müssen. 3) Nimmt man ausserdem noch anderweitige Bestrafungen Gottes dort an, will auch Gott nicht, daß jemand verlohren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre, sollten nicht jene Strafen auch Werkzeuge dieses seines Willens abgeben können, der Denkart des Sünders und der Beschaffenheit seiner Sünden aufs genaueste angepaßt, ihm die Erkenntniß und Ueberzeugung von seinen Unrecht, die innige Bewegung und Verabscheuung desselben, also den Uebergang zum entgegengesetzten Guten erleichtern. Ebr. XII. 10. Und ist das tiefe Gefühl der Verschuldungen bewirkt, und der Geschmack an der Tugend, wird denn die Vergebung jener Mistritte, und die Gunst des Himmels ihm nicht sofort wieder zu Theil werden? Er fährt fort: „Es ist eine große Kluft „zwischen den Gegenden der Ewigkeit befestiget, und es wird „keinen Seelen erlaubt seyn, aus der einen in die andre über„zugehen.„ Daß die Gerechten, die von guten Grundsätzen und Gesinnungen durchdrungen, die den Umgang andrer Tugendhaften ungestört geniessen, von Versuchungen frey sind rc. in den entgegengesetzten lasterhaften und elenden Zustand verfallen sollten, ist freylich nicht wahrscheinlich. Daß aber die Bösen, durch die Anwendung der von Gott in ihre Natur gelegten Kräfte und Fähigkeiten vielleicht auch durch den Umgang mit den vollendeten Tugendhaften, und durch ihre Belehrungen, die sie ihren entarteten Brüdern nicht versagen werden, zugleich durch die bittere Arzney der göttlichen Strafen allmählig geheilt, in den andern übergehen (und sodann, wenn man dort ja abgesonderte Gegenden, eine zum Aufenthalte der Tugendhaften und die andre zum Aufenthalte der Lasterhaften bestimmt, annehmen will, auch in die Wohnungen der Seligen gelangen mögen) auch dieses ist nichts minder, als unwahrscheinlich; — daß alle Unterthanen des grossen Reichs Gottes endlich gut, zufrieden, glücklich seyn, alle Wesen zu ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück gebracht, alle Disharmonie zuletzt in die lieblichste Harmonie werde aufgelöset werden, ein Gedanke, der sich jedem aufdringen muß! — Mehreres wollen wir jetzt hiebey nicht erinnern — Allemal hätten diese drey Predigten von Orton,

beson-

besonders da sie bereits ins Deutsche übersetzt sind, aus dieser Bibliothek wegbleiben können — Es folgen zwo Pr. von der mit der Gottseligkeit verbundenen Verheissung, über 1 Tim. IV. 8. von Lardnern. Erstlich legt er seinen ziemlich entbehrlichen exegetischen Kram über die Worte leibliche Uebung auf vier Seiten aus, springt hierauf, gegen die Ordnung des Apostels im Text, und wohl auch gegen die Natur der Sache, zur Erläuterung der Verheissung des zukünftigen Lebens, erklärt hiebey das Wort Gottseligkeit weitläuftig, erweiset hernach mit vielen Schriftstellen, daß diese Verheissung die Hauptverheissung des Evangeliums sey, gedenkt aber der Elemente des künftigen Glücks in der Ewigkeit nicht, wie man hätte erwarten können, und kommt endlich auf die Verheissung dieses gegenwärtigen Lebens, will aus Apost. Gesch. 14, 22. und 2 Tim. 3, 12. darthun, was gar nicht daraus darzuthun ist, und überhaupt nie dargethan werden kann: daß neinlich diese Welt den Tugendhaften ein Thränenthal sey, deklamirt, wie gewöhnlich, gegen die Würdenehrenstellen und gegen das Streben nach derselben und bringt hierauf das bekannte, und längst von Foster, und unter uns von Sack, Spalding, Zollikofer u. a. m. eben so gut, wo nicht besser gesagte, vor. Besonders wird die erste von diesen Pr. gegen den Vorwurf der Trockenheit und Kälte nicht leicht gerettet werden können, — Secker entdeckt in seinen 3. Pr. von den Pflichten der Reichen und Großen über 1 Tim. 6, 17. 18. manche Quellen der in dieser Lage, und bey dieser Klasse von Menschen gewöhnlichen Sünden und bestraft viele Mißbräuche auf eine gute Art. Was zeigt er nun aber den Reichen und Großen, als ihre eigentliche Obliegenheiten, an? 1. Auf den lebendigen Gott hoffen und 2. Gutes thun, und reich werden an guten Werken. Man möchte vielleicht erwarten, daß sich Secker über das letztere werde ausgebreitet, daß er in einiges Detail werde eingegangen seyn, und mit einer gewissen Wärme es eingeschärft haben. Umgekehrt. Die Abhandlung der ersten Pflicht, des Hoffens auf Gott, wobey allemal manches Gute vorkommt, nimmt sechszehn Seiten ein, und die der zweyten schrumpft auf vier zusammen, und ist, in allem Betrachte nicht besser und nicht schlechter, als was überall bereits davon steht. — Von eben demselben finden sich 2 Pr. von den Pflichten der Armen über Matth. XI. 5. Wer mit wahrem Nutzen über diese Materie reden wollte, müßte in seinem Vortrag um einige Stufen weiter heruntersteigen, auch etwas mehr Wärme hineinbringen, als

Secker

Seckers — Harwoods Betr. über die Ungültigkeit der Buße auf dem Sterbebette, enthält eben das, was wir in verschiedenen seiner Landsleute z. B. Tillotson, Scherlock und von unsern in Sack u. a. m. längst lesen können, aber freylich nicht so blumenreich, geziert, ja oft schwülstig ausgedrückt. Denn dieses kann, wer Belieben trägt, unter andern aus dieser Betrachtung lernen, einen — öfters gemeinen — Gedanken meisterhaft aufzublasen, über und über mit Putz zu behängen, — und so in mündlichen Vorträgen und Abhandlungen die gewöhnlichen Hörer und Leser Staunen zu machen — Unsre Anmerkungen über die übrige Stücke unterdrücken wir um der uns gesetzten Gränzen willen, und erinnern nur noch, daß wir in den beyden ersten Theilen dieser Bibliothek der vorzüglichsten engl. Pred. unter manchen guten und mehreren mittelmäßigen, kaum einige wenige, die vorzüglich heißen mögen, haben ausfündig machen können.

Sc.

J. D. Michaelis Versuch über die siebzig Wochen Daniels. Ein Auszug dessen, was er in seinem kritischen Collegio über Dan. 9. neues bemerkt hat. Göttingen und Gotha. Dietrich, 1771. 259 S. in 8.

Die gewöhnliche Rechnung taugt, wie Hr. Michaelis wohl erinnert, nichts. Hieronymus und Theodoret haben sie beyde nicht, diese gezwungene, partheyische, unschickliche Rechnung. Selbst in gedruckten Bibeln ist der Text mit Varianten, mit ununtersuchten Varianten überhäuft. Jedermann weis, daß diese Untersuchung vor funfzig, sechzig Jahren ihrem Unternehmer so viel Gefahr, als in unsern Zeiten diese Schrift dem Hrn. Verf. Ehre, zugezogen haben würde. Wir haben sie dem bekannten engländischen Arzt, Hrn. Pringle, zu danken, der Hrn. M. diese Idee erst beybrachte und ihm Kennikotische, ins Englische übersetzte, Varianten zuschickte. Diese, das Keri, Christi Anführung, die Lesarten der hallischen Bibel, die cassische Handschrift, Theodotio in der Sammlung der sogenannten LXX, dieser ihre Ueberbleibsel in der syrischen und arabischen Uebersetzung — ihr wahres Mser., welches itzt in Rom gedruckt wird, will der Hr. Hofrath nicht drucken lassen — Aquila, der Syrer und die Vulgata — das sind die Ingredienzien dieser schönen Abhandlung. Msr.

sius!

eins! Entweder sie, oder die lateinische Abhandlung über diese Materie, von beyden eine ist überflüßig. Die deutsche eher, als die für alle Gelehrte geschriebene, auch wohl ein wenig gedrängtere lateinsche.

Hier sind die Resultate:

V. 24. Siebenzig Wochen [1] über dein Volk und deine heilige Stadt kommen vom Himmel zu dir herab [2], in welchen dem Abfall gewehret, [3] Sündopfer [4] gebracht [5], die Schuld versöhnet, die alte Gerechtigkeit [6] wieder hergestellet, die Weissagung der Propheten [7] besiegelt [8], und das Allerheiligste gesalbt werden soll [9].

1) Die Armuth der deutschen Sprache verbeut eine bessere Uebersetzung, Zusammenhang und einzele Glieder demonstriren die Weissagung zur Verheissung. Also ist die Erfüllung in der Periode der 70 Wochen zu suchen. Gabriels Antwort wäre sonst unschicklich und lächerlich. Keine Kritick, keine lange Untersuchung, nur Bonsens braucht es, diese Erfüllung vom Jahr ihrer Verkündigung an zu rechnen. Die runden Zahlen dürften wohl Mondenjahre dem Orakelstyl empfohlen haben. So fiele das Ende der 474 Sonnenjahre 328 Tage in das Jahr der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, der die Juden unter Rom brachte, und ihr Unglück, den Umsturz ihres gemeinen Wesens gewiß machte und beschleunigte. Bis auf ihn, die hebräische Geschichte zeuget es, gieng alles erwünscht. Die Perser (ich berufe mich auf Esdras, Nehemiah, selbst Esther — wenn die Geschichte wahr, nicht ein frommer Roman ist) im Glauben Stiefbrüder der Juden, breiteten mit Intoleranz den Dienst eines Gottes aus, und unterstützten alle, die eben so dachten. Alexander sprach die Juden von Abgaben frey. Antiochus Epiphanes zwang sie durch kurze Gewaltthätigkeiten, Helden, Patrioten, frey, souverän zu werden und zu glänzen. So glücklich waren sie bis auf den Pompejus. (Es ist wahr, aber Lagus und Euergete! Unter Judah und Jonathan waren sie 23 Jahre lang so glücklich eben auch nicht. Alexander Jannäus war ihr Nero, ein abscheulicher König. Die letzten sechs Jahre waren ebenfalls unglücklich genug. Gegen einer Ruhe so langer Zeiten sagt das freylich so viel vielleicht nicht.) 2) נֶחְתַּךְ liest der Hr. Verf. von נחת, herabkommen. O welche Lexica! 3) כלא heißts, nicht כלה, vollenden. 4) חטאת ohne Vav Hall. Steph. 1540.; 46. ו ohne Cholem. Unsere Uebersetzung

setzung bestätiget eine Handschrift Kennikots ohne Vav und v. 27. der Gegensatz. Unerhört ist auch die Zusammenschmelzung mehrerer Lesarten nicht. 5) ולחתם, Kethif, Theodotio und der alte Lateiner und Araber, seine Kinder. ולהתם, Keri, Syrer, Aquila, Vulgata. (In einem Codex Houbigants, in der complutenser Bibel und im Caßlischen Codex ists Kethif.) E. das letzte, ad perficienda sacrificia piacularia. 6) Syr. 7) הנביא Caßl. Jerem. 8) ולהתם, Syr. Hieron. erfüllen. 9) Orthodox vielleicht, aber ohne Beyspiel und ungeschickt ist die gewöhnliche Uebersetzung.

V. 25. Wisse und bemerke, vom Ausgang des göttlichen Ausspruchs, daß Jerusalem wieder gebaut werden soll, bis auf einen Gesalbten 1) und einen Feldherren 2), siebenzigmal sieben 3), siebzig und zwey und sechzig 4) Jahre; Jerusalem soll wieder aufgebauet werden, erst ein Marktflecken, dann mit Mauren umgeben. Und in bedrückter Zeit 5) —

1) משיח ist Substantivum so oft kein Wort, dessen Adjectiv es seyn könnte, vorhergeht. Im hebr. stehen die Adjective bekanntlich zuletzt. Als Substantiv bedeutet es einen König. Ps. 105, 15. 1 Chron. 16, 22. können, wie Hr. M. wohl bemerkt, keine Ausnahme machen. Es bedeutet hier einen, den Juden besonders wichtigen, oder ihren längst verlangten großen König. 2) נגיד ist etwas geringeres, nach v. 26. nicht der Meschiach. Fehlt ein Vav? 3) Von sechs Lesarten widersprechen (wir haben nachgerechnet) fünfe der Zeitrechnung und Geschichte. Die Uebersetzer und Kopisten haben gekünstelt. Statt שבעים שבעה, der ersten Lesart, setzte der Correktor in den Caßl. שבעים שבעים aus einem ältern Codex vielleicht. Die Schrift ist auf dem Titel gestochen. 4) Ein Codex Kennikots, וששים. Also die Rechnung 70 Wochen — 474 Sonnenjahre 328 Tage bis auf Pompejus. 67 Sonnenjahre 308 Tage, bis nach der Verstossung Archelai Palästina seine Regierung verlohr und unter Landvögte Roms kam. 60 J. 33 T. bis auf den Anfang des letzten jüdischen Kriegs. Hr. M. und ich mit ihm, wir rufen alle, die Gelegenheit haben, auf, Mspte und Uebersetzungen mit diesen wichtigen Vermuthungen und Lesarten zu vergleichen. Wichtig, sehr wichtig ist die Bemerkung, daß gerade J. J. 66., genau um die Zeit da Daniels Chronologie zu Ende geht, κατα τον καιρον εκεινον, der

ganze

ganze jüdische Orient, die Gelehrten zumal, den großen König erwarteten. Joseph B. I. V. 4. haben sie auch schon so gelesen? Hat diese Stelle ihnen und Josephs schmeichlerischer Deutung Anlaß gegeben? Der Augenschein spreche. 5) Nach 70 mal sieben, 70 und 62 Jahren.

V. 26. Nach den siebzig 1) und zwey und sechzig Jahren wird der Gesalbte zerstören 2) und Gericht halten, 3) und er wird nebst dem Feldherren, 4) welcher kömmt, Stadt und Heiligthum zerstören, 5) und sie werden in Eil 6) ein Ende nehmen. 7) Verwüstung bis ans Ende des abgekürzten 6) Kriegs!

1) Nach allen Graden der Heruntersetzung. שבעים punktirt Hr. M. 2) Zusammenhang, Historie, Christi Zeignung. 3) ודין אין לו, Theodotio (Arab. Jacob Eb. dess.) wohl aus zusammengeschmolzenen Varianten. Michaelis versuchsweise דין. 4) עם nicht עַם, Theod. Syr. נגיד princeps, Titus. 5) Theodotio. 6) Joseph. Tacitus. 7) וקצו, Mich.

V. 27. Diese Uebersetzung wagt der Hr. H. R. nicht. Sie ist fürs erste unmöglich. Unter den Vermuthungen gefällt mir die am besten: Und die verschwornen werden cabaliren (רבים, die Helden, die übermächtigen Römer, Besieger der Erde) oder: die verschwornen werden aufs äusserste fechten.

Genau nach einer hier angeführten Vermuthung Hrn. M. fand sich in der Folge diese Lesart eines parisischen, für Kennikott verglichenen Codex ובהיכל יהוה שיקוץ משומם und im Tempel wird der, welcher abschneidet, ein Verwüster seyn. Genau wie Joseph. B. I. VI. 5, 4. anspielt. S. Mich. oriental. Bibl. St. 2. S. 193. Auch finden sich in diesem Verse die sieben Jahre des Krieges und das Aufhören der Opfer in ihrer Mitte.

Nun trete der auf, welcher eine solche Weissagung für das Werk eines Zufalls zu erklären, sich vor dem Publikum nicht schämet, auch wer sie für untergeschoben erklären darf, trete auf!

Für die Seinige entschädigt Michaelis seine Leser durch eine Menge Bemerkungen. Artig ist eine S. 53. Der Caslische Nakkedan schrieb mechanisch andere Bibeln aus, seinen Text sah er nicht. So kam ולהתם noch einmal als Keri an den Rand, und im Codex ist es wirklich Ketibh. Solche Tagelöhner schrieben die vergötterten Punkte.

So

So, glauben wir, müsse man von dieser Schrift urtheilen, wenn man sie blos mit dem Geiste eines Kunstrichters und Schriftauslegers richten will. Allein es giebt noch einen höhern Gesichtspunkt, woraus man sie ansehen kann. Man kann nemlich fragen, was ist durch diese Arbeit der Ruhe und der moralischen Bildung des Menschen genutzt. Ohne Zweifel hat der V. beyden dadurch zu dienen geglaubt, ohne Zweifel ist er überzeugt, daß beyde das bey seiner neuen Auslegungsart wieder gewinnen würden, was sie bey allen alten verlohren haben. Es ist traurig zu sagen, daß sich gleichwol zu dieser Absicht die Schwierigkeiten durch die neue Auslegung wenigstens nicht vermindert haben. Sollte dieses seyn: so müßte nichts Ungewisses mehr bey seiner Auslegung zurückbleiben. Wie viel aber noch immer zurückbleibe, wird sich aus folgender Abzählung der noch immer zurückbleibenden Ungewißheiten ermessen lassen. 1. Ungewißheit der Zeitrechnung, von der Zeitrechnung der allgem. Welth. bis auf Ushers, als der beyden äussersten. 2. Ungewißheit der Lesarten des Textes. Die Verschiedenheit dieser Lesarten ist nicht etwa von einigen Jahren; die Zahlen verhalten sich nicht selten wie Eins zu zehen. 3. Ungewißheit, ob nicht in den Kennikottischen Varianten noch neue Zahlen gefunden werden. 4. Ungewißheit des Anfangs der Rechnung, wobey sich eine Verschiedenheit von nicht weniger als 83 Jahren findet. 5. Ungewißheit des Endes, ob die Geburt oder der Tod des Meßias, oder nach dem Hr. M. die Eroberung Jerusalems durch den Pompejus. 6. Ungewisheit über die Beschaffenheit der Jahre. Bisher hat man Sonnenjahre angenommen, Hr. M. zählet nach Mondenjahren, und das macht eine Verschiedenheit von 490. zu 474. Und dieses alles, wodurch wird es bestimmt? Hr. M. so gut als seine nicht so gelehrten Vorgänger, entscheidet blos nach dem Ziel, das er angenommen hat. „Wir müssen Mondenjahre annehmen, wir müssen von da anrechnen, sonst kommen wir nicht auf die Begebenheit„ das sind seine Worte so gut, als die Worte der Ausleger, die ihn nicht befriedigen. Hiezu kömmt noch, wie wir schon bemerkt haben, daß man es selbst mit der Erfüllung nicht so genau nehmen muß. Die Juden sind zwar in diesem Zeitlaufe mehrmal unterdrückt worden; aber das rechnet man nicht. Wenn man nun bey diesen Betrachtungen stehen bleibt, und sich frägt: ist durch die neue Auslegung dein Gemüth so beruhigt, daß du Alle deine Furcht und Hofnung auf diese Weissagung gründen kannst? — so,

fürchten wir, werden nicht wenige von Hrn. M. Lesern sich diese Frage mit einem Seufzer beantworten.

Iz.

Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegrifs unserer Kirche, gesammelt und herausgegeben von D. Carl Friedrich Bahrdt, Professor und Prediger zu Giessen. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1771. 8. 352 Seiten.

Hr. B. möchte so gar gern ein Religionsystem zusammenbringen, „wogegen die gesunde Vernunft nichts erhebli„ches einwenden kann, worinn lauter aus der Bibel entschei„dend erwiesene Lehrsätze, lauter eigentliche Religionswahr„heiten enthalten, und wo alle Wahrheiten in einer solchen „Stellung und von einer solchen Seite vorgetragen wären, „daß sie ihre volle Kraft zur Ausbesserung der Menschen in „Thätigkeit setzen können.„ Dazu verlangt er von Gottesgelehrten gründlich ausgearbeitete Beyträge, die er in dem gegenwärtigen Werke, welches er an die Stelle seiner theologischen Briefe gesetzt hat, sammeln und herausgeben will, ohne doch an allen und jeden Meynungen seiner Mitarbeiter, deren bis itzt achte sind, Theil zu nehmen. Das Ideal einer Dogmatick, welches Hr. B. in der Vorrede gezeichnet hat, gefällt uns nicht übel. Jedes Kapitel soll nemlich drey Rubricken haben: Religion — Philosophie der Religion — Litteratur. In dem, worinn von der Vorsehung Gottes z. B. gehandelt wird, soll gelehrt werden 1. was davon eigentlich zur Religion gehört. 2. Was bloße Philosophie über diese Lehre ist — als: „Wie erhält und regiert Gott die „Dinge in der Welt? Bonnet sagt so; der so — der so„— 3. Was die Geschichte des Lehrsatzes angeht, als: „In den „ältesten Zeiten waren die herrschenden Vorstellungsarten „diese — Unter den neuern sind die besten Schriften der „einen Parthey, diese — der andern diese u. s. w.„

Der Zweck dieser hiermit angefangenen periodischen Schrift geht also dahin, daß sie eine simpelere Lehrart im Christenthum befördere, und zur Absonderung der eigentlichen Religionswahrheiten von der Schultheologie das ihrige beytragen soll. Wir wollen die darinn enthaltenen Stücke kurz anzeigen. I. Apologie des Vorhabens, welches Hr. B. dabey hat. Er will gar nicht entscheiden, welche Sätze in unserm theologischen

Sy-

System wahr oder nicht wahr sind, er will nur den verschiedenen Werth derselben bestimmen, zeigen, welche aus der H. Schrift erweislich; oder nicht erweislich sind, welche in die Klasse der schultheologischen Lehrsätze, und welche unter die Zahl der Religionswahrheiten gehören, und wie die letzteren, wenn sie Wirkung auf die menschlichen Gemüther, zu ihrer Beruhigung und Besserung thun sollen, vorgetragen werden müssen. — Eine löbliche Absicht! wer sollte sie nicht billigen? Ob diese vorzunehmende Musterung vorangehen, oder, wie einer seiner Correspondenten behauptet, nachstehen müsse, bis die Auslegung der H. Schrift mehr aufs reine gebracht sey, darüber sind wir des letzteren Meynung. Man wird Hrn. B. gegen seine behauptete Unerweislichkeit eines theologischen Satzes aus der Bibel immer einwenden: Du hast nicht recht exegisirt, er steht doch darinn. Es ist kein zufälliger sondern wesentlicher Lehrsatz der christlichen Religion, den du davon absondern willst, so daß am Ende doch alles wieder auf die vernünftige Auslegung der H. Schrift ankommt. Ganz gewiß erst eine bessere Hermeneutick eingeführt, und dann wird sichs mit der Verbesserung des Lehrbegrifs von selbst finden. Indessen ist die Bemühung des B. gewiß nicht überflüßig, ob es gleich mit den guten Wirkungen derselben wohl noch etwas länger Anstand haben möchte, als der lebhafte, betriebsame Mann sich einbildet. II. **Was Religionswahrheiten sind, und ob dazu die Geheimnisse gehören?** Religionswahrheiten sind Lehrsätze, die mit dem Endzweck der Religion, mit der Tugend und Beruhigung der Menschen in einer unmittelbaren Verbindung stehen, so daß die Erkenntniß und standhafte Uebung derselben sonst nicht möglich oder doch höchst schwer seyn würde — die jedermann von gesundem Verstande, der Unterricht und Erziehung gehabt hat, fassen und verstehen kann — die zureichend deutlich in der H. Schrift stehen und den herrschenden Vortrag darinn ausmachen. Geheimnisse, nach dem biblischen Begrif des Worts, Lehrsätze, welche durch die Offenbarung Gottes zuverläßig bekannt gemacht worden — gehören zu den christlichen Religionswahrheiten; aber Geheimnisse im theologischen Verstande, unbegreifliche Lehren, die über den Horizont des menschlichen Verstandes und Nachdenkens hinausliegen, gehören zur Schultheologie — Sehr wahr. III. **Allgemeine Vorschläge zu einem reinen biblischen System.** In einem Sendschreiben an den Herausgeber. Der Correspondent des Hrn. B. schreibt S. 48: er habe sich in Sachen, welche zur symbolischen Erkenntniß und besonders

zur Religion gehören, zur Regel gemacht: „Glaube darinn „so wenig, als du ohne Verlust und Gefahr deiner gegen„wärtigen und künftigen Gemüthsruhe mit Vernunft glauben „kannst — Unter allem, was wahr seyn mag, mußt du „dasjenige zuerst glauben, und dich zu glauben bemühen, „was du ohne Verlust und Gefahr deiner gegenwärtigen und „künftigen Gemüthsruhe nicht verwerfen kannst — S. 50. „Ob du aber gleich nicht verpflichtet bist, etwas zu glauben, „das nicht deine Gemüthsruhe intereßirt: so kann doch vie„les ausser dem wahr seyn, weil du entweder nicht genugsam „hast untersuchen können, oder dich auch in deiner angestell„ten Untersuchung geirrt hast. So lange dir also diese Be„denklichkeiten im Wege stehen, mußt du keinen Satz, und „insonderheit keinen, den andere für sehr wichtig halten, plat„terdings verwerfen, um nicht allein auch hierinn vor dir selbst „ohne Verantwortung zu seyn, sondern auch andern keinen „vermeidlichen Anstoß zu geben.„ Diese vernünftigen Regeln werden sehr gut mit Exempeln erläutert — Der Beweis von der substantiellen Präexistenz Christi aus εν κολπω τȣ πατρος, Joh. 1, 18. möchte wohl nicht der bündigste seyn, da diese Redensart nur die höchste Liebe des Vaters zu dem Sohn ausdrückt. — S. 57. wird ganz richtig derjenige zum vornehmsten und allgemein brauchbaren Theil der Bibel, also zur eigentlichen göttlichen Glaubensvorschrift, angegeben, der auf die Beruhigung und Gottseligkeit der Menschen abzielet. — Hierauf eröfnet der V. dem Herausgeber seine Gedanken über den Inhalt einer biblischen Dogmatik und die wahre Methode, sie zu präpariren. S. 59. Man soll elementarisch dabey verfahren. Man soll die αποκαραδοκιαν πασης κτισεως, deren Bestätigung durch Offenbarung zu wünschen, und in einer wahren Offenbarung zu vermuthen wäre, zum ersten Grunde legen, und damit die Geschichte von dem Religionszustande des menschlichen Geschlechts ohne besondere Offenbarung, und besonders vor dem Anfange des Christenthums, nicht weniger die Hauptgeschichte der Bibel und besonders des N. T. verbinden. S. 60. da keiner ohne ein vorgängig gefaßtes System an die Erklärung der Bibel gehet, und es so gar unmöglich ist, dieselbe zu verstehen, wenn man nicht vorgängig weis, was man darinn suchen soll: so sollen die Gottesgelehrten sich erst über die Conjektur der allgemeinen Absicht einer Offenbarung vereinigen, vorher ausmachen, was ein jeder Vernünftiger von einer göttlichen Offenbarung wün-

wünschen und erwarten muß. Ist denn die Offenbarung wahr, und ist sie besonders für alle Menschen eingerichtet: so müssen diese Wünsche und Erwartungen sowol durch ihren Inhalt, als durch die zuverläßigsten Beweisgründe bestätiget gefunden werden — Da würden alsdenn S. 66. die ersten und äusserst wichtigen Elementarlehren werden: die Lehre von einem einigen Gott — von dem ewigen Leben — von der Erlösung Jesu, zunächst aus der Sorge, nimmer von den Banden des Todes befreyt zu werden — dann daß Jesus Gottes Sache bey uns geführet u. s. w. — Ein Mitzweck der biblischen Dogmatik soll auch die Beförderung des Friedens und der Abschaffung des unnützen Polemisirens seyn. IV. **Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen, und ihrer Wiedervereinigung.** Dieser Aufsatz ist Hrn. B. ebenfalls zugeschickt worden. Er enthält nur noch die Ankündigung dessen, was der V. über diesen Punkt der Welt mittheilen will. Nachdem der Nachtheil, den die Trennung der Christen noch immer der Religion thut, gezeigt, und die Ursachen angegeben worden, warum bisher die Wiedervereinigung der Christen noch nicht hätte zu Stande kommen können: so bezeugt der V. mit einem gewissen Enthusiasmus, wie sehr ihm die Unionssache am Herzen läge, wie er ohne alle Absicht auf Ruhm und Vortheile seine Vorschläge thue, und sich glücklich schätzen würde, wenn man ihn auch deshalb verbrennen wollte, wofern nur auf seine Asche ein Tempel des Friedens aufgebauet würde. V. **Fragment einer Abhandlung über die Dauer der Höllenstrafen.** Der V. leugnet aus guten Gründen ihre Unendlichkeit. VI. **Kurze, und in ein System für alle Christen schickliche Vorstellungsart der Lehre von Gott und der Dreyeinigkeit.** Der V., wer er auch seyn mag, ist nicht der erste, der einen dreyeinigen Gott glaubt, insofern der einige Jehovah unser Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher ist. Die drey Personen, die alle drey essentiam numero eandem, ebendasselbe Individualwesen ausmachen sollen, sind ihm nicht drey verschiedene Subjekte, Substanzen, oder Individua, sondern ein Subjekt, eine Substanz nach einem dreyfachen Zustande und Verhältniß — so wie ohngefehr im Titius, welcher Ehemann, Schriftsteller und Künstler ist, nicht idealisch, sondern reel drey Personen, nemlich die Person des Ehemannes, des Schriftstellers, des Künstlers unterschieden werden kann, da jede ihre eigenthümlichen persönlichen Handlungen verrichtet, die ihr ausschließungsweise und allein zukommen. Wer Lust hat, lese die Erklä-

klärung des V. darüber. Da ihm diese Vorstellungsart ge- fällt, so haben wir nichts dawider; für ketzerisch ist sie schon in uralten Zeiten erklärt worden. Der Rec. gesteht gern, daß er des V. Sätze nicht unter sich vereinigen, und überhaupt weder diese, noch irgend eine andere Dreyeinigkeit verstehen, und in der heil. Schrift finden könne. Doch will er sich nicht weiter darüber erklären, um nicht zu wiederhohlen, was in der Bibl. X. I. 104. bey Gelegenheit der Seilerschen Be- trachtung über Hrn. Prof. Meiers Vorstellung der Drey- einigkeit, welche im Grunde mit dieser einerley ist, davon ge- sagt worden. VII. Sendschreiben an den Herausgeber der Vorschläge. Der Correspondent schreibt Hrn. B., worin er in der Lehre von der Erbsünde, der Genugthuung Christi, der Dreyeinigkeit, den Gnadenwirkungen des heil. Geistes und dem Abendmal nicht mit ihm einerley Meynung sey. VIII. Fortsetzung des Fragments über die Ewigkeit der Höl- lenstrafen. Der V. fährt fort die Wiederbringung aus Grün- den zu behaupten, die wir schon lange für entscheidend gehal- ten haben. Wie sehr wir ihm beypflichten, und in Ansehung des wahren Verstandes einiger Schriftstellen, aus welchen man die unendliche Dauer der Höllenstrafen beweisen zu können glaubt, mit ihm einstimmen, erhellet aus dem, was wir Bibl. XVII. 2. 487 497. darüber geschrieben haben. IX. Fortsetzung der allgemeinen Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung. Es soll uns lieb seyn, wenn andere Leser des V. Gedanken klärer durch- schauen, als es dem Rec. möglich gewesen ist, der in dieser zweyten Hälfte des Aufsatzes die eigentliche Meynung desselben von der besten Art, die getrennten Christen zu vereinigen, ziemlich versteckt und räthselhaft vorgetragen findet. So viel wir mit Mühe haben herausbringen können, so sollen die Par- theyen, eine so gut wie die andere, nachgeben, weil alle auch bey den wichtigsten Streitigkeiten in dem Besitz der reinen christlichen Wahrheit sind, sich nur einander nicht recht ver- stehen, sich blos einbilden, daß der Gegenpart die Wahrheit nicht auch habe, und aus Mißverstand sich verdammen. Um deswillen sollen sie sich nicht geradezu widersprechen, nicht an dem einen Theil schlechthin bejahen, was der andere vernei- net, sondern nur zu einer näheren Erklärung ihrer Lehrsätze schreiten, und ex concessis mit einander disputiren, so würden sie sich begegnen und völlig vereinigen können. Um die Ka- tholicken zu gewinnen, soll man ihre behauptete Untrüglich- keit der sichtbaren Kirche und deren sichtbaren Oberhäupter nicht

nicht geradezu abläugnen, sondern einen Mittelweg wählen, bestimmen, inwiefern die Kirche mit ihren Häuptern untrieglich und nicht untrieglich seyn könne, worinn sie geirrt und nicht geirrt habe, und wenn sie gefehlt hat, wie es auf so eine Art geschehen sey, daß es ihr gar nicht zugerechnet werden könne u. d. g. — Wir glaubten, der V. würde etwas mehr, als dieses zu sagen gehabt haben, denn wenn es mit seinen Vorschlägen weiter nichts als das ist, so — Doch vielleicht haben wir den rechten Aufschluß davon noch zu hoffen. X. **Untersuchung, ob die Römischkatholischen den Laien das Bibellesen mit Recht untersagt haben.** Da ein gemeiner Christ sehr vieles in der Bibel nicht ohne Hülfe eines Gelehrten verstehen kann, und in Gefahr ist, auf allerley Irthümer zu gerathen, wenn er selbst Ausleger seyn will, so meynt der V., daß es gut seyn würde, wenn man nicht jedermann ohne Unterschied die heil. Schrift lesen liese, sondern die Laien sich an den Unterricht der Lehrer zu halten hätten. Wollte ein aufgeklärter Laie selbst die Bibel lesen, so müßte es ihm unverwehrt seyn, aber man könnte und sollte solches nicht von allen Menschen ohne Unterschied verlangen, und noch weniger einen jeden zur Prüfung seines Glaubens nach der Schrift anhalten — Unsere Gedanken dabey sind diese gewesen. Man ist mit Untersagung des Bibellesens für die Laien in der katholischen Kirche, welche der V. sehr billig und gelinde beurtheilt, wohl offenbar zu weit gegangen, so gut die erste Absicht auch immer dabey gewesen seyn mag. Daß die ersten Bekenner des Evangeliums, ehe der Canon des N. T. gesammelt war, blos durch den mündlichen Unterricht ihrer Lehrer zur Annahme des Christenthums gebracht und glücklich geworden sind — daß selbst in der protestantischen Kirche die Religionserkenntniß der meisten Christen lediglich auf dem Ansehn ihrer Lehrer beruhe, indem das Volk sicherlich die Aussprüche der Bibel nach den Erklärungen annimmt, welche ihnen der Clerus davon giebt — daß vieles in der heil. Schrift von gemeinen Christen, welche sich bisweilen doch auch weise zu seyn dünken, gemisdeutet und in offenbaren Irthum verkehrt werde — alles dieses sind ausgemachte Wahrheiten. Was folgt aber daraus? Unsers Erachtens nur dieses: Man kann nicht verlangen, daß jeder Christ alles lese, was in der Bibel steht, denn er versteht nicht alles, und es ist auch nicht alles für ihn darinn geschrieben. Vielmehr würde mancher Nutzen, aber gar kein Schade daraus entstehen, wenn gewisse Bücher, Erzählungen und Sachen der heil. Schrift gewissen Leuten gar

nicht zum lesen vorgelegt würden. Deswegen halten wir aber doch dafür: Die Bibel durchaus nicht in den Händen eines Laien, wer er auch seyn mag, gelehrt oder nicht gelehrt, leiden, und sie zu lesen ihm erlauben wollen, das muß (und soll auch nach der Absicht des V.) nie wieder aufkommen, denn davon stünden die übelsten Folgen, wie sie die christliche Vorwelt erlebt hat, mit der Zeit unter gewissen Umständen wieder zu besorgen. Nur wäre dann die Frage: Wie ist dem Uebel auf beyden Seiten abzuhelfen? Welchen Mittelweg soll man nehmen, um die gemeinen Christen vor Anstoß und Mißdeutung mancher Sachen in der Bibel zu verwahren; und denen, die mit eigenen Augen in der Religion sehen wollen und können, die Lesung der Schrift doch auch nicht vorzuenthalten, oder gar zu verbiethen? Wir sehen keinen andern als diesen: Man mache zweckmäßige Auszüge aus den Büchern des A. und N. T., welche nur das enthalten, was eigentlich zur Religion gehört, was klar darinn geschrieben stehet und also jedermann zur Lehre, zum Trost, und zur Besserung dienet. Diese Auszüge müssen in eines jeden Händen seyn, und die Bibel des gemeinen Mannes ausmachen, die er gerne lesen würde, weil er alles verstünde. Hiernächst sorge man, anstatt der unendlichen Menge von Paraphrasen, womit jetzo die deutsche Christenheit überschwemmt wird, für eine bessere, leicht und verständlich, aber auch mit Geschmack und der möglichsten Energie abgefaßten Uebersetzung der Bibel, wo in ganz wenigen Noten unter dem Text, dies und jenes, was einer Erklärung bedarf, ohne soviel überflüßige Gelehrsamkeit, als etwa ein Michaelis dabey anbringt, zu verschwenden, erklärt wird. Die kann hernach jedermann, der begierig darauf ist, mit Nutzen lesen, zusehen, ob in den Auszügen der Bibel auch nichts wesentliches zu seiner Religion fehle, und prüfen, ob seine Lehrer ihn recht unterrichten. Damit wäre ohnstreitig allem am besten geholfen. Gemeine Christen, die weder Fähigkeit noch Beruf haben, die Bibel als Gelehrte zu studieren, würden dadurch von vielem unnützen raisonniren über die heil. Schrift abgehalten, und vor der Gefahr, Gift aus dem Honig zu saugen, gesichert; und der unwissendste und herrschsüchtigste Clerus könnte es nie wieder dahin bringen, wohin man es ehedem im Pabstthum gebracht hat. Die Laien dürften sich in den Sachen des Glaubens und Gewissens nicht blos auf das Wort der Lehrer verlassen; und den Lehrern würde auf immer die Gelegenheit abgeschnitten, die Laien glaubend zu machen, was ihnen gut dünkte.

T.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Anleitung zur Kenntniß der Rechte in aussergerichtlichen Handlungen; nebst beygefügtem Anhange einiger besonderer Braunschw. Lüneb. Cellischen und Calenbergischer Landesgesetze; für solche, die keine Rechtsgelehrte sind, entworfen von Andreas Ludolph Jacobi. Celle, bey Gsellius, 1 Alph. 2 B. in 8.

Der Herr V. hat die löblichste Absicht, bey der er aber seinen Endzweck größtentheils verfehlt. Er will unstudirten Bürgern, die nicht selten rechtliche Geschäfte unvorsichtig vollziehen und in Processe verwickelt werden, das Geheimniß der Rechte, welches Richter und Advokaten bisher nur für sich haben, entdecken. Raubbegierigen Advokaten will er in Verminderung der Rechtsstreitigkeiten die Flügel beschneiden; er, der selbst ein Advokat ist. Dies heißt allerdings rechtschaffen und patriotisch gedacht. Doch wenn wir gleich nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß bey dem gemeinen Mann durch einen deutlichen Unterricht dieser Endzweck erreicht werden kann; so würde doch hierzu die katechetische Lehrart, oder auch die Schreibart in Briefen und Erzählungen schicklicher seyn, als der dogmatische Ton des V. in einzelnen kurzen Sätzen, die nur hin und wieder mit passenden Beyspielen erläutert sind. Auch würde der Unterricht ausführlicher seyn müssen als dieser. Daß der Verf. die Anführung der Gesetze und Rechtslehrer nach seinem Endzweck vermieden hat, billigen wir; Definitionen aber, oder vielmehr deutliche bündige Umschreibungen hätte er nicht weglassen sollen. Er setzt voraus, daß sein Lehrling schon wisse, was Darlehn, Wechsel, Bürgschaft, was Schenkung unter Lebendigen und zur todten Hand, was Testament, Codicill, Vermächtniß rc. sey, und wie das eine rechtliche Geschäft sich von dem ähnlichen charakteristisch unterscheide. Hierinn liegt ein wesentlicher Fehler. Bey diesen Mängeln sprechen wir gleichwohl der Anleitung nicht allen Nutzen ab. Notarien, bey denen man voraussetzt, daß sie schon einige Begriffe haben, können wir zum geschwinden und sichern Nachschlagen kein besseres Handbuch anpreisen.

Anweisung zum Inquiriren. Frankf. und Leipz. 1772. 20½. Bogen in 8.

Probe einer wohlangebrachten Philosophie in juristischen Untersuchungen: Vom Criminalprocesse überhaupt heißt es S. 131. „Es kann nichts entstehen, oder es muß vorher „etwas vorhanden seyn, woraus es entstehet. Dasjenige, „woraus es entstehet, ist der Grund zu dem, was entstehen „kann, oder würklich entstanden, mithin das erste die Ursache, „und das andere die Würkung desselben, rc. Ein jedes von „beyden behält also auch eine Aehnlichkeit in Ansehung des „Guten und Bösen miteinander. In dem Grunde eines jeden natürlichen Dinges liegt eigentlich nur eine einzige Absicht, als das allerletzte, nemlich seines gleichen, oder Früchte „hervorzubringen. Es offenbaren sich aber zu gleicher Zeit „allerhand andere Absichten, welche jedoch weiter eigentlich „nichts als Mittel zu Beföderung des einzigen oder der Hauptabsicht sind. Im Grunde ist die Hauptabsicht mit ihres „Gleichen als Beföderungsmittel verbunden. Die Beföderungsmittel offenbaren sich eher, als die Früchte derselben. „Dann wenn sich der Grund, oder Saamen, anfängt zu entwickeln, fasset er erstlich Wurzel, nachher entstehen Blätter rc. „Eben diese Würkungen der Natur im Gewächsreich findet „sich auch im Reich der verdorbenen Sitten, wo sich allerhand „strafbare Laster zeigen. Der erste Grund hierzu liegt nirgends anders, als in der Seele eines jeden Maleficanten rc.„ So geht es auf 7 und mehrern Seiten fort. — Hoffentlich haben unsere Leser genug zum Eckel. Diese schöne Art zu philosophiren, bringt der V., welcher, nach der Vorrede zu urtheilen, ein Auditeur in Heßischen Kriegsdiensten ist, allenthalben zu Markte. Dabey ist sein Vortrag langweilig, verwickelt und so stürrisch und sauer, daß seine Stirn nach 32. Jahren, die er in peinlichen Untersuchungen zugebracht hat, wohl nicht sauerer und runzelichter seyn kann. Die wenigen guten Regeln, wie der Richter während der General- und Specialinquisition vorsichtig verfahren soll, um mit Vermeidung der Tortur den Inquisiten durch genaue und kluge Fragen zum Geständniß zu bringen, sind unter dem abgeschmacktesten Gewäsche vergraben; an Seitenlangen Gleichnissen fehlt es auch nicht. Man lese nur das Gleichniß zwischen zwey Reisenden, die nach einem Orte wollen, und der Ordnung im Proceß auf der 21 - 25. Seite. Folgende Rubricken, die ohne Nummern, oder sonstige Abtheilung fortlauffen,

zei-

zeigen den Inhalt: Betrachtung über die Natur der Verbrechen (es solte eigentlich heissen: Von der pflichtmäßigen und genauen Inquisition überhaupt); kurze Anweisung besonders zu militarischen Verhören, (nur am Ende sind einige Anmerkungen vom Kriegsgericht, ohne Ordnung und Vollständigkeit); vom Criminalprocesse überhaupt; von der Generalinquisition und dem Specialverhör (enthalten einzelne Fälle, die in Fragen und Inquisitionsartickel aufgelöset werden, deren Genauigkeit uns gefällt); von der Confrontation, dem Eyde, Abhörung der Zeugen über Beweisartickel, der Defension, Relation und Urtheil, von Ordnung der Akten und von der Tortur.

Sammlung einiger juristischen Abhandlungen bestehend in Erläuterung einiger Artickel des Jütischen Lowbuchs. Schleßwig, bey Hansen, 1772. 40 Seiten in 4.

Kaum verdienen es diese Blätter, ihrer zu erwähnen. Ein schleppendes undeutsches Advokatengewäsche dem Ausdruck nach; leer, verworren, unvollständig in den Materien. Dem Verfasser, einem Schleßwigischen Advokaten (und wer weis nicht wie unstudirt größtentheils diese Leute sind und wie stolz, sich um deutsche Rechte und Gewohnheiten zu bekümmern, da nun einmal ihr Verstand bey der Eyder, die Deutschland gränzet, still stehet und sich an das Lowbuch fesselt) sind manche Fälle in seiner Praxis vorgekommen. I. Von Gemeinschaft der Güther unter Eheleuten und wie es mit Bezahlung der Schulden zu halten — Der V. wird es wohl kaum begreiffen können, daß auch in Deutschland an denen Orten, wo der alte Unterschied zwischen Erbgüthern und erworbenen Güthern beybehalten ist, die Ehefrau, wenn sie gleich mit ihren Ehemann in der Gemeinschaft lebt, dessen Schulden von ihrem Erbguthe zu bezahlen nicht schuldig ist, und daß das Erbguth nach ihrem Tode nicht auf den Ehemann, sondern auf ihre Blutsfreunde fällt. Eben dieses ist Rechtens in Ansehung der Erbgüther des Ehemannes. Nur darüber streitet man sich, ob auch bewegliche durch Intestatverlassenschaft ererbte Güther unter die Erbgüther zu zählen. Nach dem Lowbuche gehören nur unbewegliche Güther dahin. II. Vom Näherkauf oder Beyspruch, daß solcher in der niedersteigenden Linie nicht statt habe. Dat veterlike Erbe, sagt das Lowbuch, schal man des Vadern Fründen, unde dat moderlike Erbe

Erbe schal man der Moder Fründen anbeten. Nach gesunden Wortverstande sollen also Descendenten von der Erblösung ausgeschlossen seyn — Freunde, sind überhaupt Blutsfreunde. Dieser gesunde, in der alten statutarischen und gesetzlichen Sprache begründete Wortverstand ist dem V. unbekannt — Er bestärkt seine Meynung mit dem bündigen Satze: Was konnte es nun aber wohl für ein Geschick haben, daß der Vater sollte seinem Sohn oder Enkel den Näherkauf anbieten und was hatten diese auch wohl zu den Zeiten für Anstalt zu Geld darzu; es wurde wohl nicht gern etwas verkauft als was aus Noth verkauft wurde; hatte aber der Vater kein Geld, so hatte der Sohn vielweniger etwas. Diese Abhandlungen sowol, als die III. von Erbfallen, welche für die Anfänger die Intestatsucceßion nach dem Lowbuche in kurzen Sätzen enthält, wie nicht weniger die fernern Abhandlungen, mit denen der V. drohet, mag immerhin die Ender und Levensaue in die Nord- und Ostsee vom deutschen Boden fortschwemmen.

Gedanken und Erläuterungen über das Kirchenrecht, bey Erklärung der princip. jur. can. des Herrn Hofr. und Profess. Ge. Lud. Böhmers zu Göttingen, entworfen und zum Nutzen seiner Zuhörer zum Druck befördert, von Hermann Becker, der Rechte Doktor und öffentl. Lehrer zu Greifswalde. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1772. 2 Alph. 3 Bogen in 8.

Handbücher im Ueberfluß. Mit Discours hat uns die Themis in neuern Zeiten ziemlich verschont. Hier ist einer über das Canonische Recht des Herrn Geh. Justitzr. Böhmers. Warum hat Herr B. die alte Ausgabe von 1762. und nicht die neuere 1767. zum Grunde gelegt? Warum hat er überhaupt nicht lieber seinen Cathedervortrag im Gedächtnisse seiner Zuhörer verrauchen lassen? Doch nach der Vorrede und Dedication an die Greifswaldische Visitationscommißion, hat er sich aus Noth gegen seine Verläumdere im Druck vertheydiget, um sie mit den Worten: Gehet nun hin, und saget Johanni wieder, was ihr höret und leset, abzufertigen; denn in seine Hörstunden wurden, wie er sagt, Spions abgeschickt. Gefährliche Sätze gegen den Staat, wenn man ihm dieser vielleicht beschuldiget hat, behauptet er in der That nicht, so viel wir wenigstens aus diesem Vortrage von zwey Alphabethen

chen über die ersten 46 Seiten, oder den partem generalem des Böhmerischen Handbuchs, ersehen. Doch bitten wir ihn zugleich, das Publikum mit den fernern zwanzig Alphabethen (denn das Handbuch hat 620 Seiten) zu verschonen. Dieser schriftliche Vortrag ist durch öftere Wiederholungen, langweiliges Einkäuen, im phlegmatischen Ton äusserst eckelhaft und, wenn wir die im trägen faulenden Bache noch größtentheils obenschwimmenden Brocken der richtigern Böhmerischen Sätze ausnehmen, noch schlechter als Gundlings Discours über Corvin und Fleischers Einleitung zum geistlichen Rechte. Von seiner Art, den Autor zu erklären, sehe man nur S. 505. über die Worte des §. 39. iisque simul committendas esse partes fori ecclesiastici; und von seiner Art zu widerlegen S. 513. u. f. bey der Frage, aus welchem Grunde der Evangelische Landesherr das Kirchenregiment führt. Hätte er doch lieber den Mosheim im Kirchenrechte, dem er folgt, von Wort zu Wort ausgeschrieben!

Mn.

Successio ab intestato civilis in suas classes novo methodo redacta a *D. Io. Christoph. Koch*, Acad. Gissens. Procancellar. Jur. Prof. primar. Editio III. auctior et emendatior. Gissae, 1772. apud Io. Phil. Krieger, 136 Seiten in 8.

Die vorige Ausgabe dieses Buchs ist in dieser Bibl. als eine ziemlich unbeträchtliche Schrift angezeigt worden,*) und der Rec. schrieb dem V. eine Meynung als einen garstigen Fehler zu, deren Gegentheil er doch mit deutlichen und ausdrücklichen Worten vorgetragen hatte. Es ist Pflicht gegen das Publikum den Werth dieses vortreflichen Buches richtiger anzuzeigen, und Pflicht gegen den V., ihm wegen jener Beschuldigung eine Ehrenerklärung zu thun.

Der Recensent kennt nicht viele juristische Schriften, die auf so wenigen Bogen eine weitläuftige Materie so völlig erschöpfen, worinn eine so große und wohl digerirte Belesenheit, eine so tiefdringende Beurtheilungskraft, und eine so mathematisch richtige Ordnung zu finden ist, als in dieser. Alles was über die Intestatfolge in ganzen Werken, und hier und da zerstreut geschrieben war, hat der V. mit unglaublichem Fleiße zusammen gelesen, in Fermentation gebracht, und einen

*) Allgem. Bibl. 9 B. 36 u. f. S.

nen mit den Ingredienzen seiner eignen Bemerkungen versetzten, von allem Phlegma reinen Geist daraus extrahirt.

Den Inhalt genauer anzuzeigen, finden wir überflüßig, da man ihn hinlänglich aus dem Titel schliessen kann. Die neue und ausnehmende Methode aber verdient eine nähere Anzeige. Von Vetter Tribonian an bis auf den armen Herrmann wollten die Rechtsgelehrten die Lehre von der Intestatfolge schlechterdings in drey Classen spannen, der Descendenten, Ascendenten und Collateralen. Da aber nach Justinians Verordnung die Verwandten in vier Ordnungen nach einander erben: so mußte jene Methode nothwendig die seltsamste Verwirrung verursachen, und man darf nur Halbkenner und unpartheyisch seyn, um das unrichtige und unbequeme dieser Art des Vortrags einzusehen. Indessen galt auch hier das Verjährungsrecht, wodurch so manches elende Ding in der Welt vortreflich wird. Der Herr Vicecanzler verläßt zuerst den alten Irrgang, und setzt, die Verwandten, der Justinianeischen Verordnung gemäß, in vier Classen. Sie sind

1) Descendenten.
2) Ascendenten, vollbürtige Geschwister und deren Söhne oder Töchter.
3) Halbgeschwister, und ihre Söhne oder Töchter.
4) Entferntere Verwandte.

Die vorhergehende Classe schließt die folgende aus. Hingegen Personen, die in einer Classe stehen, erben mit einander. Wer es noch nicht einsehen kann, welch ein ausserordentliches Licht durch diese Art der Behandlung über die ganze Sache verbreitet wird, der lese das Buch selbst. Eigenheiten dieser Ausgabe sind, daß der Herr Vicecanzler hier und da seine Meynung geändert, zuweilen gegen Einwürfe vertheydiget, allenthalben aber beträchtliche Zusätze eingewebt hat. Ein Theil des dritten auctarii, wo der Hommelischen Palingenesie die pudenda aufgedeckt waren, ist weggeblieben, und eine andere Abhandlung von der Successionszeit in dem Vermögen verschollener Possession, ob kunstmäßig zu reden diese Succession ex nunc oder ex tunc geschiehet, hinzugekommen.

Sr.

3. Arzneygelahrheit.

Bibliotheca botanica, qua scripta ad rem herbariam facientia a rerum initiis recensentur auctore

ctore *Alberto von Haller*. Tomus II. A Tournefortio ad nostra Tempora. Tiguri, apud Orell, Geſſner, Fueſsli & Soc. 1772. 785. Seiten in 4.

Von der Einrichtung dieſes Werks haben wir ſchon in dem 1 St. des 16ten Bandes unſerer allgem. Bibliothek Beſcheid gegeben. Der zweyte Theil iſt in 2 Bücher zerſchnitten, davon das, der Suite nach, neunte, mit Tournefort den Anfang nimmt, das zehnte aber die Linneiſchen Zeiten in ſich ſchließt. Die Excerpte aus dem Caſiriſchen Werke von den arabiſchen Manuſcripten des Eſcurials, wie auch ein Verzeichniß von Spaniſchen und Portugieſiſchen Schriften, welche die Naturgeſchichte und Medicin angehen, hat der Herr V. als eine Zugabe, nebſt den neueſten und auch einigen alten ausgelaſſenen, angehängt. Auch findet ſich zuletzt ein vollſtändiges Regiſter der Schriftſteller, das vor dem Pereboonoſchen des Methodus ſtudii medici einen großen Vorzug hat, da hier nur die Hauptſtellen, und nicht, wie dort, jede Stelle, in welcher der Namen des Autors vorkömmt, citirt werden.

Das kleine Buch von den Pariſerpflanzen kömmt dem Herrn V. unter den Tournefortiſchen Schriften faſt am beträchtlichſten vor, da es eine lehrreiche Kritick, und manche Pflanzen enthält, die ſonſt ausgelaſſen worden, da T. in dem großen Buch viele Wiederholungen begeht und dem C. Bauhin zu ſehr traut. **Boerhaavs** Trieb gieng zwar vornemlich auf die Chemie: doch war er, ſo wie Männer von Fähigkeiten zu allem geſchickt ſind, auch ein glücklicher Kräuterforſcher. Der Herr v. H. hat ihn noch vor Sonnen-Aufgang oft in hölzernen Schuhen den Gewächſen nachſpüren geſehen. Die Gräſer und Cryptogamiſten hat er, da er nicht weit auſſer dem Garten kommen können, nicht völlig mit der Sorgfalt unterſucht. **Steph. Frans. Geofrois** merkwürdige Streitſchrift (1704.) von dem Geſchlechte der Pflanzen, die viele Erfindungen der neuern enthält, wird hier aus der Vergeſſenheit geriſſen. **Dillenius** hat das ſeltene Glück gehabt, ſein ganzes Leben einer einzigen Wiſſenſchaft, der Botanick, zu widmen. Daß er ſelbſt zeichnen und ſtechen konnte, kam ihm dabey ſehr zu ſtatten. Keine große Ehre für die Deutſchen iſt es, daß Ausländer ſeine Verdienſte belohnen ſollten, zudem, da in der ganzen Reihe von Tourneforts Zeiten, bis er bekannt wurde, nur wenig wichtiges von botaniſchen Büchern in Deutſchland

erschienen war. Heister war eben nicht zur Betrachtung des kleinern Theile der Pflanzen aufgelegt. Des Caspar Neumanns Verdiensten, die allmählig verkannt werden, um die Chemie und Materia medica, läßt der Herr V. Gerechtigkeit wiederfahren. Von Scheuchzers Agrostographie wird der Herr V. eine neue Ausgabe mit Zusätzen und Anhängen liefern. Ein Supplement neuer Gräser ist schon in den Turinischen Abhandlungen eingerückt.

Die Linnéische Epoche nimmt mit dem Jahr 1732. ihren Anfang. An dem Hrn. von Linné wird die scharfe Einbildungskraft, das systematische Genie und die Unverdrossenheit gerühmt; und er hat die Ehre gehabt, daß die mehresten seiner Zeitgenossen ihm gefolget sind. Das Verzeichniß enthält auch seine einzelne Streitschriften mit der gewöhnlichen Kritik. Die Materia medica rechnet er zu den besten Schriften des Verfassers. Was er für Saamen der Moose ansieht, hält der Hr. V. für Knospen, (gemmae.) An den Speciebus wird ausgesetzt, daß er manche von andern in den südlichen Ländern befindliche Gewächse ausgelassen. Urlspergers Nachrichten von der Colonie Salzburgischer Emigranten in Amerika wird ausführlich recensirt, woron der wahre Verfasser Bolzius, ein Geistlicher, ist. Von Gerbers Moscauer Flora besitzt der Hr. von H. ein von dem Verfasser ihm geschicktes Manuscript. Hills zahlreiche Werke nehmen einen großen Platz ein. Der Münchhausische Garten zu Schwöbber, ist der erste in Deutschland, in welchem der Caffee zur Reife gekommen. Von den Briefen des jüngern Hrn. v. Haller, wider den Hrn. v. Linné, sagt dessen Hr. Vater: condonandum aliquid auctori quindecim annorum. Von der fruchtlosen Hofnung der Reise, wozu Mylius bestimmt war, wird eine kurze Nachricht gegeben. Sauvages scheint als Botaniste ausser seinem rechten Felde gewesen zu seyn. Die Zahl der Schwedischen Dissertationen ist sehr beträchtlich, unter andern von Kalm, Gadd. Der Hr. von H. verspricht Haenels Carlsbader-Flora einmal auszugeben; so wie auch Hofnung zu einer Auswahl von Briefen, die der Hr. v. H. gewechselt hat, gemacht wird. Die Schriften des Vielschreibers Büchoz werden so angesehen, wie sie es verdienen; gegen welche die des ungleich weniger schreibenden jetzigen Stiftamtmanns Hrn. Oeder sehr abstechend sind. Dem, auch im Deutschen bekannten, Hrn. Mills wird seine Compilation vorgerückt. Der Hr. V. empfiehlt zu fernerer Untersuchung, woher der Unterschied der Störkischen und Cratochvillschen Versuche

suche mit der Zeitlose (Colchicum) herkomme. Ihm selbst kömmt die Wurzel unschmackhaft und rübenähnlich vor. Das in Haag erschienene System des Linnés nennt er einen Betrug, und wundert sich über die Unwissenheit des Herausgebers. In einer Zugabe giebt er von den 2 Handschriften des Dioscorides, einer von Constantinopel in Folio, der andern von Neapel in Quart, Nachricht, deren Abbildungen mit einander übereinstimmen, und die Pflanzen sehr kenntlich machen, so daß Hofnung ist, daß ein Reisender in Griechenland durch Beyhülfe derselben, Dioscoridis Pflanzen wird erkennen können.

Auch hier bringt der Hr. V. alle Bücher bey, die einigermaßen Beziehung auf die Pflanzen haben, als des Hrn. Michaelis Fragen an die arabische Reisegesellschaft, Hrn. D. Büschings Geographie und Magazin, Hrn. Heynes Programm origines panificii, (wobey der Hr. v. Haller wider Linné erinnert, daß in Sibirien nicht zuerst das Getraide wild gefunden, sondern vielmehr ein Ueberbleibsel der ehemaligen Bewohner sey) Clayhorn von den Krankheiten zu Minorca, wegen des kleinen Pflanzenverzeichnisses, und alle ökonomische, die auf die Cultur der Gewächse gehen.

Dr.

D. Gottwald Schusters, Poliatri und Physici Provincialis zu Chemnitz vermischte Schriften, als eine Fortsetzung des medicinischen Journals. Erste Layette. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher, 1772. 8. 127 Seiten.

Ja wohl vermischte Schriften: Geburtstagsgedichte und Komplimentenbriefe; Abhandlungen und Einfälle; hochtrabendes und kriechendes, andächtiges und boshaftes, gelehrtes und ungereimtes, lateinisches und deutsches Geschwätz. Merkwürdig, ja sehr merkwürdig ist es, daß der V. die Vorrede am Geburtstage seines lieben Sohnes geschrieben hat, und daß dieser liebe Sohn nun schon seit 13 Jahren an der Seite seines lieben Herrn Vaters, des Poliaters glücklich praktisiret. Nachdem er dafür dem lieben Gott gedankt hat, macht er eine allerliebste Fabel von Kettenhunden auf die Recensenten seines Journals: darauf schilt er auf die jungen Doktoren, die sich unterstehen in Chemnitz, wo doch schon der Hr. D. Schuster für die Gesundheit der lieben Einwohner wacht,

niederzulassen, und sich einander die Mägen leer zu fressen; und auf die unvernünftigen Einwohner, die diese jungen Doktoren, diese Haasenstreifer, die Schmarutzer, diese Raisonneurs, und nicht lieber den alten erfahrnen Praktikus, der schon so lange curirt und Bücher geschrieben hat, brauchen. Und nun nach dem er sein Herz erleichtert hat, macht er ein niedliches Geburtstags-Gedichtchen. Den Anfang davon, mehr aber auch nicht, sollen unsre Leser bekommen:

Es trift dein erstes Licht und dein Geburtstagsschein
Wo ich nicht irren mag in diesen Tagen ein.

Genug für uns, und sicherlich auch für unsre Leser!

Warum auf dem Titel das französische Wort **Layette** gebraucht wird, da wir deutsche Wörter genug haben, um das erste Stück, eines schlechten Buchs zu bezeichnen, ist nicht abzusehen.

Gm.

Herrn Goulards, Königl. Französischen Raths, Bürgemeisters der Stadt Alet, Professors und Königl. Demonstrators der Wundarzneykunst, Oberwundarzts am Königl. Militär-Hospitale zu Montpellier, chirurgische Werke. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede versehen von D. Zacharias Vogel. Zwote und vermehrte Auflage. Lübeck, bey Donatius, 1772. 8. Erster Band. 304 Seiten. Zweyter Band, 350 Seiten.

Vermehrte Auflage! dies ist wohl ein Druckfehler: denn nicht um ein Wort ist diese Auflage vermehrt; ja sogar in den Seitenzahlen kommt sie mit der ersten genau überein.

Cz.

D. Heinrich Matthias Marcard, von einer der Kriebelkrankheit ähnlichen Krampfsucht, die in Stade beobachtet ist. Hamb. und Stade, bey Joh. Chr. Brandt, 1772. 39 S. in 8.

Der V. dieser kleinen Schrift nennet das von ihm beschriebene Uebel wohlbedächtig eine der Kriebelkrankheit ähnliche Krampfsucht, will aber nicht entscheiden, ob es würklich eine

eine Abart derselben sey. Zwey Weibspersonen brachten diese Krampfsucht aus der Gegend von Lüneburg nach Stade. Durch eine Art von Ansteckung breitete sich die gleiche Krankheit unter mehrere aus, bis endlich in allem 32, meist dürftige, Personen damit behaftet wurden, woran 7, und zwar 5 derselben ohne Beystand eines Arztes, starben.

Das Wesentliche der Krankheit bestand in krampfhaften Ziehen der Glieder, Taubheit in den Fingern und Händen, Zittern, Schwäche, Lähmung, Dunkelheit der Augen, erweitertem Stern, Starrsehen rc. Einige Kranke erlitten, ausser den krampfhaften Anfällen, auch Zuckungen. Von der Kriebelkrankheit unterschied sich dieselbe durch einen fieberhaften Anfang, durch eine bemerkliche Fortpflanzung auf andre: durch Abwesenheit des charakteristischen Kribbelns, des Heißhungers und der besondern Stupidität; Eigenschaften, welche auch selbst mit der wahren Kribbelkrankheit nicht unzertrennbar verbunden sind, weil sie sich nach Verschiedenheit der Epidemien und Personen auch verschieden äussert. Auch mit dem Veitstanze hatte diese Krampfsucht eine nur entfernte Aehnlichkeit. Sie machte öftere Rückfälle, jedoch ohne Fieber, und endigte sich oft durch Fußgeschwulst und große Schwäche der Füße. Eine nicht undeutliche, ob gleich auch nur entfernte, Verwandschaft mit der großen Familie periodischer Krankheiten. Würmer waren in dieser Krankheit sehr gewöhnlich, ob sie gleich offenbar nicht die Hauptursache der Krankheit seyn konnten, weil sie auch ohne Krampfsucht bey andern zu gleicher Zeit häufig bemerket wurden. Allen Durchgewundenen giengen Würmer ab. Die Leichen giengen in geschwinde Fäulniß.

Abführende und Brechmittel waren heilsam, Aderlassen, Krampfstillende und stärkende Arzneyen gleichgültig, die Rinde unwürksam, Kampfer und Baldrian unter allen noch die kräftigste.

Diese seltenen Beobachtungen begleitet Hr. M. mit eben so lehrreichen Anmerkungen. Das Mutterkorn hält derselbe, wenigstens in diesem Falle, ausser Verdacht. Uns scheint doch diese Vermuthung noch in etwas zu kühn, so lange sich die Unmöglichkeit nicht darthun läßt, daß das Mutterkorn, (oder rechter zu reden, das in solchen Jahren, die viel Mutterkorn hervorbringen, in den nicht zeitig gewordenen Nahrungsmitteln obwaltende allgemeine Verderben, wovon das Mutterkorn nur ein geringer Theil oder nur ein sichtbares Merkmahl ist,) diese Krampfsucht nicht ursprünglich veranlasset; die

nachher auch auf andere Weise mögliche Fortpflanzung derselben aber, durch Unterhaltung einer ähnlichen günstigen Disposition noch ferner befördert habe. Für eben so schwer halten wir es zu erweisen, daß das Legat der Franzosen und die deutsche Kriebelkrankheit auch würklich wesentlich verschiedene Uebel seyen; denn die scheinbare Verschiedenheit ist doch wohl in Rücksicht auf den wahren Ursprung und wesentlichen Charakter einer Krankheit kein sicherer Entscheidungsgrund.

Die Art der Ansteckung zu erforschen, macht dem Hn. V. am meisten Schwierigkeit. Es war allerdings merkwürdig, daß man dem Ursprunge und Fortgange dieser Krampfsucht jedesmal deutlich nachspüren konnte; daß es nur blos diejenigen befielen, welche mit den Kranken Umgang gehabt hatten, und zwar verhältnißmäßig, geschwinder oder später; daß hingegen Säuglinge selbst an der Brust ihrer krampfsüchtigen Mütter frey blieben; der Arzt aber nur einige leichte Empfindungen von sonst ungewohnten Krämpfen erlitte.

Eine beobachtete seltsame Krampfsucht, welche, um es kurz auszudrücken, mit der in den Londner medicinischen Bemerkungen und Untersuchungen, 1. B. No. 20. viel Aehnlichkeit hatte, und sich ebenfalls durch den Umgang mit der Kranken schon am folgenden Tage auf eine andre Person von gleich lebhafter Imagination und gleich reitzbaren Nerven, auf eine völlig gleiche Weise fortpflanzte, durch Absonderung der Kranken aber gehemmet, mit salzig bittern Mitteln, Mosch, Biebergeil, Pommeranzenblätterbrühe, einen langanhaltenden Gebrauch der Brechwurzel in sehr geringen Gaben, und endlich stärkenden Mitteln glücklich geheilet wurde, hat den Recensenten auf die Vermuthung gebracht, daß auch die von Hn. M. beschriebene Krampfsucht sich nicht sowol durch ein Contagium, (welches Hr. M. hier in dem fieberhaften sucht) sondern vielmehr, wie die Krampfsucht unter den Kindern in dem Haarlemer Armenhause und mancherley andre Nervenkrankheiten, (S. Zimmermanns Erfahrungen 2 Th. 4. B. 11. Cap.) hauptsächlich durch die erkrankte Einbildungskraft auf andre fortgepflanzet habe. Diese Art Ansteckung ist an Orten, wo convulsivische Zufälle gewöhnlicher sind, als bey uns, so selten nicht; und in manchen Fällen möchte es ein leichtes seyn, eine einmal vorhandene Nervenkrankheit, unter Personen von ähnlicher Anlage und Lebensart, durch Erschütterung der Einbildungskraft, epidemisch zu machen: wie wir denn in der Geschichte der Nervenkrankheiten würklich solche Beyspiele finden, unter welchen die 1712. u. folg. herrschende

sogenannte Annabergsche Hexenkrankheit immer eins der merkwürdigsten bleiben wird. *) Desto wichtiger ist es bey der ersten Entstehung solcher und ähnlichen Krankheiten alle Personen von lebhafter Imagination von dem Umgange mit bereits erkrankten auszuschließen, und der Einbildungskraft derer, die man zuläßt, eine andre unschädliche Richtung zu geben, wenn man der weitern Ausbreitung vorbeugen will. Die Einbildung ist auch hier, nach dem bekannten Sprichworte, ärger als die Pestilenz.

Diese Vermuthung, die man übrigens niemanden aufdringen will, vorausgesetzt, ließe sich nunmehr leichte einsehen, wie Säuglinge, selbst an der Brust krampfsüchtiger Mütter, gesund und viele andre Menschen, die zwar ähnliche Anlage, Lebensart und Nahrungsmittel, aber keinen Umgang mit den Kranken hatte, und sogar der Arzt, dessen furchtfreye Einbildungskraft eine ganz andre Richtung nahm, von der Ansteckung frey bleiben konnten.

Die praktischen Kenntnisse und der feine Beobachtungsgeist des Hrn. M. lassen uns in der Folge noch manche nützliche Frucht seines wohlangewandten Fleises hoffen.

D. Geog Rudolph Lichtensteins Abhandlung vom Milchzucker und den verschiedenen Arten desselben. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waißenhauß Buchhandlung, 1772. in gr. 8. 8 Bogen.

Bey dieser Gelegenheit gedenket der V. der Gravenhorstischen Salmiak-Fabrike in Braunschweig, und preißt die Länder glücklich, wo die Landesherrschaft diejenigen Privatpersonen unterstützt, welche innländische Produkte bearbeiten, und den Handel in Aufnahme bringen. Die Pflicht eines jeden Bürgers des Staats erfordert es, zu einer so gemeinnützigen Sache, so viel beyzutragen, als er kann, der Beytrag sey übrigens auch noch so geringe. Der Milchzucker ist ein Salz, welches einen geringen, süßlich stumpfen Geschmack hat, sich im Wasser etwas schwer auflösen läßt, und blos aus der Milch geschieden wird. Die crystallinische Gestalt dieses Salzes ist nicht wesentlich nothwendig. Die Eigenschaften der Milch, und ihre Bestandtheile übergehen wir, und bleiben allein bey den Molken, als woraus der Milchzucker

*) Andr. Kunad. et Chr. Andr. Schubart Annab. 1717.

zucker bereitet wird, stehen. In diesen Molken, als den wässerigten Antheil der Milch, haben wir also das Salz zu suchen, und bey dessen Bereitung haben wir zu bemerken Gelegenheit, daß der Milchzucker ein Edukt der Milch, welches sich in der wässerichten Feuchtigkeit desselben befindet, sey. Nach Margrafs Erfahrung hat der Milchzucker einige Aehnlichkeit mit der Zucker Materie der Manna, dem Honig und andern ähnlichen Materien. Der V. nennt daher den Milchzucker ein erdig- schleimig- ölichtes Mittelsalz. Dieses Mittelsalz ist nirgend in andern Säften der Thiere anzutreffen, als nur in der Milch allein, und der V. beweiset ziemlich deutlich, daß der thierische Saft, welcher mit dem Namen des Nahrungssaftes belegt wird, blos zur Milch angewandt wird, und selbst schon die Natur der Milch hat. Hierbey ist zu merken, daß die Milch auch von genossenen Nahrungs- und Arzneymitteln plötzlich eine Veränderung erleiden kann. Z. B. wirkt ein Laxiermittel, so die Amme eingenommen, auch auf den Säugling. Die Nachrichten des D. Gmelins und des Dominicaners Johann Lucas, daß die Sibirier und präcopensischen Tartaren Brandwein aus der Pferdemilch machen, hat seine Richtigkeit und diese Nachrichten werden durch Erfahrungen unsers größten Scheidekünstlers, des D. Potts, vergewissert, obgleich Neumann zu seiner Zeit solches leugnete. In der Schweitz bedienet man sich zum Laaben der Milch des Eyweißes, auch räth der V. das sogenannte Laabkraut (Gallium) oder Waldstroh. Den besten Milchzucker liefert süsser durch diese Dinge gemachter Molken, dahingegen der saure Molken schlechten Zucker liefert, welches man schon an den Crystallen gewahr wird. Die Würkungen des Milchzuckers und dessen Nutzen sind zu allgemein bekannt, als daß wir uns länger dabey aufhalten sollten.

Bl.

Das in Wien im Jahr 1771. und 1772. sehr viele Menschen anfallende Fäulungsfieber. Samt Anhang einer bösartigen Krankheit, welche im Jahr 1770. unter den Kindbetterinnen im Spitale zu St. Marx gewüthet hat. Beschrieben von *J. P. Xaverio Fauken*. — Wien, bey von Trattnern, 1772. 70 Seiten in 8.

Ein

Ein höchst unvollkommnes Gemählde, ungeachtet der großen Erfahrung des V. bey 400 Kranken, so daß es schwer wird, auszumachen, ob die Krankheit mit zu der Epidemie gehöre, welche fast durch ganz Deutschland ist bemerket worden. Eben so wenig weis man, ob die beschriebene Krankheit der Kindbetterinnen die von Hulme neulich bekannt gemachte, oder eine andere sey, so unpathologisch ist die Geschichte des Uebels, und so unanatomisch die Leichenöfnung. Uns wundert, daß Herr Störk, unter dessen Augen diese Krankheit ist beobachtet worden, den V. von seiner Autorsucht nicht so glücklich geheilet hat, als von seiner schweren Krankheit. Aber fast wolten wir sagen, das ganze Ding sey aus dem Lateinschen übersetzt; oft lieset man: **Der Kranke klagt einen dummen Kopfweh** — wenn ein Laxier nicht helfen wolle, so sey ein Brechlaxier nöthig, u. d. m.

Sr.

Wilhelm Cadogan, d. A. K. Doctor, Abhandlung von der Gicht und allen langwierigen Krankheiten, als Folgen von einerley Ursachen betrachtet, nebst einem Vorschlag zu ihrer Heilung. Aus der englischen zehnten Ausgabe übersetzt. Frankfurt und Leipzig, bey Christian Gottlieb Hertel, 1772. 10 Bogen in 8.

Nach dem Vorberichte zur deutschen Ausgabe sollen binnen 6 Monaten zehen Auflagen von diesem Buche in Engelland gemacht worden seyn, ob aber dieser Umstand den Werth des Buchs entscheidet, ist wiederum eine andere Frage. Diejenigen Gicht-Kranken, welche gern Arzney gebrauchen, werden wenig Trost in diesem Büchlein finden, denn das vornehmste, was der V. anpreißt, sind Lebens-Regeln, welche mehrentheils diejenigen, so der Gicht unterworfen sind, vernachlässigen. Das heftige Wüten eines Anfalls der Gicht, kann nach des V. Meynung, durch nichts anders gelindert werden, als vermittelst einer gelinden und langsam würkenden Purganz, die aber weder zu kalt, noch zu hitzig, sondern mittelmäßig erwärmend seyn muß. Die Gicht ist weder erblich, noch periodisch, noch unheilbar, und die Unmäßigkeit verursacht gemeiniglich die Rückkehr des Anfalls. Die ersten Ursachen der Gicht und der meisten langwierigen Krankheiten,

lassen sich bequem auf folgende drey Dinge bringen: Gemächlichkeit, Unmäßigkeit, und Kummer, und die Vermeidung dieser drey Ursachen werden einen hinlänglichen Beweis abgeben, daß die Gicht nicht erblich seye, denn sonsten würde sie nothwendig der Vater auf den Sohn fortpflanzen, und kein Mensch, dessen Vater sie gehabt hätte, davon befreyet seyn. Dieses verhält sich aber nicht so, und man hat viele Beyspiele von dem Gegentheile. Wenn aber freylich die Söhne eben die Lebensart führen, die ihre mit der Gicht behafteten Väter geführet hatten, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn jene eben diesen Krankheiten unterworfen waren. Hieraus ist wahrscheinlicher Weise der Irrthum geflossen: Die Gicht seye erblich. Von eben genannten Ursachen will der V. die meisten chronischen Krankheiten herleiten, und gegenwärtiges Buch soll nur ein Auszug eines weit größern und vollständigern Werks seyn, welches der V. nächstens ins Publikum gelangen zu lassen, Willens ist.

Dr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Hirtenlieder von F. A. C. W. und der verklagte Amor, ein Fragment von dem Verf. der Musarion. Leipzig, in Commißion, bey Joh. Gottfr. Müller, 1772. 216 Seiten in 8.

Diese Hirtenlieder sind ganz in dem Jacobischen Geist. Ist der Verf. ein Freund, ein Nachahmer, ein Schüler des Herrn J., so gehört dieses Beyspiel in das Kapitel der Lehre von der Seelenmischung, und dann mag es ein Hemsterhuys in einer neuen psychologischen Epistel erklären, wie es möglich war, daß gerade der Jacobische Geist in seinem ganzen umschriebenen Maaß, mit nicht mehr und mit nicht weniger, in diesen jungen Menschen übergieng. Indessen wünschten wir, daß die Dichter-Menechmen eben so wenig würklich existirten, als die andern auf dem Theater, und daß, wenn wir einmal in Deutschland diese Manier haben sollen, nicht mehr als ein Sänger davon übrig bleibe. Wer die Compositionen des Herrn J. unpartheyisch prüft, der wird finden, daß die meisten und besten derselben immer aus einer wahren ihm eigenen Empfindung flossen. Es ist freylich nur ein Westwind, der

der das Bächlein der Wiese kräuselt, und der, dessen Ohr zum Rauschen des Stroms, und zum Sturm des Weltmeers gewohnt ist, wird hier vergebens lauschen. Man kann ihm, ohne unbillig zu seyn, gewiß die Gabe des Anschauenden nicht versagen. Allein man erwarte aus seiner Seele nur keine Bilder einer gewissen Größe, — sie ziehen indessen klar und deutlich vor unserm Auge vorüber, obgleich Spannen hoch, und in dem Medio der Wasserfarbe empfangen. Wer wird ein so nordischer Barbar seyn, daß er die Stirne faltete, wann für den Geschmack und Sinn der Herren und Dames, und Abbe's in unsren Zeiten gesorgt wird? — Aber freylich von hieraus ist nur eine kleine Brücke bis in das Land der Pantins. Kommt ein andrer Versificateur über diese Materialien von Huldgöttinnen, Elysium, Zähre, Quelle, Amor und Bach, so wird nur eine Verstellung des Puppenschränkchens draus, und man sieht doch von weiten, daß es nur Kinder waren, die die Litaney der Unschuld sangen, und das Kreuzfähnlein der Wohlthätigkeit vortrugen.

Da die Hirten seit Theokrits Zeiten aus dem Sonnenschein Siciliens vertrieben, wie die Hebräer nichts eigenes mehr besitzen, so darf man sich nicht wundern, wann sie als Leute, die nirgends zu Hause sind, allerley treiben, bey Virgil, und Pope dem Echo des Echo, sich mit Phrasen jagen, in Frankreich den galanten Cavalier spielen, und denn bey uns, wie es sich heut zu Tage ziemet, bey allem kränkelnd vorüber gehen, das Mädchen und das Blümchen mit einem feuchten Auge betrachten, und sich hinüber in Elysium wünschen. Der V. giebt selber in der Vorrede den Maaßstab an, nach dem er will beurtheilt seyn. Er wünscht, daß seine Hirtenlieder möchten gleich seyn dem Gärtnerliede Gleims, in den Liedern fürs Landvolk. Ein bescheidner und freundschaftlicher Wunsch!

Wir wollen, den Raum zu sparen, keine Probe geben. Der Leser wähle auf welcher Seite er wolle. Es ist ohngefähr überall eben dieselbe Anzahl von Ideen, nur nach andrer Proportion zusammengestellt. Wir eilen zu dem, was eigentlich diese Sammlung in allem Verstande des Worts verkaufen wird, und dieses ist das Fragment, der verklagte Amor von Hrn. Wieland. Mit Vergnügen entdeckt man überall die Meisterhand des V. der komischen Erzählungen und des Amadis. Der Plan ist folgender. Das große Unheil, das Amor in der Unterwelt gestiftet hat, sollte nun im Olymp untersucht werden. Die Götter versammlen sich, und unter ihnen bemerkt man Neptun, Apoll, Bachus, Silen, Diane und Minerva,

Selbst Venus erscheint nicht ohne Absicht mit ihrem Gürtel, die Augen und Herzen der Richter zu bestechen. In der Antischamber sitzt die Dienerschaft der Götter, der Adler Jupiters, der Pfau der Juno, Minervens Eule, Cytherens Spaz, Apollos Schwan, der Esel Silens, und suchen aus langer Weile

Die Welt an der sie viel, sehr viel zu bessern sehn
In eine andre Form zu giessen

Der blinde Kauz glaubt, der Grund alles Uebels sey:

— — — Die Leute denken nicht
Zum mindsten nicht genug, und selten wenn sie sollen.
Und dann verhindert sie auch, wenn sie denken wollen
Die Sinnlichkeit, besonders das Gesicht.

Er glaubt, drey aufs höchste vier Sinnen seyn genug.

Die Augen, wär ich Zevs, die Augen nähm ich ihnen.
Die Augen? (zwitschert ihm Cytherens Vogel zu)
Und dies um klug zu seyn? Ich denke nicht wie du!
Wiewol es Zeiten giebt, wo ich mit Einem Sinne
Zufrieden bin.

Darauf erklärt er seine Sittenlehre, die vor einen Spaz vortreflich enoncirt ist. Er glaubt, Zevs solle, um des Menschen Klagen zu stillen, ihm von jenem Talente eine höhere Portion geben, um das Hr. v. Büffon, der so viel auf die physische Liebe hält, den Maulwurf zu beneiden scheint. Der Esel stimmt in dieses Projekt mit ein, und

— meinet unmaaßgeblich.
Erhübe Zevs die ganze Menschenschaar
Zu meines gleichen, Paar und Paar
Der Schaden wäre unerheblich
Und für den großen Theil der Vortheil sonnenklar.

Juno's Pfau seh indessen in den Spiegel und Apollo's Schwan

Lag schmeichelnd der Schönen zu Füssen, und schlang
Den langen buhlrischen Hals hinauf an ihrem Busen.
„Die Welt, o Schönste, die Welt mag meinethalben gehn
„So gut sie kann, Projekte bessern selten.

Im 2ten Buche eröfnet Zevs das Gericht gegen Amorn, bestellt den P. Sanchez dem Beklagten zum Anwald; Venus protestirt gegen ihn, Zevs erwiedert, daß er in diesen Angelegenheiten besser zu brauchen sey, als Naso und P. Aretin Weil aber die Mutter die Sache des Sohns selbst verfechten will,

will, so wird der Faun Sanchez, zum Saal hinaus gewiesen. Pallas, Hymen, Aurora, Vulkan, Diane, Herkules der Musayete treten nun als Kläger auf. Minerva führt das Wort; ihre Beschwerde trist unter andern auch die dunkle Geburt Amors, daß Venus nie gestehe, woher sie ihn bekommen, daß er aus diesem Umstand Vortheil ziehe, und vorgebe, er seye lang vor der Götterzeit, als alles Chaos war, als erster Gott gebohren.

Der schlaue Bube zieht davon
Den Vortheil unter dem Namen des himmlischen Amors in Seelen
Von beßrer Art, sich heimlich einzustehlen.
In Seelen, denen er als Aphroditens Sohn
Nicht nahe kommen darf. Um diese zu berücken,
Entkörpert sich der Schalk und spielt den Geist;
Spricht Metaphysick, spricht von himmlischem Entzücken
Von einer Liebe, die mit bloßem Sehn sich speißt,
Von Flammen, worinn sich alle Begierden verzehren
Und wie die Seelen durch ihn aus ihrem Raupenstand
Zu Schmetterlingen entwickelt, ins unsichtbare Land
Das sie gebohren, wiederkehren.

Wir übergehen das Detail aller Klagen der Göttin der Weisheit. Denn wir müßten alles abschreiben, weil eine jede Zeile merkwürdig und schön ist.

Im 3ten B. erscheint Hymen. Der Contrast, den seine Gestalt mit Amorn macht, ist ein Meisterstück von Haltung. Momus spricht ein, und erzählt bey Gelegenheit die ganze Histoire scandaleuse des Olymps. Man muß den Zauberstab Wielands haben, um in dem launhaften und muntren Ton des Gemäldes so feine Nuancen neben einander spielen zu lassen. Vor dem Auge seines Meisters mag dieses Werk ein Fragment heissen; dem Liebhaber und Bewunderer der Wielandischen Talente ist es immer ein Ganzes, das in allen seinen Theilen das vollkommenste Ebenmaaß hat.

Um.

Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, sowol aus dem Französischen übersetzet, als mit Originalstücken vermehret. Breßlau, 1773. bey Wilh. Gottlieb Korn, 208 Seiten in 8.

Die

Die französische Abhandlungen dieser Sammlung bestehen in nicht mehr dann zwey Stücken. Das erste ist Rousseaus Preisschrift über die Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Läuterung der Sitten etwas beygetragen habe. Die andere Beantwortung dieser Frage von dem Könige Stanislaus. Beyde Stücke sind unter uns bekannt genug, daß wir nichts weiter darüber zu sagen haben. Die Uebersetzung läßt sich ziemlich gut lesen. Die zweyte verdiente aber keiner Uebersetzung, weil sie unter dem Troß Rousseauscher Streitschriften vielleicht die unbeträchtlichste ist. Der Rec. kennt den guten Jean Jaques mit allen seinen Schwachheiten, und weis, daß dazumal das, was er behauptete, keine Affektation war, sondern es war, und bleibt für ihn Wahrheit, mit dem ganzen Colorit in seiner Seele haftend, mit dem er sie ausser sich hervorbrachte. Und was ist überhaupt Wahrheit von Menschen vorgetragen, was sind philosophische Systeme als Gemälde, worinn man nichts sieht, als das Medium, durch das dieser merkwürdige Mensch die Gegenstände betrachtete? der gute König Stanislaus kannte den Weg der Welt und des Genies so wenig, daß er glaubte, Stiftungen würden die Wissenschaften heben! Rousseau muß auch hier bey diesen einseitigen Deklamationen, wie bey den meisten seiner Gegner mit Recht klagen; sie verstehen mich nicht!

Zu den deutschen Produktionen bekennt sich ein Herr J. F. C. v. G. und sagt im Vorberichte, daß er ein Mann von Geschäften sey, und bey den Wissenschaften seine Erholung suchte. „Es ist, sagt er ferner, überdies bey unsern nicht „mehr völlig gothischen Landesleuten schon Mode geworden, „sich ohne Scheu von dem Autor-Fieber befallen, und solches „ohne Zurückhaltung ausbrechen zu lassen; beherzt wage ich „es also, an dem alten geheiligten Götzen Schlendrian eine „kleine Untreue zu verüben, und mich aus dem Haufen seiner „sich im Staube wälzenden Verehrer loszzureissen, um der „Welt das wichtige Geschenk von einem Buche zu machen, „worinnen von Patenten, Pragmaticken, Deklaratorien u. s. „w. keine Erwähnung geschieht, und weder ein Gesetz verdreht, noch ein Gegner geschimpfet wird.„ Damit uns unsre Leser keiner bösen Absicht bey Auszlehung dieser Stelle zeyhen mögen, so müssen wir zum Voraus sagen, daß die Schreibart der Abhandlungen selbst ungleich besser, reiner und gesetzter ist, als in diesem Vorberichte, den man, besonders bey einem Mann von Geschäften, wann er zum erstenmal

Schrift-

Schriftsteller wird, vor nichts als das ohnentbehrliche Räusper zu betrachten hat. — Ob aber die Sachen selber nöthig waren, geschrieben zu werden, das ist eine andre Frage. Die Aufschriften klingen zwar sehr schön, und sind nichts weniger als „Beobachtungen eines Weltweisen über die Ursachen „des Verfalls und der Aufnahme der Staaten, so derselbe durch „verschiedene Länder-Reisen erfahren.„ Man erschrecke aber nicht zum voraus über die Kosten, Gefahren, und Mühseligkeiten, die dieser neue Herodot oder Montesquieu ausgestanden. Die ganze Reise geschah sehr wohlfeil und bequeme im Auf- und Abgehen in den Museo, durch Hülfe eines Justi oder eines andern selbstbeliebigen politischen Wäschers, und der Herr Verf. ist zuversichtlich hierzu so wenig aus der Stube gekommen, als der Herr Landvogt Engel die Nordische Durchfahrt nach Amerika zu finden, den Canton Bern verlassen hat. Das erste Resultat dieser Reisen ist ein sehr überladenes Gemählde einer üblen Regierung unter den Namen Babylon. Nicht der geringste Aufwand von Dichtergabe ist auch dabey gemacht worden. Es paßt auf alle üble Regierungen, und eben deswegen auf keine. Das zweyte ist der Charakter des jungen Cyrus. Da der junge Regent auch zu gewissen Tagen öffentlich hinter dem Pfluge geht, so sieht man leicht, wessen das Bild und die Ueberschrift ist. Die Absicht ist gut, nur kennen wir die Länder, für die es bestimmt ist, von ihrer guten Einrichtung zu sehr, als daß wir diese Plauderey nicht als ganz unnütze ansehen müssen. Die Schilderung der Stadt Tyrus geht auf eine von den Seemächten, und hier ist wieder die Quelle des Verfalls und der Aufnahme nur auf der Oberfläche getroffen worden, daß man sogleich an den matten Kreisen sieht, wie schwach die Kinderhand war, die den Wurf des Steinchens gethan hat. — Nun folgen Ermahnungen eines Generals an seinen Sohn von eben demselben V. Der Sohn geht als Lieutenant zu seinem Regiment ab, und da vermuthlich der gute Vater sehr bey Jahren ist, so spricht er vieles von den Pflichten eines Generals mit ihm. Von der Taktick mag er auch nicht alle Erfahrung haben. Dann ihm dünkt S. 158. die neuere und die alte sey in ihren Grundsätzen vollkommen einerley, nur die Namen hätten sich geändert. Sodann empfiehlt er seinen Sohn die Beredsamkeit, S. 159. „Besonders diejenige Beredsamkeit wird dir hauptsächlich nützlich seyn, die „die Leidenschaften zu entzünden weis. Alexander besaß „diese Kunst.„ — —

Die übrigen Aufsätze sind: Rede eines Präsidenten an einen Justitzrath, bey Amtretung seiner Amtsstelle; Schreiben des Freyherrn von ***, Domherrn zu ***, an den Capellan zu ***, bey Gelegenheit der diesem letzteren eingesendeten Präsentation, zur erledigten Pfarrey zu ***, letzte Erinnerungen eines Vaters an seinen Sohn, der das Amt eines Advokaten bekleidet; Schreiben eines Vaters an seinen Sohn von den Pflichten und Eigenschaften eines Gesandten; Rede, Achmet des Zweyten, an seinen Großvizir, Ali Amurat, oder Lehrsätze für jeden Oberbefehlshaber. — So wenig auch Achmet der Zweyte, das Amt eines Advokaten, die Eigenschaften eines Gesandten, die Instruktion eines Justitzraths, und die Einsegnung eines Dorfpfarrers den Augenschein nach zusammenhängen mögen; so sind es doch nur verschiedene Paroxysmen Einer Gattung von Autorfieber, das den V. vor andern seiner nicht mehr völlig gothischen Landsleute (s. den Vorbericht) überfallen, und das seinen Grund in verstockten Moralien hat, die größeren Uebel vorzubeugen, auf eine oder die andere Art abgehen mußten.

Za.

Das Mährchen vom Bilboquet. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1772. 40 S. in 8.

Dem Verf. dieses Mährchens fehlt es nicht an Schieblerischem Romanzenton, und wann er künftig seiner launhaften Sprache mehr Erfindung, und bessern Stoff unterlegt, so kann er uns Schieblern wieder ersetzen. Der Prolog ist besser als das Mährchen selbst. Wir wollen ihn hersetzen:

Mit Gunst, ihr Herrn, und euer Wort in Ehren!
Ihr thut nicht wohl, wenn ihr uns Amorn raubt;
Ein jeder glaubt doch was er glaubt,
Und eurenthalben wird kein Dichter sich bekehren.
Frey raus gesagt, mir scheint das Götterland
Ein treflich Ding für Künstler und Poeten;
Die Herren haben oft Ideen vonnöthen
Und eben keine bey der Hand.
Was thut man da? — Wer wird noch lange fragen! —
Nicht wahr? Wen durst't, der trinkt? — Nun gut,
Der Dichter greift also nach seinem Flügelhut,
Schnallt die Talaren an, reißt ohne Pferd und Wagen
Ins Land — ihr wißts ja schon, von dem der Grieche singt,

Wo man statt Wasser Nektar trinkt,
Ambrosia zum Nachtisch bringt
Und nach der Tafel, um durch Medicinisch Lachen
Fein sanft, wie Tissot lehrt, Digestion zu machen
Sich auf den Sopha setzt, ätherisch küßt,
Und lachend Lucians und Wielands Scherze ließt —
Kurz, ins Elysium; da wimmelts von Ideen
Schwarz, weiß, bunt, rosenfarb und grün,
Die wie bey uns die Wiesenblümchen blühn,
Dort als ein bunter Schmelz in ewger Blüthe stehen.
Husch, pflückt der arme Erden Sohn
Sich eine Tasche voll, — Adieu ihr Götter! —
Gnug Zeug, und überflüßig schon
Zu einer Epopee mit einem Donnerwetter,
Zu einen Stückchen für Freund Kochen,
Mit einem Wort, zu Brode auf vier Wochen.

Die Erzählung hinkt an vielen Orten. Merkur wird auf die Erde geschickt, den unsterblichen Damen ein neues Spielzeug aufzusuchen. Er bringt unter andern den Bilboquet von Paris mit. Alle stehn um ihn herum, und sehen ihm mit Bewunderung zu, wie er das neue Zauberding herumwirft. Endlich bekommt es Madam Venus. Hier wird es ein Hauptzeitvertreib für alle Herren, die sie bey der Toilette besuchen. Allein, da man im Olymp so gut wie bey uns, auch das herrlichste Spielzeug müde wird, so wird es am Ende im Schrank verschlossen. Herr Amor, der wie andre Jungen gerne auf die Stühle steigt, findets, und weil ihm just Bogen und Pfeile seiner Schelmereyen wegen waren ins Camin geworfen worden, so wandert er mit dem Bilboquet auf die Erde. In Spanien findet er die Donna Elvira auf ihren Sopha, wie sie ihre Sieste macht. Sie war vor ihm gewarnt worden. Allein weil er weder Bogen noch Köcher hat, und der Bilboquet ein gar zu artiges Instrument scheint, so läßt sie sichs vorzeigen. Hier fliegt ihr nun, statt des Pfeils, die Kugel des Bilboquets in den Busen. Und hiermit ist das Mährchen aus. Ihr Liebhaber kommt dazu

Freut sich ob seinem Funde
Dankt Amorn höflich für die Müh
Und heilte ihre Wunde.

Die

Die Erfindung ist, wie man sieht, von leichtem Aufwande. Auch ist die Prosodie an vielen Orten stark vernachläßigt, das bey dergleichen Compositionen niemals seyn sollte.

Um.

Die alte Frau oder die weise Schriftstellerin, zum Besten junger Frauenzimmer. Erstes, 2tes, 3tes Bändchen, 8. ohngefehr 1½ Alphabete, oder 36 St. Leipzig, bey Schwickert, 1771. und 1772.

Es thut dem Recensenten von Herzen leid, daß er bey der Anzeige dieser Wochenschrift eine Predigt beginnen, und von neuen die Klage anstimmen muß, daß kein Land so sehr mit moralischen Wochenschriften seit Gotscheds Zeiten heimgesucht worden, und doch keines so wahren Mangel an popularer Philosophie habe, als Deutschland. Die Ursachen dieser traurigen Erscheinung aufzusuchen, verdiente wohl eher eine Preisfrage, als diejenige, welche ohnlängst von einer typographischen Gesellschaft aufgeworfen worden, ob die Jugend gelehrt, oder nicht gelehrt werden dürfe? Der Recens. schlägt noch immer die meisten engl. Blätter dieser Art mit Vergnügen auf, und fast auf allen Seiten entdeckt er wahre Composition, Genie und Wichtigkeit der Materie. Allein unter deutschen Schriften dieser Gattung, sind sehr wenige, von denen er ein gleiches eingestehen könnte. Der erste Grund liegt wohl vielleicht darinn, daß die meisten Verfasser zu der Zeit, da sie sich in dieses Feld wagen, von der Schwierigkeit der wahren Composition, keinen Begriff haben. Es ist ohnstreitig Vortheil dabey, durch die angenommene Maske einer alten Frau, Tugend und Sitten einem bestimmten Auditorio, wie hier dem Cirkel junger Frauenzimmer, zu predigen. Allein, man muß Genie, Gefühl seines Berufs, Weltkenntniß, eignen Charakter haben. Und dieses letztere Stück fehlt wohl leider, wir wollen nicht sagen, unsern jungen Schriftstellern, sondern auch ganz grau gewordenen Rittern auf der schriftstellerischen Laufbahn deutscher Nation. Und Leipzig ist vielleicht der letzte Ort, wo sich irgend ein Autor die zu seiner Composition nöthige Kenntniß der Welt erwerben könnte; so wie der Recens. überhaupt keine Stadt in Deutschland kennt, wo das Mittel zwischen Spielsucht, und Eitelkeiten der großen Welt auf der einen, und zwischen dem Stande des Versinkens, und gänzlicher Ungeselligkeit auf der andern herrschte. Die goldnen

nen Zeiten sollen noch kommen, wo sich unsre Mädchen und Weiber bürgerlichen Standes, unter Männern und sich selbst in Gesellschaft bilden, eine eigne und wahre Rolle spielen, und nicht immer von den Männern, gegen Wein oder gar Taback, politische Klagen, und Gelehrte Journalendiscurse allein gelassen werden. So hart es auch klingen mag, so ist es doch nicht weniger wahr, daß unsre Weiber und Mädchen nicht viel weiter als im tete à tete figuriren, und daß der erste Schatten von Conversation mit dem schönen Geschlecht, das doch bey andern Nationen eine der ersten Annehmlichkeiten des Lebens ausmacht, nur unter Leuten von Stande, und einer sehr sorgfältigen Erziehung anzutreffen ist. — Daher auch die aus der Luft gegriffene weibliche deutsche Charaktere unsrer besten dramatischen Schriftsteller. — Zu unsrer alten Frau. Sie mag uns entschuldigen, daß wir in Klagen über unsre Zeiten ausgebrochen sind; und der Herr Magister oder Student, der dem Verleger das Mspt. fournirt hat, mag uns durch ein bessres Produkt seines Kopfs nächstens widerlegen. Vorjetzo aber müssen wir offenherzig eingestehen, daß uns nach reiflicher Ueberlegung der Sachen, und mühseliger Lesung dieser 36 Stücke, die Figur dieser alten Frau so wenig interessant vorgekommen ist, daß wir sie nirgends weder von einem Netschur, noch Gerhard Dow, noch Terbury, noch Tenner in einer Gallerie nachgebildet finden möchten. Es ist ein ganz gemeines Weib, aus der eine Studentenseele spricht, ohne Physionomie, Anstand, Erziehung u. s. w. Sie hat sich vorgenommen, in jedem Stück ein benahmtes Laster oder Thorheit herunterzumachen, und hat treulich Wort gehalten. Ob sie aber in ihrer Jugend die Freude ihrer Eltern, und der süßeste Wunsch eines verdienstvollen Mannes gewesen, ob sie als Gattin und Mutter alle Seligkeit des häuslichen Glücks und der Familienbande gefühlt, genossen, und bewürkt, davon findet sich nicht die geringste Spur. Die Welt, die sie umgiebt, und die sie uns schildert, kennen wir Gottlob nicht, und das Auditorium, dem sie predigt, wünschen wir auch nicht kennen zu lernen.

Za.

Salomon Geßners neue Idyllen. Zürich, 1772. 8.

Eben dieselben, unter dem Titel: Sal. Geßners Schriften. Fünfter Band.

 Noch

Noch, mit deutschen Lettern gedruckt, als: Salom. Geßners Schriften. Dritter Band. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1772. 8.

Das unverkennbare Gepräge, welches die Arbeiten des wahren Genies bezeichnet, ihnen in den Augen des Kenners so großen Werth, und selbst bey der weniger gebildeten Menge so viel Reitz giebt, mangelt auch keinem dieser neuen Werke des Schäferdichters unsrer Nation. So einfach, ungesucht, und kunstlos der Stoff ist, der in jedem dieser Idyllen zum Grunde liegt; so bewundernswürdig schön ist die Bearbeitung desselben; und diese ist es vornemlich, worauf bey dieser Dichtungsart alles ankömmt. Die Manier unsers Verfassers ist zu eigenthümlich, er mag die Natur und ihre Ansichten schildern, oder die Sprache der Zärtlichkeit und der Empfindung reden, oder den Ton eines losen, schalckhaften Scherzes einmischen, oder die Unschuld und glückliche Einfalt seiner Hirten und Hirtinnen ausdrücken, seine Manier, sagen wir, ist zu eigenthümlich, als daß er dieselbe bey dieser neuen Sammlung von Idyllen hätte verleugnen, oder nur merklich abändern können. Aber auch jedes Stück ist so ausgearbeitet, auch das kleinste so sehr ein Ganzes, von so schönem Ebenmaas und Verhältnisse, daß man überall, wie in den vorigen Arbeiten unsers Verfassers, die deutlichsten Spuren eines durch die feinste Kritick geläuterten Geschmacks, und einer prüfenden, sorgfältigen Wahl wahrnimmt. Selbst überdachten, und von allen Auswüchsen befreyten Wendungen, selbst mühsam, aber zwangfrey, geformten Perioden, das Ansehen der größten Leichtigkeit und einer ungefehren Entstehung zu geben, ist Antheil und Merkmal des wahren Genies.

Unsre Leser sind ohne Zweifel mit dieser neuen Sammlung schon bekannt, vielleicht durch öfteres Lesen schon vertraut; es bedarf daher keiner weitläuftigen Anpreisung, zumal, da der Charakter des Dichters schon so vortheilhaft bekannt, und das Anschauen des Werks selbst die beste Empfehlung des Meisters ist. Auch eine Auszeichnung der schönsten Stücke wäre überflüßig, und, bey der Uebereinstimmung aller in der Vortreflichkeit, vielleicht auch schwer. Ueberdies kömmt es bey Gedichten dieser Art vornemlich auf die Stimmung der Seele, und auf die ganze Gemüthsfassung des Lesers an, nach welcher sich gewöhnlich sein Urtheil über das Bessere und Vorzügliche zu bestimmen pflegt. Es ist also nichts weiter, als eine Be-

zeugung unsrer Erkenntlichkeit gegen den Verfasser, und gegen die Empfindungen, die wir ihm zu verdanken hatten, wenn wir diejenigen Idyllen noch besonders anmerken, deren Lesen uns am meisten anzog und unterhielt.

Gleich das erste Gedicht, Daphne und Chloe überschrieben, ist ungemein reitzend, und ein Muster an Empfindung und Ausdruck. Die Veranlassung, welche Daphne nimmt, ihre Freundin und sich selbst mit ihrem Alexis zu unterhalten, ihn zu loben, die schalkhafte Scharfsichtigkeit, womit Chloe bald ihre Absicht und ihre geheimen Empfindungen erräth, der Gesang des Schäfers, die wohlthätige kleine Verrätherey, die Chloe an Daphnen begeht, und die verschämte, aber beredte Art, wie die letztre, sanft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gesteht, daß sie ihn liebe, wie schön, wie meisterhaft sind alle diese Züge! und zugleich, wie wahr!

Man kann die unschuldigen Spiele der Kindheit, und das Bedeutende derselben nicht naiver und edler schildern, als in dem Gespräche Daphnens und Mikons geschieht, welches das dritte Idyll ausmacht. Wie leicht wäre hier ein geringerer Dichter in spielende und abgeschmackte Tändeley verfallen; aber hier ist kein einziger Zug ohne Interesse.

Daphnis und Chloe, betrübt über die Krankheit ihres Vaters, und in der nahen Gefahr, denselben zu verlieren, nehmen uns durch ihre liebreiche Geschäftigkeit ein, seine Genesung durch Gebet und Opfer vom Pan zu erhalten, und wir freuen uns innig, daß der Gott sie dieser Bitte gewährt.

Gerührt segnen wir mit den frommen Hirten die Asche des redlichen, gutthätigen Mykon, der lange nach seinem Tode noch Gutes thun wollte, und für den ermüdeten Wandrer eine Quelle ableitete, und schattigte Bäume pflanzte. Unsre Vorstellung sieht beyde; süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was uns die Frau mit dem Wasserkruge so freundlich erzählte.

Und Daphnens Unschuld, und Mykons Edelmuth, der sie belohnt, weil sie ihn, wie eine gütige Gottheit, von dem Verbrechen gerettet hat, ihre Unschuld verführt zu haben, der ihr jene baumreiche Wiese schenkt, bey ihrer Mutter Grabe, und die Hälfte der Heerde, die sie gehütet hat, beyde sind überaus lehrreich.

Auch in die Liebe der Schäfer mischt sich oft die Eifersucht; und wie meisterhaft hat sie der Dichter in der so überschriebenen Ekloge geschildert! Wir folgen dem Alexis mit unserm Verdachte bis auf den Augenblick, da wir mit ihm zugleich

auf die schönste, beruhigendste Art aus demselben gerissen werden, und uns mit ihm unsers Argwohns schämen.

Man weis schon, wie glücklich unser Dichter seine Bilder zu wählen weis, und wie sehr sich dieselben über das Alltägliche und Gemeine erheben. Auch in diesen Schäfergedichten haben wir viele dergleichen gefunden, die sich eben so sehr durch Neuheit als Anmuth empfehlen. Hier sind einige Beyspiele.

„Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet! Thau blinkt auf euren Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt. O dürft ich, dürft ichs ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt.„ — „Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwo wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen.„ — „Erschrocken sprang Erithie auf, entwischte des Pans nervigten, vor Verlangen zitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war.„ — „Süß sey dein Schlummer, du meine Geliebte! Erquickend wie der Morgenthau! Sanft und ruhig liege dort, wie ein Tropfe Thau im Lilienblatt, wenn die Blumen kein Hauch bewegt!„ — „Die Schlacht ward gewonnen. Kinder sie ward gewonnen! Mancher der Unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat.„

Will man Proben der feinsten Wendungen, so nehme man die beyden kurzen, aber sehr reitzenden Idyllen, die Nelke und Thyrsis; oder den Schluß desjenigen, wo Daphne und Chloe, beyde entkleidet, sich im klaren Gewässer kühlen, und durch ein Geräusch in ihrem Gespräche unterbrochen werden. „Und die schüchternen Mädchen fliehen, wie Tauben fliehen, wenn der Geyer aus der Luft sich stürzt. Und doch wars nur ein junges Reh, das durstend an ihr Ufer kam.„

Sehr mahlerisch und neu ist die Beschreibung der Nacht, zu Anfange des Idylls Daphnis, und des Sturms, in dem Idyll mit dieser Ueberschrift.

Einen würdigen Anhang dieser Sammlung machen zwey Erzählungen, welche Herr Diderot unserm Verfasser mitgetheilt hat, und womit dieser in einer Uebersetzung Deutschlande ein Geschenk macht, noch ehe Frankreich die Originale gesehen hat. Auch in ihnen erkennt man überall die Meisterhand. Wir gestehen indeß, daß uns die erstere, die beyden Freunde von Bourbonne, weniger schön und zweckmäßig vor-

gekommen ist, als die letztere, die Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern, oder von der Gefahr, sich über die Gesetze wegzusetzen. Der Ton der Erzählung ist ungemein leicht und natürlich, und selbst die eingestreuten kleinen Episoden und Ausweichungen, so fremd sie auf den ersten Anblick scheinen mögen, sind absichtvoll und mit dem Zwecke des Ganzen übereinstimmend. Der bekannte philosophische Geist ihres Verfassers ist in beyden durchgehends sichtbar.

Zuletzt findet man noch in diesem neuen Bande Hn. Geßners Brief über die Landschaftmahlerey, an Hrn. Füeßlin, den Verfasser der Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Den Liebhabern der Kunst wird dieser Brief, der schon mehrmals abgedruckt ist, nicht neu seyn; aber sie werden ihn hier gewiß mit neuem Vergnügen lesen, und der Aufnahme in die Gesellschaft der übrigen Werke des Verfassers sehr würdig finden. Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, wenn wir diejenigen Leser, denen dieser Aufsatz noch nicht bekannt ist, durch einen kurzen Auszug seines lehrreichen Inhalts, darauf aufmerksamer machen.

Der Verf. beschreibt darinn den Weg, den er eingeschlagen hat, in der Kunst zu dem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, den jeder Kenner seiner radirten Blätter und Handzeichnungen an ihm bewundert, wiewol er selbst diesen Grad nur erträglich nennt. Und freylich müßte dies Verfahren, wenn viele Künstler es beobachteten, unendlich nützlich für die Kunst seyn. In seiner Jugend war er ganz ohne Anleitung, und erst im dreyßigsten Jahre faßte er den Entschluß, sich eifriger mit der Zeichnungskunst zu beschäftigen. Seine Neigung gieng vorzüglich auf die Landschaftmahlerey; er glaubte am besten zu verfahren, wenn er nach der Natur zeichnete; aber hier fand er unübersteigliche Schwierigkeiten; denn sein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten, und er wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da, wo die Kunst nicht hinreichen kann. Er fand also, daß er sich zuerst nach den besten Künstlern bilden müsse. Dabey gieng er in seinen Studien von einem Hauptheil zum andern, kopirte die Bäume nach dem Waterloo, Swanefeld, und Berghem, für Felsen wählte er des letztern und des Salvator Rosa große Manier, u. s. f. Itzt fand er es sehr viel leichter, wenn er wieder nach der Natur studierte: und dies that er nicht ängstlich, aber auch nicht flüchtig. Um seinen Landschaften Harmonie und ein beßres Ganzes zu geben, suchte er aus allen diejenigen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen,

und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, ihm vorzüglich schienen. Was er von diesen großen Mustern aufbringen konnte, betrachtete er täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit; dann legte er sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß. Um indeß hiebey im Selbsterfinden nicht furchtsam zu werden, legte der Verf. oft seine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab sich die schwersten Aufgaben auf. Bey dem allen hat er sichs zu einer Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, er mag seyn, wo er will. Noch gedenkt er eines Vortheils, den er zuweilen aus dem Mittelmäßigen gezogen hat, das oft zu einer nützlichen Uebung des Geschmacks und der Einbildungskraft dienen kann, wenn man zu denselben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu seyn, wenn man den Gedanken eines andern besser zu denken und besser auszuführen sucht. Die Geschichte der Kunst und der Künstler trägt sehr viel zur Aufmunterung bey. Die Dichtkunst, die Schwester der Mahlerey, hilft dem Künstler ungemein. Beyde spüren das Schöne und Große in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesetzen. Am Ende thut der Verf. noch ein paar Wünsche, erstlich, daß ein philosophischer Kenner sich mit Künstlern berathen, und eine Anleitung sowol für die Anfänger in der Kunst, als für die, so dieselben unterrichten, schreiben, und dann zweytens, daß ein Werk entstehen möchte, worinn, in jeder Art der Mahlerkunst, die besten Werke umständlich beschrieben, und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden.

Mo.

Operetten von J. B. Michaelis. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 12½ Bogen 8.

Daß Herr Michaelis auch die Anlage gehabt, ein guter theatralischer Dichter zu werden, ergiebt sich aus diesen kleinen Versuchen gnugsam, obgleich im Ganzem genommen, das Theater dadurch eben keine wichtige Erbschaft von diesem zu früh verstorbenen Dichter erhalten hat. Dieser Theil enthält drey Operetten, alle von einem Aufzuge. Die erste, Amors Guckkasten, eine süße Tändeley, ließt sich als Erzählung in dem Leipziger Almanach der deutschen Musen besser als hier. Der Einfall ist immer artig gnug, aber als Operette behandelt für das Theater zu frostig. Komus, ein Gott der

der sich durch die Gabe des feinen Spottes charakterisiren sollte, ist mit seiner Leckerey hier eine zu fade Personage und der Sprache nach, sollte man ihn eher für einen Bauer als für einen Gott halten. Die Kußorie muß bey der zwoten oder dritten Vorstellung durch das übertriebene den Zuschauern nothwendig lästig werden. Der Rundgesang ist das beste am ganzen Stück. Der Einspruch ist blos Farce aber im niedrig komischen Geschmack nicht übel. Der Ausdruck ist hier so wie er seyn muß, niedrig, doch nicht pöbelhaft, wie sonst gemeiniglich in den niedrig komischen Stücken. Barthel animirt mit seiner Taschenspielerey dieses Stück mehr als der lateinische Schulmeister, den der V. in dem Possenspiel für eine unentbehrliche Person hält. Es ist gewiß, daß in diesen Charakter sehr viel lächerliches kann gelegt werden, aber dieses muß sich ja nicht eben auf die lateinischen Brocken einschränken, womit der Schulmeister um sich wirft, als ein lateinischer Pedant ist der Schulmeister für das Theater eben so abgenutzt, als die zerzauste Perucke desselben, womit hier aller mögliche Unfug getrieben wird, der freylich nie unterläßt, die Gallerie durch ein überlautes Gelächter zu erschüttern. Dieses uns mißfällige Theaterspiel abgerechnet, sind aber hier und da noch andere angebracht, die das Stück besser kleiden. Daher scheint unter diesen drey Operetten uns diese allein für eine Schauspielergesellschaft auf das Theater tauglich; denn Herkules auf dem Oeta ist ein Gelegenheitsstück auf den Geburtstag des Königs von England, und ausser dieser Beziehung wie alle Theaterfeyerlichkeiten nicht weiter brauchbar, eben so, wie Elysium, das ungeachtet der guten Komposition und Vertilgung aller Spuren des gelegentlichen sich doch nicht auf dem Theater hat erhalten können. Dieses Stück ist ganz versificirt, und aus dem Leipziger Almanach bereits bekannt genug, hier ist es verbessert. In der Vorrede meynt Hr. M., daß das ein Versuch im Kleinen sey, das Gebiet der deutschen Muse bis zur ernsten Oper zu erweitern. Recht wissen wir nicht, was er damit sagen will, soll dieses ein Wunsch seyn, deutsche Opern zu haben, so wird dieser durch kleine Versuche auf dem komischen Theater niemals erreicht werden können, dieses wird sich auch wohl nie mit der ernsten Oper abgeben; denn alle solche Unternehmungen bleiben immer so weit in der Unvollkommenheit zurück, daß sie den Kennern der ernsten Oper lächerlich werden. Meynt aber der V. damit eine Probe zu liefern, wie geschmeidig jetzt die deutsche Muse gegen die Tonkunst ist, und daß sie sich eben so gut, als die italiänische mit ihr verschwistern lasse,

so zweifelt daran wohl niemand mehr, als solche Leute, die noch mit den alten Vorurtheilen angefüllt sind: die Ramlerischen musikalischen Gedichte haben dieses schon erwiesen. Es käme nur drauf an, daß ein Souverain den Willen hätte deutsche Oper zu haben, und die Kosten darauf verwendete, so würde es unter uns an Produkten nicht fehlen, die mit den ausländischen wetteifern könnten. So lange das aber nicht geschiehet, so dünkt uns, wäre es am besten gethan, das musikalische Drama nicht über die Operette zu erheben, diese soll gerade nicht mehr seyn als sie ist, sie verlangt weder höchst verfeinerte Singstimmen und ein theures Orchester, noch auch prächtige Decoration, kann leicht auf dem komischen Theater executirt werden, und in Ansehung des musikalischen Theils auch den Kenner auf eine angenehme Art unterhalten.

Ab.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Concerto I, per il Cembalo concertato accompagnato da due Violini, Violetta e Basso. Composto dal Sr. *Carlo Gottlob Richter*. In Riga. Presso Giovan. Feder. Hartknoch, 1772. lang Folio, 12 Bogen.

Concerto II. per il Cembalo concertato; accompagnato &c. wie vorher. 8 Bogen, lang Folio.

Diese Concerte zeigen zwar nicht eben die fremdeste und sonderbareste Erfindung; doch sind sie auch nicht trivial. Ihre Concertstimme ist dem Clavessin sehr gemäß; zwar nicht sehr schwer, aber doch, so viel als möglich, brillant. Die Wahl der Tonarten, in welchen die Haupteinschnitte endigen, geht manchmal von der gewöhnlichen Art ab: doch beleidigt sie das Gehör nicht. Wer just nicht zu großen Schwierigkeiten aufgelegt ist, kann sich mit Ausführung dieser beyden Concerte Ehre machen.

Sym-

Symphonie Russienne a 2 Violons, Taille, & Basse, Flutes & Cors de Chasse. Dediée a S. A. S. Msgr. Pierre Duc de Courlande e Semigalle. Composée par *Adam Veichtner*, Maitre du Concert de S. A. S. A Riga, chez I. F. Hartknoch. 1771. lang Folio. 6 Bogen.

Wir müssen, da wir von dem, was der Russischen Nationalmusik vor andern Musikarten besonders eigen ist, nicht hinlängliche Kenntniß haben können, es glauben, daß diese Sinfonie dem Nationaltone, von dem sie den Namen führet, gemäß sey. Doch glauben wir auch, daß sie blos dem Musikgeschmacke der Niedrigsten im Lande, und zwar nur in Ansehung der Oberstimme angepasset, und hingegen in den Mittelstimmen, durch viele Schwärmer, oder, wie die Alten sagten, bombos, nach dem neuesten italienischen Geschmacke, aufgestutzt sey. Denn wir zweifeln, ob Russen und Wälsche so in ihrem eigentlichen Nationalgeschmacke übereinkommen, als man aus dieser Sinfonie sonst wohl vermuthen könnte. Wir wissen auch nicht, ob es zum wahren Besten der Musik gut gethan ist, Stücke in einer so niedrigen Schreibart, als die Oberstimme dieser Sinfonie enthält, durch den Druck gemein zu machen; wenn auch ja hinlängliche Ursachen dergleichen zu setzen, da gewesen wären.

Drey Sonaten für das Clavier und eine Violine, von Johann Ernst Bach. Zweyter Theil. Eisenach, bey Michael Gottlieb Grießbachs seel. Söhnen. 1772. lang Folio. 7½ Bogen in Partitur.

So wie die drey vorigen schon ehedem angezeigten; nach der neuern freyen Art, wo beyde Instrumente wenig oder nichts concertirendes oder nachahmendes haben, sondern nur von ungefehr auf zusammen harmonirende Töne gerathen zu seyn scheinen. Das sollte aber bey zwo eigentlichen Hauptstimmen wohl nicht seyn. Wir hätten von dem Hn. Verfasser lieber Trios nach der ältern gearbeiteten Art gesehen.

Clavier-Sonate, der Durchl. Herzoginn und Regentinn von Sachsen-Weimar und Eisenach, Annen Amalien, unterthänigst zugeeignet, von Johann

Friedrich Reichardt. Berlin, bey G. L. Winter, 1772. Zween Bogen in Querfolio.

Von guter Erfindung, und in der rechten Art der Clavierstücke.

Vorspiele unterschiedener Art für die Orgel, von Johann Christoph Conrad, Organisten zu Eisfeld. Leipzig, gedrukt bey Breitkopfen. 4 Bogen in lang Folio.

Dank sey es dem guten Genius der Orgel, daß nach dem sel. J. S. Bach nun doch der dritte brave Organist in Deutschland aufsteht, der die Orgel mit der ihr eigenthümlichen Musik in öffentlichem Drucke versehen will. Herr Conrad macht seiner Einsicht in die Kunst die Orgel zu behandeln, und in die Tonsetzkunst überhaupt, mit diesem kleinen Werke viel Ehre. Wir bitten ihn, im Namen der heiligen Cäcilia, die Feder ja nicht niederzulegen, sondern mit Herausgebung solcher und grösserer Orgelstücke getrost fortzufahren. Es wird sich doch wohl eine, um ihn für seine Mühe, und den Verleger für seine Kosten schadlos zu halten hinlängliche, Anzahl Organisten im deutschen Vaterlande finden, welche sich von Zeit zu Zeit einige Groschen nicht werden reuen lassen, sich so was gutes für ihr Instrument anzuschaffen.

Der vorhabenden Vorspiele sind 4 dreystimmige; nämlich ein freyes von einem Satze; und drey über Choralmelodien mit dem Cantus firmus: ein zwostimmiges, auch über einen Choral, und eine dreystimmige sehr gut gearbeitete Fuge. Ueberhaupt ist die Arbeit in allen mit Fleiß und Ueberlegung gemacht, gefällig, und recht so eingerichtet, wie sie seyn muß, wenn sie gut seyn soll.

Ka.

---

6. Romanen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Dritter und letzter Theil. Herausgegeben von Zebedäus W . r. Wittenberg und Zerbst bey Zimmermann, 1772. 21 Bogen in 8.

Für

Für ein ex tempore, wie der Verf. seine Reisen nennt, war es an den ersten beyden Theilen schon genug, *) das mag Herr S. wohl bey sich empfunden haben, daher braucht er hier captationem benevolentiae, und sagt, er gäbe den dritten Theil nur um sich bey den Lesern zu bedanken, daß sie ihm so lange geduldig zugehöret haben. Wie aber? wenn diese sprächen: Geh hin, den Dank will ich dir schenken.

Bey Schriften von der Art sollten angehende Skribenten sich die goldene Regel ne quid nimis besonders empfohlen seyn lassen. Hier gehet der V. ganz aus seiner Sphäre heraus, er hat sich mit dem Reisen überhaupt nicht übernommen, aber in diesem Theile hat er es fast ganz eingestellet. Er hat dazu auch keine Zeit: denn er beschäftiget sich nur damit, die in den ersten Theilen unvollendeten Geschichte wieder anzuknüpfen, und so wird aus der empfindsamen Reise ein chaler Roman. Den größten Theil dieser Bogen füllet er durch ein Lustspiel aus, die unschuldige Ehebrecherin betitelt, das hat nun als bloßer Episod auch nur betrachtet in einer empfindsamen Reise, wohl nicht die schicklichste Stelle. Er will zwar dieses, wie er in der Nachschrift dazu sagt, ebenfalls nur als einen Versuch hier beygebracht haben; aber aus welcher Absicht? Etwan um die Stimme des Publici zu sammlen und zu erfahren, was er in diesem Fache für eine Aufnahme von demselben sich zu versprechen habe? Keinesweges, denn er wartet ja nicht das Urtheil seiner Leser ab, sondern rückt zu gleicher Zeit mit einer ganzen Sammlung von Lustspielen heraus, worinnen er dieses nemliche frisch weg nur mit einigen Veränderungen wieder abdrucken läßt, ohne daß es ihn kümmert, ob er durch diesen ersten Versuch die Leser nach mehrern dergleichen Arbeiten lüstern gemacht habe oder nicht. Das wenige, was uns in diesem Theile zu der eigentlichen Idee des V. passend scheint, ist das Tagebuch des Predigers, der bleßirte Soldat mit einer Hand, und die Kindermörderin; weder die Correspondenz mit den alten Bekanntschaften, noch die Entwickelung ihrer Geschichte, noch das ganze hier eingeschaltete Lustspiel gehören hierher. Der Reisende erzählt was er gesehen oder noch vor Augen hat, und der empfindsame Reisende fügt hinzu, was die frappanten Gegenstände für eine Wirkung auf sein Gemüthe gemacht haben, und wenn er sich da in seinen Betrachtungen vertieft, einer Nebenidee nachhängt, darüber auf eine unterhaltende

*) Diese sind in dem 16ten B. 2 St, S. 682 dieser Bibliothek angezeigt und beurtheilt.

Art schwatzhaft wird und seiner Laune freyen Lauf läßt, so giebt ihm der Leser gern Gehör; aber wenn Predigten, Romanen, Komödien, und wer weis was noch mehr zusammengestopelt werden, um daraus ein Ganzes zu machen, so wird dieses Ganze ein Allerley, aber keine empfindsame Reise. Wenn nun endlich der Skribent gewahr wird, daß sein Witz eine so heterogene Geburt ausgebrütet, von der er selbst nicht mehr weis, zu welcher Geschlechtsart sie eigentlich gehört, so ist es nicht zu verwundern, wenn er, wie hier Hr. S. auf der 315. S. thut, eine Gewissensrüge über die auf ein so seltsames Produkt verwendete Zeit anstellt und schon jetzt so viel Gewissensbisse darüber empfindet, daß er befürchtet, in seinem vierzigsten Jahr es zu bereuen, daß er in seinem vier und zwanzigsten 160 schöne Stunden über der Verfertigung dieses dritten Theils seiner Reisen getödtet habe. Ein so zartes Gewissen traut man zwar ordentlicherweise einem jungen rüstigen Schriftsteller nicht zu; aber der V. will seine Leser bereden, daß er dieses ernstlich meyne, ein paar Seiten vorher sagt er: wer weis, macht ich mir nicht zum Verbrechen, daß ich in dieser Schrift blos das Vergnügen meiner Leser zur Hauptabsicht, den Nutzen zur Nebenabsicht gemacht habe. Wer weis, martert mich nicht der Gedanke, der Jugend Anlaß zum Zeitverderb, zur Wollust, zum Leichtsinn und noch zu mehrern Lastern gegeben zu haben. Wenn das die wahre Gesinnung des V. ist, so bedauren wir es, daß ihm diese guten Gedanken nicht vorher, ehe er anfieng, seine Reisen niederzuschreiben, oder wenigstens noch in der ersten von den 160 Stunden, die er auf den letzten Theil daran verwendet hat, eingefallen sind.

Am Ende nimmt der V. von den Lesern bis auf Wiedersehen Abschied. Da er hier die Maske abzieht und sich zu guterletzt in seiner wahren Gestalt zeigen will, so nimmt er hier eine für seine Autorschaft zu feyerliche ernsthafte Miene an. Wozu bedurfte es hier solcher Contestationen bey einer Schrift, die der strengste Moralist höchstens nur als unnütz Geschwätz verurtheilen kann, das aber keinen Menschen in der Welt einfallen wird, als ein verführerisches Buch, das dem Laster Thür und Thor öfnet, zu verdammen. Was für ein ernsthafter Ton zum Beschluß eines drollichen Buches, wann der V. auf der 312 S. sagt: das weis ich und darauf lebe und sterbe ich, daß mein Sterbebette nie das Sterbette eines Rosts seyn wird. Ich habe die sinnlich grobe Wollust nirgends empfohlen, nirgends dazu aufgefodert, nirgends dazu Anweisung gegeben, sie nirgends poetisch ausgemahlt —

Ich habe nirgends epikuräisirt — das bin ich mir so stark und so wahrhaftig bewußt, daß ich hoffen kann, stets ruhig zu bleiben ꝛc. Im Verfolg deklamirt der V. als ein ernsthaf er Moralist gegen den Modeepikureismus einiger unserer Dichter. Das alles ist an sich gut, sed nunc non erat his locus. Höchstens kann das hier als ein Zug des aufbrausenden Charakters, der dem V. eigen ist, oder den er annimmt, gelten, denn durch das sonderbare will doch Hr. S. hervorstechen. Die Einwürfe, die der V. sich macht und beantwortet, daß er als Theolog Komödien schreibt, taugen allenfalls nur bey dem Ephorus: der Stand des Schriftstellers interessirt das Publikum wenig. Wenn aber der V. die Schwachen nicht ärgern und doch Lustspiele schreiben wollte, warum beobachtet er nicht ein strenges incognito, wie er ja leicht hätte thun können? Die noch beygefügte Selbstrecension ist so ziemlich mit Selbstverläugnung aufgesetzt, aber sie hat den gemeinen Fehler der Selbstrecensionen, daß das Publikum oder die Leser und der V. einerley Schrift so selten aus einerley Gesichtspunkte betrachten.

Hr.

Zween Täge eines Schwindsüchtigen, etwas empfindsames v. L. Hamburg, bey Buchenröder und Ritter, 1772. 5 Bogen in 8.

Empfindsame Reisen durch die Visitenzimmer am Ostertage. Cosmopolis. 1772. 72 S.

Empfindsame Reisen durch die Visitenzimmer am Pfingsttage. Cosmopolis 1772. 62 Seiten in Taschenformat.

Wir nehmen hier diese empfindsamen Produkte zusammen, die sich jezt bey uns so mehren, daß sie eine neue Epoche in dem Modegeschmack anzuheben drohen. Das hätte sich der gute Yorick wohl nicht versehen, daß er der Stifter einer modischen Sekte in Deutschland werden würde; aber mit alle dem wär es zweifelhaft, ob er, wenn er noch lebte, mehr seines Ruhms sich zu erheben, oder seiner Nachfolger sich zu schämen, Ursache haben würde. Auf diese beyden Lehrjünger, die V. der angezeigten Schriften, könnte er nun eben nicht stolz thun, doch ist der erste besser als der leztere. Das Verdienst besitzt er

er zum wenigsten, daß er, da wir ihn eine gesunde Lunge zutrauen, sich gut in die Situation eines Schwindsüchtigen zu versetzen weis. Es ist natürlich, daß ein solcher langsam sterbender, dessen Seelenkräfte durch die Krankheit nicht geschwächt, sondern hier vielmals wirksamer zu werden scheinen, über verschiedene Gegenstände ganz anders denkt, als in gesunden Tagen, sich, da er die Welt nicht mehr geniessen kann, angenehme Aussichten in die Zukunft bildet, allerley Systeme zu seiner Beruhigung erfindet, die sich seinen Grundsätzen und dem Maaß seiner Erkenntniß anpassen. Alles das hat der V. zu benutzen gesucht, und daher denkt er über das irdische, über den Tod, den Zustand nach dem Tode, und andere ähnliche Gegenstände, so wie ein wahrer Schwindsüchtiger, der ein Denker ist, es ungefehr thun würde, und in so ferne ist alles zwar Zweckmäßig; aber was ist nun das Resultat dieser chimärischen Systeme, die sich jedes Individuum anders formen kann? Fast solte man denken, der V. wolle die Contemplation predigen, denn wer es mit seiner Wohlfarth ernstlich meynt, muß seiner Meynung nach, gegen die Güter dieses Lebens sein Herz unempfindlich machen, nur nach dem Ewigen ringen und ganz in Gott einzudringen suchen, da bekommt er ganz neue heilige Gefühle. Der V. redet von den Arbeiten der Seele, von den seligen Versuchen, sich allein an den Schöpfer zu hängen, und nennt die unschuldige Liebe zu seiner Fanny Abgötterey, weil Fanny ein Geschöpf ist. Ein anakreontisch Lied zu dichten ist ihm eben keine Todsünde, aber doch für einen Unsterblichen eine ganz unwürdige Beschäftigung. Von den Seelen derer, die ihre Ergötzungen im Leben in der Sinnlichkeit gesucht, weissagt er, daß nach der Trennung vom Leibe ihr Looß Langeweile seyn werde. Das Empfindsame in der Religion will mit einer gewissen Delicatesse behandelt seyn, wenn es nicht in Schwärmerey ausarten soll; eben so wie die heilige Laune, die so verschrien ist.

Den empfindsamen Reisenden durch die Visitenzimmer findet niemand, da, wo er anzutreffen seyn will; das Zimmer, woraus er ein unglückliches Mädchen in einem übelberüchtigten Hause befreyet haben will, ist wohl in eigentlichem Verstande kein Visitenzimmer. Die empfindsamen Reisenden müssen, wie die irrenden Ritter, ein Gelübde gethan haben, verfolgte Mädchen zu beschützen und sie, zwar nicht von Riesen und Zwergen, sondern von unkeuschen Megären zu befreyen. Aber das auch bey Seite gesetzt, so enthalten diese Bogen nichts als seichtes Gewäsch. Ein paar flüchtige Einfälle,

fälle, etwas kalte Moral, eine treuherzige Miene und ein Modetitel, das ist alles, was der V. nach seinem Vermögen hier zum besten giebt.

Ls.

Canut der Große, oder der Streit der kindlichen und ehelichen Liebe eine Heldengeschichte, 4 Theile. Ulm, bey Bartholomäi, 1771. zusammen ungefehr 3 Alph. 8.

Der Geschmack an Helden und Staatsaktionen ist jetzt so ziemlich aus der Mode, und wenn er es nicht wäre, so würde ihn doch dieses Buch vollends verdringen helfen. Ein wahres Magazin von unglücklichen Prinzen und Prinzeßinnen. Ueberall nichts als Entführungen, Schlägereyen und Gewaltthätigkeiten. Doch bey allem dem Unfug verliehrt keine Prinzeßin ihre Ehre und kein Prinz das Leben, welches zu verwundern ist. Der Inhalt des ganzen Buchs läßt sich nach einer mäßigen Berechnung ungefehr auf ein viertelshundert Entführungen, da es bey der einen hergehet wie bey der andern, zehn Feld- und Seeschlachten und eben so viel Zweykämpfe und Wegelagerungen reduciren. Eine nähere Anzeige des Inhalts oder des Plans werden uns die Leser wohl ganz gerne schenken. Nur zum Beweise, daß wir auch dem armseligsten Scribenten nicht durch ein Vergrößern der Sache zu wehe thun, setzen wir ein kurzes Verzeichniß von Entführungen hieher, von den Damen die in dem Buche eine Hauptrolle haben, alle Nebenentführungen blos episodischer Mädchen dabey abgerechnet. Der V. hat drey Prinzeßinnen in seiner Heldengeschichte geflochten, daß jede ein Ausbund der Schönheit ist, versteht sich von selbsten; denn sonst hätte sichs nicht der Mühe verlohnt, sie so oft mit Leib und Lebensgefahr zu rauben. Die schönste darunter heißt Serene und ist eine Prinzeßin aus Island. Heut zu Tage sucht man die Schönheiten in dieser Insel zwar so wenig als in Lappland und Samojiden auf; aber nach der Fiction des V. war es damit zu Zeiten Canuts anders, unser Dichter besetzt auch Island mit Städten, prächtigen Schlössern, hohen Wäldern und reitzenden Gegenden, von allen diesen ist auch keine Spuhr mehr vorhanden. Gnug, Serene ist die schönste Dame ihres Zeitalters und wird dem dänischen Kronprinzen Canut zur Gemahlin bestimmt, auch in Koppenhagen erzogen. Kurz vor der Vermählung aber wird

wird sie entführt 1) von dem Prinzen Ulfo aus dänischem Geblüt. Diesem raubt sie wieder mit Gewalt 2) Siegfried ein Prinz aus Sachsen, diesem wird seine Beute in Norwegen wieder abgenommen 3) von dem König Olaf dem sie 4) Canut mit gewafneter Hand entreißt, ganz Norwegen erobert und sich mit ihr vermählt. Nun sollte man denken, daß sie der V. in Sicherheit gebracht hätte, keinesweges, das Entführen geht hier erst recht an. Sie wird 5) von dem verliebten Ulfo von neuem nach England entführt, aber hier bemächtigt sich ihrer 6) Der König Ethelred, der sie eben, wie der König Olaf, mit Gewalt heyrathen will. Das bekommt ihm aber auch eben so übel wie jenem; denn Canut fällt in England ein und erobert gleichfalls das ganze Königreich. Der V. hätte hier nur noch das alte Castell dem Sieger in die Hände spielen dürfen, wo die Prinzeßin gefangen lag, so wäre sie wieder an den rechten Herrn gekommen: aber das wäre seiner Meynung nach eine kahle Auflösung der Geschichte gewesen, er weis es künstlicher zu machen. Ulfo kommt wieder zum Vorschein, söhnt sich mit Canut aus und stiehlt 7) die gefangene Prinzeßin aus der Vestung zum besten ihres Gemahls, die er diesem zweymal für sich selbst entführet hat. Die zweyte Prinzeßin ist Gothilde von Gothland, für den Kronprinzen Erich in Schweden zur Gemahlin bestimmt, wird in allem siebenmal entführt, auf die nemliche Art, wie die erste, zu deren Geschichte die ihrige die Parallele ist. Die dritte Prinzeßin heißt Estrithe, eine Schwester Canuts, wird endlich an den sächsischen Prinzen Siegfried vermählt, nachdem sie von verschiedenen Liebhabern fünfmal entführet worden. Alle diese unglücklichen Prinzeßinnen treffen am Ende des Romans, wie gerufen in Canuts, Lager in England zusammen, wo sie ihre seufzenden Prinzen finden und wo ihre Noth auf einmal ein Ende gewinnt.

Daß der Hauptgedanke, den der V. hat ausführen wollen, und den niemand aus dem Buche errathen würde, wenn er nicht auf den Titel stünde, sich füglicher in eine bürgerliche Handlung als in eine sogenannte Heldengeschichte hätte einkleiden lassen, das hätte der V. bedenken sollen, ehe er drey Alphabeth darüber schrieb. Doch die Fiction zu dieser Idee möchte seyn, welche sie wollte, wenn sie nur nicht so höchst abgeschmackt wäre. Man höre nur: Canut liebt eine Prinzeßin, die wird ihm entführt, er ehrt einen grauen Vater und der? — Je nun, der wird auch entführt, von eben den heillosen Ulfo, wiewol aus ganz andern Ursachen, das versteht sich. Nun weis der unentschlossene Canut sich weder zu rathen noch

zu helfen, ob er erst seinen Vater oder seine Geliebte befreyen soll, da erhebt sich zwischen der kindlichen und ehelichen Liebe ein heftiger Wettstreit, Canut ist aber, wenigstens öffentlich, noch nicht mit Serenen vermählt. Zum Glück sind die geliebten Personen beyde in Norwegen und beyde an einem Orte. Wozu war denn also dieser Wettstreit nöthig? Canut bekommt seine Braut darauf wieder, aber nicht seinen Vater, er überläßt diesen ganz geruhig seinem Schicksal, vermählt sich mit seiner Prinzeßin und da ihm diese wieder entführt wird, so trift es sich, daß Vater und Schwiegertochter abermals in England, als Gefangene des Königs Ethelred, zusammen kommen. Durch Vermittelung des Ulfo entwischt Serene, darüber wird Ethelred grimmig böse, läßt Canuts Vater mit seinen grauen Silberhaaren auf eine hohe Felsenzinne führen, von welcher er in dem dänischen Lager gesehen werden kann, läßt die Wache das Schwerdt über ihn zücken und droht ihn niedermachen zu lassen, woferne Serene ihm nicht wieder ausgeliefert würde. Welche meisterliche Situation zu einem neuen Wettstreit der kindlichen und ehelichen Liebe! Wozu wird sich Canut entschliessen? Soll er den Vater oder die Gemahlin aufopfern? Keins von beyden, der Held läßt sich auf nichts ein als auf Wehklagen über sein felsenhartes Schicksal, überhaupt macht derselbe in dem ganzen Buche eine erbärmliche Figur. Der V. hat aber zu rechter Zeit einen Klopffechter bey der Hand, der sich mit seiner Bande auf die Felsenspitze zu schleichen weis, der Wache des gefangenen Königes in der Geschwindigkeit die Köpfe herunterputzt und dadurch den langwierigen Wettstreit der kindlichen und ehelichen Liebe glücklich endigt.

Um das Buch noch eckelhafter zu machen, läßt der V. seine Helden die abgeschmackte trägische Sprache reden, die vor dreyßig Jahren auf dem deutschen Theater Mode war, so ungefehr in dem Tone:

Prinzeß du liebst mich nicht? Gut, so erstech ich mich!

Ls.

---

7. Weltweisheit.

D. Christian August Crusius, Prof. Primar. zu Leipzig, des Hochstifts zu Meißen Prälaten und Domherrn u. s. w. kurzer Begriff der Moraltheo-

logie oder nähere Erklärung der praktischen Lehren des Christenthums. Erster Theil. Leipzig, bey Ulrich Christian Saalbach, 1772. gr. 8. 880 S.

Dieses Buch ist aus den Vorlesungen des Verf. über die theologische Moral entstanden, und auf vielfältiges und wiederholtes Verlangen, vermuthlich seiner vormaligen Zuhörer, herausgegeben. Diese werden auch hier ohne Zweifel die großen Erwartungen, die sie sich, wie der V. in der Vorrede meldet, von seinen Vorlesungen gemacht hatten, vollkommen erfüllt finden. In der That muß man ein Schüler des V. seyn, und seinen eigenthümlichen philosophischen Grundsätzen beypflichten, um in dieser theologischen Moral das Charakteristische und den Reichthum im Vortrage, so der V. seinem Buche als besondre Vorzüge beyzulegen scheinet, mehr als in andern Compendien der Moraltheologie zu entdecken. Ein Leser, der mit dem V. über seine philosophischen Grundsätze nicht einig ist, wird bey allem dem Guten und brauchbaren, das er hier, so wie in andern Schriften gleiches Inhalts, finden wird, doch durch eben diese vorausgesetzte Richtigkeit seiner philosophischen Lehren und theologischen Hypothesen verhindert, an dieser Moral Geschmack zu gewinnen, wenigstens sie nicht für vorzüglich brauchbar erkennen können. Ich muß gestehen, daß ich mich gleichfalls in dieser Lage befinde. Mir ist es insonderheit anstößig, daß der V. die wichtige Lehre von der Tugend so ganz auf seine von vielen Philosophen bestrittene Grundsätze, und zwar vermittelst einer so sonderbaren Schließart bauet, daß ein Leser, der jene nicht zugestehet, und an dieser nicht gewöhnt ist, aus seiner Tugendlehre wenig oder nichts zu machen weis. Ich werde mich bemühen, dieses Urtheil zu beweisen. Seine etwanige Prüfung der wichtigsten Sätze, des zweyten Capitels von der Tugend, soll mir hiezu Gelegenheit geben.

Laßt uns zuerst den Begriff des V. von der Tugend ansehen. Die Tugend ist die Uebereinstimmung des ganzen Zustandes und alles Thuns und Lassens eines vernünftigen Geschöpfes mit dem gebietenden Willen Gottes, oder mit dem Gesetze. Die Verbindlichkeit zu dieser Tugend gründet der V. lediglich auf die Dependenz von Gott, d. i. wir sind verpflichtet, ihm zu gehorchen, weil wir alles, was wir sind, haben und vermögen, von Gott haben, und ihm schuldig sind. Das Hauptgesetz ist, Gott über alle Dinge zu lieben; es ist also die Tugend derjenige Gemüthszustand des Menschen, da er Gott

seinen Herrn über alles und von ganzem Gemüthe liebt, und sich hiezu verbunden erkennet. Diesen Begriff hält der V. für charakteristisch, denn der Gehorsam um der Dependenz willen, als der unbestimmte Begriff, erhalte durch die Liebe zu Gott eine Bestimmung. — Ich kann nicht einsehen, wie der erste unbestimmtere Begriff von der Tugend durch die Liebe zu Gott, wie sie der V. erkläret und gebraucht, näher bestimmt werde, die Liebe soll eine Vereinigung der Geister seyn, und dieser figürliche Ausdruck wird weiter dadurch erklärt, daß die Vereinigung der Geister dadurch geschehe, und alsdann statt finde, wenn einer dasjenige will, was der andere will, darum weil es dieser will. Das ist also ja nichts mehr und nichts weniger, als die obige Uebereinstimmung unsers Willens mit dem göttlichen Willen, Gehorsam ist Liebe, und Liebe ist Gehorsam. Ich lasse die Folgerungen weg, die der V. aus der Liebe zu Gott herleitet, und die er allenfalls eben so gut auch aus der bloßen Pflicht ihm zu gehorchen hätte herleiten können, auch übergehe ich die weitere Entwickelung des Begriffes vom Gesetze, um auch die Theorie des V. von Belohnungen und Strafen anzuführen. „Ein jedes Geschöpf,„ heißt es, „muß „Belohnungen und Strafen haben, d. i. auf den Gehorsam „gegen das Gesetz müssen andre Folgen, als auf den Ungehorsam erfolgen; und im ersten Fall müssen es angenehme, im „andern entgegengesetzte Folgen seyn, denn der gebietende „Wille eines Oberherrn kann nicht ohne Folgen seyn, weil er „sonst vergeblich, mithin der Gesetzgeber nicht weise wäre. „Da nun durch den Gehorsam der Wille des Herrn geschicht, „und keine Weisheit ohne Güte ist, so muß der Gehorsam angenehme Folgen haben. Und da nicht eben dieselbigen Folgen auch der Ungehorsam haben darf, so hat er entgegengesetzte, welche in dem Mangel des Guten, das den Willen „des Gehorchenden vergnügt, und in entgegengesetzten Empfindungen vor das Gemüth, und die Triebe des Ungehorsamen bestehen müssen.„ Um sich in diese Theorie einigermaßen zu finden, muß man merken, daß der V. so wenig den Begriff des Gesetzes als der Strafen aus dem bürgerlichen Rechte herleitet, als zwischen welchem und dem göttlichen Rechte zu gebieten und zu strafen, gar keine oder nur eine sehr schwache Aehnlichkeit statt finde. Gott, als dem einzigen eigentlichen Gesetzgeber, kommt, seiner Meynung nach, die Rache, oder das Recht zu strafen, als ein Majestätsrecht, d. i. als ein Vorrecht seiner unabhängigen Hoheit ursprünglich allein zu. Die Gerechtigkeit der bürgerlichen Strafen aber

 ist

ist in der Ableitung des Rechts zu strafen von Gott gegründet, und diese Strafen sind nur insoferne eigentliche Strafen, so weit diese Grü:=e reichen, diese Gründe aber können nicht weit reichen. Denn weil die Absicht, warum menschliche Herrschaften sind, die gemeine Sicherheit und Wohlfahrt sey, so werden die menschlichen Strafen als Mittel der Sicherheit der Gesetze ordentlicher Weise angewendet. Dergleichen Mittel aber hat Gott, wie der V. ferner behauptet, nicht nöthig, sondern er könnte die Sünde selbst wehren, wenn er nicht weise Ursachen hätte, warum er bey der willkührlich vorgenommenen Schöpfung, und bey dem Plan, den er ausführet, solche Geschöpfe, die sündigen werden, erschaffet, und sie alsdann strafet, und in einer solchen Einrichtung des Ganzen eben reichlichere Gelegenheit findet, die Vollkommenheit seines Wesens und seiner Herrschaft zu offenbaren, und diese Offenbarung dadurch desto mannichfaltiger und vielfacher nützlich zu machen — Dieser Begriff von Strafen ist ganz willkührlich, auf keine Analogie gegründet, und kann blos aus einigen übelverstandnen Schriftstellen, dahin auch gewiß die vom V. angeführte Röm. 9, 22. 23. gehöret, gefolgert seyn. Doch hievon ein mehrers, wenn wir nun zur Prüfung des Beweises kommen, den der V. für seine Tugendlehre anführet. Ich will die Worte des V. hersetzen, und denselben einige Anmerkungen beyfügen.

„Zum Grunde wird gelegt; Gott ist das allervollkommenste Wesen, und darum ist ihm auch das Wollen der Vollkommenheit wesentlich,„ der letzte Satz ist zweydeutig. Er kann so viel sagen: Gott will ausser sich und insonderheit in seinen vernünftigen Geschöpfen, eben eine solche und eben eine so große Vollkommenheit, als er selbst besitzt. Dann ist der Satz offenbar ungereimt, denn eine unendliche Vollkommenheit, die weder Vermehrung noch Verminderung *zuläßt*, ist bey keinem Geschöpfe möglich. Oder er heißt so viel: Gott will, daß seine vernünftigen Geschöpfe immer vollkommner werden, und von der niedrigsten Stufe derselben, bis zu immer höhern hinaufsteigen sollen. Die Natur eingeschränkter Geister, die das, was sie seyn können und sollen, nicht auf einmal sind, sondern nur nach und nach werden müssen, leidet keine andre Vollkommenheit, und Gott kann keine andre wollen. Und wenn er diese Vollkommenheit will, so muß er sie auch durch alle dienliche Mittel, wohin auch Belohnungen und Strafen gehören, befördern, und wenn er durch Strafen diese Vollkommenheit hinderte, so würde er wider sein Wollen der

Vollkommenheit handeln. Am wenigsten wird er eigentliche Rache an diesen Geschöpfen ausüben, weil sie erst unvollkommen gewesen, ehe sie vollkommner geworden. Dieser erste Satz des V. enthält also, wenn er richtig verstanden wird, die Widerlegung alles dessen, was daraus gefolgert werden soll — „Daraus folget, wenn Gott eine Welt erschaffet, „so müssen freye Handlungen darinn geschehen, und etwas das „durch freye Handlungen erreicht wird, muß der Zweck der „Schöpfung seyn, denn sonst thäte Gott alles selbst, und es „wäre das Daseyn der Welt, in Ansehung Gottes, selbst vergeblich, inmaßen weder sein Verstand noch seine Seeligkeit, „etwas dadurch gewinnen kann." Wenn dieser Satz aus dem ersten folgen soll, so müßte erst bewiesen seyn, daß eine Welt, worinn freye Handlungen, nach der Definition freyer Handlungen, wie sie der V. angiebt, geschehen, vollkommener sey, als eine Welt, worinn alle Handlungen von Gott bestimmt werden. Diesen Beweis hat der V. hier nicht geführt, und ich halte ihn auch nicht für möglich, wofern man nicht von Vollkommenheit einen ganz willkührlichen und widersinnigen Begriff annehmen will. Ob Handlungen, die von Gott bestimmt, aber durch des Menschen eigne Thätigkeit vollbracht worden, wobey er sich dieser seiner Thätigkeit bewußt ist, und wodurch er sich selbst vollkommen oder unvollkommen machen kann, ob diese des Menschen oder Gottes Handlungen genannt werden sollen, läuft auf einen Wortstreit hinaus. Im gemeinen Leben nennt man sie eigne Handlungen eines Menschen, wenn sie gleich von aussen bestimmt werden, und in der Sache selbst macht dies gar keinen Unterschied. Wenn es nun unleugbar ist, daß zur Glückseligkeit der Geschöpfe solche freye Handlungen nicht nothwendig sind, so war also auch dann, wenn in der Welt keine freye Handlungen geschehen, die Schöpfung derselben in Ansehung ihrer nicht vergeblich. Allein in Ansehung Gottes soll in diesem Fall das Daseyn der Welt vergeblich seyn, inmaßen weder sein Verstand noch seine Seeligkeit dadurch gewinnen. Und wollte denn Gott, daß sein Verstand und seine Seligkeit dadurch gewinnen sollten? wollte er, daß seine Erkenntniß durch die freyen Handlungen seiner Geschöpfe erweitert und berichtigt, und seine Zufriedenheit vermehrt werden sollten? dies weis ich mit Gottes Allwissenheit, Allgenugsamkeit und Unveränderlichkeit nicht wohl zu vereinigen. Doch dies bey Seite gesetzt, frage ich, wußte Gott die freyen Handlungen, das Resultat der Freyheit, vorher oder nicht? Wußte er sie vorher, so konnte sein Verstand

durch den wirklichen Erfolg derselben eben so wenig gewinnen, als der Verstand eines Rechenmeisters, der seinem Schüler eine Aufgabe rechnen läßt, wovon er selbst das Facit schon weis, dadurch gewinnen kann, daß dieser ihm zeiget, daß er eben dies herausgebracht habe. Also nur in dem Fall, daß Gott es entweder gar nicht, oder doch mit Ungewißheit, wußte, was aus der Freyheit seiner Geschöpfe erfolgen würde, konnten seine Kenntnisse durch den Erfolg erweitert und berichtigt werden. Gesetzt, daß die Seeligkeit Gottes durch die Schöpfung einer Welt einen Zuwachs erhalten könnte, so würde es eine der Gottheit würdigere Vorstellung seyn, daß dieser Zuwachs aus der Mittheilung seiner Seligkeit in dem Maaße, als Geschöpfe sie fassen können, und aus dem Bewustseyn, empfindende Wesen glücklich gemacht zu haben, entstehe; dies, sage ich, würde eine anständigere Vorstellung seyn, als wenn man behauptet, daß Gott durch die Beförderung eines von dem Wohl seiner Geschöpfe verschiednen und in manchen Fällen demselben entgegengesetztes Interesses, seine Seligkeit bey der Schöpfung der Welt vermehren wollen, und wirklich vermehrt habe. Ist es ohnedem, wie der V. behauptet, der Wille Gottes und das Hauptgesetz für seine vernünftigen Geschöpfe, daß sie ihn über alles und von ganzem Gemüthe lieben sollen; so kann nichts mehr sie zu dieser Liebe reitzen, als die erste Vorstellung, die ihnen in ihrem Herrn einen Vater zeigt, der seine eigne Seligkeit mit dem Wohl seiner Kinder vereinigt, und jene gleichsam an dieses bindet. Hingegen muß nichts mehr sie von dieser Liebe abwendig machen, als die zwote Vorstellung, nach welcher ihr Schöpfer ein willkührlicher Regent ist, der das Recht über seine Geschöpfe zu gebieten, blos auf ihre Dependenz von ihm gründet, dem Recht und Macht gleichviel gilt, der bey den Einrichtungen, die er macht, und den Gesetzen, die er giebt, zwar das Glück der Gehorsamen zur Nebenabsicht hat, (denn eigentlich vorgesetzter Zweck konnte es nach der Theorie des V. nicht seyn) aber auch, wenn der größte Theil seiner Geschöpfe ungehorsam seyn sollten, nicht nur nichts dabey verlieret, sondern vielmehr auf der andern Seite zu gewinnen weis, weil sein besonderes Interesse immer gesichert bleibt, und er nun Gelegenheit hat, auf eine mannichfaltigere Weise seine Vollkommenheit, insonderheit seine Gerechtigkeit zu offenbaren, und durch Ausübung der Rache, seines Majestätsrechtes, bey dem Untergange seiner Geschöpfe, Ehre einzulegen. Nach der ersten Vorstellung würde Gott durch keine Rücksicht auf

sich

sich selbst, (falls diese bey ihm statt finden könnte) bewogen werden, sogenannte freye Handlungen in der Welt zuzulassen, vielmehr würde er die gefährliche Freyheit, wodurch sich der gröste Theil seiner Geschöpfe auf eine unwiederbringliche Weise unglücklich machten, durch deren Verleihung er sie aus seiner weisen Vaterhand weggeben, ausserhalb der Sphäre seiner segnenden Einflüsse versetzen, und dem Eigensinn des Ohngefehrs überlassen müßte, ganz aus seiner Welt ausschliessen; auch dann, wenn einige seiner Geschöpfe durch die Verweigerung dieses fatalen Geschenks minder glückselig werden sollten, welches indessen hier blos angenommen aber keinesweges zugestanden wird. Aber wenn nach der zwoten Vorstellung, Gott nur hauptsächlich eine mannichfaltige und vervielfachte Offenbarung seiner Eigenschaften, insonderheit der rächenden Gerechtigkeit geben will, würde er die Freyheit, (wenn sie anders kein Unding seyn sollte) in seinen Plan aufnehmen, weil diese ihm Gelegenheit geben könnte, Nachstrafen zu vollziehen, da er ohne dieselbe eigentlich nur als ein Vater züchtigen konnte. — „Mithin wäre die Schöpfung vergeblich„ nicht vergeblich für die Geschöpfe, denen es nicht einerley ist, ob sie blos als möglich im Verstande Gottes, oder als wirklich ausser demselben existiren. Wenn aber die Schöpfung auch für Gott nicht vergeblich seyn soll, so ist sie es auch nach der ersten Vorstellung nicht. Noch immer folgt also aus diesen Gründen des V. nicht, daß freye Handlungen in der Welt geschehen, und daß etwas was durch freye Handlungen erreicht, der Endzweck der Schöpfung seyn müsse. Gesetzt, dem wäre so, so würde Gott, wenn er es vorher gewußt, daß dies, was durch die Freyheit bey den meisten seiner Geschöpfe erreicht werde, Laster und Elend sey, dies eben so gut, als die Tugend und Glückseligkeit, die bey den wenigern durch ihre freye Handlungen erreicht wird, sich zum Zweck vorgesetzt haben. Wußte er es aber nicht vorher, was eigentlich von beyden würde erreicht werden, wie konnte er sichs zum Zweck setzen? Dann war sein einziger Zweck auf die freyen Handlungen an sich selbst gerichtet, er wollte, daß freye Handlungen geschehen, damit sie geschehen, auf die Folgen derselben aber konnte er sein Augenmerk nicht richten. Dies bestätigt das folgende: „Durch „freye Handlungen geschieht etwas, das nicht in allen Stü„cken von ihm abhängt„ (eigentlich gar nicht abhängt, und wozu er nichts thun kann, wenn die Freyheit das Vermögen ist, zu gleicher Zeit und in einerley Umständen verschiedne und entgegengesetzte Dinge zu thun, und unsern Gründen, wenn

sie uns die stärksten sind, zu widerstehen, und wenn sie uns die schwächern sind, zu weichen)„ welches demnach eben dadurch einer herrschaftlichen Regierung fähig wird„ ja, wenn herrschaftliche Regierung und Nachstrafen üben, einerley ist; aber gerade das Gegentheil, wenn dies Wort so viel bedeutet, als seine Absichten oder seinen Willen an andern und durch sie erreichen, alsdann nemlich sind freye Geschöpfe von dieser Art ganz unregierlich. „Einen jeden determinirten Zweck würde „die Freyheit unsicher machen, und nur das machte ihn unausbleiblich und ganz sicher, wenn er recht mechanisch determinirt ist.„ Gott kann also, wie eben angemerkt worden, weder Laster noch Tugend, weder Glück noch Unglück seiner freyen Geschöpfe zum Zwecke sich vorsetzen: er wollte blos die Freyheit und freye Handlungen um ihre, oder vielmehr um sein selbst willen. Indessen wußte er das Resultat der Freyheit vorher, so war es unmöglich die Anlage zu machen, oder seinen Geschöpfen diese Freyheit zu schenken, ohne zugleich den Erfolg zu wollen. Allein nach den Voraussetzungen des V. konnte Gott diesen Erfolg nicht vorhersehen, denn wenn er so unsicher war, daß ihn ein Weiser sich nicht zum Zweck setzen kann, so kann ihn dieser Weise auch nicht als ungezweifelt sicher vorher wissen. Kann er aber dies, so kann er ihn auch zum Zweck haben. — „Die freyen Geschöpfe haben vernünftig und eines Vergnügens fähig seyn müssen.„ Freylich, sonst hätte ihnen beydes, das treibende und das regierende Principium gefehlt. Aber durch diese beyden Vermögen war auch ihre Natur zu ihrer Glückseligkeit hinlänglich versehen; und sie bedürfte keiner besondern von der Vernunft unterschiednen Freyheit; daß es aber Gott bedurft habe, daß ihnen diese sonst entbehrliche Zugabe beygelegt würde, dies scheint mir ein die Gottheit erniedrigender Gedanke zu seyn — „Die Absicht des Schöpfers muß auch wirklich seyn, die Geschöpfe „glücklich zu machen, weil ihnen sonst die Fähigkeit zum Vergnügen umsonst gegeben wäre.„ Dies wäre indeß ein determinirter Endzweck Gottes, und der kann, wie der V. eben behauptet hatte, mit der Freyheit nicht bestehen; dies scheinet sich also zu widersprechen, woferne nicht der V., der ein Meister im Distinguiren ist, einen subtilen Unterschied unter Endzweck und Absicht im Sinne behalten hat. Aus der blossen Fähigkeit zum Vergnügen läßt es sich auch nicht beweisen, daß der Schöpfer die Absicht gehabt, die Menschen glückselig zu machen, so wenig sich das Gegentheil aus der Fähigkeit zum Mißvergnügen schließen läßt. Wenn der Schluß bündig seyn soll, so muß man zeigen, daß die Fähigkeit und der Hang zum

zum Vergnügen grösser und überwiegender, daß die Gegenstände und Gelegenheiten, wodurch der Trieb zum Vergnügen gestillet wird, zahlreicher und häufiger sind u. s. w. „Mit „den Geschöpfen, welche selbst Endzwecke Gottes sind, muß „er die Absicht haben, daß sie auf eine moralische Art in ein „gewisses Verhältniß mit ihm kommen; sonst würde er bey „ihrer Schöpfung keinen finem formalem gehabt haben, und „dieses Verhältniß muß ein solches seyn, wobey auf Seiten „der Kreaturen Gehorsam gegen Gott und Liebe zu Gott ihre „herrschende Endzwecke seyn. Denn andrer Gestalt ist kein „Verhältniß der Kreaturen gegen Gott möglich, das nicht „eine Unvollkommenheit wäre.„ Diese Absicht Gottes, daß seine Geschöpfe mit ihm in ein gewisses Verhältniß kommen sollen, kann, nach den obigen, kein determinirter Endzweck seyn. Es ist also eigentlich nur der Wunsch, aber der unkräftige Wunsch Gottes, ein Wollen, dessen Vollbringung er nicht gewiß und sicher machen kann. Bey dem Grunde, daß ein jedes anders Verhältniß als Gehorsam und Liebe, Unvollkommenheit seyn würde, kann man fragen, ob für Gott oder den Menschen? Wenn es für Gott seyn sollte, so müßte man zugestehen, daß Gott dadurch unvollkommner würde, wenn die Menschen nicht in ein solches Verhältniß mit ihm kämen. Dies wird der V. schwerlich behaupten, denn so würde die Vollkommenheit Gottes von dem Gebrauche eines sehr zweydeutigen Dinges, nemlich der menschlichen Freyheit abhängen. Also für den Menschen würde ein jedes andere Verhältniß Unvollkommenheit seyn. Unvollkommenheit läßt sich von Mißvergnügen und Unglückseligkeit nicht trennen. Folglich würde der Mensch zum Gehorsam und zur Liebe gegen Gott bestimmt seyn, weil der Mensch sonst auf keine andre Weise vollkommen und glückselig werden kann. Folglich ist Vollkommenheit und Glückseligkeit des Geschöpfes der Grund, warum Gott von demselben Gehorsam und Liebe fordert. Dies giebt eine Theorie von der Tugend und der Verbindlichkeit zu derselben, die der vom V. vorgetragnen und seiner Meynung nach, erwiesenen völlig widerspricht. Soll aber Vollkommenheit oder Unvollkommenheit hier nicht Beziehungsweise genommen werden, so ist es ein leeres Wort. Eine Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die keinem empfindendem Wesen wozu hilft oder schadet, wodurch kein Zweck erreicht oder vereitelt wird, hat keine Regel, kann aus nichts beurtheilet werden, kann keinem vernünftigen Wesen zu einem Bewegungsgrunde dienen, und heißt nichts. — „Demnach„ so faßt der V. seine ganze Argumentation zusammen „wird eine jede Welt von Gott

„um vernünftiger und freyer Geschöpfe willen, erschaffen, damit „dieselben durch eine richtige aber freywillig beobachtete Aufführung ihre Abhängigkeit von Gott erkennen, und was er „ihnen bestimmt, durch Gehorsam und Liebe zu ihm suchen „sollen, und zu dem Ende dasjenige thun, was der höchsten „Liebe zu Gott, als ihren Herrn, gemäß ist, weswegen sie „alle ihre Kräfte den göttlichen Endzwecken gemäß, und so „wie es dem Wesen und der wesentlichen Vollkommenheit der „Geschöpfe gemäß ist, anwenden müssen. In welcher Ordnung sie selbst ohne Ende von Gott glückselig gemacht werden. Hieraus erhellet zugleich, als ein mitfolgender Umstand, daß die Geschöpfe, welche solches nicht thun, auch „entgegengesetzte Folgen erfahren, und zu jener Glückseligkeit „nicht gelangen. Hiedurch verfallen sie in die Strafen ihrer „Sünden. Wenn also Gott eine Welt erschaffet, worinn „sündige Menschen sind und Sünden zugelassen werden; so „will er nach seinem wesentlichen Wollen der Vollkommenheit nothwendig auch die Bestrafung der Sünder, und kann „und muß die Strafen der Sünder wollen, weil es die Gesetze der Wahrheit nicht anders leiden, als daß dieses Wollen von seinem heiligen und gütigen Willen ein unzertrennlicher und mitzusetzender Umstand sey.„ Und was ist das für eine Wahrheit, deren Gesetze eine solche Bestrafung der Ungehorsamen, wie sie der V. angiebt, erfordern, die nicht blos in der Beraubung des verfehlten Guten, nicht blos in natürlichen Folgen, sondern in willkührlich zugefügten Uebeln bestehet, nicht zur Besserung oder Warnung abgezweckt ist, sondern eigentlich Rache ist, nicht eine Sanktion des Gesetzes, sondern blos eine Folge desselben ist, und die noch überdem immerwährend seyn könne? Ist es eine unbedingte, in dem Wesen und der Natur vernünftiger Geschöpfe lediglich gegründete Wahrheit, oder ist sie bedingt und hängt sie von einem vorhergehendem willkührlichem Rathschlusse Gottes über das Schicksal der Geschöpfe ab? Ist es eine bedingte Wahrheit, die darum Wahrheit ist, weil Gott es beschlossen hat, auf eine so willkührliche Art zu belohnen und zu bestrafen, so ist leicht einzusehen, daß das Berufen auf die Gesetze derselben nichts weiter als eine wiederholte Behauptung oder Betheurung eben des Satzes sey, den der V. in andern Worten vorgetragen hatte, aber keinesweges zu einem Beweise desselben dienet, denn eben dies sollte erwiesen werden, daß Gott solche Belohnungen und Strafen durch einen unwiderruflichen Ausspruch als Wahrheit festgesetzt habe. Nun sagt der V. weiter nichts,

als

als Gott wird und muß so strafen, weil er es einmal beschlossen hat, und weil er, wenn er den Gehorsamen vorzüglich Gutes thun will, den Ungehorsamen vorzüglich Uebels thun muß. — Ist es eine unbedingte Wahrheit, oder lassen sich von keinem, also auch nicht von dem vollkommensten Verstande ungehorsame Geschöpfe schlechterdings nicht anders als so gestraft gedenken, so würde die Berufung auf die Gesetze derselben etwas beweisen. Dann aber kann mit eben diesen Gesetzen nicht bestehen, daß die Ungehorsamen, ausser den natürlichen Strafen, noch hinzukommende und vermöge eines willkührlichen Rathschlusses verhängte Strafen leiden müssen. Ferner können denn auch die in den Gesetzen dieser Wahrheit lediglich gegründete Strafen keinem Sünder durch einen bloßen Machtspruch erlassen werden, der Gesetzgeber kann nie, wofern er nicht das sündigende Geschöpf umschaffen will, dasselbe von dieser Strafe entbinden, so wenig er das geschehene ungeschehen machen kann. Strafen also, die erlassen werden können, können nicht in dieser Wahrheit allein, sondern in einem willkührlichen Rathschlusse der Gottheit gegründet seyn. Endlich würde das Gesetz der Wahrheit in der Allgemeinheit so abgefaßt seyn müssen: Wer gehorsam ist, oder Gutes thut, soll gutes erfahren, wer ungehorsam ist, oder Uebels thut, soll Uebels leiden, und zwar beydes in der genauesten und richtigsten Proportion. Allein würde es auch aussagen, daß beyderley Folgen unveränderlich und durch das abgeänderte Betragen der Geschöpfe nicht auch verändert werden könnten? Würde nicht nach einem andern Gesetze der Wahrheit, das bisher gehorsame Geschöpf, das ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens gewesen, wenn es ungehorsam würde, ein Gegenstand des göttlichen Misfallens werden müssen? und könnten nun wohl diese entgegengesetzte Verhältnisse für dieses Geschöpf einerley Folgen haben? Dies wäre gerade gegen die rationem des Gesetzes. Wenn aber in diesem Fall das Schicksal des Geschöpfes sich mit seiner Aufführung verändert, so muß auch bey der Umkehrung vom Ungehorsam zum Gehorsam das Verhältniß gegen Gott und das Schicksal verändert werden können. In dem nothwendigen Gesetze der Wahrheit aber kann es auch nicht enthalten seyn, daß der Termin, worinn dergleichen Veränderungen möglich sind, nur bis an eine gewisse Periode, etwa bis ans Ende dieses Lebens, reichen soll. So lange das Geschöpf noch seine Freyheit, oder an deren statt, seine vernünftige moralische Natur behält, muß es vermögend bleiben, zu gehorchen oder nicht zu gehorchen, mit Gott in

ein rechtmäßiges oder unrechtmäßiges Verhältniß zu kommen, muß es sich Schuld zuziehen aber auch Verdienst erwerben können. Sollte hievon irgend ein Zeitpunkt seines Daseyns ausgenommen werden, so muß es vermöge eines willkührlichen Rathschlusses, eines Machtspruchs und durch ein Wunderwerk geschehen. Allein dies würde in Ansehung ewiger Strafen so wenig dem wesentlichen Wollen der Vollkommenheit gemäß seyn, daß vielmehr eben darum, weil Gott die Vollkommenheit seiner Geschöpfe will, ewige und eigentliche Nachstrafen von Gott nicht zu vermuthen sind, denn diese Strafen verhindern die Vollkommenheit des gestraften Geschöpfs, und ihre unwiderrufliche Festsetzung muß Unvollkommenheit, Ungehorsam und Empörung gegen Gott verewigen, da zu gleicher Zeit in der Strafe selbst, wie der V. gesteher, keine Vollkommenheit ist, die Gott gefallen könnte —

Dies mag zu einer Probe dienen, wie die Philosophie beschaffen ist, die der V. seiner Moraltheologie untergelegt, und wie er die Wahrheiten, die ihm die Vernunft hergab, dabey zu nutzen gewußt hat. Ob er die andere Quelle moralischer Wahrheiten, ich meyne die heil. Schrift, besser genutzt hat, ob seine Schriftauslegungen gründlicher und die daraus hergeleiteten Folgerungen richtiger sind, hierüber enthalte ich mich zu urtheilen, weil es mir an Muße und Raum gebricht, das Urtheil, das ich darüber fällen würde, mit Gründen zu unterstützen. Vielleicht findet sich hiezu Gelegenheit bey der Anzeige des zweyten Theils dieses Werks. —

Bs.

Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. Erster Th. 272. S. in 8. Zweyter Theil, 232. S. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1770.

Umständlicher Anzeige und Kritik bedarf wohl ein Werk, das schon vor einigen Jahren mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, jetzo nicht erst von uns; allein Bemerkungen eines Freundes und fleißigen Lesers aller Wielandischen Schriften möchten sowol dem V. als einigen Stummen in Publiko, nicht ganz unangenehm seyn. Diese Schrift enthält nicht sowol Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, die auch selbst vor der Erscheinung Fergusons nicht mehr

mehr geheim war, als vielmehr Raisonnements über einige neuere philosophische Systeme oder Einfälle. Und da es Hn. W. erlaubt war, über Rousseau, Swift, u. s. w. seine Meynung zu sagen, so nimmt sich hier einer seiner Freunde die Freyheit über seine Bemerkungen von neuem zu bemerken. Herr W. ersucht seine Leser sehr oft, seine Schriften vor Abdrücke seines Geistes anzusehen. Ein Mann von seinem Charakter darf diese Bitte getrost und öffentlich thun, ohne daß er im geringsten dabey verliehrt, wann ihn seine Leser beym Wort halten. Wir wollen also seiner Erinnerung jetzo folgen, und bloß aus diesem Gesichtspunkt, den er uns vorgezeichnet hat, diese Produktion seines Geistes beurtheilen. Uns dünkt, auch hier so gut als in seinen älteren Schrifften das sanftwärmende und weitscheinende Licht des Enthusiasmus durchzublicken, das gewiß den ersten Grundstoff seiner geistigen Organisation ausmacht, und das ihn auch nie verlassen wird, er mag die Dekoration so oft verändern als er will. Daher die öftere poetische Ergiessungen seines Herzens von Erhöhung menschlicher Natur, allgemeiner Glückseligkeit, Verbesserung des moralischen Erden-Runds durch Gesetze, Einrichtung u. s. w. Er kommt zwar geschwind davon zurück; denn es ist nicht mehr der Jüngling, der im Hayn zu Delphi in spekulativer Betrachtung platonischer Schöne sich verirrt. Er ist in den Armen einer Bacchidion, oder in dem Umgang einer Danae längst entgeistert worden. Indessen bleibt die erste Anlage zu einen καλος καγαθος auch in dem geschäftigen Leben zu Athen; er wünscht überall akademische Hayne und friedsame Colonien aufblühen zu sehen, ob gleich öftere Erfahrungen seinem Verstande sagen, daß diese Bruder Innung nie unter Menschen statt haben werde. Die Natur gab ihm nicht das tiefe Propheten-Gefühl eines Socrates, weil er vor Kaisern, Priestern und Damen auftreten sollte. Er ward beruffen, als Xenophon öffentlich sich auszureden, und da mag es ihm erlaubt seyn, daß ihm die menschliche Natur als eine Aspasia, eine Freundin Aristipps, erscheine; er verirre sich mit ihr ins Bad, werde der Vertraute ihrer geheimsten Reitzungen, und lache unter ihren Liebkosungen des stoischen Regulus und Cato. Allein wenn ihr einer seiner Freunde unter anderer Bildung beywohnt, so vergesse er auch nicht der Toleranz seines Aristippischen Systems, und des bon ton — sollte er auch über so wunderliche Menschen lachen wollen, als Rousseau und Swift seyn mögen. Unsere Leser sehen aus diesen letzten Zeilen, wie ansteckend das Beyspiel

spiel ist — wir wurden auf eine unangenehme Art ernsthaft, weil wir in dem zweyten Theil der geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, von S. 62:71. das harte Urtheil über diese beyde Männer gelesen hatten.

Es giebt verschiedne Arten über die menschliche Natur zu philosophiren. Die erste ist die Manier in der Einfalt des Herzens; wie Hobbes und Rousseau. Denn was ist insbesondre das Lehrgebäude des ersteren anders, als ein Poem, worinn er die Stärke seiner eignen Seele dem ganzen Geschlecht geliehen hat? Oder man legt der ganzen Menschheit das Bild der uns umgebenden engeren Societät unter, so wird es Carrikatur und Satyre, wie bey Swift. Oder man schnitzt das Ideal aus seinem eignen Fleisch und Bein, modelt es aber nach den Aussprüchen verschiedner Leute von Geschmack und Einsicht, und läßt nichts öffentlich davon sehen, das mit dem Esprit de Societé Contrast machen möchte, vor der man auftritt, so hat man die Wielandische Manier.

So sehr sich unser Verf. weigert, die Beschreibung der Yahoos für ein Satyrisches Bild anzusehen, so ist sie doch nichts anders; und dies erhellet deutlich aus dem Gegenbilde der Hoynhims. Es ist die Geschichte des Volks, (und vielleicht des Engländischen insbesondre) das als der edlere, stärkere und bessere Theil der Nation, hier im Bande der Hoynhims die Yahoos als den schwächeren, sich unterwürfig gemacht hat, da man hingegen bey allen polizierten Völkern das Gegentheil antrifft. Und woher nahm Swift die Eigenschaften, die er seinen Hoynhims beylegt? Ihr bon sens, ihre naive Verwunderung über Falschheit, Lüge und Repräsentation ist das edelste Bild des Volks, das je entworfen ward. Wer wird nun diese Satyre auf die Yahoos für ein philosophisches Glaubensbekenntnis halten? So getrost als sich unser V. auf die vertrauten Briefe Swifts beruft, um daraus seinen eingewurzelten Menschenhaß zu beweisen, eben so sehr fragen wir alle diejenige, die mit Swifts Charakter und Werken bekannt sind, ob sie so viel Menschenhaß darinn gefunden haben? da er in einer aktiven Sphäre lebte, am Hof und in den Staatsgeschäften selbst gebraucht ward, und das Spiel der Leidenschaften hinter dem Vorhang mit allen groben Rädern, Fäden und Hebeln sahe, so konnte er natürlicher Weise das menschliche Geschlecht für keine Akademie καλων αγαθων ansehen. Das schwarze Blut, das ihn auch nachher ins Tollhaus brachte, machte vielleicht, daß er öffters seiner Organisation unterlag, allein das

düstre

düstre Medium, wodurch er die Gegenstände ansahe, bildete ihn doch zu keinem verfolgenden Enthusiasten. Er ließ das Spiel der Welt gehen wie es wolte, gieng aber auch seinen eignen Gang. Er ließ dem Geyer, der ihm das schönste Hühngen aus dem Hof geholt hatte, nicht Tag und Nacht auflauern, wie es ihm sein Jäger (der großen Reformations-Geist hatte) anrathen wolte; allein, da er hörte, daß der Geyer von ohngefähr seinen Lohn erhalten hatte, so war ers auch zufrieden. Wir dächten, diese Art von Philosophie ist wol nicht sehr gefährlich.

Die geheime Geschichte der Rousseauschen Grillen ist von Hr. W. fürtreflich entwickelt worden. Nur wünschten wir, daß er uns anschauender dargethan hätte, wie die so tiefempfindende Seele des guten J. Jaques die einzige Egerie war, die ihm sein System eingab. Wäre sein Herz durch das Elend unsrer heutigen Verfassung nicht so tief verwundet worden, so würde er die Einwohner von Paris (denn diese sind doch die polizirte Menschen, von denen er abstrahirt) nicht zum Sallat-Essen verdammet haben. Herr W. lacht mit Recht über den gutherzigen Jean Jaques, der das Vermögen und den guten Willen aller Großen nicht zureichend glaubt, die nöthige Versuche über die menschliche Natur anzustellen, die jeder Hausvater gratis in seiner Kinderstube vornehmen kan. Wir sind vollkommen seiner Meynung, wenn er glaubt, die ganze Gattung sowol als der einzelne Mensch müsse immer fortgehen, und nie in dem angenommenen Zustand des Philosophen Jean Jaques stille stehen. Allein ob dieser Fortgang der Weg zur Vervollkommung sey, oder ob mit jedem Zweige von gewissen Lastern, der in einem gegebnen Zeitalter abgeschlagen wird, nicht auch einige Knospen von Tugenden mit verlohren gehe, und ob nicht ein beständiger Parallelismus zwischen beyden äussersten Enden, wahrzunehmen sey, dies muß wohl an einem andern Ort erwogen werden. Das 16te Jahrhundert war von Seiten der Künste einer der leichtesten Punkte in der Geschichte der felicitas publica, wann aber Herr W. glaubt, daß die damalige Veränderung der Glaubenssymbolen ein großer Schritt zur allgemeinen Glückseligkeit sey, so glauben wir immer, das Compliment müsse vielmehr den Wissenschaften als den Symbolen gemacht werden.

Die Beweise, die Herr W. gegen die 188 S. des 2ten Theils häuft, um darzuthun, daß von jeher die weisesten und klügsten an das aristippische System von Glückseligkeit geglaubt haben, thun, mit seiner Erlaubnis gerade die entgegengesetzte

gesetzte Wirkung. Wären Alexander und Pyrrhus würklich überzeugt gewesen, daß Schmaussen und Wohlleben die höchste Glückseligkeit ausmachen, so würden sie da angefangen haben, wo sie aufhören. Wenn man aber annimmt, daß die einzige Glückseligkeit des Menschen in Freude und Traurigkeit sich darauf einschränke, daß er freyen Gebrauch aller seiner Kräffte habe und äussern könne, so erklärt sich alles von der Unruhe des Kindes in der Ammenstube bis zu den Feldzügen Alexanders. Daß die wildeste Nationen, die nichts als Streit und Bewegung kennen, auch den Schmaussen ergeben sind, dies wird wohl niemand wunderbar finden, der je geschmeckt hat, was Arbeit und Ruhe ist. Die Begriffe der Menschen vom Paradiese, oder dem Zustand jener Welt, sind auch nicht so ganz einerley, wie man wol beym ersten Anblick glauben möchte. Die Helden Ossians, die noch in jener Welt schlagen und jagen, sind wohl von dem Nachfolger des Propheten unterschieden, der sich unter Orangenbäumen von schönen Houris bedienen läßt. Allein Weiber, Speise und Trank durften sie wol alle nicht davon ausschliessen, da sie sich die Fortdauer dieses Paradieses nicht so gut, wie wir aus der Ontologie beweisen konnten. Nach S. 195. „ist Freyheit von Schmerzen, „Sorgen und Geschäfften, und der Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens von jeher die höchste „Glückseligkeit gewesen, nach der alle Menschen gestrebt haben, und die Uebereinstimmung aller Völker kann hier für „die Stimme der Natur selbst angesehen werden. Selbst „der größeste Theil der Uebel, welche die Menschheit gedrükt „haben, und noch drücken, sind durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen, vermeynt „hat.„ Also alles, was jeher von inspirirten Weltbezwingern, Propheten und Helden, zu Umschaffung des Erdbodens gedacht und unternommen worden, das ward von Sesostris bis zu Friedrichs Zeiten zu Abwendung vom Schmerz und Sorgen, zum Genuß angenehmer Empfindung der Sinne und des Herzens gedacht und unternommen! O Philosophie und Aristipp! S. 229. schließt Hr. W. mit der Aussicht: „daß „Religion, Philosophie, und die liebenswürdige Künste der „Musen es endlich dahin bringen würden — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine „Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel u. s. w.„ getrennt wären, sondern alle mit einander in Ruhe und Frieden um die große Schüssel der lieben Mutter Natur sitzen würden. — Wir

haben nichts gegen diesen Wunsch, allein wir danken Gott, daß wir die Dinge dieser Welt so ansehen, daß wir ihn zu unsrer Glückseligkeit völlig entbehren können.

Aus allen diesen erhellet, daß wir und Herr W. durch ein ganz verschiedengefärbtes Glas sehen. Also, alles was wir gutes und schönes von seinem Koxkox seiner Kikequezal, seinem Abulfaouris, dem Prometheus, und wie ferner die Maschinerey dieses Werks heissen mag, sagen können, beläuft sich dahin, daß wir ohngeachtet der öftern Versicherungen amusirt zu werden, uns selten in unsrer Hofnung betrogen haben, daß man den Meister der Composition, in der Kenntniß seines Auditoriums, den Styl, u. s. w. nirgends verkennt, und daß wir diese Philosophie für Weltleute, und Bonzen aller Gattung, für die sie bestimmt war, in ihrer Art ganz gut halten. — Alle unsre Erinnerungen können im Ganzen nur einigen Philosophen im Winkel behagen, die einer längst unter dem Namen der Waldbrüder beschrieen hat.

Um.

---

8. Mathematick.

M. Chr. B. Funckens Anfangsgründe der mathematischen Geographie zum Gebrauch in Schulen. 1771. 8. Leipzig, bey Crusius, $14\frac{1}{2}$ Bogen 5 Kupferbl.

Der Verfasser giebt in der Einleitung so viel an, als etwan nöthig ist, sich die Figur und Größe der Erde vorstellig zu machen. Die Ordnung des Vortrages hiebey ist nicht gleichgültig und auch nicht leicht so zu treffen, daß man nicht voraussetze, was erst aus dem folgenden berichtigt werden kann. Aus diesem Grunde werden wir die von dem Verfasser gewählte Anordnung der Lehren und Sätze nicht allzustrenge beurtheilen. Indessen hätten hin und wieder die Ausdrücke richtiger seyn können. Z. E. wenn §. 5. gesagt wird, die Schwebung der Erde bestehe in einem Kreislaufe, so stößt letzteres das erstere um, denn was blos schwebt das läuft nicht. Im 11 §. S. 10. heißt es, der Circul habe ungefehr so viel Quadratfläche als der vierte Theil des Produkts aus dem Durchmesser in den Umkreis angiebt. Es muß aber hier das

Wort ungefehr ausgestrichen oder ausdrücklich gesagt werden, daß es nicht von dem Satze, sondern von dem in Zahlen nicht genau angeblichem Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise herrühre. Eben diese Erinnerung findet S. 11. 12. in Absicht auf die Bestimmung des körperlichen Raums der Kugel statt, wo die Worte, ziemlich genau weggestrichen, oder wenigstens auf das bezogen werden müssen, was sie eigentlich veranlaßt. Dieses letztere wird durch das Wort berechneten nicht deutlich genug angezeigt. Im §. 14. ist nicht ausgemacht, daß der Himmel die Gestalt einer hohlen Kugelfläche hat. Denn er scheint dem Auge ein sehr flaches oder niedergedrucktes Gewölbe zu seyn, wovon Smith in seiner Optik die Ausmessungen angegeben. Dieses macht, daß man in Beweisen nicht so unmittelbar befugt ist, die Erde in den Mittelpunkt dieser hohlen Kugelfläche zu setzen. Man muß sich vielmehr daran halten, daß jede scheinbare Größe durch solide Winkel bestimmt wird, deren Maaß durch Theile der Kugelfläche ausgedrückt werden kann. Indessen hält sich der Verfasser bey dieser scheinbaren Gestalt nicht auf, sondern sucht gleich darauf bessere Beweise. Im 2ten Abschnitte wird von der Himmelskugel, deren Verfertigung und den dabey vorkommenden Aufgaben, gehandelt, auch eine Tafel von der geographischen Länge und Breite sehr vieler Orter gegeben, die vermuthlich aus den Hell'schen Ephemeriden gezogen, und auf den Leipziger Mittagskreis eingerichtet ist. Auch kömmt im 3ten Abschnitte eine Tafel der Abweichung der Sonne für jede viertel Grade, imgleichen eine Tafel für die Größe der Grade jeder Parallelkreise vor. Der V. betrachtet in diesem Abschnitte die künstliche Erdkugel und die dahin einschlagenden Aufgaben. Im 4ten Abschnitte wird der Mond und überhaupt das Weltgebäude betrachtet, sofern der Mond ein Begleiter der Erde ist, die Erde aber mit zum Weltgebäude gehört, und darinn ihre Stelle hat. Der 5te Abschnitt handelt von Entwerfung der Erdkugel auf einer ebenen Fläche, und zugleich auch ziemlich umständlich den Gebrauch solcher Entwerfungen und besonders der Planisphärien ab. Dieser Gebrauch verdient allerdings besonders abgehandelt zu werden, weil er von dem Gebrauche der Erd- und Himmelskugel in vielen Stücken verschieden ist, ungeachtet im Grunde betrachtet einerley Aufgaben dabey vorkommen.

D.

J. W. A. Hunrichs praktische Einleitung zum Deich- Siel- und Schlengenbau. 2ter Theil. 1771. Braunschweig, bey Forster, 8. 2 Alphab. 8 Kupferbl.

Dieser zweyte Theil bekräftigt überhaupt das Urtheil so in der allg. d. Bibl. bereits in Ansehung des ersten gefällt worden. Der Inhalt ist kurz folgender. Cap. I. Vom Strome und darinn entstehenden Abbrüche und Anwachse. Eine meistens physischmechanische und aus Erfahrungen erlangte Theorie der Abbrüche und Anwüchse. Cap. II. Von den Mitteln wider den Abbruch. Ganz praktisch, wo auch zum Theil das juridische in Ansehung der Besitzungen mitgenommen wird. Cap. III. Von den Mitteln zur Beförderung des Anwachses. Ebenfalls ganz praktisch. Cap. IV. Wie die Fahrbarkeit eines Flusses zu erhalten. Dieses wird in Ansehung der Vertiefung und der Erweiterung des Bettes, endlich auch in Absicht auf das Eis angezeigt. Das eigentlich mathematische kömmt in diesem zweyten Bande, so wie im erstern, so viel als gar nicht vor. Indessen ist es von solchen, die sich um den Deichbau umsehen wollen, oder Amts halber müssen, nicht wohl zu übergehen, und werden sich diese also in andern Schriften, besonders aber in Brahms Anfangsgründen der Deich- und Wasserbaukunst Raths erholen müssen.

Sw.

Fr. W. Gerlach kleine Erdbeschreibung, darinn die Erklärung der Erdkugel ihrer Cirkul und deren Nutzens geometrische Ausmessungen der Erde, der Grund richtige Landcharten zu machen, der vornehmsten Oerter Lage oder Grade, ihrer Länge und Breite und andere Eigenschaften, wie auch der Länder Lage, Klima, größte Tageslänge, Größe, Abtheilung, Fruchtbarkeit, Seltenheiten, Religion, Handlung, Regierung, Macht rc. enthalten sind. Zum Gebrauche der K. K. Ingenieurakademie. Wien, in der Ghelenschen Buchhandlung, 1772. 8. 43½ Bogen 7 Kupferbl. Titelkupf.

Die Absicht dieses Buches, da es für künftige Ingenieurs dienen soll, mag dessen Einrichtung hinlänglich rechtfertigen, weil der mathematische Theil der Erdkunde, der die Verzeichnung der Landcharten und einzelner Distrikte betrift, so ziemlich darinn mitgenommen ist, und der Verfasser sich besonders bey dem Verfahren aufhält, nach welchen der P. Liesganig und andere ganze Grade des Mittagskreises ausgemessen haben. Bey der Beschreibung der Länder und Städte fügt er jedem Orte seine geographische Länge und Breite bey, so gut er sie bey dem Riccioli und andern hat finden können. Er bringt auch die Oerter, deren Lage genauer bestimmt ist, in eine besondere Tafel, die größtentheils aus den astronomischen Jahrbüchern, Ephemeriden, Connoissance du tems etc. genommen. Aus dieser letztern Tafel hätten nun freylich viele Landcharten besser können orientirt, und auf denselben genauere Mittagskreise und Parallelen des Aequators gezogen, und dadurch das erstere sehr weitläuftige Verzeichniß genauer berichtigt werden. Der Verfasser betrachtet sodann das menschliche Geschlecht in Absicht auf dessen Fortpflanzung, Vermehrung, Grade der Sterblichkeit. Giebt sodann Verzeichnisse von der Größe der Länder, und fügt eine Anleitung zur Statistischen Kenntniß derselben bey. Statt des Registers kommen Fragen vor, die sich auf jede §. §. beziehen, und den Lehrlingen zur Wiederholung dienen können.

J. G. Hübners Gedanken von Verbesserung der Magnetnadel bey der Boußole. Halle, bey Hemmerde, 1772. 2 Bogen in 8.

Man verlangt von einer Magnetnadel, daß sie sehr beweglich sey und ihre Schwankungen fortsetze, bis sie kleiner als eine Minute eines Grades werden. Denn stünde sie bey ganzen Graden schon stille, so würde sie bis auf einen Grad und mehr, unzuverläßig seyn. Um sie demnach so empfindlich zu machen, als immer verlangt werden kann, muß die Nadel nicht nur stark bestrichen seyn, sondern, wenn es immer möglich ist, sich auf der Spitze des Stiftes gar nicht reiben. Hiezu schlägt der Verf. vor, daß man das Hütgen von Glas machen soll. Um dieses nun nicht so ganz kurz zu sagen, durchgeht er erstlich die verschiedenen bey dem Feldmessen gebräuchlichen Instrumente, und besonders das Meßtischgen, das Astrolabium und die Boußole, und beurtheilt sie meistens nach Penthers praktischer Geometrie. Sodann führt er

er aus Muschenbröck an, was Paaw und Smeaton an der Magnetnadel zu verbessern gesucht haben, welche beyde den Agath brauchen. Dieser scheint dem Verf. zu weich, und damit schlägt er Glas vor. Dieser Vorschlag ist aber auch nicht neu, da man schon vor wenigstens 30 Jahren gläserne Hütgen an Sonnenuhren angebracht hat, die auf runden Stückchen von Chartenblättern, gezeichnet sind und durch eine Magnetnadel nach der Mittagslinie gedreht werden. Den Stift läßt der Verf. von Meßing seyn. Man kann ihn aber ohne Bedenken von Stahl machen; nur muß man zusehen, daß die Nadel nicht etwann in der Mitte einen dritten Pol habe, welcher den Stif selbst magnetisch und die Bewegung der Nadel unordentlich machen könnte.

I. Bequeme Münztabellen von verschiedenen Sorten, als Laubthalern, Carolinen, Maxd'or, Ducaten, Souverainsd'or, auch von feinem Golde und Silber, alles gegen jetzige Leipziger Wechselzahlung, in Louisd'or à 5 Thlr., reducirt. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn, 1772. 80 Seiten in groß Octav oder klein Quart.

II. Tabelle wie in Hamburg der Cours in Louisd'or steigt und fällt, und sich gegen Hamburger Bancogeld, und wiederum gegen Louisd'or à 5 Thlr. von 1 Pfund bis 1000 P. und berechnet, accurat verhält, ingleichem wie Bancogeld gegen Louisd'or steigt und fällt. Göttingen und Gotha, bey Dieterich, 1772. 6 halbe Bogen in 8.

III. Tabellen, woraus zu ersehen, wie nach dem Leipziger Werth die Carolinen zu 6 Thlr. 8 ggr. Louisd'or zu 5 Thlr., und Ducaten zu 2 Thlr. 20 ggr. gegen Frankfurter Werth die Carolinen zu 11 fl., Louisd'or zu 9 fl., und Ducaten zu 5 fl. gerechnet, von 1 Heller an bis 1000 Gulden sich verhalten: Und wiederum, wie sich oben erwehnte Goldsorten in Frankfurter Werth, gegen den Leipziger Werth, von 1 Pfenning an, bis 1000 Thlr. verhalten.

Göttingen und Gotha bey Dietrich, 1772. 3 halbe Bogen in 8.

Es geht den Handelsleuten wie den Mathematickern. Wenn sie gleich ihre Zahlen ganz wohl berechnen können, so haben sie es doch gerne, wenn sie dieselben durch bloßes Nachschlagen sogleich finden können. Dieses veranlaßte schon ehedem bey Schüblern den Einfall, ein allgemeines Rechnungs-Lexicon zu schreiben, welches aber bey ihm in eine nicht allzuwohl angeordnete Multipliciertafel ausartete. Wir haben hier dreyerley Arbeiten zum Behuf derer, denen am Hamburger, Frankfurter und Leipziger gemeinen und Wechselcourse einiger Geldsorten gelegen ist, oder die oft darüber zu rechnen haben. Die von Wort zu Wort hergesetzten Titel zeigen umständlich genug an, was in diesen Tafeln zu suchen ist. Für die Genauigkeit der Tafeln haben wir nicht gut zu stehen. Von Rechtswegen soll daran nichts fehlen. Aus der in der letzten Tabelle angegebenen Taxe der Goldsorten schliessen wir so viel, daß in Frankfurt 765 Carlinen, 935 Louisdor und 1683 Ducaten, hingegen in Leipzig 765 Carlinen, 969 Louisdor und 1710 Ducaten gleichen Werth haben, welches natürlicher Weise theils von der Seltenheit der einen oder andern Sorte herrührt, theils sie nach sich zieht.

J. G. W. Wiehens Abbildung und Beschreibung einer geographischen Maschine, auf einem Wagen oder Kutsche, damit alle Flächen, Berge, Wälder, Festungen, die Märsche einer Armee u. d. g. richtig abzumessen und auf eine Tafel abzuzeichnen, 4to. Hildesheim, bey Tuchtfeld, 5 Bogen, 8 Kupferbl.

Die sogenannte Schrittzähler sind bereits längst bekannte Instrumente. Man hat sie in Spatzierstöcken, oder in einer Tasche, oder man bindet sie an das Pferd, oder endlich an Wagen, an, und damit giebt das Instrument an, wie vielmal man den Stock auf die Erde gesetzt, oder wie viele Schritte man gethan, oder wie viele das Pferd gethan, oder endlich wie vielmal das Rad umgelaufen. Man ist auch längst schon hierinn weiter gegangen, und hat das Instrument so einzurichten gesucht, daß es an einem Schubkarren oder Wagen angemacht, den Weg selbst vorzeichne. Wir erzählen dieses

vor

vorläufig, weil der Verfasser sagt, er habe nicht viel gelesen, sondern seine Maschine selbst erfunden. Dieses wollen wir ihm gar nicht in Abrede seyn. Er giebt seiner Maschine siebenerley verschiedene Einrichtungen, die im Grunde betrachtet auf eines hinaus laufen. Das linke Hinterrad setzt die Maschine durch seinen Umlauf in Bewegung, indem es das Räderwerk daran umtreibt. Das letzte Rad treibt ein Lineal, an dem ein Stift angemacht ist, vorwärts, und damit zieht der Stift auf dem vorgelegten Reisbret eine Linie. Das Reisbret ist, so lange der Wagen gerade fortgeht, mittelst einer Stellschraube unbeweglich gemacht. Wendet sich aber der Weg, so schraubt man diese Stellschrauben auf und eine andre zu. Dadurch erhält man, daß sich das Reisbret mit der Axe der vordern Räder zugleich umdreht, geht endlich der Weg auf- oder unterwärts, so zeigt ein Quadrant den Neigungswinkel an. Weiter läßt sich ohne Figuren davon nicht viel deutlich anzeigen. Der Wagen muß besonders dazu eingerichtet seyn. Dieses ist aber nicht an sich nothwendig, und der Verfasser hat auch für andere Fälle theils Einrichtungen angegeben, theils sie allenfalls mündlich anzugeben, sich vorbehalten. Diese Maschinen haben ihren guten Nutzen. Zürner bediente sich ehemals dergleichen, um seine Karte von Sachsen richtiger zu entwerfen. Ueberhaupt ist es genug, wenn die Maschine die Umläufe des Rades, der Quadrant die Neigung des Weges, und ein Compaß die Richtung desselben angiebt, und man alles, was von Art zu Art bemerkt wird, aufzeichnet. Indessen hat man sich nicht immer eine sehr große Genauigkeit zu versprechen. Die Radschienen und Nägel laufen sich ab, und dadurch wird der Diameter des Rades kleiner. In zähem Erdreiche hängt sich viel an das Rad an, und der Diameter wird dadurch größer. Zuweilen geschieht es auch, daß das Rad sich nicht dreht, sondern schleift, und damit mehr Weg macht, als die Anzahl der Umläufe angiebt. Auf steinichtem Wege ist der Quadrant und der Compaß wegen beständiger Erschütterung des Wagens nicht leicht genau zu beobachten.

J. G. W. Wiehens kurze Beschreibung, wie man flüchtige Pferde von einer Kutsche mit einem Riemen losspannen, und die Räder an einem Reisewagen nach Beschaffenheit der Wege weit und enge stel-

stellen kann. 1771. 4. 2 Bogen 1 Kupfer, Hildesheim, bey Tuchtfeld.

Der Verfasser leistet dem, was der Titul anzeigt, ziemlich Genüge, besonders was den zweyten Artickel, nemlich die ungleiche Gleise betrift. Nur ist zu bemerken, daß bey weiten Gleisen die Wagenräder höher seyn können, und hingegen, hohe Räder bey engen Gleisen, die meistens in bergichten Ländern vorkommen, wegen des leichtern Umschmeissens gefährlicher sind. Es führen auch einige Landstrassen über die Alpen nach Italien, wo man die Kutschen aus einander legen, und durch Maulthiere über die Berge tragen lassen muß. Des Verfassers Vorschlag reicht demnach so weit er eigentlich reichen kann, übrigens noch immer weit genug, weil man auch in ebenern Ländern ungleich weite Gleise antrift. Des Losspannen scheu und flüchtig gewordener Pferde giebt der Verfasser überhaupt betrachtet gut an, und erbietet sich zu allenfalls nöthiger näherer Anleitung. Vielleicht findet er bey mehrerm Nachsinnen ein noch kürzeres Mittel.

D.

---

9. Erziehungsschriften.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Zum Gebrauche einiger Klassen des Königl. Joachimtalischen Gymnasium. — Berlin, Fr. Nicolai, 1771. — 376 Seiten, ausser zwey Vorreden, davon die erstere von dem Endzwecke und dem Gebrauche dieses Buchs handelt. 8.

Es ist dieses die zweyte, sehr beträchtlich vermehrte und verbesserte Auflage eines für Schulen sehr nützlich eingerichteten Buches, davon bereits bey Gelegenheit der ersten Ausgabe oben gehandelt worden ist. (B. VIII. 2, 62.) Die Rubricken sind geblieben, wie bey der ersten Ausgabe; aber der Inhalt, welcher unter jeder begriffen ist, erscheinet jetzt in einer bessern Ordnung und in einer merklich größern Mannichfaltigkeit. Die Vermehrungen lassen sich schon aus der angegebenen Seiten-Zahl abnehmen. Die erste Ausgabe betrug 270 Seiten: die jetzige hingegen mehr als 376.; denn die

fünfte

fünfte und sechste Abtheilung, welche theils moralische Erzählungen und Fabeln, theils Betrachtungen enthalten, fangen (wir wissen nicht warum?) eine neue und eigene Seiten-Zahl an, welche wieder bis 112. fortläuft, dergestalt, daß der ganze Belauf 488. ist.

Alle Vermehrungen und Verbesserungen anzugeben, würde zu weitläuftig seyn. Damit aber diejenige von unsern Lesern, welche bereits die erste Ausgabe besitzen, einigermassen den Unterschied beurtheilen können, wollen wir die umgearbeitete Ordnung der ersten Abtheilung anzeigen, welche sie denn mit ihrem Exemplar vergleichen mögen. Es wird darinn gehandelt: 1) S. 1-20. vom Meere und von den merkwürdigsten Geschöpfen desselben. 2) Vom festen Lande, und zwar zuerst von den großen Theilen des Erdbodens, oder Europa, Asia, Africa und America überhaupt, hernach von den vornehmsten Landthieren, (S. 26-50.) von dem Elephanten, dem Rhinoceros, dem Camel, dem Löwen, dem Tiger, der Unze, dem amerikanischen Jaguar, dem Bisam-Thiere, dem Armadillo, dem Osso Herminguero, dem Mapurita, den Gazellen, dem Aula, der Giraffa, dem amerikanischen Land-Krebsen, den Affen, (diese und ihre verschiedene Arten, ihre Lebensart, wie auch die Kunst sie zu fangen und zahm zu machen, werden am weitläuftigsten beschrieben,) dem Pelican, dem Surinamischen Falke, dem Spott-Vogel, dem Colibri, ferner von den verschiedenen Arten der Schlangen, von der amerikanischen grossen Fledermaus, von den Insekten: hernach von den Thieren, die dem Norden eigen sind, als dem Elendthiere, dem Rennthiere, dem Zobel, dem Steinbocke und der Gemse, dem Luchse, dem Bären, dem Vielfraß, dem Eichhörnchen, dem Eidervogel, dem Kukuk, den Hünern in Californien. 3) Von Landflüssen, Seen, Quellen, zugleich wieder von den Thieren, welche sich in denselben aufhalten, dem Flußpferde, Crocodill, dem Zitteraal, dem Biber u. s. w. S. 60-70.; 4) Von den merkwürdigsten Bergen und deren Ausbeute, wo also zugleich die Metalle, Edelgesteine u. s. w. beschrieben werden. S. 71-95.; 5) Nachdem bisher blos die Produkten der Natur auf der Erde beschrieben worden, so verbindet der Verf. hiermit die Erzählung der großen Veränderungen, welche Menschenhände, Kunst und Fleis hervorgebracht haben. S. 96-99. — Zuletzt stehen 6) zerstreuete Erzählungen z. E. vom Echo, von allerley schädlichen und fürchterlichen Würkungen des Feuers, als von großen Feuersbrünsten, von allerley ausserordentlichen Erfahrungen, Beyspiele einer bewundernswürdigen Stärke,

einer unerhörten Geschwindigkeit im Laufen, des Schwimmens, eine Erzählung von der Pest u. s. w.

Wer diesen von uns angezeigten Inhalt der ersten Abtheilung oder der Merkwürdigkeiten der Natur mit der ersten Ausgabe vergleichet, dem müssen die nützlichen Veränderungen und Erweiterungen allenthalben in die Augen fallen, welche bey diesem neuen Abdrucke gemacht worden sind.

Bey allen diesen Verbesserungen, würde es nicht schwer seyn, allerley Dinge anzuzeigen, welche ausgeschlossen worden sind, ob sie gleich verdient hätten, in diesem Buche zu stehen; auch selbst in Ansehung der Ordnung und der unregelmäßigen Kürze oder Länge einiger Stücke, ingleichen der Schreibart, dürfte man hier und da nicht ohne Grund verschiedenes tadeln können. Allein da dies der Herausgeber selbst erkennet, (S. die Vorerinnerungen zur 2ten Aufl.) so würden wir uns an dessen Bescheidenheit versündigen, wenn wir dergleichen Mängel ängstlich aufsuchen oder rügen wollten, zumalen da das Buch, dem allen ohngeachtet, sehr lehrreich und unterhaltend für junge Leute ist.

Kr.

Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupfern. Frankf. und Leipz. bey C. G. Hertel, 1771. Ohne Vorrede und Zueignungsschrift 512 Seiten in 8.

Eine Encyclopädie, in catechetischer Form, welche ihrer Bestimmung nach zu viel und auch zu wenig enthält! Sie enthält in 52 Kapiteln: Naturgeschichte, Physick, Cosinographie, Theologie, das allgemeine der Sprachlehre, eine Theorie der Künste, Reime und angewendete Mathematick, Philosophie, sowol theoretische als praktische, bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst mit ihren Theilen, Chronologie, Erdbeschreibung, allgemeine Geschichte, die Wappenkunde, die römischen Alterthümer, eine Kenntniß der alten Schriftsteller, eine Nachricht von den Ritterorden, von der Handlung, von Manufakturen und Fabricken, von der Schiffahrt. Zu dieser Menge von Dingen wird in einem doppelten Anhange noch etwas von der politischen Rechenkunst, und der römische Calender hinzugefüget.

Sol-

Sollen wir überhaupt ein Urtheil von diesem und vielen ähnlichen Büchern fällen, so enthalten sie von allen zwar etwas, aber nirgends so viel, als auch nur für die Jahre und die Fähigkeiten, denen sie bestimmet sind, hinreichend ist. Der uns unbekannte Verfasser des gegenwärtigen Buches, gestehet zwar dieses selbst, und glaubet, daß der mündliche Vortrag des Lehrers, den Umständen nach das abgehende ersetzen müsse. Allein wir glauben nicht, daß er mit dieser Abweisung, das Recht des Lesers mehr von ihm zu fordern, einschränken könne. Fand der Verf. es nicht thunlich, etwas zureichenderes zu leisten, so konnte er es bey den Büchern lassen, die wir bereits besaßen. Es fehlt uns nicht daran. Selbst die Hederichschen bekannten sehr trockenen Bücher sind immer noch eben so brauchbar, als das einige, wenn der faßliche und lebhafte Unterricht eines Lehrers dazu kommet, dem der Verfasser dieser Unterweisung, doch das Beste überlassen hat. Noch mehr fanden wir das Berlinische Lehrbuch würdig, es dem gegenwärtigen, als etwas besseres und vollkommeneres, entgegen zu setzen.

Keine Seite wird leicht dem Leser Beyspiele verweigern, daraus sich nicht das Unzureichende und Seichte dieses Buches erkennen liesse. Durchgehends ist in den Fragen, in den darunterstehenden Erklärungen und Behauptungen, so etwas unbestimmtes, daß wir dem Verfasser selbst in vielen Dingen keine deutliche Begriffe zutrauen. S. 64. fraget er: „Wie nennet man diese drey Sprachen (die hebräische, die griechische und die lateinische) auch sonst noch?„ Antwort: „die gelehrten Sprachen, weil ein Gelehrter sie nicht entbehren kann.„ Ohne unsern Zeiten einen Vorwurf zu machen, auf welche jener Grund gar nicht passet, wird jeder gleich einsehen, daß einer den Namen eines Gelehrten verdienen kann, ohne daß er wenigstens Hebräisch gelernet hat, wenn ich auch in Ansehung der griechischen Sprache keine Ausnahme machen wollte. — S. 117. heißt es: „Was lernen wir in der praktischen Weltweisheit? die Lehren der Theoretischen ausüben.„ Ist das nicht eine offenbare Unwahrheit! — Verwundert haben wir uns, daß S. 61. die Rechenkunst mit unter die schönen Künste gezählet wird. — Nach S. 6. haben die Fische kein Gehör, und vielleicht auch keinen Geruch. — Eine unerwiesene Annehmung ist ohnfehlbar die, welche S. 41. stehet: „Der Teufel erschien der Eva in der Gestalt einer Schlange, welche damals noch ein geselligeres Thier war. — Daß Fragen und Antworten in Menge vorkommen, bey welchen man nicht klüger wird, als man war, das wird man schon

aus

aus dem, was wir gesaget haben, vermuthen. Z. E. S. 105, wo von der Baukunst gehandelt wird, kommt die Frage vor: „Was bemerken wir an der Säule selbst? Antw. das Schaftgesimse, den Schaft, und das Kapital. — Und an dem Hauptgesimse? A. den Architrab — den Frieß — und das Karnieß.„ — Weis nun der Knabe etwas, wenn er diese Namen gehöret hat, ohne daß sie ihm deutlich erkläret werden? — Als höchst unbestimmte Fragen müssen wohl alle diejenige angesehen werden, die so abgefasset sind (S. 183.): „Was merken wir überhaupt von Spanien?„ oder S. 186: „Was ist das vornehmste aus der französischen Geschichte?„ oder 189: Was merken wir aus der Historie in Ansehung Italiens an?„ (Nach der Antwort, die darauf erfolget, sollte die Frage so heissen: Was hat Italien, in Ansehung der Völker, von denen es bewohnet worden ist, für Hauptabwechselungen gehabt?) — S. 171. „Mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.„ Muß heissen des jetzigen. —

Ohne ein Register von dergleichen Unrichtigkeiten, unbestimmten Fragen und unzureichenden Antworten zu sammlen, merken wir nur überhaupt noch dieses an, daß wir selbst für sehr junge Leute die Fragmethode unbequem finden. Besser ist es, Unterweisungen für sie zu schreiben, welche in einer zusammenhängenden Erzählung bestehen, aber so faßlich und angenehm geschrieben sind, daß sie solche verstehen und mit Vergnügen lesen können. Das Fragen überlasse man dem Lehrer nach der Lektüre. Dieser kann sich dann in allerley nützliche Unterredungen mit dem Schüler einlassen, theils zu sehen, ob er alles verstanden habe, theils auch um ihm über manches mehr Licht zu geben.

Das beste an dem ganzen Buche machen die beygefügten in Kupfer gestochene Wappen aus, die dem Verleger durch einen Zufall in die Hände gekommen sind. Aber desto elender sind die 5 kleinen Landchärtchen, welche zu diesem Buche gehören. Selten läßt sich ein Name lesen, der darauf stehet. Man siehet sie für Quodlibete in einem Stammbuche, oder für Blätter an, auf denen man die Federn probiret hat.

M.

Lehrbuch für Frauenzimmer. Herausgegeben von M. Christian Gottlieb Steinberg. Breßlau und Leipzig, bey Christian Friedrich Gutsch, 1772. 192 Seiten in 8.

Der

Der Verfasser handelt im ersten Theile dieses Lehrbuchs von der Anweisung im Lesen, Schreiben und Rechnen, und im zweyten vom guten Vortrage und eignen Ausarbeitungen. Wenn das Buch Beyfall findet, so soll noch ein dritter Theil folgen, worinn etwas von der Geographie, Historie, Logick, Physick und der Moral vorkommen wird. Der Beyfall dürfte vielleicht nicht gänzlich fehlen. Der Verf. hat das Gute, daß er nirgends weitläuftig geworden ist, und daß sich überhaupt allenthalben ein gesunder Verstand zeiget. Wäre er in der Geographie, Historie u. s. w. nicht weniger glücklich: so würde auch das ganze Lehrbuch nützlich gebraucht werden können. Irgend etwas vorzügliches finden wir inzwischen weder in Sachen selbst, noch in der Methode, geleistet. Jeder gemeine Rechenmeister bringt das Rechnen, so wie es hier geschieht, der Jugend bey. Wir erwarteten in diesem Stück besonders, daß der Verf. von allen Operationen sehr sinnliche und faßliche Beweise geben würde; allein er sagt nur schlechtweg, wie man alles machen müsse, und damit muß der, welcher diese Anleitung gebrauchen will, sich begnügen. Auch geht er im Rechnen nicht weit genug. Eine Frau, welche alles, was in der Haushaltung vorkommt, ordentlich berechnen will, kann nicht die Kenntniß der Bruchrechnung, die hier ganz weggelassen ist, entbehren. In der Vorrede sagt der Verf. S. 6: „Die Anweisung zum Zeichnen aus dem Lehrmeister abzuschreiben, „hielt ich verschiedener Ursachen wegen nicht für rathsam. Indessen glaube ich doch, daß dies am besten wäre.„ Wie reimen sich diese beyden Aussprüche zusammen? S. 17. heißt es: Wort, worauf der Nachdruck beruht. Beruht wird so nicht gebraucht. S. 20. sagt er, bey poetischen Stücken müsse man den Gesang, welcher aus der Beobachtung des Sylbenmaaßes fließt, durchaus vermeiden; S. 21. fügt er aber hinzu, bey Fabeln müsse man im Lesen das Sylbenmaaß beobachten. Liegt in dem Sylbenmaaß etwas schönes: so muß man dieß durchs Lesen allerdings hören lassen, oder die ganze Absicht und Wirkung geht verlohren. Dies kann immer geschehen, ohne daß man blos wie ein Kind scandirt, oder den der Materie und dem Ausdruck gebührenden Ton der Ausdrückung des Sylbenmaaßes aufopfert. Und warum sollte denn für die Fabel eine Ausnahme gemacht werden? S. 59. wird von ß, ss, s und s, geredet, aber nicht gezeigt, wann ß oder ss zu setzen sey. S. 64. wird auf die Ableitung der Wörter zu viel Rücksicht genommen, wann wider den allgemeinen Gebrauch Elphenbein anstatt Elfenbein geschrieben wird. S. 65. ist von dem Gebrauch

brauch der grossen Buchstaben die Rede, und da heißt es 4) in dem Wort, wovon ich bald einen deutlichen Begriff habe, z. E. Mensch. So möchte man wohl nicht leicht ein Hauptwort bezeichnen. 5) Bey den männlichen und weiblichen Namen. 6) Bey Benennung der Städte, Flüsse u. s. w. Diese drey Regeln könnten ja bequem alle unter einer stehen. In jeder ist die Rede von einem Hauptwort. S. 139. wird von dem Vorwort für gesagt, es vertrete bloß die Stelle von anstatt. Wie wenig ist diese Regel hinreichend! Eben dies Wort braucht der Verf. ganz häufig unrecht, s. Vorrede S. 5. für ihren Augen. S. 150. findet man copiren, anstatt concipiren, und Copie so oft anstatt Concept, daß man es schlechterdings nicht, wie einen Druckfehler, ansehen kann.

G.

---

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. S. Schröter, kaiserlich gekrönten Poetens, auch Pastors zu Thangelstedt im Herzogthum Weimar, lithologisches Reallexicon, in welchem sowol die Lithographie als auch die nöthigsten Wahrheiten der Lithogeognosie enthalten sind. Erster Band. Berlin, 1772. 8.

Der Wunsch, daß unsere Theologen, den Gott, den sie predigen sollen, auch aus seinen Werken kennen lernen mögen, ist vernünftig und so gar biblisch; aber der Genius unsers Jahrhunderts bringt es mit sich, daß diese Herren, wann sie noch studiren, lieber sich mit der Schönengeisterey oder mit Erlernung einiger arabischen Wörter, die sie nie brauchen können, nie brauchen sollen und auch bald wieder vergessen, die Zeit und das Geld verderben, und an Naturkunde und andere Wissenschaften, durch die sie ihren Nebenmenschen dienen könnten, nicht denken. Manche von ihnen sehen ihren Fehler hernach ein, wenn ihnen ihr Amt müßige Stunden schenkt; aber nur wenige haben Lust und Verstand den Fehler zu verbessern, und dasjenige nach zu lernen, was sie ehemals versäumet haben. Gerathen sie alsdann auf die Naturgeschichte, so machen sie meistens den Anfang sogleich mit schreiben und drucken lassen, anstatt daß sie vorher lernen sollten;

ten; und da gehen denn diesen Herren die naturalistischen Bücher, eben so gut von der Faust als Postillen; und unnaturalistische Recensenten preisen den Fleiß solcher Naturkenner im hohen Tone. Wir, die wir nicht gern beleidigen, würden diese eben so unleugbare als unangenehme Wahrheit hier, bey Gelegenheit dieses Buchs, nicht niederschreiben, wenn wir nicht immer noch hoften, daß die jungen Theologen endlich einmal auf eine vernünftigere Art zu studiren, geleitet werden könnten, und wenn nicht der Herr Pastor Schröter Gelegenheit zu dieser Anmerkung darböthe. Daß ihm wahre mineralogische Kenntniß fehlt, beweisen die meisten Artickel, welche nicht von Versteinerungen handeln; ungeachtet wir wohl glauben wollen, daß er viele Steine gesammlet haben mag. Da hat er denn aus sehr vielen Büchern allerley von einzelnen Mineralien abgeschrieben, zusammengeschrieben, alles nach dem Alphabeth geordnet, ohne Auswahl und richtige Beurtheilung, daher Anfänger, wenn sie einen Artickel gelesen haben, unmöglich wissen können, was eigentlich nun das Mineral ist, von dem die gelieferten Excerpte handeln. Um sich kurz von der Richtigkeit unsers Urtheils zu überzeugen, beliebe man nur den Artickel Alabaster zu lesen. Freylich ist etwas wahres darinn, denn da er ganz zusammengeschrieben ist, so hat das Schicksal erlaubt, daß auch der Verfasser auf einige gute Stellen gerathen ist; aber man gebe nur auf das wenige Acht, wodurch er die abgeschriebenen Stellen zu verbinden gesucht hat, so sieht man leicht, daß er, auch bey denen nun längst ausgemachten Sachen, nicht gewußt hat, was er von den verschiedenen und oft sich widersprechenden Nachrichten selbst urtheilen soll, was wahr und was falsch sey. Kann etwas elender seyn, als die schwacher gedruckte Erklärung des Alabasters: „er ist „unter den körnichten Steinen derjenige, welcher schimmert, „und in Ansehung seines Gewebes dicht, vest und fein ist.„ Dann folgt, es sey unmöglich daß ein Marmor Gyps werden könne, weil beyde von einer ganz verschiedenen Natur sind. Gleich darauf sagt er mit eines andern Verfassers Worten, aber so, als ob er es selbst sage: Alabaster sey eine mit Vitriolsäure geschwängerte Kalkerde. Linne soll einen Irrthum begangen haben, da er den Alabastermarmor fixum genannt hat, da doch Marmor die kalkichte Erde bey diesem Schriftsteller ist, und fixum eben das sagt, was der V. den Augenblick vorher selbst behauptet hat. Dann fügt er hinzu: man kann den Alabaster nicht füglich unter die Marmore zählen, denn er ist offenbar weicher und lockerer als der Marmor, er

läßt

läßt sich zwar auch poliren, bekömmt aber nie den Glanz eines Marmors. — So viel wir errathen können, hält doch der Verf. den Marmor für einen kalkichten Stein, und dennoch soll er zugleich der wahre Probierstein seyn, den einige fälschlich unter die Basalde gerechnet hätten. Solche abgeschmackte Widersprüche trägt der Verf. überall mit derjenigen Zuversicht vor, mit der er sich in der Vorrede mit dem Beyfall des ganzen Publikums schmeichelt, und mit der er meynt, sein Buch für den Anfänger, für den Liebhaber und für den Kenner zugleich eingerichtet zu haben. Die unwichtigsten Artickel von den Versteinerungen sind die zahlreichsten. Da sie weniger Mineralogie verlangen, so sind sie auch weniger fehlerhaft, aber schlecht genug werden sie, wo sie die Kenntniß der übrigen Naturreiche verlangen. Daß sie diese verlangen, das sagt der Verf. in der Vorrede selbst, aber das Buch selbst zeigt, daß er sie sich nicht erworben hat. — Man muß wenig Liebe für seine Wissenschaft haben, wenn man eine solche Unverschämtheit ungeahndet lassen kann. — Noch müssen wir anzeigen, daß der Herr Pastor diesem Buche sein Bildniß vorgesetzt hat. Von dieser Kleinigkeit kann man auf die Denkungsart des V. schliessen; sonst würden wir ihrer nicht erwähnt haben; sind doch vielen elenden Postillen die Bildnisse ihrer Verfasser vorgesetzt worden.

A.

Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien — aus dem Englischen übersetzt, von J. C. Adelung. Zweyter Theil, 1769. Dritter und letzter Theil, 1770.

Wir haben bereits bey der Anzeige des ersten Theils im 13ten Bande der Bibliothek 2 S. 562. unsern Unwillen über diese Uebersetzung bezeuget, und dieser wird jetzt noch grösser, da wir hier nicht nur die vielen höchst wichtigen Sachen, die in der Urschrift unter dem Text stehn, sondern auch die merkwürdigen Charten, zu denen man uns doch Hofnung gemacht hatte, vermissen. Nur eine Charte ist beygefügt, und zwar auf eben so elendem Papiere, als das ganze Buch zur Unehre der Meyerschen Buchhandlung gedruckt ist. Dignum patella operculum. — Das meiste, was man in diesen beyden Theilen liefet, betrift die Mißionsanstalten der Jesuiten, und die vielen Hinderungen, die ihnen aufgestoßen sind. Die

Pro-

Provinz Sonora soll reicher an Silber seyn, als selbst Potosi. Die Waaren sind daselbst sehr theuer; eine Elle Tuch muß je erst, sagt der V., aus Holland nach Cadix, von da nach Vera-Crux, von da nach Mexico, und endlich von da nach Californien gebracht werden. Sklaven bringt man nicht dahin, sondern die Bergwerke werden kümmerlich von den Eingebohrnen gebauet. Der Verfasser redet doch an mehr als einem Orte, von dem Weine, der in Californien wächst, und sogar nach Neu-Spanien verführt wird. Die Perlenfischerey scheint auch ganz beträchtlich zu seyn. Oelbäume, Feigenbäume und Zuckerrohr hat man auch nicht ohne guten Erfolg angebauet. Die Mißionsnachrichten gehen hier bis 1752., wir wollen sie aber ganz unberührt lassen.

S.

Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, welcher den Menschen und die vierfüßigen Thiere enthält. Aus dem Französischen übersetzt. Nürnberg, bey Hauffe, 1773. in gros 8. 1 Alph. 18 Bogen mit 15 Kupferplatten.

Die Schrift, woven hier der Anfang einer deutschen Uebersetzung geliefert wird, hat im Französchen den Titel: Cours d'histoire naturelle, ou tableau de la nature, und ist 1770. zu Paris in sieben Großduodezbänden herausgekommen. Vermuhlich sollen aber noch mehrere Bände nachfolgen, weil in diesen sieben nur das Thierreich abgehandelt ist. Der Uebersetzer sagt von dem allen nichts, und deswegen hält es der Recensent um so viel nöthiger anzuzeigen, da der Titel der Uebersetzung doch von dem Titel des Originals gänzlich abweicht.

Der Uebersetzer hält das Werk für sehr erheblich, und es ist doch wohl nichts weniger als das, und nichts weniger, als ein solcher Katechismus über die Naturgeschichte, dergleichen der sel. Gellert gewünscht hatte. Er scheint auch mit dem Verfasser des neuen Schauplatzes der Natur, einem Auszuge aus dem Werke des Abbt Plüche, über den Werth derer Werke, die beyde ohngefehr zu gleicher Zeit liefern, zu wetteifern, und dem Buche, das er hier übersetzt giebt, einen großen Vor-

zug vor jenem beyzulegen. Der Recens. kennt weder den Verfasser des einen, noch den Uebersetzer des andern Buches, aber er muß gestehen, daß dieses Handbuch der Naturgeschichte ihm wenigstens weit unter dem neuen Schauplatze der Natur zu stehen scheint. Ueberhaupt verdiente der Cours d'histoire naturelle gar keine Uebersetzung.

Der Verf. desselben hat, seinem eignen Geständnisse nach, hauptsächlich aus dem Büffon, der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, und der Collection academique geschöpft. Das hieraus, und aus einigen andern, sehr wenigen Büchern ausgezogene und zusammengestoppelte, kleidet er in einen sehr geschminkten Vortrag ein, durch den sich nur diejenigen einnehmen lassen, die die Mängel des Buches in dem Inhalte selbst einzusehen nicht im Stande sind. Besonders müssen ganze Stellen aus dem la Fontaine dem Verf. dienen, seine unvollkommenen Nachrichten von diesem oder jenem Thiere auszuputzen. Und nicht eine von denen Unrichtigkeiten, die der Verf. gesagt hat, hat der Uebersetzer, so viel wir bemerkt haben, verbessert. Die Kupfer, die im Originale ungemein fein sind, sind hier in der Uebersetzung auch nicht übel gerathen, obgleich nicht ganz so schön, wie dorten. Meistens sind sie auch richtig, und dies ist vielleicht das einzige, worinn man einen Vorzug dieses Handbuches vor dem neuen Schauplatze der Natur suchen könnte, bey welchem die Kupfer ganz fehlen.

Dieser erste Theil liefert übrigens in zwo Abtheilungen den Inhalt der beyden ersten Theile des Originals, den der Titel selbst schon zu erkennen giebt.

X.

Schauplatz der Natur, oder Unterredungen, worinnen der Mensch in Gesellschaft mit Gott betrachtet wird, des achten Theiles zweyter Band. Aus dem Französischen des Herrn Abbt de Plüche übersetzt. Frankf. und Leipz. in der Göbhardischen Buchhandlung, 1772. 1 Alph. 11 Bogen. in 8.

Der vorige Uebersetzer des Schauplatzes der Natur ist plötzlich gestorben, als er eben zu der Hälfte des achten Theils dieses Buches gekommen war, in welcher die römisch katholische Religion verheydigt wird. Dadurch soll er, wie uns hier der Uebersetzer dieses letzten Theils vom achten Bande sagt, in

in den Verdacht gekommen seyn, er sey ein Protestant gewesen und (zwar nicht mit Fleiß gestorben, um nicht nöthig zu haben, ein Buch das den Ungrund seiner Religion zeigen sollte, zu übersetzen, denn das wäre wohl zumal bey Plüche, nicht der Mühe werth gewesen) habe deswegen das übrige des Schauplatzes der Natur unübersetzt gelassen. Dem sey nun wie ihm wolle, so wird uns hier das Ende eines sonst nützlichen Buches von einem andern übersetzt geliefert, und dies Ende ist für uns Protestanten ziemlich unbedeutend. Ob es für Katholicken wichtiger ist, das wollen wir katholische Geistliche entscheiden lassen.

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, in einem freyen Auszuge des Plüschischen Werkes mit neuen Erfahrungen vermehrt und verbessert. Erster Band. Frankf. und Leipzig, bey G. P. Monath, 1772. gr. 8. 1 Alph. 12½ Bogen.

Der ungenannte Verf. dieses nützlichen Buches hat sich durch einen Wunsch, den der seel. Gellert in seiner Moral geäussert hatte, bewegen lassen, aus des Abbt Plüsche bekannten Schauplatze der Natur einen abgekürzten und freyen Auszug zu verfertigen. Plüschens Plan im Ganzen genommen hat er beybehalten, aber den dialogischen Vortrag in einen geradeweg erzehlenden verwandelt, und dadurch wenigstens nach des Recensenten Geschmacke das Buch angenehmer zu lesen gemacht. Aus acht Theilen des Plüsche, sind solchergestalt zween geworden, worinn gleichwol das Gemeinnützige jener acht Bände näher bey einander gebracht angetroffen wird. Und da der Verf. ausser seinem Plusche auch noch andere und neuere Werke gebraucht hat, so hat er hin und wieder mehr als Plüsche und sein neuer Schauplatz der Natur ist gewissermassen ein eignes neues Werk geworden.

Dieser erste Band enthält das zur Naturgeschichte gehörige, und etwas von der Physik, als eigne Capitel, von den Flüssen, Quellen, Bergen, von dem Meer, von der Luft, vom Feuer; überhaupt in allem 29 Capitel. Weil der Verf. einmal dem Plüsche in der Ordnung folgen wollte, so konnte er freylich nach keinem ordentlichen Systeme gehen; auch sind die einzelnen Stücke seines Buches bisweilen gegeneinander

unproportionirt. Hin und wieder möchten sich auch einige kleine Unrichtigkeiten antreffen lassen, oder Stellen, wo der Ausdruck zu verbessern wäre; doch im Ganzen genommen ist der Recensent mit der Arbeit des Verf. zufrieden.

Neuer Schauplatz der Natur, oder Beyträge zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, in einem freyen Auszuge des Plüschischen Werkes mit neuen Erfahrungen vermehrt und verbessert. Anderer und letzter Band. Frankf. und Leipzig, bey Monath, 1773. gr. 8. 1 Alph. 15 Bogen.

Dieser Band enthält zuerst das übrige von der Naturlehre, als: das Astronomische, Nachrichten vom Licht und dem dahin einschlagenden, von den Farben, u. s. w. Das zur Physick gehörige scheint dem Rec. überhaupt in diesem Buche nicht so gut als was von der Naturgeschichte darinn steht. Noch sind in dem ersten Abschnitte dieses Theils eigne Capitel von den Reisen der Alten, von den Erfindungen der neuern Zeiten, von dem Menschen in Ansehung des Körpers, ingleichen in Ansehung seiner Seelenkräfte, von den brauchbaren Wissenschaften, von der Meßkunst u. s. f. Der zweyte Abschnitt betrachtet den Menschen im gesellschaftlichen Leben, und handelt auch die menschlichen Künste kürzlich ab.

S. 290. hat der Verf. anstatt: die Grandisonschen Romane, wohl die Richardsonschen schreiben wollen.

Tz.

---

11. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Eph. Andr. Frommanni, Theol. D. etc. opusculorum philologici atque historici argumenti antea sigillatim editorum nunc in unum collectorum digestorumve — Tomi duo — Coburgi, sumtibus viduae B. Io. Car. Findeisen, MDCCLXX. 8. 1 Alph. 22 pl.

Der Verfasser, der jetzt Abt im Kloster Bergen ist, hat diese Abhandlungen ehemals einzeln und zum Theil als Direktor des Coburgschen Gymnasii herausgegeben, und der ver-

verdiente Beyfall, den sie erhalten haben, die Sammlung derselben veranlasset. Folgende drey und zwanzig sind philologischen Inhalts: I. an variae lectiones ad codicem Hebr. V. T. ex Mischna colligi possint? Wichtige, (ist die Entscheidung,) die den Sinn verändern, nicht; wobey zugleich gemuthmaßt wird, daß der biblische Text der Mischnah schon nach den gewöhnlichen Abdrücken verändert worden. Es käme also darauf an, wie der Verf. selbst gegen das Ende erinnert, daß man die noch vorhandenen ältesten Handschriften derselben mit den gedruckten Büchern vergliche. So lang nun gleichwol dies nicht geschieht, wünschten wir doch einen vollständigen Auszug aller Verschiedenheiten in der Rechtschreibung, Verwechslung gleichgeltender Wörter u. d. m. die der Hr. Abt bey Vergleichung der beyderseitigen Texte wahrgenommen und mit einigen Beyspielen erläutert hat. Denn wenn sie gleich zur Berichtigung der Lesart in dunkeln Stellen nichts helfen, so können sie doch den Sprachgelehrten nütze seyn. II. De opinata linguae hebraicae sanctitate, foecunda errorum matre: Sie ist vom Jahr 1758. zu einer Zeit, da das hier bestrittene Vorurtheil unter deutschen Gelehrten noch weit und breit herrschte, es noch keiner so öffentlich in seiner ganzen Blöße aufzudecken, gewagt hatte; und also ein sehr rühmliches Denkmal der Verdienste des Verf. um die Ausbreitung einer richtigen Beurtheilung des Werths der hebräischen Sprache. Sie wird auch noch itzt in manchen Gegenden Deutschlandes mit Nutzen gelesen werden können. Es wird nemlich gezeigt, daß die Benennung der heiligen Sprache vermuthlich in der Babylonischen Gefangenschaft, zum Unterscheid der Nationalsprache eingeführt worden, in der Folge aber alle die Prahlereyen von der Vollkommenheit der hebräischen Sprache, ihrer Abkunft aus dem Paradiese und beständigen Fortpflanzung in der Familie des Ebers und ihrer ganzen geheimnißvollen Einrichtung, was die Form der Buchstaben, die Bedeutung der Wörter, den Nachdruck gewisser Redarten anlangt, veranlaßt habe. III. De erroribus, qui in interpretationem V. T. a Judaeis manarunt. Der Verf. rechnet unter diese Irrthümer besonders die übertriebene Meynung der jüdischen Gelehrten, daß der hebräische Text durchaus unverfälscht geblieben, und alle Worte und Buchstaben desselben ihren mannichfaltigen verborgenen Sinn hätten. IV. De causis nominum litterarum hebraicarum: Vor Erfindung der eigentlichen Buchstaben bediente man sich im Schreiben bildlicher Zeichen; nach und nach nahm man das Bild, machte es zu

einem Buchstaben und gab diesem den Namen der Sache, die man vorher mit dem Bild bezeichnet hatte; so ward z. E. der Buchstaben ב von der Figur eines Hauses Beth genannt. V. Examen hypotheseos Ioh. Iortini de duplici nonnullorum vaticiniorum V. T. sensu: Jortin war der Meynung, daß in gewissen Stellen des A. T. nächst dem Sinn, den die Propheten mit den Worten verbunden, zugleich ein zweyter angenommen werden müßte, den der Geist Gottes, ihnen unbewußt, dabey gehabt, daß sie also nebenher auch wirkliche Weissagungen enthielten. Diese Hypothese wird als unsicher verworfen, weil sich kein entscheidendes Merkmal angeben lasse, in welchen Stellen eigentlich dieser gedoppelte Sinn angenommen werden müsse. VI. De legibus Mosaicis climatis contagiones reprimentibus, enthält einige Erläuterungen der mosaischen Gesetze, vom Aussatze, nachdem vorläufig erinnert worden, daß derselbe in Palästina, wie überhaupt, im Orient, eine einheimische und durch das wärmere Clima zum Theil verursachte Krankheit gewesen sey. VII. De arbore fructifera non excindenda ad Deut. XX, 19. Die Worte כי האדם עץ השדה hält der Hr. Verf. für eine Parenthese und übersetzt die letzte Hälfte des Verses: hinc illas ne succindas (nam hominibus a Deo concessae sunt arbores agri) ad machinas illis usurus: aber wenn es auch mit dem Sprachgebrauch האדם für לאדם zu sagen, seine völlige Richtigkeit hätte, so würde auch diese Erklärung doch nicht so leicht seyn, als sie dem Hrn. V. scheint; man müßte immer noch die Auslassung des Hauptworts לאכל oder eines ähnlichen annehmen, daß der Sinn wäre, hominibus sunt *ad comedendum*; weil das bloße hominibus sunt arbores agri an sich keine Ursache enthielte, dergleichen Holz nicht zu Maschienen zu verwenden: Das wäre doch auch zum Nutzen des Menschen! VIII. Ad versionis vulgatae locum Iob. IX, 28. brevis observatio: daß nemlich der lateinische Uebersetzer manche in den Wörterbüchern unbemerkte Bedeutung der hebräischen Wörter, wenn gleich am unrechten Orte ausgedruckt habe; welches mit dem Wort עצבת in der Bedeutung Opus erläutert wird. IX. Dissertatio de lingua profunda ad illustrationem Es. XXXIII, 19. et Ezech. III, 5. 6. Die Redart tiefe Sprache (wie auch Luther übersetzt hat) soll beym Jesaias, eine scharfe, aus vielen Kehlbuchstaben bestehende Sprache, beym Hezechiel hingegen eine jede fremde, unbekannte, Sprache bedeuten, und unter der ersten die alte Aramäische oder Assyrische verstanden werden; wobey wir

nur

nur mehr Erläuterung des Worts עמק aus der Sprache gewünscht hätten. X. Disquisitio, qua orientis regibus plurium numero de se loqui non inusitatum fuisse probabiliter ostenditur: Der Hr. Verf. beruft sich auf Esr. 7, 24. und Dan. 3, 4. wo es nach dem Grundtext das einemal: „wir (Artaxerxes) lassen euch wissen: das zweytemal„ wir (Nebucadnezar) befehlen euch„ heißt. Doch soll daraus nicht gefolgert werden können, daß dies schon zu Mosis Zeiten gebräuchlich gewesen, und also hiernach das — lasset uns Menschen machen — in der Schöpfungsgeschichte zu erklären sey. XI. commentatio de Christo Irenarcha: Eine Stelle beym Chrysostomus, in welcher das Wort ειρηναρχος von Christo gebraucht wird, giebt Gelegenheit, den durch ihn gestifteten äusserlichen und innerlichen Frieden zu erläutern. XII. commentatio qua per aquae libationem in festo tabernaculorum dona spiritus S. tempore N. T. exspectanda adumbrata olim fuisse probabile haud videri evincitur, enthält eine kurze und sehr gründliche Widerlegung eines Einfalls des Vitringa; und die wahrscheinlichere Vermuthung, daß dieser spätere Gebrauch zum Andenken der Versorgung mit Wasser während der Reise durch die arabischen Wüsteneyen eingeführt worden XIII. de Christo ad gloriam patris a mortuis excitato ad Rom VI, 4. δια της δοξης wird nicht wie gewöhnlich durch die Macht ꝛc. sondern zur Verherrlichung übersetzt, und denn die Art dieser Verherrlichung gezeigt. XIV. Commentatio de viris precari jussis ἐν παντι τοπω ad I Timoth. II. 8. Es werden sehr richtig Bethäuser verstanden, daß die Meynung des Apostels sey; nicht die Weiber, sondern die Männer sollen in allen gottesdienstlichen Zusammenkünften vorbeten. XV. Disquisitio an vox πνευμα in N. T. divinam Christi naturam interdum significet? Dies wird bejahet und der Beweis vornemlich aus Rom. I, 3. 4. vergl. mit 9, 5. und I Tim. III, 16. I Petr. III, 18. geführt. XVI. De Christo non angelorum, sed hominum vindice ad Hebr. II, 16.: Aus dem Sprachgebrauch und Context wird erwiesen, daß man im Deutschen übersetzen müsse: Er hat sich nicht der Engel, sondern der Menschen angenommen: XVII. Disputatio de sacris Judaeorum libris idolorum imaginibus olim foedatis ad I. Maccab. III, 48. Der Verf. vertheydiget die Lesart einiger Handschriften, — περι ων ἐξηρευνων τα ἐθνη του επιγραφειν ἐπ' αυτων τα ὁμοιωματα των eido-

ειδωλων αυτων (welche auch Luther in der Uebersetzung vorgezogen hat, und wofür wie bekannt in den gedruckten Büchern περι ων τ. εξ. τ. εθνη τα ομοι. τ. ειδ. αυτων steht) er glaubt aber nicht, daß die Vermuthung des Pe. Zorns als wenn die Feinde der Juden die erste Schrift ausgekratzt und ihre Götzen darauf gemahlt hätten, gegründet sey, und will lieber die Worte so verstehen, daß es auf den Rücken oder Rand der aufgerollten Bücher geschehen sey, um sie den Juden aus den Händen zu spielen: Vielleicht auch nur (wie Recensent glaubt) um den Juden recht wehe zu thun; denn jene Absicht zu erreichen, wäre wohl der kürzeste und sicherste Weg gewesen, sie zu verbrennen. XVIII. De codicibus ſacris juſſu Conſtantini M. ab Euſebio adornatis; Hievon wird die Nachricht beym Eusebius zum Grunde gelegt und darnach die Beschaffenheit dieser biblischen Abschriften beurtheilt; wobey uns nur noch zweifelhaft bleibt, ob aus den unbestimmten θειαι γραφαι ein Befehl des Constantins sich zuverläßig schliessen lasse, daß auch die Bücher des A. T. gemeint gewesen, da der Kaiser überdem es den Einsichten des Eusebius überlassen, nur diejenigen zu wählen, deren Gebrauch der Kirche am nützlichsten sey. XIX. Philonis et Joſephi de agno paſchali cum Talmude conſenſus. In der Mischnah wird erzählt, daß ein jeder Hausvater sein Osterlamm selbst im Tempel geschlachtet habe, und die Priester das Blut aufgefangen: dagegen scheint Philo zu sagen, es sey von jedem ohne Zuziehung der Priester geschehen; und die Nachricht beym Josephus, daß die Priester auf Veranlassung des Nero vermittelst der am Osterfest innerhalb drey Stunden geschlachteten Lämmer die ganze damalige Anzahl der Juden zu Jerusalem herausgebracht hätten, es unbegreiflich zu machen, wie so viele Lämmer in so kurzer Zeit im Tempel geschlachtet werden können. Es wird also gezeigt, wie dies möglich gewesen, und Philo nur behaupte, daß das Schlachten nicht wie sonst gewöhnlich durch die Priester geschehen, dabey aber nicht leugne, daß die Priester im Tempel zur Auffangung des Bluts dabey gegenwärtig gewesen und also doch alle Lämmer im Tempel geschlachtet werden müssen; Hie scheint dem Recensenten nur noch das im Wege zu stehen, daß Philo ausdrücklich sagt; man habe bey Schlachtung der Osterlämmer die Priester nicht erwartet. XX. Comment. de verbis N. T. quae plus aut minus, quam ordinarie ſolent, interdum ſignificant; Beyde Arten von Wörtern werden in gewisse Classen eingetheilt, und

denn gezeigt, wie man sie nach der Analogie der Sprachen, dem Context, dem gemeinen Sinn, und der Analogie der Schrift in jedem einzeln Fall beurtheilen müsse. XXI. De facilitate bonae interpretationis nota: Diese Abhandlung enthält gleich der vorhergehenden die schätzbarsten Auslegungsregeln, und die Menge richtiger Anmerkungen über die Merkmale, Grade, Hülfsmittel einer leichten Erklärung u. s. w. Daher hat uns nun aber auch die folgende XXII. de aqua loquente ad Ignatii epist. ad Rom. weniger gefallen. Ignatius soll sagen ουκ εϛιν εν εμοι πυρ φιλοῦλον, υδωρ δε ζων και λαλων εν εμοι, εσωθεν μοι λεγον, δευρο προς τον πατερα. Die Redart lebendige Wasser, hat hier keine Schwierigkeit und Hr. Fr. verweiset deshalb mit Recht auf Joh. 7, 38. Aber was ist nun redendes Wasser? Wir denken immer noch, daß die Lesart αλλομενον, saliens, als eine Anspielung auf Joh. 4, 14. vorzuziehen sey: So scheint es nun aber dem Hrn. Abt nicht; er vertheydigt die gemeine Lesart, verwirft mit Recht die weitgesuchte Jortinsche Aufklärung derselben aus den alten poetischen Erdichtungen von begeisternden und beredmachenden Brunnen; und nimmt endlich an, Ignatius habe in beyden Benennungen des lebendigen und redenden Wassers die angeführte allegorische Vorstellung beym Johannes im Sinn gehabt, und durch die letzte das, es werden Ströme von seinem Leibe (ἐκ της κοιλιας ἀυτου) fliessen, kurz ausdrücken wollen — Es möchte hingehen, wenn es noch ἐκ του ϛοματος ἀυτου hieße und doch ließe sich auch das schwerlich zusammen reimen, da er nicht von einem Wasser, das ihn zum reden begeistert, sondern von einem fremden innerlichen Zuruf redet. — XXIII. In Cl. Aeliani variam historiam observationes aliquot: Es werden in neun Anmerkungen theils einige Unrichtigkeiten der gewöhnlichen Uebersetzungen verbessert, theils einige Schwierigkeiten der Erzählung aus den Alterthümern erläutert, und beydes mit der dem Verf. eignen Gründlichkeit und Kürze. Und hierauf folgen im zweyten Tom acht historische Abhandlungen, I. De hermeneuta veteris ecclesiae disputatio: In einem Verzeichniß der verschiedenen Ordnungen von Kirchendienern beym Epiphanius, werden unter andern die ἑρμηνευται genannt, worunter man keine eigentlichen Ausleger, sondern bloße Dollmetscher, verstehen muß. Im ersten Briefe an die Corinther 14, 27. 28. findet man die ersten Spuren davon, und da nicht alle Gemeinglieder die

Sprache, in welcher der öffentliche Gottesdienst verrichtet wurde, verstunden, so wurde einer besonders dazu bestellet, der ihnen das in ihrer Sprache wiederholte, was aus der Schrift vorgelesen oder darüber zur Erbauung geredet wurde. II. Judaeorum per orbem dispersio religionis Christianae inter gentes olim propagandae magnum odium ortum: Von den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft an, haben sich die Juden nach und nach in Asia, Africa und Europa ausgebreitet; welches denn dem Christenthum besonders auf eine dreyfache Weise vortheilhaft war: die Gemüther der Heyden waren dadurch schon mehr vorbereitet worden; die Synagogen, die die Juden allenthalben hatten, verschaften den Aposteln bequemere Gelegenheit in denselben ihren Unterricht frey und öffentlich zu ertheilen; die Christen gewannen endlich Zeit sich mehr fest zu setzen, da sie anfänglich nur für eine besondre Secte der Juden gehalten wurden. III. Dissertatio de ecclesiae Christianae reformatione Iudaeis utili. Wie sehr nun auch Luther für seine eigne Person gegen die Jüdische Nation mag eingenommen gewesen seyn und wie hart er auch etwa in seinen letzten Schriften von ihnen geurtheilet hat; so ist doch so viel gewiß, daß nach der Reformation der blinde Verfolgungsgeist gegen sie aufgehöret und man hiernächst eine vernünftigere Bekehrungs-Methode mit ihnen angefangen hat. IV. De feminis quibusdam, quae Euangelii veritatem tempore sacrorum reformationis scriptis defenderunt — V. Disputatio, qua religionem protestantium regali ciuitatis generi non minus quam reip. liberae accommodatam esse, contra libri Francici de causis legum auctorem defenditur: Es ist eins wie das andere historisch unrichtig, wenn Montesquiou behauptet, die Protestantische Religion habe in Freystaaten zuerst Wurzel gefaßt, unter den nordischen Völkern, die nach einem natürlichen Hang die Freyheit am meisten liebten, den größten Beyfall erhalten, und der Mangel eines sichtbaren Oberhaupts in der Kirche vertrage sich weniger mit einer monarchischen Regierungsform; welches letztere auch dogmatisch falsch ist. VI. De religione Christiana omni climati accommodata: Die Christliche Religion sollte allgemein und allen Völkern anpaßlich seyn: Das bleibt sie, so lange nicht gezeigt werden kann, daß sie nach ihrer wesentlichen Einrichtung nicht unter allen Himmelsgegenden bestehen könne; und wer denn das beweisen wollte, müßte sich erstlich nicht auf bloße Nebengebräuche berufen, die nach Verschiedenheit der Oerter auch wegfallen oder verändert werden können; bey

Haupt-

Hauptgebräuchen und Vorschriften müßte er beweisen können, daß ihre Beobachtung der Natur eines Erdstrichs oder Volks, wenn auch jener durch Kunst und dieses durch Uebung noch so sorgfältig bearbeitet würde, durchaus widerstreite; und endlich müßte er nicht solche sittliche Vorschriften dem Clima entgegen setzen, die auf die nothwendige Verbesserung vernünftiger Geschöpfe abzielen. Wenn also Montesquieu das Gesetz gegen die Vielweiberey zur Ursache angiebt, warum das Christenthum in Asien dem Mahometismus habe weichen müssen; so nimmt er unerweislich an, daß das wärmere Clima die Vielweiberey daselbst unumgänglich nothwendig machte, da man Erfahrungen dagegen hat; u. s. w. VII. De philosophis a Licinio imperatore excruciatis: Die Philosophen, welche nach einer Nachricht beym Aurelius Victor unter der Regierung des Licinius hingerichtet worden, sind wirkliche Philosophen gewesen, und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Victor, nach der Vermuthung Mosheims, die Christen unter dieser Benennung verstanden habe, da es dem Sprachgebrauch der heydnischen Schriftsteller widerspricht; Victor auch nicht so günstig von den Christen würde geurtheilet haben, daß er sie insontes und nobiles genannt hätte, und es endlich dem Licinius, einem bekannten Feind aller Litteratur, sehr ähnlich sieht, auch unter den Heyden, Männer von Einsichten gemißhandelt zu haben. VIII. De Maximiliani I. imper. Romani in rem litterariam meritis commentatio: Maximilian war als Liebhaber und Kenner der Gelehrsamkeit auch ihr sehr großer weiser Beförderer; und ob es gleich nicht erweislich ist, daß er durch ordentliche Gesetze die damalige Churfürsten verbunden habe, Universitäten in ihren Landen anzulegen; so hat er doch die bereits gestifteten mit neuen Privilegien versehen und die Errichtung neuer, wie der Wittenbergischen und Frankfurtischen sehr begünstiget.

Dies ist kurz der Innhalt der historischen Schriften dieser Sammlung, wobey wir uns aber nicht länger aufhalten können. Ausser dem vielen guten, das sie alle enthalten, sind sie Muster einer guten lateinischen Schreibart, wie der weißen Oekonomie eines Schriftstellers, immer nur das zu sagen, was gerade zur Sache führt und gehört, und auch darüber nicht zum Eckel geschwätzig zu werden.

Mz.

Julii Obsequentis quae supersunt ex libro de prodigiis. Cum animadversionibus *Jo. Schefferi* et

et *Fr. Oudendorpii.* Accedunt Supplementa *Conr. Lycosthenis* curante *Jo. Kappio.* Curiae Regnitianae, apud Jo. Gottl. Vierlingium. 1772. 8.

Wenn gleich dies Fragment vom Julius Obsequens nicht wegen der Wichtigkeit des Innhalts, wie der Herausgeber glaubt, sich zu einer neuen Ausgabe empfiehlt: so bleibt ihm doch der Werth, den man einem jeden Ueberbleibsel des Alterthums nicht wohl versagen kann. Und so abgeschmackt auch die Mährchen sind, die Obsequens aus den Geschichtschreibern, vorzüglich dem Livius compilirt hat; so hat doch ihre Sammlung den Gelehrten in mehr als einer Sache Nutzen geleistet. Ohne uns also bey der Unerheblichkeit der Gründe aufzuhalten, die der Herausgeber zur Rechtfertigung seiner Wahl beybringt, wollen wir nur gleich gestehen, daß seine Ausgabe die beste und brauchbarste unter allen bisherigen ist.

Der Text ist der Oudendorpische, wovon er nur in vier Stellen, nach Oudendorps Verbesserung, und der Anleitung der ältesten Ausgaben, abgewichen ist. Er hat die Juntinische und Baseler Ausgabe vom J. 1530. fleißiger verglichen, als bisher geschehen war, wodurch nun zwar die Kritick beym Jul. Obsequens nicht viel gewinnen konnte, da nur allein die Aldinische Ausgabe nach dem einzigem vorhandenem Manuscripte abgedruckt ist.

Scheffers und Oudendorps Anmerkungen sind ganz hergesetzt, aber von dem Herausgeber, so wie auch der Text, von den Druckfehlern gereinigt, und die Citaten sind mit vieler Mühe berichtiget. Es kommen auch einige Muthmassungen eines unbekannten Gelehrten vor, die einem Exemplare der Oudendorpischen Ausgabe beygeschrieben waren. Ausserdem hat der Herausg. selbst verschiedenes zur Erklärung und Verbesserung des Obsequens beygetragen, und man muß seinen Muthmassungen das Lob geben, daß sie nicht nur scharfsinnig sind, sondern auch vielen Schein der Wahrheit haben.

Die äusserliche Einrichtung ist folgende. Auf des Herausg. Vorrede folgen Lycosthenes, Scheffers Vorreden; dann Oudendorps Zueignungsschrift und Vorrede; hierauf Excerpta ex *Jac. Perizonii* animadv. hist. cap. VIII. die auf den Obsequens gehen; noch mehr, judicia quorumdam de *Jul. Obsequente*, und ein Verzeichniß der Ausgaben. Die

Kat

Kapitel des Obsequens sind doppelt gezählet; einmal in der Folge mit den Supplementen des Lycosthenes, und auch für sich. Ein fünffacher Index macht den Beschluß.

Gisberti Cuperi Observationum libri quatuor, in quibus multi auctorum loci, qua explicantur, qua emendantur. Varii ritus eruuntur, et nummi elegantissimi illustrantur. Editio emendatior, cum Figuris. Lipsiae, apud Gotthilf Theoph. Georgi, 1772. 492. S. in 8. ohne ein kurzes Register.

Der Werth von Cupers Observationen ist bekannt genug, und obgleich das Gute, welches in denselben enthalten ist, an seinem Orte von den Gelehrten ist genutzt worden; so hat doch der Herausgeber, der sich Johann Peter Schmid nennt, nichts unnützes unternommen. Es sind alle vier Bücher. Der Herausgeber hat die vielen Druckfehler zu heben gesucht; doch ist noch für eine recht reichliche Nachlese übrig geblieben.

K.

---

12. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Abhandlung von liefländischen Geschichtschreibern. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1772. 8. 270 Seiten.

Beyträge zu der noch wenig bearbeiteten liefländischen Geschichte verdienen eine gute Aufnahme, sie mögen Berichtigungen, Ergänzungen oder eine kritische Anzeige der Quellen enthalten, durch deren Gebrauch sich endlich etwas Vollständiges erwarten läßt. Die gegenwärtige Abhandlung liefert allerley fleißig gesammelte Nachrichten; doch wünschen wir, daß es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, derselben Bekanntmachung noch eine Zeitlang aufzuschieben, und durch fortgesetzte Bemühung, seiner Arbeit eine für die Geschichte reichhaltigere Brauchbarkeit zu geben: denn nicht an allen Orten ent-

entspricht die Ausführung dem Titel. Zu Abhandlungen von dieser Art erfodern wir keinesweges ein mühsam gesammeltes Namenverzeichniß aller elenden, unnützen oder bereits verlohren gegangenen Schriften: man nenne uns die brauchbaren; man bestimme ihren Werth; bey weniger bekannten, oder auch bey seltenen Handschriften zeige man den Ort an, wo sie verwahrt liegen; man mache uns mit den Quellen, dem Geist und der Denkungsart ihrer Verfasser, ingleichen mit den Umständen, welche in ihre Arbeit einen Einfluß äussern konnten, bekannt. — — Diesen Zweck hat der Hr. Verf. wirklich vor Augen gehabt, aber ihm nicht durchgängig Gnüge geleistet. Ohne Wahl rast er alles auf, und überströmt sein kleines Buch mit vielen unbedeutenden Lebensumständen, Anekdötchen und Nebendingen, die man kaum dem weitläuftigsten Biographen zu gute hält.

Die Abhandlung besteht aus 98 Paragraphen; die vier ersten sind gleichsam eine kurze Einleitung; jeder der übrigen ist eines liefländischen Geschichtschreibers Arbeiten bestimmt. Den Plan findet man §. 4. „Meine Abhandlung wird aus „folgenden Hauptstücken bestehen. 1) Von den Geschicht„schreibern, die vor dem Jahre 1500; (§. 5. bis 10.) 2) Die „im sechzehenten Jahrh.; (§. 11–31.) 3) Von denen, die im „siebenzehenten; (§. 32–61.) 4) Von denen, die im acht„zehenten Jahrhunderte gelebt haben; (§. 62–82.) und end„lich 5) von denen, die entweder eines ungewissen Zeitalters, „oder noch am Leben sind. Da ich der erste bin, der diese „Materie bearbeitet: so kann es seyn, daß meine Abhand„lung ihre Fehler habe. Ich wünsche also, daß diejenigen, „welche im Stande sind, meine (diese) Fehler zu verbessern, „solches aus Liebe zum Vaterlande (es kann ja wohl auch aus andern guten Absichten geschehen) thun mögen.„ In der Ausführung selbst ist dieser Plan in Ansehung des fünften Hauptstücks geändert, denn dieses handelt von „itztlebenden und in den vorigen Hauptstücken übergangenen Geschichtschreibern; (§. 83–88.) dem endlich noch ein Anhang folgt von denen Geschichtschreibern, deren Zeitalter ungewiß ist, oder die in den vorigen Hauptstücken übergangen worden; (§. 89. bis zu Ende.) Diesen Anhang würden wir für spät eingelaufene Beyträge erklären, wenn nicht der §. 90. das Gegentheil bewiese.

Mit 94 liefl. Geschichtschreibern will der Hr. V. in eben so vielen §phen seine Leser bekannt machen. Ueber eine gewisse Frage erklärt er sich S. 67. also: ich kann weiter nichts

das

davon sagen, als was mir bekannt ist; aber in seiner Abhandlung macht er uns doch mit einer ganzen Reihe von Schriftstellern bekannt, die er selbst nicht kennt, deren Schriften er nach seinem eignen Geständniß niemals gesehen hat, von denen er nichts weis, als was etwa Arndt davon sagt, den er denn auch fleißig, wörtlich abschreibt. Unter mehrern nennen wir nur den Horner §. 13; Olmen §. 15; Rosenstrauch §. 31; Fabricius §. 33; Helms §. 39; Svenburg §. 52; Zawisza §. 53; Stauch §. 55; Lode §. 60; Eckhard §. 71; Clocovius §. 76; Tiesenhausen §. 89; Paykull §. 90; Brand §. 92; das sind sie noch nicht alle, man sehe §. 77. 78. 95. 97. 98. u. a. m. Zur Probe schreiben wir zween §phen ganz ab:

„§. 19. Lambert Kämmerling. Diesen führet Neustädt an, „jedoch meldet Er nicht, was er geschrieben hab.„

„§. 95. Eines Ungenannten handschriftliche lettische Chronick „führet Arndt an, Th. II. S. 99. Anm. h.)„

Diese beyden §phen sind fürwahr nicht die einzigen von der Art; der Leser mag entscheiden, in wie fern sie die Kenntniß der liefl. Geschichtschreiber befördern. In einem etwas ungewöhnlichen Ton heißt es §. 2: „ich habe — — so viele Bücher „gekauft, als ich erlangen können, und so viele Bücher gelesen, als mir nur in die Hände gefallen sind. Dadurch bin „ich in den Stand gesetzt worden, über sechshundert Schriftsteller kennen zu lernen, welche entweder ihren Ursprung in „Livland genommen, oder darinn gelebt, oder davon gehandelt haben. Eine Anzahl, welche ich mir selbst, bey dem „Anfang meiner Arbeit nicht vorgestellet habe; noch weniger „haben andere sie sich gedenken können. Diese Arbeit nenne „ich meine livländische Bibliothek.„ Warum, fiel uns dabey ein, setzte er seinen rühmlichen Fleiß nicht lieber noch eine Zeit hindurch fort, bis er die beträchtlichen Mängel in seiner liefl. Bibliothek ausgefüllet sahe? Für einen Zeitraum von sechshundert Jahren ist die Anzahl von 600. Schriftstellern eben nicht gros, sonderlich da wir mit einiger Befremdung sehen, daß auch alle zweifelhafte, ingleichen solche Bücher dazu gezogen werden, die auf einer halben Quartseite von Liefland Erwähnung thun.

Die erwählte Methode ist an sich ganz gut; in jedem §. werden, wo es die vorhandenen Nachrichten erlaubten, zuerst des Geschichtschreibers Lebensumstände, dann seine sämtlichen Schriften angezeigt. Das erste geschiehet mit einer unbeschreiblichen Weitschweifigkeit; Vorfahren und Nachkommen, auch die Seiten-

tenlinien und Hofmeister werden nicht vergessen. Dem Verzeichniß der Schriften sind viele gute Anmerkungen und Berichtigungen beygefügt. Der Verf. berichtigt zuweilen Fehler der Geschichtschreiber. Im 66. §. wird verschiedenes an Christ. Kelchs Liefländischer Geschichte, und §. 73. an Arnds Liefländischen Chronick verbessert. Er nennt ihre Quellen und die von ihnen vorzüglich genutzte Schriftsteller, macht bisweilen Auszüge aus ihren Werken, und zeichnet allerhand Anekdoten aus ihren Schriften aus. Dahin gehört unter andern die Nachricht aus Neustädts geschriebener Chronik. S. 88. vom ehemaligen Hanseatischen Comtoir zu Neugarten in Rußland. Die Cerimonien der Vermählung des dänischen Prinzen Magnus mit einer Rußischen Fürstin. S. 76. aus dem Prinz von Buchau, und aus dem Hiurne S. 171. die vornehmsten Artickel des Stolbowischen Friedens. Auch geographische Schriften sind nicht ganz übergangen worden, unter denen aber manche elende ohne Schaden hätte wegbleiben können. Dies gilt überhaupt von einem großen Theil der angeführten Geschichtschreiber. Gleich von dem ersten dem Diwo S. 6. ist es zweifelhaft ob er jemals gelebt, und am zweifelhaftesten, ob er eine Beschreibung von Liefland hinterlassen habe. Uebergehen dürfte freylich der V. diesen Schriftsteller nicht, weil so viel neuere die Fabel von seiner Reisebeschreibung wiederholen, und ununterrichtete Leser, so lange die Fabel noch nicht gründlich widerlegt, sondern nur bezweifelt ist, ihn immer unter den Liefländischen Geschichtschreibern suchen. Aber besser hätte der Verf. gethan, hier als am schicklichsten Orte ein für allemal diese Fabel auszurotten, und zu verwerfen. Eben so Paykull S. 262. Der V. erhält von dem rigischen Oberpastor einen Brief, darinne es heißt: „ich weis eines Paykulls „ungedruckte liefländische Geschichte an einem Orte, die mir „sehr gerühmt worden, und habe Hofnung sie zu bekommen.„ Dieser Brief ist wie der V. selbst nach seiner weitläuftigen Art meldet, bereits am 15 Weinm. 1769. geschrieben; mehr als 2 Jahre hernach giebt er seine Abhandlungen heraus: nothwendig hätte man in dieser langen Zwischenzeit von der vermeinten paykullschen Geschichte genaue Nachricht einziehen müssen und können, wenn sie wirklich, sollte es auch in Amerika seyn, vorhanden wäre; vielleicht ist sie nichts als die Abschrift einer andern Arbeit, und Paykull mag wohl ohne allen Grund unter den liefländischen Geschichtschreibern stehen. Was für Folianten würde ein Verzeichniß der deutschen Geschichtschreiber von ähnlicher Art, einnehmen; Blos wegen einer epistola

de oblato sibi episcopatu livoniensi werden Heinrich v. Langenstein S. 14.; Grape gar wegen einer von einem Liefländer unter ihm gehaltenen Disput, S. 180.; und Eckhard wegen der oratio de victoria a Carolo XII. Suecorum Rege — — reportata, S. 185. zu liefländischen Geschichtschreibern: (warum nicht lieber Zopf, Hübner und andre Kompendienschreiber?) eine leicht erworbene aber gewiß von ihnen nicht erwartete Belohnung! Eine Oratio de Livonia nebst der guten aber durch den Tod vereitelten Absicht eine liefländische Geschichte zu schreiben, erwirbt dem Nik. Specht S. 80. gleiche Ehre, so wie dem Krasinski S. 62., der in seiner Polonia auf einer einzigen Seite eine fehlerhafte Anzeige von Liefland giebt; seine comment. bell. livon. welche kein Mensch gesehen hat, verdienen keinen Betracht. Den Heidenstein S. 68. Starowolski S. 91.; und noch manche andere hätten wir kaum unter den liefländischen Geschichtschreibern vermuthet; so gut konnte auch wohl Vulpius wegen seines elenden Büchleins: Rigä Unüberwindlichkeit, das der Hr. V. aus dem von ihm fleißig angeführten Jöcher kennt, die Gesellschaft vermehren. Witte S. 97. gehört in eine Abhandlung von rigischen Rathsherrn, wo man seinen Fleiß in Durchsuchung des Stadtarchivs rühmen kann; da man aber in einer Zeit von mehr als 100 Jahren keine Spur einer von ihm hinterlassenen Schrift gefunden hat, so steht er schlechterdings ohne Grund unter den liefländischen Geschichtschreibern; denn wegen der Vermuthung, daß er doch könnte etwas geschrieben haben, ihn darunter zu setzen, wäre beynahe eben so viel als alle Liefländer die schreiben konnten, für Geschichtschreiber zu erklären. Warum wurde Rombert v. Scharenberg, dessen Transumt etlicher Privilegien wir aus dem Arndt kennen, nicht auch genennt? oder die, wenigstens aus dem 9. B. der Samml. ruß. Gesch. bekannte, Kort Beskrifning öfwer Ehst- och Liefland, 1756., die gewiß vor des Sarnizki Descriptio etc. S. 19. unendliche Vorzüge hat?

Am gründlichsten und vollständigsten hat der Hr. V. von Neustädt §. 45., von Ceumern §. 57., von Venator §. 58., von Hiärne §. 59., von Kelch §. 66., von Blomberg §. 81., auch wohl von Arndt § 73. und von Tetsch §. 82. gehandelt, und hier dem Titel seines Buchs ein Genüge geleistet, und ubi plura nitent — — ego non paucis offendar maculis. Doch wollen wir etliche §phen besonders durchgehen und unsre etwanigen Zweifel anzeigen.

§. 7. Heinrich von Letthland; lieber aus Letthland, damit nicht jemand den armen Heinrich für einen Edelmann, oder gar für einen Landesherrn halte. Aber ist es denn völlig erwiesen, daß er wirklich Verfasser der unter seinem Namen bekannten Chronik sey? Hierüber hätten wir eine Aufklärung, nebst einer kritischen Untersuchung gewünscht, woher es komme, daß in seinen Nachrichten ein und eben der Ort unter mehrern ganz verschiedenen Namen vorkomme z. B. Velnio und Viliende, Tharbat und Tarbeten, Nurmegunde Murumgunde und Wormegunde u. a. m.; ob diese beträchtlichen Abweichungen dem Mangel an Fähigkeit, oder den Verstümmelungen der Abschreiber beyzumessen, oder wirklich so verschieden im Gebrauch gewesen sind. Andrer Mängel zu geschweigen.

§. 9. Peter von Dusburg. Nicolaus Jeroschin hat mehr gethan als Dusburgs preußische Chronik in Versen übersetzt. Er hat manches weggelassen, was sich im Düsburg findet. Er hat unter andern das Verdienst, daß er manchen Namen ausdruckt, der beym Düsburg unvernehmlich und abgekürzt ist, er berichtigt Jahrzahlen, aus ihm lassen sich dunkle Stellen im Dusburg erläutern, ja er hat unterschiedene historische Zusätze vor seinem Original voraus, wie die Nachricht von Nicolai Jeroschins preußischer gereimten Chronick und deren Unterscheide von der Dusburgischen im 2. Stück des zweyten Bandes der preußischen Sammlungen mit mehrern zeiget. Bey diesen Peter v. Dusburg, oder auch unter einer eigenen Rubrik, hätte noch allerdings die vom Matthäi im fünften Theil seiner Analectorum veteris aeui aus einer Handschrift des deutschen Hauses in Utrecht edirte Cronycke van der Duitschen Oirden van der Ridderschap van den Huise ende Hospitael onser liever Vrouwen van Ierusalem angeführt werden müssen, indem sie eben so viel von Liefland, der Bekehrung dieses Landes und den Kriegen der Schwerdbrüder, als von den Begebenheiten der preußischen Ritter berichtet. Diese Chronick beginnt mit der ältesten Geschichte der Stadt Jerusalem, und schliest mit dem Todesjahre des Hochmeisters Ludewig von Erlinkhausen.

§. 59. Thomas Hiärne. Mit Vergnügen haben wir hier manche gnugthuende Berichtigungen gefunden. Einige diesem Manne vorgeworfene Fehler fallen vielleicht blos seinen Abschreibern zur Last; zumal da unser Hr. V. ihn nach einer sehr fehlerhaften Handschrift richtet S. 124. Wenn aber Liefländer selbst in der Beschreibung ihres Landes so oft und gröblich

lich geirret haben; so verdient gewiß ein Ausländer Nachsicht der einen Steinhaufen für eine feine Stadt erklärt S. 160. Wir wünschen unserm Hr. V. geschickte Nachfolger, damit wir durch ihren Fleiß immer mehrere zuverläßige Nachrichten von Liefland erhalten.

§. 73. Joh. Gottf. Arndt. Unter den Anmerkungen über dieses Mannes Chronick haben uns einige wohlgefallen; andere sind unerheblich z. B. gleich die erste S. 188. daß major nicht größer sondern vorig heissen müsse. Die Sache ist richtig, aber wegen eines Worts in der übersetzten Zueignungsschrift, den Kurtius u. d. g. anzuführen, ist — — unnöthig. Auch die auf 6 Seiten mitgetheilten Auszüge aus Briefen enthalten viele Kleinigkeiten. Warum glaubte denn der Hr. V. den wiederhohlten Versicherungen glaubwürdiger Männer nicht S. 196.; genug es war von Arndts Chron. kein dritter Theil zu finden; das konnte mit wenigen Worten gesagt werden. Billig hätte die Stelle S. 197. in welcher so dreist gezweifelt wird, ob Arndt jemals an einem 3ten Theil seiner Chronick gearbeitet hätte, zur Ehreschonung eines verstorbenen Freundes weggelassen werden sollen. Was soll man von einem Manne denken, der seine Arbeit als vollendet ankündiget, Pränumeration annimmt, und doch keine Feder angesetzt hat. War es nicht möglich, daß er, der gerne seine Arbeiten zum Verbessern an geschickte Männer liehe, eben durch dieses Ausleihen um sein Mscpt. kam?

§. 84. Hartw. Lud. Chr. Backmeister, der sich aber Bacmeister schreibt. Nicht leicht hat man ein so weit hergeholtes Geschlechtsregister gesehen als hier: durch acht Generationen lernt man die Bacmeister kennen, und zwar von ihrem ersten Anherrn Wilms an, der als würtemberg. Hofbecker durch sein herrliches Brod seiner Familie diesen Namen erwarb. Von dem noch lebenden Hrn. Inspektor Bacmeister, der wegen seiner Nachrichten von der vormaligen liefl. Universität, hier einen Platz erhalten hat, werden S. 246. drey Schriften angekündiget; mit der Ausgabe der ersten nemlich der rußischen Bibliothek, hat er bereits den Anfang gemacht.

§. 91. Hermann Becker steht wegen einiger magern Disputationen, welche die Welt ohne Verlust vergessen könnte, in dieser Abhandlung. Becker war als er sie schrieb, ein junger Mensch, der sich zu Hause um sein Vaterland wenig bekümmert hätte. Auf der Universität konnte er nach seinem eignem Bericht, wegen der damaligen Kriegsunruhen, von dorther keine sichern Nachrichten einziehen. Daher sind seine Schriften ge-

ringhaltig; das etwanige Gute entlehnte er aus andern bekannten Büchern. Die eingewebten lettischen Benennungen der Monate u. d. g. geben ihm keine Ansprüche auf die Ehre eines liefl. Geschichtschreibers. Wenn unser Hr. V. von den angeführten Disp. die zweyte wirklich gelesen hat, so wundert es uns, daß er die darinn vorkommenden Unrichtigkeiten nicht rüget. Folgende 4. sind ihm unbekannt geblieben; wir zeigen sie zur Ergänzung an: 1) de Livonorum veterum natura, republica atque ritibus; 2) de Livonorum veterum (Lettiorum) origine, sede, anno, mensibus; 3) Livonia in nonnullis ritibus antiquis proposita; 4) De Livonorum veterum administratione rei familiaris et statu sub Germanorum potestate. Viel versprochen und wenig geleistet.

§. 98. Enthält die Anzeige einer Dissert. von den Hansestädten. Dorpt hat vormals dazu gehört. Dieses zu beweisen, ein Dokument dem Untergang zu entreissen, die Ehre seiner Stadt auszubreiten, oder aus einem andern uns unerforschlichen Grund, liefert der Hr. V. hierbey einen etwas beschädigten Brief des danziger Magistrats an den dorptschen, der blos die Einladung zu einer in Lübek angestellten Zusammenkunft der Hansestädte enthält; welche nun freylich auf keine Weise mit der Abhandlung von liefl. Geschichtschreibern eine Verwandschaft hat.

Gewiß die vielen eingemischten ganz unerheblichen Nebendinge schwächen den Werth der Abhandlung: sie alle anzuführen, müßte man den vierten Theil des Buchs abschreiben. Warum, z. B., nennt man S. 26. den Arzt der Henning kurirte? Wer wird sich jemals darum bekümmern, was ein rigischer Rathsherr einem armen Akademikus ins Stammbuch geschrieben hat? und S. 180. wird gar eine gelehrte Anmerkung dazu gemacht. Wie viel wäre nicht bey Sahmens Lebensbeschreibung zu erinnern; aber ausser dem überflüßigen Leichentext, noch gar S. 204. die Leichenbegleiter zu erzählen, das geht doch warlich zu weit. Nicht genug, daß man auf 10 Seiten von dem Freyh. von Blomberg allerley Nebendinge lesen muß: blos wegen der Aehnlichkeit des Namens wird auch S. 222. einer Frau von Blomberg, deren Ehe, Söhne, Töchter, Schwiegersöhne, ja sogar des Arendeguts gedacht, das sie bekommen hat. Beym Tetsch wird zur Anfüllung des Raums auch der Lebenslauf eines mit des T. Mutter verwandten Generals erzählt S. 223; und bey der Anzeige der tetschischen Kirchengeschichte webt unser Hr. V. gar eine Abhandlung ein von der Waschmaschine, deren Erfinder, Beschreibung

und

und Abbildung, Preis, Verfertiger, Verbesserung, Nutzen, erlittenen Widersprüchen u. d. g. S. 236, wobey denn auch die Königsbergischen gelehrten- und politischen Zeitungen ihren Platz erhalten. Verlohnt es sich der Mühe, wenn der V. von sich S. 80. erzählt, er habe eine etwas vermoderte Handschrift statt des vorherigen Pappendeckels in einen etwas stärkern Band binden lassen; oder daß er vor 30. Jahren mit einem Hrn. v. Sylzen auf der Universität in einer genauen Freundschaft gelebt S. 247; in Hamburg aber versucht habe, nach dem Beyspiel des Schurzfleisches ganze Nächte hindurch zu wachen S. 148. und daß er in Moskow gewesen sey S. 196. Solche Dinge überlasse er seinem künftigen Biographen! Was dünkt unsre Leser von der folgenden Ausschweifung: „Man „sagt, er (Böcler) habe seinen Tod durch starkes Tobackrau„chen befördert. Man war zu der Zeit noch wider den To„back eingenommen. Camden erzählt in seinen Annalibus „Elisabethae von einem Bischof zu London, er habe sich zu „Tode gerauchet. Damals muß also der Toback andere Wir„kungen gehabt haben, als in dem gegenwärtigen Jahrhun„derte. Hr. Tissot ist noch sehr dawider eingenommen. Ich „komme wieder auf Böcler.„ S. 266. würde man wohl in einem Collektanenbuch, unter dem Titel Tobak, unzusammenhängendere seichte Sätze finden, die man in keiner Schulchrie duldet? Doch wir sind des Abschreibens müde, ob wir gleich noch viele Stellen angestrichen haben. Diese Erinnerungen machen wir überhaupt in der besten Absicht mit der gewissen Hofnung, der Hr. V. werde der Stimme der Kritick willigst folgen. Wir wollen ihn nicht abschrecken, sondern ermuntern; eben daher haben wir seine Schrift mit möglichster Sanftmuth behandelt. Wie Menius in seinem Prodromus eine Menge Werke ankündigte; so sehen wir doch ohne allen weitern Vergleich, die gegenwärtige Abhandlung als eine Ankündigung mehrerer Schriften an, z. B. einer liefl. Bibliothek S. 270.; einer Abhandlung von der liefl. Gesetzkunde S. 103.; einer Adelshistorie S. 261; u. d. g. etliche andere verspricht der Hr. V. etwas unbestimmt z. B. 161. und S. 205. Ohne sich eifrigst der Kürze zu befleißigen, wird er bey dem höchsten Alter, welches wir ihm anwünschen, die vorgenommenen Arbeiten nicht zur Hälfte vollenden. Jetzt noch einige kurze Anmerkungen.

Sollten wohl in Dorpt, oder überhaupt in Liefland hinlängliche Hülfsmittel zur glücklichen Bearbeitung der deutschen Reichshistorie aufzubringen seyn? Wer die Schwierigkeiten

bey einer solchen Arbeit kennt, der wird sich über diese Frage nicht wundern, von einem Ausz. aus andern Werken, deren wir genug haben, ist hier die Rede nicht. Ueber die Nachricht S. 190. daß der Hr. V. eine solche Geschichte wirklich ausgearbeitet habe, die ihm aber eine unglückliche Feuersbrunst raubte, können wir unsre Befremdung nicht bergen. — — Die Anekdote, daß der Hr. V., als er Syndikus wurde, bey seinen Hrn. Amtsgenossen nach dem rigischen Recht, dem Gesetzbuch, wornach sie richten sollten, fragte, aber zur Antwort erhielt, sie hätten es niemals gesehen S. 206. ist zwar nicht eben lustig, aber sonderbar genug: dennoch wünschten wir zur Ehre des Dorptschen Magistrats, daß sie niemals wäre ruchtbar worden. — — Den S. 212. und 262. geäusserten Wunsch, daß die Besitzer ungedruckter Urkunden selbige durch den Druck möchten gemein machen, würden wir sehr einschränken: wie leicht könnte der T . . . . sein Spiel haben, und in der besten Absicht viel nichtswürdiges Zeug an das Licht treten.

Bey Schriften von dieser Art ist der Styl und die Einkleidung das geringste. Unsers Hrn. V. Schreibart, von welcher wir einige Proben gegeben haben, nähert sich der historischen, ist aber nicht allezeit correkt, oft schleppend; welches er aber leicht vermeiden kann. Wozu der feyerliche Schluß eines jeden kurzen Hauptstücks? z. E. „Hiermit beschließe ich das dritte Hauptstück dieser Abhandlung und wende „mich zum vierten„ S. 142; oder: „hiermit endige ich das „vierte Hauptstück„ S. 238. und: „solchergestalt beschließe „ich meine Abhandlung„ S. 270. u. d. g. Ein halbsehender sieht ja schon das Ende und den Anfang der Hauptstücke. Dann und wann läuft auch ein locus communis mit unter, z. B. S. 33. „ein überzeugender Beweis, daß die Wissenschaften „arme Leute empor bringen können, und wirklich durch gött„lichen Segen empor bringen.„ Wer hat noch jemals daran gezweifelt? Mit Vorbeylassung anderer Erinnerungen von minderer Wichtigkeit gedenken wir zuletzt noch, daß diesem litterarischem Werke das so nöthige Register fehlt, wodurch das Nachschlagen sehr beschwerlich wird, ingleichen einiger Gedächtnißfehler. S. 125. gesteht der V., daß ihm Strelow den Hyärne in seiner lettlundischen Geschichte anführt, unbekannt sey, und S. 133. nennt er eben dieses Strelow gothländische Chronick. Eben diese in dänischer Sprache geschriebene, und zu Koppenhagen 1633. in 4. gedruckte Chronick ist es, die Hyärne am ersten Orte anzieht. Ferner führt der V. S. 150. aus dem Jöcher

eine

eine schurzfleischische Schrift: Livonia certis propositionibus comprehensa an, ohne sich zu erinnern, daß es die S. 263. unter Schurzfleischens Vorsitz gehaltene Disputation Hermann Beckers sey.

Der V. hat sich zwar nicht genannt, aber doch durch seine eingewebten Lebensumstände, durch die Anzeige seines Aufenthalts und Amts deutlich genug zu erkennen gegeben. Wir tragen daher kein Bedenken, unsern Lesern zu melden, daß man diese in ihrer Art sehr brauchbare Abhandlung dem Fleis des Hrn. Justizburgermeister Gadebusch in Dorpat zu verdanken habe.

Sch.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten, aus sichern Schriften verfaßt. Zehnter Theil, welcher den Anfang der Geschichte von Deutschland enthält, oder der Geschichte der Deutschen, Erster Band. Heilbronn, in der Eckebrechtschen Buchhandlung, 1770. 2 Alphab. 9 Bog. in 8.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, rc. rc. Eilfter Theil, oder auch unter der Aufschrift: Die Geschichte der Deutschen, rc. Zweyter Band, 1771. 2 Alph. ½ Bogen.

Eben derselben Dritter Band, oder der allgemeinen Geschichte Zwölfter Theil, 1772. 2 Alphab. 15½ Bogen.

Abermals eine ausführliche Geschichte von Deutschland, die zwar gleich in ihrem Anfange ein nachtheiliges Schicksal gehabt hat, in der Folge aber nicht ohne verdienten Ruhm und Beyfall fortgeschritten ist. Der erste Verfasser derselben wird nicht genannt; unterdessen sieht man bald aus einer Vergleichung mit demjenigen, was Herr Hausen in seiner Geschichte des menschlichen Geschlechts, und auch bey der deutschen Geschichte des Guthrie geschrieben hatte, daß er eben dasselbe meistentheils wörtlich auf den ersten Bogen dieser neuen Geschichte hat abdrucken lassen. So viel wir merken, endigt sich seine Arbeit auf der 278ten Seite des ersten Bandes dieser Deutschen Geschichte mit der aus beyden vorherbenannten Büchern be-

kannten Declamation von den Ursachen der Reformation: nur mit dem Unterscheide, daß man sie etwas abgekürzt, und, wie es billig war, auch der göttlichen Vorsehung dabey Meldung gethan hat. Herr Hausen wurde gehindert, das Werk fortzusetzen *): Endlich übernahm solches Herr Professor le Bret, und dadurch ist es allerdings in gute Hände gekommen. Wir wünschten sogar, daß er es gleich vom Anfange her bearbeitet hätte: und daraus würde sowol mehr Gleichheit mit der Fortsetzung,

*) Fast alle beträchtliche historische Werke, die wir seit einiger Zeit erhalten haben, sind nach Rath und Willen der Herren Verleger angeordnet worden. Die große allgemeine Welthistorie mit ihren deutschen Fortsetzungen; die Welthistorie von Guthrie und Gray; diese Geschichte der Staaten; Boysens korpulenter Auszug der alten Geschichte, und des sehr gelehrten Häberlin juristisch-publicistische Reichshistorie, die unter dem Titel: Auszug der neuern Geschichte, erscheint. — Alle diese Werke wären nicht erschienen, wenn nicht drey Verleger wetteiferten, welcher von ihnen die verkäuflichste Weltgeschichte auf die Leipziger Messe bringen sollte. Die Einrichtung dieser Werke, wird durch die Absichten der Verleger modificirt, die bald für besser finden, eine allgemeine (und doch noch nicht ganz allgemeine) Welthistorie in 35 Quartbänden, bald ein paar Auszüge daraus, in 22 großen Octavbänden zu Markte zu bringen. Der Werth aber hängt bloß von dem guten Glücke der Verleger ab, ob sie zu Verfertigung ihrer Historien, einen guten oder schlechten Mann, finden konnten. Es scheint, Herr Eckebrecht merkte zu spät, da schon beynahe 300 Seiten abgedruckt waren, daß er in dem Glückstopf der Autoren eine Niete gegriffen habe, und daß Herr Hausen ihm schon gedrukte Sachen nur aufs neue abschrieb. Er wolte also Hr. H. nicht weiter fortarbeiten lassen; dies wird wohl die wahre Verhinderung seyn, sonst ist nicht abzusehen, was Hn. H. am Schreiben konnte gehindert haben, ihn, der schon so manche Bände geschrieben hat, und noch schreibt.

Da aber der Verleger einmal sahe, daß Hr. H. etwas schlechtes geschrieben hatte, warum warf er nicht lieber 18 Bogen ins Makulatur, als daß er Todte an Lebendige, Hausen an le Bret band, und einer guten Reichshistorie in vielen Bänden, einen elenden Anfang gab. Die arme Leser, die in den Büchern Nutzen oder Vergnügen suchen, verdienen doch auch, daß man sorget, daß sie nicht immer lesen müssen, was man ihnen giebt, sondern auch, was ihnen gefallen kann. Aber auf diese Art hat freylich Herr Hausen noch mehrere Welthistorien verpfuschet. Der Anfang des sehr gründlichen Häberlinschen Auszuges ist von ihm, und auch das Guthriesche Werk, hat er durch einen elenden Auszug der deutschen Geschichte, verstellet.

setzung, als größere Genauigkeit in der Untersuchung und im Ausdrucke selbst, erwachsen seyn.

Der erste Band dieser Geschichte geht von den ältesten Zeiten, da die Deutschen bekannt worden sind, bis zu Heinrichs III. Tode (Anno 1056.). Im zweyten sind bloß die Regierungen Heinrichs IV. V. und Lothars enthalten, bis 1137. der dritte aber endigt sich mit Heinrichs des VIten Tode 1197. Zusammen sind es sechs Perioden, welche in diesen Bänden beschrieben worden, darunter die letzte die Schwäbischen Kaiser in sich begreift. Die Geschichte einer jeden Regierung ist von Herrn le Bret mit einer geübten Kenntniß, guten Gebrauch, selbst Anführung der Quellen, richtigen Beurtheilung, in einer geschickten Ordnung und fliessenden Schreibart erzählt worden. Anmerkungen über die Staatsverfassung des deutschen Reichs, und über die Sitten der Deutschen, den Zustand der Religion und Gelehrsamkeit, in jeder Periode, auch wohl unter einzelnen Regierungen, werden am Ende derselben angehänget, und sind immer lesenswürdig. Am Ende des dritten Bandes steht auch eine kritische Beylage: Urkunden des Costnitzer Friedens nach ihren verschiedenen Lesarten, mit italiänischen Handschriften verglichen: Der Herr V. hat sie, wegen der vielen darinne vorkommenden Varianten, wieder abdrucken lassen. Wir könnten es mit zahlreichen Beyspielen beweisen, daß die Arbeit des Hn. le Bret keine eilfertig aus neuern Schriftstellern zusammengetragene Erzählung sey, sondern sich ganz auf eigenes überlegtes Forschen gründe. Hoffentlich aber verlangt man einen solchen Beweis bey einem so rühmlich bekannten Schriftsteller nicht.

Destomehr wünschten wir noch zweyerley zur Vollkommenheit des Werks. Das erste, was man seit einiger Zeit mit Recht erinnert hat, daß die Geschichte von Deutschland nicht so sehr das Ansehen einer bloßen Kaisergeschichte und Lebensbeschreibung der deutschen Fürsten haben, sondern überhaupt beständig eine Geschichte der allgemeinen Veränderungen von Deutschland seyn möchte. Was über diese letztern, unter dem Namen von Anmerkungen und Betrachtungen, besonders gesammlet worden ist, wie wir gesagt haben, sollte in die eigentliche Geschichte eingewebt seyn: das ist zwar schwer; aber ein Geschichtschreiber muß diese Kunst verstehen. Dadurch würde auch der zweyte unsrer Wünsche, eine strengere Auswahl der Begebenheiten und Umstände, leichter erreicht werden. Denn daß der Verf. hiebey viel zu freygebig und fruchtbar geworden ist, kommet wohl hauptsächlich daher, weil

er zu sehr darauf sah, vollständige Regierungsgeschichten der Kaiser zu schreiben. Im Verhältniß gegen das Große und Ganze betrachtet, verliehrt manches seine Wichtigkeit, die es in der Geschichte einer einzeln Person gar wohl behaupten kann. Der Herr V. scheint sich auch nicht einmal dabey ein überall gültiges Gesetz gemacht zu haben. In der Vorrede zum zweyten Bande schreibt er, er habe die Geschichte von den Streitigkeiten der Kaiser mit Gregor dem VII. und Pascal dem II. wegen ihrer ungemeinen Erheblichkeit sehr ausführlich erörtert; dieses sey auch nach dem Verlangen des Hn. Verlegers selbst geschehen; er könne aber nicht versprechen, daß er in andern wichtigen Begebenheiten gleiche Weitläuftigkeit beobachten werde. Nicht zu gedenken, daß auf das Urtheil des Hn. Verlegers hiebey ganz und gar nichts ankommt: so ist ein Geschichtschreiber verbunden, wenn er einmal in seinem Werke Platz dazu gefunden hat, wichtige Vorfälle ausführlich zu untersuchen, eben dieses auch bey andern gleich wichtigen und dem Werke wesentlichen Erzählungen zu thun. Doch selbst der Wichtigkeit ungeachtet könnte das zu weitschweifige in vielen Stellen wohl vermieden worden seyn und noch mehr bey Kleinigkeiten. Z. E. Th. I. S. 484. „Otto hielt wiederum einige Kirchenversammlungen. Die erste wurde zu Rom, die „andere zu Ravenna gehalten. Auf der letzten wurde die römische Kirche wieder mit verschiedenen Einkünften beschenket.„ Wer würde dieses vermißt haben, wenn es weggeblieben wäre? So auch gleich auf der 484. und 485. Seite, die gar zu umständliche Erzählung von der Krönung Otto *II.* wo sogar des Briefs gedacht wird, „in welchem der Kaiser selbst „den deutschen Fürsten von dieser angenehmen Begebenheit „Nachricht gegeben, welchen er im folgenden Jahre geschrieben, und den uns Wittekind aufbehalten hat.„ Aehnliche Stellen, auch wohl rednerische Ausdehnungen einer Erzählung, findet man häufig genug. Wenn der V. dieses in der Folge mehr verhütet, so wird das Werk, welches ihm Ehre macht, auch nicht die beschwerliche Größe erlangen, mit der es itzo droht. Verhältnißmäßig zu urtheilen, würden noch zehn bis zwölf Bände eher zu wenig als zu viel für dasselbe seyn: das ist für den Liebhaber der deutschen Geschichte in der That zu viel.

Warum sollten wir noch bey kleinen Flecken des Werks stehen bleiben? Die Vermischung von Hunnen und Hungarn gleich nach einander, S. 453. und manche Nachläßigkeiten im Ausdrucke gehören darunter. Der Verleger mag übrigens die elen=

elenden Kupfer vor jedem Bande künftig weglassen: sie mögen nun allegorisch seyn, (die ohne dies nach weniger Geschmack seyn möchten) oder würkliche Personen und Begebenheiten vorstellen sollen, so sind sie äusserst elend.

MI.

Sammlung zur Dänischen Geschichte, Münzkenntnis, Oekonomie und Sprache, durch Johann Heinrich Schlegel, Professor und Kön. dänischen Historiograph. Erster Band. Erstes Stück. Kopenhagen 1771. gedruckt bey Nic. Moller, 11 B. in 8.

Herr Schlegel, dessen Verdienste um die Geschichte von Dännemark wir schon aus verschiedenen historischen Werken kennen, will in diesen Sammlungen neue Beyträge über einzelne Punkte der Nordischen Geschichte liefern, wozu ihm der ungehinderte Zutritt zum dänischen Archiv, und der freye Gebrauch der auserlesenen von Thottischen Bibliothek, die beste Gelegenheit geben. Der V. nimmt das Wort dänisch auf dem Titelblatt zugleich für Norwegisch und Holsteinisch, und im weitesten Verstande von den gesamten dänischen Staaten. Ja nicht einmal die benachbarten Reiche Deutschland, Schweden und Rußland sollen von dieser Sammlung ausgeschlossen seyn, wann der Verf. etwas neues über ihre Geschichte bemerken kann. Jährlich sollen drey bis vier Stücke erscheinen, und vier Stücke einen Band ausmachen. Urkunden und andre ungebrauchte Handschriften sollen in der Ursprache wörtlich, und mit aller Genauigkeit, und im Bezug auf deutsche und dänische Leser, abgedruckt werden. Seine erläuternde Anmerkungen aber über dänische, lateinische und andere Schriften, ingleichen seine eigene Aufsätze, will er deutsch fassen. Daß der V. Handschriften nicht mit Beybehaltung der alten Schreibart abdrucken lassen will, mißfällt uns. Leser die dergleichen beleidigt, oder denen ein Aufsatz dadurch unverständlich wird, wagen sich selten an solche einzelne Fragmente des Alterthums, und der Rechtsgelehrte, der Geschichtskundige, der Sprachforscher, und jeder der Urkunden zu brauchen weis, läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht von ihrer Lesung abschrecken, vielmehr kann ihm ein dem Original so viel möglichst ähnlicher Abdruck, Merkmale angeben, Urkunden, und ihr gewisses Zeitalter zu prüfen. Mit den in der Urschrift abgekürzten Worten ist es ein anders, die sich bisweilen nur im Kupferstich

nach-

nachahmen lassen, aber um den Abdruck so viel möglich dem Original zu nähern, wäre es billig in einer Note jede ungewöhnliche Abkürzung anzuzeigen, fürnemlich wo es Worte von Nachdruck sind, oder die verschiedene Erklärungen veranlassen können. Auf dem Titel ist der Innhalt dieser Sammlung schon ziemlich hinlänglich angezeigt, aber ausser den benannten Materien wird Herr S. zuweilen, von seltnen alten historischen, und merkwürdigen neuen Büchern, Nachrichten und Urtheile einrücken, und unter ökonomische Abhandlungen versteht der V. solche, welche das Münzwesen, die Handlung, die Künste, die Sitten, und die Preiße der Lebensmittel und Fabrickwaaren betreffen.

Sieben verschiedene Abhandlungen sind in diesem ersten Stück mitgetheilt, und ihre gute Auswahl verspricht uns eine Sammlung, die sich noch dadurch von ähnlichen Arbeiten anderer Gelehrten auszeichnet, daß man hier keine mikrologische unbeträchtliche Aufsätze vermuthen darf, die etwa nur einzelnen Personen und Familien, oder pedantischen Antiquarien merkwürdig seyn möchten. Wir wollen sie nach der Reihe nahmhaft machen.

I. **Erklärung einer Medaille auf Sr. Majest. des Königs von Dännemark Reise nach England. 1768.** Diese in England geschlagene Medaille, welche 1 Loth, 3 Quent, 2 Ort in Silber wiegt, ist hier im Kupferstich mitgetheilt und ausführlich beschrieben. Eine kleinere ebenfalls auf diese Reise geprägte Medaille, wird auch beschrieben, und dabey das merkwürdigste von dem Aufenthalt des Königs in England erzehlt. Wer eine zusammenhängende Erzehlung von der ganzen Reise lesen will, dem schlägt Herr Schl. die umständliche Nachricht in dem 1770. zu Kopenhagen gedrukten Staats-Journal vor: die Anreden im Namen des Lordmaire und der Gemeine zu London S. 9. dünkt uns, hätten wohl wegbleiben können, aber für die mitgetheilten Doctordiplomen von Oxford und Cambridge, wovon das letzte eine artige Wendung hat, und für die Urkunde, worinn dem Könige das Londner Bürgerrecht übertragen wird, danken wir dem Herausgeber.

II. **Kurzer Ueberschlag über die ganzen Einkünfte und Ausgaben des Königreichs Dännemark verfertigt und ausgezogen den 24. Dec. 1602.** König Christian 4. hat diese genaue Berechnung, das schätzbarste Stück der ganzen Sammlung zu eignen Gebrauch von seinem Renntmeister verfertigen lassen, um auf einen Blick seine ganze Staatsverfassung übersehen zu können. Sie ist wörtlich nach dem dänischen Original

nal abgedruckt, und vom Herausgeber mit kurzen erläuternden Noten an den nöthigen Stellen ungemein aufgeklärt. Die mehresten Erläuterungen sind geographisch über die veränderten Namen der Oerter, oder andere Abwechselungen, welche durch die Zeit so viele Plätze, in Dännemark, Norwegen, Jütland, Schonen, Bahus, Island, Göthland und Oesel erlitten haben. Jedoch hat Hr Schl. keine Anmerkungen unterlassen, wo er Punkte der damaligen Staats- und Hauswirthschaft, die Gestalt der Auflagen, die Preise der Waaren und Lebensmittel zu erläutern fand. Christians des 4. gesammte Einkünfte, die Revenüen des königlichen Antheils von Schleswig abgerechnet, betrugen im J. 1602. 411,000. Species Reichsthlr. Der Sundzoll betrug 141,863. Species Reichsthlr. Die Einkünfte des Königreichs Norwegen 33680½ Sp. Rthlr. — — Weil damals die Ausgaben mehrentheils auf Hofhaltung und die Flotte giengen, (eine stehende Armee war damals in Dännemark noch nicht eingeführet, nur in den Schlössern lagen kleine Garnisonen von Söldnern, welche Schützen und Lieger, weil sie immer auf dem Schlosse liegen blieben auch Aarsknechte hiessen, weil sie Jahr aus Jahr ein gehalten wurden). blieb ein jährlicher Ueberschuß von 164,335. Sp. Rthlr. — 28 ß. zu ungewissen Ausgaben. Von diesen ward jedoch ein ansehnliches erübriget, daß dieser König wie ein altes Schuldbuch im Archive ausweiset, 1605. über 3 Tonnen Goldes bey dem dänischen Adel auf Zinsen zu 6 Procent stehen hatte. Daher konnte er auch Tonnen Goldes auf das Schloß Friedrichsburg, auf das Deichwesen im Herzogthum Schleßwig, auf den Ostindischen Handel vor dem dreyßigjährigen und nachherigen Schwedischen Kriege wenden. Die königl. Tafel kostete damals jährlich 16155 Species Rthlr. der Keller 7000 Rthlr. Sp., und am Hofe ward vor 1650. Rthlr. Rostocker, Bardsch, Einbecker Bier, und Braunschweiger Mumme consumirt. Der Herausgeber wünscht ähnliche alte Staatsrechnungen andrer Reiche zum Vortheil der Geschichte edirt, und gehörig erläutert. Zur Kenntniß der Sitten, und der Nationalverfassung würden sie allerdings sehr viel beytragen. Wir wünschen zu dem Ende, daß ein anderer *Du Cange* die ähnliche vollständige Berechnung der Einnahmen und Ausgaben des französischen Hofes vom J. 1202. erläutern möchte, welche Brussel im 2. Th. seines Nouvel Examen de l'Usage des Fiefs en France, aus dem Archive hervorgezogen hat.

III. Johann Elias Schlegels unvollendeter Aufsatz über die Abstammung des Oldenburgischen Hauses, von den alten dänischen Königen.

Der Verf. hatte diese Abhandlung für das Jubelfest des Oldenburgischen Hauses bestimmt, welches im October 1749. gefeyert ward, allein er starb vor ihrer Vollendung. Jetzt kann dies Fragment, als ein Commentar, über die Worte des Verf. der Lebensbeschreibung der Mathildis in Leibnit. script. rer. germ. T. I. p. 194. dienen: Thidericus in occidentali regione comes fuerat, gloriosus pater Mathildis reginae, qui venerabilem Reinhildam, Dänorum Fresonumque germine procreatam, moribus probabilem, sibimet adjunxerat conjugem. Aus diesen Worten sucht Hr. Schlegel zu erweisen: Reinhildis Graf Dieterich des ersten Gemahlin, stammt vom Dänischen König Harald, der sich 826 taufen lies, und den der Kaiser Ludewig die Grafschaft Rüstringen schenkte, und aus dieser Ehe sind die Grafen von Oldenburg entsprossen. Nur Schade, daß zum Erweis dieser Verwandschaft Hypothesen mit Hypothesen gehäuft sind, die leicht widerlegt werden könnten, wenn es hier der Ort wäre. Einige in diesem Erweis zu weit getriebene Muthmassungen hat der Herausgeber schon angezeigt.

IV. Etymologische Untersuchung über einige dänische Worte. Dennemann (ein ehrlicher Mann, oder ein ehrlicher Däne, in eben der Bedeutung, wie wir ein guter Deutscher sagen.) Dannisched (Schlegel erklärt dies im 25 Stück des Fremden ein unverfälschtes natürliches Wesen, eine aufrichtige Begierde den Menschen zu dienen, und eine wahre Hochachtung für sein Vaterland) Dyd tugend, Skird der Schoos, Skirde der Kaufbrief. Skird ist das Stammwort der den Alterthumsforscher bekannten scutationis danicae, eine Art symbolischer Tradition, neimlich es ward ein Stück einer verkauften Sache, in dem Schoos des Käufers gelegt. Eine nähere Bestimmung giebt das schonische Gesetz. 2 B. 13 Cap. Beym Westphal. T. 4. S. 2099. Durch diese neue Derivation vernichtet Hr. Schl. Meikens Ableitung in seiner Abh. de scotatione Danica Altona 1744. eine Abhandlung, welche dem Verf. unbekannt zu seyn scheinet. Hr. Meike leitet Scotatio vom Zeitwort Skirde gerichtlich überlassen, welches aber ebenfalls von Skird der Schoos herzuleiten ist.

V. Briefschaften zur Geschichte Christian 2., die in der Cottonischen Bibliothek in London aufbewahrt werden. Es sind in allen 3 Briefe, die dieser König an Henrich den

acht

achten von England, an den Cardinal Wolsey im Jahr 1523. und einer den Henrich der achte 1535. an die dänische Reichsräthe geschrieben. Der Herausgeber hat sie schon in seiner Geschichte des Oldenburgischen Hauses genutzt. Merkwürdig ist in dem Brief an den Cardinal Wolsey, daß König Christian ihn auch Fratrem nostrum carissimum nennt, einen Ehrentitel, den ihm Carl der fünfte und König Franz von Frankreich häufig beygelegt haben, nach dem sie eben so, wie Christian der Zweyte, der Hülfe des Cardinals benöthiget waren.

VI. Des Dänischen Prinzen, Herzog Johannes Renunciation bey seiner Abreise nach Rusland. Kopenhagen, den 1 August, 1602. Dieser Prinz, König Christian des 4. jüngster Bruder, sollte sich mit der Tochter des rußischen Zaaren Boris Godunow vermählen (siehe Müllers Sammlung rußischer Geschichte. 5. Th. S. 140=157. Nils Schlangens Geschichte Christian des vierten, im zweyten Buch. Anm. 223.) er starb aber in Moskau vor dem Beylager den 28 Oct. 1602. Vor seiner Reise entsagt er in diesem Instrument vor sich und seine Erben seines Erbrechts auf Dännemark. Der Eingang dieser Renunciation enthält zugleich einen Auszug der vorhergegangenen Traktaten zwischen Rußland und Dännemark, welche bisher in Dännemark unbekannt waren. Zugleich verbessert hier Hr. Schlegel aus einem Augenzeugen, der zu Hamburg 1604. eine wahrhaftige Relation der moskowitischen Reise des Herzog Johannes drucken lassen, seinen Bericht von der Reise dieses Prinzen, in Nils Schlangens von ihm übersetzten Geschichte Christian 4. der ungenannte Verf. giebt auch eine kurze Beschreibung von Rußland. Wir bemerken unter andern daraus, daß in der lateinischen Grabschrift des Prinzen Johann, der Zaar Boris Godunow Magnus Moscoviae Imperator heißt, eben diesen Titel führt er auch zu wiederholtenmalen in den Traktaten mit König Christian 4. der durchlauchtigste großmächtigste Fürst und Herr, Herr Borris Foedorowitsch, Kaiser und Großfürst. Allein, da der Verf. der lateinischen Grabschrift wohl aus Unwissenheit, das rußische Zaar durch Imperator übersetzt hat, wie es *Possevinus* ebenfalls in seiner Beschreibung von Rußland (Moscovia) verschiedenemal verdolmetscht, ferner die Traktaten aus dem Rußischen übersetzt und nicht deutsch verfaßt sind, zeigen diese Beyspiele wohl, daß diese Uebersetzer den Zaar Boris Godunow. für einen Kaiser gehalten, nicht aber, daß er sich selbst diesem Titel beygelegt habe.

VII.

VII. *Excerpta ex archivo Vaticano de pristino statu Grönlandiae.* Hr. Professor Mallet hat diese Nachrichten mitgetheilt. Grönlands Meldung findet sich zuerst im päbstlichen Archiv, im Jahr 1276. da der Pabst Innocentius 5. allenthalben Legaten aussandte, den Zehnden zum Behuf eines beschlossenen Creuzzuges einzutreiben. Damals schrieb man in Rom, daß Grönland so weit von der Norwegischen Metropolitankirche Drontheim entlegen sey, quod de ipsa ecclesia Gardensi illuc propter maris impedimentum vix infra quinquennium ire quis valeat, & redire ad ecclesiam supra dictam. — Der Peterspfenning und die Zehnden vom Bißthum Garde in Grönland wurden dem Pabst in Wallroszähnen (dentes de Roardo) bezahlt, und diese wurden in Bergen versilbert. — Ein Schreiben Pabst Nicolaus V. vom Jahr 1448. bestätigte eine Meynung, auf was Grönland von den Norwegern vergessen worden. Er beklagt, daß Grönland vor 30. Jahren von benachbarten Barbaren ganz verwüstet worden, und daß sich seit der Zeit die Einwohner ohne alle Seelsorger befunden. Er ermahnt daher die Isländischen Bischöffe von Skaltholt und Holum tüchtige Leute dahin zu senden. Ueberhaupt dünkt uns, haben verschiedene Ursachen zum Verlust dieses Landes beygetragen. Grönland ward immer sehr sparsam besucht, weil keine Schätze daher zu holen waren. Das strenge Verbot der Nordischen Könige ohne ihre Erlaubniß dahin zu reisen, die Veränderung der Nordischen Herrschaft, indem Grönland mit andern Norwegischen Provinzen, an fremde Könige aus Dännemark kam, der schwarze Todt, die Capereyen der Vitallienbrüder, Zufälle, die in einem Zeitpunkt zusammenstiessen, haben nebst den Einfällen amerikanischer Barbaren, das Land von alten Einwohnern entblößt, und die Norweger verhindert neue Colonien zu pflanzen.

Et.

---

13. Gelehrte Geschichte.

Die Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia, und Africa. Zweyter Theil. Aus eigener Erfahrung beschrieben; und auf vieles Verlangen dem Druck übergeben von

M. Stephanus Schulz, vormaligen zwanzigjährigen reisenden Mitarbeiter bey dem Callenbergischen Instituto Judaico, ꝛc. Halle im Magdeburgischen, verlegts Carl Herrmann Hemmerde, 1772. 326 Seiten in 8.

Ueber die philosophische Gleichmüthigkeit, mit der Herr Schulz die öffentlichen Urtheile über den ersten Theil seiner Reisen gehört und gelesen hat, geht in der Welt nichts. Sie ist ein rechtes Muster für Scribenten seiner Art. Von der Recension in unsrer Bibl. XVI. 1., für welche er sich zwar bedankt, aber doch das gute Zutrauen zu seinem Werke hat, es würde ohne alle spöttische Empfehlung doch wohl seine Aufnahme gefunden haben, sagt er mit kaltem Blut weiter nichts, als: „ihr Verf. scheinet ein נע ונד (Na: venad) unstät und „flüchtiger Jude zu seyn, der nicht bey einer Sache bleibt, „sondern hin und her hüpft.„ Gegen die Danziger Berichte protestirt er nur in soweit, als sie ihn zum Hallischen Waisenhäuser gemacht haben, weil er weder als Schüler dort studirt, noch als Präceptor informirt hätte. Daß seine Erzählungen ganz unerheblich sind, läugnet er gar nicht, sondern sagt: „Freylich einen Spieß für den Riesen Goliath, der wie ein „Weberbaum erheblich war, wird man darinn schwerlich fin„den; doch aber vielleicht einige Kieselsteine aus dem Bach „Kidron, für den kleinen David in seine Schleuder„ und meldet, daß eben, da er die beyden ihm communicirten Recens. gelesen gehabt, seine Frau von einem würdigen Generalsuperintendenten aus dem Reich ein Schreiben erhalten hätte, worinn folgendes gestanden:

„Gestern las ich in den Jenaischen gel. Zeitungen eine „empfehlende Recens. von dem ersten Theil der Reisebeschrei„bung dero theuresten Eheherrns, welche mich sehr vergnügte; „bald darauf aber eine ganz hämische und lieblose in dem neue„sten Stück des Nördlingischen Schulmagazins, zu meinem „Mißvergnügen. Man will unter andern da und dorten „bloße Einbildungen und wenigstens einen subtilen Fanaticis„mus gefunden haben — Doch wird eine solche Beurthei„lung nach der Mode bey denen, die auf die Werke und Wege „Gottes mit uns achten, und darinn geübt sind, keinen Ein„fluß haben. Unsere Tage sind diesfalls bejammerns„würdig.„

„Mit diesem Epiphonema, setzt Hr. S. hinzu, stimmen meh„rere rechtschaffene Gelehrte überein; und ich spreche ein Amen „(das ist wahr) dazu.„

Also erzählt uns der treuherzige Mann, in dem ihm eigenen Ton, nun auch in dem gegenwärtigen zweyten Theile in 12. Kapiteln, wie es ihm in den Jahren 1746. bis 1748. auf seiner Reise durch Pohlen, Ungarn, und Dännemark, das er zum zweytenmal besucht, gegangen sey; denn den ersten Vorsatz, alle europäischen Reisen in einen, und die orientalischen in den zweyten Theil zu bringen, hat er müssen fahren lassen „weil wir Menschen nicht Herren von unsern Lebens„kräften und Gesundheitsumständen sind; daher wir uns öfters „etwas vornehmen, und dasselbe doch nicht nach unserm Sinn „ausführen können.„ Wie gewöhnlich, nimmt Hr. S. alles mit, was ihm auf dem Hin- und Rückwege in Deutschland vorgekommen ist. Da kann man also z. B. S. 273. folg. die merkwürdigen Vorfälle lesen: daß er auf seinem Wege über Magdeburg und Hamburg nach Kopenhagen im Monat May 1748. bey dem venerabeln Abt Steinmetz logirt, die dortigen Scholaren in den Klassen aus dem Worte Gottes examinirt, und einer wöchentlichen Predigerconferenz beygewohnt habe, wo man sich an den drey letzten Worten Christi am Kreutz: Mich dürstet, Vater in deine Hände ꝛc. und: es ist vollbracht, erbauet, und er über das letzte Wort: Τετελεσται, einen Vortrag gehalten hätte; daß den 13ten, als er durch Magdeburg nach Wolmerstädt abgehen wollen, Hr. Kaufmann Stilke, bey dem er eingesprochen, ihm und seinem Reisegefährten gesagt hätte: Bleibet bey uns, denn es will Abend werden, welches denn auch geschehen, und wo der sel. Hr. Pastor Weinschenk manches aus seiner gesegneten Amtsführung erzählt hätte, unter andern auch dies: „Ein ansehnlicher Kauf„mann geräth in eine schwere Anfechtung. Es besuchen ihn „etliche redliche Prediger, aber ihre Tröstungen wollen nicht „haften. Hr. Weinschenk kommt nach einiger Zeit auch zu „ihm; der Kaufmann sagt: Da kommt abermals ein leidiger „Tröster. Hr. W. antwortet: Ja, der bin ich, aber kom„men sie mit mir auf die Stube, wir wollen zu dem rechten „Tröster gehen; fällt mit ihm nieder auf die Knie, und betet „so ernstlich und anhaltend, daß der Patient sogleich Linde„rung in seinem Gemüth empfindet; und von da an bessert „es sich von Tage zu Tage, so daß er itzt einen freudigen Wan„del vor Gott führen kann„ — Da erfahren wir S. 275: daß

daß das Fräulein v. Jagow in Wolmerstädt, welches ein feiner Ort nebst ein Kloster sey, den 14. sogleich, als Hr. Sch. angekommen war, alle Stiftsfräulein habe zusammenrufen lassen, die sich denn über die Erzählungen von der Ausbreitung des Reiches Christi herzlich erfreut hätten; daß er in Stendal mit dem sel. Hrn. Past. Werkenthin, von seinen beyden Söhnen, welche damaligen junge Herren W. in Halle studirt, und ihm einen Auftrag an ihren Vater mitgegeben, gesprochen und ihn gebeten hätte, daß er sie doch nicht so frühzeitig von der Akademie wegnehmen möchte, weil sie da noch viel lernen könnten, welches ihm denn auch von dem Hrn. Pastor wäre versprochen worden. Nach der Note unterm Text läßt es, als wenn Hr. Sch. es diesem Umstande zuschriebe, daß der eine Hr. W. nachher Inspektor einer Diöces, und der andere Generalsuperintendent in Stendal geworden wäre. (Wird dieser würdige Mann nicht lächeln müssen, wenn er das etwa lieset?) — daß er den 19. in Deutsch, einem Gute des Hrn. v. Jagow zu Aulosen für Hrn. Past. Wiggerts über Joh. 16, 23. geprediget und den 20. zu Mittage bey der Frau v. Jagow gespeiset hätte, welche denn sehr bedauert, daß ihr Herr nicht zu Hause wäre, und seine gestrige Predigt hätte hören können; denn die er vor etlichen Jahren in Aulosen gehalten, könnte er noch nicht vergessen — daß er in Aulosen unter den erweckten Gemüthern einen Mann, Namens Gerloff gefunden, der studirt hatte und, wie es scheint, nicht unfleißig gewesen, aber zu früh von der Akademie genommen worden, nachher eine Zeitlang bey vielen conditionirt gehabt und dann ein Ackersmann geworden sey. — „So geht es, „merkt der V. dabey S. 277. an, wenn man die Kinder ohne „Noth zu früh von der Akademie wegnimmt. Auf der Uni„versität zu Königsberg hat man ein Sprüchwort von drey „M. in Absicht auf solche Studiosos, die entweder aus eige„ner Schuld, oder Verwahrlosung der Ihrigen nichts rechtes „studiren, das ist: aut Miles; aut Monachus; aut Möl„zenbrauer in Löbenicht. Nemlich entweder Soldat oder „Mönch rc. oder — Der Löbenicht ist eine der drey Städte „in Königsberg, darinnen die wohlhabensten Bierbrauer „wohnen, an deren Töchter sich je zuweilen solche halbgeba„ckene Studenten hängen, und ihre Schwiegersöhne werden; „da sie sich denn bey dem Bierbrauen besser befinden als bey „dem studiren.„

Es mag an diesen Pröbchen genug seyn, den Lesern zu zeigen, wie dieser Theil der Schulzischen Reisen dem vorigen

sey; denn so gehen die Erzählungen der Geschichte durchs Ganze fort. Andere Menschen und andere Städte, sonst ist es ganz das alte. Wenn uns Hr. Sch. nur die Namen und den Stand einiger hundert Personen nennen und die Landstraße mit ihren Städten, Flecken und Dörfern, die er gereiset ist, anzeigen wollte, so machen wir uns anheischig, die Geschichte so dazu zu schreiben, wie sie sich zugetragen hat, und auf ein Haar zu treffen, was ihm auf der Reise und in der Herberge begegnet ist. — Im Wäldern lassen wir Spitzbuben erscheinen, zu Pferde oder zu Fuß, aus deren Händen Hr. S. und sein Gefährte wunderbar errettet werden — In Wirthshäusern giebts leichtfertige Juden, die den ehrlichen Mann mit allerley Fragen zerren, welche er treuherzig genug ist, ihnen als Wißbegierde nach der christlichen Heilsordnung anzurechnen. Wenn es ein armseliges Dorf ist, wo er herbergt, so schläft Hr. S. auf der Bank. Er kommt auch wohl im Nachtquartier mit eifrigen Katholicken zusammen. Da entsteht Religionsdispüt, der sich so oder so, auch gelegentlich mit Schlägen endigt, wo der arme Mann übel behandelt wird, und entweder durch Sanftmuth und Schweigen überwindet, oder durch ausserordentliche Zufälle dem zornigen Feinde aus den Händen gerissen wird, sollte sich auch, wenn es nicht anders seyn kann, der Himmel selbst mit Donner und Blitz dazwischen legen, wie es zu Neuen Kalstädt geschahe — Bey adelichen Herrschaften lassen wir den Tisch decken; dem Leibe wird eine Ehre gethan, und der Geist durch Gespräche von der Judenbekehrung gelabet; nach der Tafel etwa eine Erbauungsstunde und denn wird mit dem Wagen der adelichen Herrschaft weiter gefahren. — Bey treuen Amtsbrüdern ist die gottselige Frau Pastorin in der Küche geschäftig, man hat einen vergnügten Abend und spricht von Seelenführungen — Bey erweckten sitzt Hr. S. in der Mitte, und erzählt von seinen Reisen. Alles drängt sich um ihn her und ist lauter Ohr — Auf Märkten, auf Landstraßen, oder wo ihm sonst Juden begegnen, werden zwey oder drey Worte vom Meßias gesprochen und Bücher ausgetheilt. — Bey Wind und Wetter, bey Hunger und Durst, oder was sich sonst unterwegens zuträgt, schwitzt oder friert Hr. S., ißt Kräuter oder zehrt aus dem Ranzen u. d. gl. — So wollten wir, wenn wir nur die Namen der Menschen und Städte dazu hätten, des V. Reisebeschreibungen nunmehr so gut, als er, fortsetzen und vielleicht vor dem sechsten Bande nicht aufhören.

Mit

Mit unter ließen wir denn auch Hr. Sch. die Mährchen dem Leser wieder erzählen, die er von Juden oder Christen gehört hat. Z. B. so eine Geschichte, wie sich in Curland zugetragen S. 53. „da eine vornehme Jüdin Jesum für den Meßiam erkennt, aber nicht öffentlich bekennet hat, bis sie auf „ihr letztes Krankenlager kommt. Da läßt sie ihre Wartefrau, „die eine Christin war, an ihr Bette kommen und fodert eine „Schüssel mit reinem Wasser; da diese das Wasser bringt, „sagt sie: Frau, ihr wisset, daß bey euch Christen auch die „Hebammen die Nothtaufe verrichten können, so könnet „auch ihr es itzo thun. Hiermit hält sie ihr Haupt über die „Schüssel, die Wartefrau gießt ihr mit beyden Händen das „Wasser dreymal über den Kopf, und sagt dabey! ich taufe „dich in dem Namen rc. hierauf läßt sich die Judenfrau wieder zu recht legen, nimmt von den Ihrigen Abschied und „sagt: Nun sterbe ich auf den Namen, Jesu von Nazareth, „des Meßiä, fröhlich und selig. Und so giebt sie ihren Geist „auf.„

Wir wollen denn auch wohl dafür sorgen, daß unsere Leser allerley Menschenguren kennen lernten, wie es Hr. Sch. macht, der uns von seiner Reise durch die Ukermark, das Meklenburgische und Hannöversche im Jahr 1746. S. 52. unter andern meldet. „Den 24 Jun. giengen wir nach Kerzlin, zu dem Hrn. Past. Woltersdorf — Da fanden wir „den venerabeln Inspektor Wölner aus Wusterhausen, wel„cher uns Nachmittage in seinem Wagen bis Rohrlack mit„nahm. Unterwegens traten wir in Wildbergen bey dem „Hrn. Past. Plato ein. Dieser Mann hat eine ausserordent„liche Dicke. Ich habe wenigstens auf meinen bisherigen „Reisen keinen Menschen seines gleichen gefunden.„ In einer Note unter dem Text: „Auch nachher in Pohlen, Ungarn, „Italien, Engeland, Holland, Asien und Africa nicht.„) „Sieben Werk-Schuh würden kaum hinreichen seine Dicke „abzumessen; dabey ist er noch ziemlich munter, predigt auch „mehrentheils selbst. Man hat daher in dieser Gegend das „Sprichtwort: Er ist so dicke, wie der dicke Plato.„ Dergleichen beyläufige Anekdoten würden zum Amüsement dienen; denn warum sollten gottselige Leute sich nicht auch mit Erzählungen von solchen seltsamen Menschengestalten amusiren, die nicht einmal in Asien und Africa zu finden sind.

Um aber auch das nützliche mit dem angenehmen zu verbinden, würden wir nicht unterlassen, aus einer oder andern Reise- oder Erdbeschreibung so etwas zu excerpiren, und unse-

rer Geschichte einzuschalten, als uns Hr. Sch. z. B. im zehnten Kapitel aus eigener Kenntniß von Pohlen, der polnischen Bienenzucht, und andern zur Kenntniß des Landes, der Sitten und Lebensart seiner Einwohner dienenden Dingen; imgleichen von Ungarn, meldet, welches Kapitel im Ernst nicht zu verachten ist. — Sollte der V. Willens seyn, künftig mehr ähnliche Nachrichten von Menschen und Ländern in seinen Reisen zu geben, so würde er seinen eigenen Kopf, wenigstens sein Gedächtniß, dabey brauchen müssen, sonst wollen wir, wie gesagt, in seine Seele arbeiten, und ohne weitere Data, als die nöthigen Namen dazu zu haben, die Fortsetzung seiner Reisen, auf so viel Bände als er will, schreiben. Ihm seine Sprache und seinen Ausdruck abzulernen, dazu würde bey der Einförmigkeit, die er darinn beobachtet, nicht viel Kunst gehören.

„Spotte nur, du unstätiger flüchtiger Jude, wird Hr. Sch. unwissend, daß sein Rec. ein ganz ehrlicher Christ ist, sagen. Ich kehre mich an dich nicht, und gehe meinen Gang gerade fort. Wenn mich große Gottesgelehrte mit Vergnügen lesen, was frage ich nach dir Na: venad„ — Ey nun, amüsant sind die Erzählungen wirklich und zum Abendzeitvertreib im Winter recht erwünscht zu lesen. Aber weil es in der Hauptsache hier auf was ernsthaftes ankommt, so wünschten wir, daß er den Leser nicht oft so sehr zur Unzeit lachen machte. Indessen wie glücklich ist der Autor, der sich um keinen Kritikus bekümmert, seine Werke mit ruhiger süßer Selbstzufriedenheit ansieht, und sie sogar würdig findet, gekrönten Häuptern zugeeignet zu werden. So macht es Hr. Sch. Da es, wie er sagt, eine gewöhnliche Sache ist, daß Schriftsteller nicht nur große Werke, sondern auch wohl kleinere Piecen, hohen Häuptern dediciren, so hat er diesen Theil seiner Reisebeschreibungen der verwittweten Königin von Schweden mit tiefster Devotion vor Allerhöchst dero Füße gelegt. Er ist dazu bewogen worden, weil die Königin eine Liebhaberin von Reisebeschreibungen seyn soll, und weil er gerne sein dankbares Gemüth gegen Ihrer Königl. Majestät huldreiche Gnade, welches er lebenslang hegen wird, hat zu erkennen geben wollen. Diese Dankbarkeit gründet sich nun zunächst auf den Umstand, daß Hr. Sch. in seinem Vaterlande Pohlen, welches er im Jahr 1747. ziemlich bereiset, hin und wieder evangelische Gnadenkirchen gefunden hat, welche man dem großen Könige von Schweden, Gustav Adolph zu verdanken hat — und daß 1752. als er auf seiner Reise durch das Ottomannische Reich in Egypten einen türkischen Fehrmann brauchte, der damalige

schwe-

schwedische Gesandte, Hr. v. Celsing, ihn und seinen Gefährten auf Befehl vom Hofe damit versehen hat.

B.

Historische Lobrede auf Johann Jacob Breitinger, ehemaligen Vorsteher der Kirche zu Zürich, von J. C. Lavater. Zürch, bey Bürgklj, 1771. 122 Seiten in 8.

Breitinger von 1613. bis 1645. der Kirche zu Zürich Antistes, machte sich als Geistlicher und als Bürger unsterbliche Verdienste: unter andern ward sein Leben den Nachkommen ein erweckendes ehrwürdiges Beyspiel. Wenn Lobreden geschrieben werden sollen, so verdient er die zweyte oder dritte unter den schweizerischen Gottesgelehrten, der freye vernünftige Zwingli und nach ihm Kalvin die ersten. Deutsche Leser, welche Breitingern nicht kennen, mögen auf seinen Charakter aus folgenden wenigen Zügen schliessen. Diese Lobrede und eine ungedrukte Lebensbeschreibung in einem starken Foliobande sind meine Quellen.

Breitingers theologische Klugheit im religiosen Vortrag dogmatischer Sätze, „daß ein Gott sey, „ sagen seine lateinischen observationes homileticae, „ist ein großer Satz, von „welchem ich oft geredet, den ich mit allen Beweisen gestärkt, „von allen Seiten beleuchtet habe.„ Lange vor ihm hatten Olevian und Ursin, Verf. des, in vielen reformirten Kirchen noch jezt symbolischen heidelbergischen Katechismus für Gottes gewisse Existenz kein Wort gesagt. In unsern Zeiten gehen aus der Schweiz, aus der Pfalz Jünglinge gegen den Deismus unbewafnet, das Gedächtniß aber voll römischer Polemick in die große Welt) „daß aber Christus mit dem Vater wahrer „Gott sey, ist wohl auch ein Hauptsatz, den man aber nicht „zu viel beweisen darf. Die besten Schlüsse werden eher „des Volks Erbauung zerstören, als seinen Glauben bauen.„ Es sind 150 Jahre seit dies gesagt ist. (Lobr. S. 38.)

Scrutari temere, quae sapiens Pater
Vult arcana tegi, grande piaculum est.
Vel contra negligis, quae Deus *eloqui*
Dignatur, nimium ignava modestia est.
Ignorare libens, quod Deus haud docet,
Et quodcunque docet, discere gnaviter,
Haec demum gravis et sancta sapientia est.

 Dies

Dies sind Breitingers Worte, Beysitzers der Dordrechter Synode. „Das gemeine Volk, wenn es uns hört reden von „guten Werken, daß sie nichts verdienind, fasset eine ganz un„gereimte Meinung, als wenn nichts nüzind die rechten wah„ren guten Werk selbs.„ Also, meynt er, wie Paulus gegen die mosaischen Gebräuche, und unsere Väter gegen die Charlatanerien Roms eiferten, so ists an uns, Jacobs Beyspiel zufolge, wahre Tugend mit gleichem Eifer auszubreiten. „Den „Menschen sagen, daß die guten Werk gar nichts verdienen „vor Gott, ist gar zu gefarlich und wider alle Vernunft. 1 „Tim. IV, 8. Liebe Herzen, warum führen wir diese Lehre „nicht auch auf einen gleichen Schlag? warum richten wir „uns nicht auch in den Unterscheid der Zeiten? Unsere Voräl„tern haben den Verdienst der Werken mit Paulo niederge„legt, wir müssen den Verdienst d. W. wiederum aufrichten „und doch also, daß ganz keine Widersprechung entlaufe.„ u. s. w. (Lobr. 50 ff.) Breitingers Wort strafe unsere heutigen Deklamatoren gegen Tugend, Moral und gute Werke. Wenn ich nicht überhaupt in Schäzung des Einflusses der Predigten aufs Volk etwas käzerte, so würden Ausdrücke mir fehlen, die Ungereimtheit, die Schädlichkeit und das Grundlose des müssigen, weichlichen, fanatischen Systems unserer nöthigen Unthätigkeit und Ohnmacht, des blinden Zinzendorfischen Glaubens, des abergläubigen Vertrauens und ähnlicher Thorheiten laut genug, meinen Zeitgenossen in die Ohren zu schreyen.

Für Eisenach, Memmingen und Kempten, lutherische Städte, veranstaltete Breitinger zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges Collecten, seine Gemeine gab sie mit willigem Herzen. In der gleichen Stunde verkündigte man in den Städten die schweizerische Freygebigkeit und schimpfte auf der Gutthäter Glauben. (Lobr. 61. aus Briefen.) Die gutgemeynten Bemühungen des Duräus begünstigte er, zur Zeit da man in Tübingen den Teufel im Locus de Christo für orthodoxer als die Reformirten, und diese für ärger als Türken erklärte, die grössere Zahl „viel lieber papistisch denn kalvinisch„ seyn wollte, und eine evangelische Kirche die Unmöglichkeit der so nöthigen Vereinigung mit folgendem Bild ausdrükte: „Si aqua „cum igne amicitiam inibit, ut hic non urat, illa non hu„mectet, amicitiam inibit Lutherana ecclesia cum nostra;„ da Zachäus Faber in Meissen 200 Uebereinstimmungen der Kalvinisten mit Arius und Muhämmed verbannte, Nicol. Philippi ihren Gott für den Teufel ausgab, und der edle Breitinger selbst vom Geiste seiner Zeit sich hinreissen ließ, in seinem

Te=

Testamente gegen des großen Gustavs Bildniß auf der Wasserkirche aus dem Grunde zu zeugen, weil „er des endlichen „Vorhabens gewesen sey, sein angebohrnes Lutherthum in die „ganze Pfalz, ja gar bis ins Schweizerland fortzusetzen.„ Von allem diesen besitzt der Recensent handschriftliche Beweise, ohne dieselben würde solcher Verfall, solche Entehrung des gesunden Verstandes und der Menschheit mir unglaublich vorkommen.

In den Helvetischen Republicken sind die Theologen geistliche und freye Bürger, welche für die Gesetze und die Freyheit reden dürfen. Beyspiele ihres oft sehr unerleuchteten Eifers finden sich im XVI, XVII. und im Anfang unsers Jahrhunderts häufig, so häufig, daß weisere Obrigkeiten und gemäßigtere Nachfolger dies angebliche Vorrecht meist stillschweigend aufgegeben haben. Breitinger strafte mit prophetischer Würde. Gauckler wollten nach vollendetem Gottesdienst am Sonntag die Bühne eröffnen. Vor einigen Jahren hatte der Magistrat verboten, was er jezt zuließ. Dies alte Mandat las der Antistes von der Kanzel seinen Zuhörern vor, und nun: „Um Gottes willen! Obrigkeit! wo ist dein Gedächtniß? Zürich! Zürich! Stadt auf einem hohen Berge! „Mutter evangelischer Kirchen! auf welche tausende stehen, „du handelst so? Sollten wir schweigen, predigte er einst, „sollten wir nicht warnen? Höre, Obrigkeit! Höre, Volk! „Erbarme dich, Obrigkeit! dieses großen Volks, laß nicht zu, „daß Einer aus Euch mit dem Blutschweisse des Vaterlandes „und manches redlichen Bürgers sich nähre; um Gottes willen, laßt nicht zu, daß wir von den Kanzeln schreyen müssen; Frommer Züricher! fliehe selbst zur Sache. Es thut „uns wehe, daß wir so predigen müssen, es ist hart, es muß „manchem unerträglich vorkommen; aber es ist noch unerträglicher, bey dem was, wir sehen, zu schweigen. Volk! „denke an deine Altvodern, sie haben dir die Religion mit Hintansetzung ihrer Ehre und Gefahr ihres Lebens erkauft!„ Eine männliche Stärke der Beredsamkeit, Worte nur in dem Mund eines muthvollen Republikaners in unwissenden trägen Zeiten unter schwachen Obrigkeiten schicklich. Die Predigt über Mieth und Gaben, aus Apg. 24, 26. f. ist nach Hrn. Lavaters S. 46. und meiner Empfindung ein Meisterstück der einfältigen und würdigen Beredsamkeit eines Mannes, der bey erfolgter Verantwortung sich so glücklich und unerschrocken zu vertheydigen wußte.

Rath und Bürgerdeputirten zehen zum Theil schnaubende Rathsglieder, den Antistes mit obrigkeitlichem Ernst von ähnlichen Vorträgen abzumahnen. Seine Mine voll Würde, Unschuld und Herzhaftigkeit machte die wildesten so zahm, daß ihm niemand nichts vorhalten wollte. Er begab sich zum voraus der gewöhnlichen Entschuldigung boshafter Zusätze und des Mißverstandes, er erklärte, daß er Zürich gemeint, er dankte Gott, daß er durch seine Predigt ihre Herzen verwundet. Ihr fraget „in was Sachen ihr dann den breit „Winkel zu Hülf nehmet, wann es kein Nutz ertragt? Es „befrömdet mich nicht wenig, mit was Conscienzen ihr fra„gen könnet, da ihr dessen alle vielfaltig überzeugt seidt.„ Hier gieng er insbesondere und hielt ihnen Langsamkeit, versäumte Polizey, versäumte Staatsgeschäfte, versäumte Reformation des Sekelamtes, versäumte Besorgung des Collegiums beym Fraumünster u. a. vor. „Ihr fodert, daß ich „namhaft mache, welche Mieth und Gaben nehmen? Wann „ein jeder jetzt heimkömmt, gestelle er sich nur blos für sein „Silbergeschirr, und erinnre sich, woher, von wem und um „was Sachen ein und das andere Stück ihm zu Haus gekom„men. Gnädige Herren! wie wär es, wenn ich von euch „begehrete einen Verdank, nur blos bis auf nächstkünftigen „Sonntag, und so ich dann von der Canzel meine liebe Ge„meind wider erinnerte, dessen was vergangenen Zinstag ge„prediget worden, mit vermelden, was mir darüber begegnet, „und daß es mir an Kundschaft mangle; es glange aber an „eine ganze christl. Gemeind, was ihrer ein jeder, Burger „und Landmann, in einer und der andern Sach, dem oder „diesem Herren verehrt, zu Rettung ihres Vorständers zu er„öfnen und folgenden Montags mit mir auf dem Rathhauß „zu erscheinen, liebe Herzen! sollte wohl euer Rathhauß groß „genug seyn?„ Ungern breche ich, wegen der Gränzen einer Recension besorgt, ab. Da standen die Deputirte. Der Antistes verließ sie: „Ich bin ein Stein, an den viel Wellen „pütschen (schlagen), durch Gottes Hülf bleib ich unverletzt. „Daß ihr mich für euch beschicket, ist mir bey der Bürger„schaft kein Unehr, euch aber auch kein Ehr. Gott sey mit „euch allen!„ Die Bürger waren entrüstet, die Richter beschämt. (Leben in Msc. Die Lobrede gedenket von allem dem wenig. Wer die schweitzerischen Verfassungen kennt, wird die Ursache leicht begreifen.)

Breitinger wachte auch für die Grundgesetze der Republick, den geschwornen und Pensionenbrief, und das Finanzwesen.

(S.

(S. Fürtrag den geschwornen Br. und den Wahleid betreffend, in seinem Mspt. Leben) Er beförderte die Bibliothek auf der Wasserkirche J. J. 1640. Er verwandelte die Leichenreden in ein allgemeines Gebet. Er stiftete das Kirchenarchiv zu Zürich (Lobr. 79. f.) Er sorgte für die öffentliche Erziehung. Zu seiner Zeit brachen die Christen einander wechselweise die Hälse, es waren die Zeiten des 30jährigen Krieges, der Verwirrungen in Bündten und des Blutbades im Val Telin, in welchem die wüthenden Katholicken auch nicht den Säuglingen, die Unterthanen nicht ihrer Obrigkeit, die Freunde nicht den Freunden, die Devoten weder der Kirche noch der Menschheit schonten. Breitingers Haus war den Flüchtigen offen. (Lobr. und Leben) Da Gustav, der Erretter deutscher Freyheit, die Vereinigung der Eidsgenossen suchte, wurde Breitinger geschickt, vom Wohlwollen der reformirten Stände und der Gefahr und Unmöglichkeit des Bündnisses ihn zu überzeugen. Larache hörte den Antistes und gab das Projekt auf. (Handschriften.) Er beförderte bey herannahender Gefahr eines Krieges die Bevestigung der Stadt Zürich (Fürtrag 10 Jun. 1629. Bedenken und Vortrag 2 Apr. 1642. Sermon den 11 Apr.) Seit der großen Glaubensänderung war die alte eidsgenößische Eintracht erstorben. Bis in die aufgeklärtern Zeiten wüthete der Religionshaß (die Unpartheylichkeit erfodert dies Urtheil) besonders bey den Katholicken ganz unglaublich. Dieser Zeitpunkt verdiente zur Belohnung der alten großen Thaten der Schweitzer in ihren Jahrbüchern verschwiegen zu werden; denn er ist, im 17ten Jahrhundert zumal, gar zu traurig und beschämend. Breitinger schützte die Unschuld und half zur Erhaltung des Friedens.

Ich habe mich eben geirret. Breitinger verdient keine Lobrede. Was sollen diese vermeinten Auszierungen, was alles Wortgepräng? Warum sollen die großen Thaten eines Edlen in einem Meer nichtssagender Worte umkommen? Lieber sein Leben ungekünstelt erzählt, und höchstens für die Blöden zwo Seiten Vorrede. Ein mittelmäßiger Fürst, nicht Große unter Geistern und Menschen, verdienen Lobreden. Wer wollte Cäsarn, Heinrich IV. und Friedrich loben? Laßt ihre Thaten reden.

Eine Stelle Hrn. Lavaters athmet Patriotismus: Durch „die Miethfeldzüge wurde der Charakter der Nation ein unerträgliches Gemische von alter Einfalt und übelverstandener „Verfeinerung. Sie kamen mit siechem Leibe und Sclavenseelen zurück, pflanzten den geheim wütenden Gift neuer

Krank-

„Krankheiten auf Enkel und Urenkel fort und erniedrigten „vielleicht das Riesengeschlecht unserer Väter, die starke Woh- „nung starker Seelen zu einer Race herumspückender Zwerge. „Glückliches Land in deiner Allgenugsamkeit, in deiner Ein- „tracht größer als dich kein Bündniß machen kann! Bist du „stark, schwäche dich nicht selber, fürchte dich vor denen nicht, „welchen du furchtbar bist. Du hast Gold und Schwerdter „genug inner deinen bergigten Gränzen und wenn du ihn durch „Arbeit stärkest und durch Wollust nicht entnervest einen ge- „waltigen Arm, der sie führen kann!„ Es ist hier der Ort nicht, die Frage vom Verhältnisse des Nutzens und Nachtheils ähnlicher Verbindungen zu beleuchten. Gewiß wurde aber Helvetien eher durch sie unglücklicher, als glücklich. Posido- nius alte Nachricht von den Helvetiern „ein reiches, fried- „sames Volk„ paßt seitdem nicht mehr auf ihre Söhne. Auch hat man anfänglich laut genug gegen das französische Geld auf Tagen, in Rathstuben, von Kanzeln und in Schriften ge- sprochen.

Sh.

De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol. III. Auctore *P. C. Harlesio*, Culmbacensi. Bremen, Förster, 1768. 184 Seiten in 8.

Wenn berühmte Männer durch besondere Schicksale groß wurden, wenn ihr Geist und ihr Herz im bürgerlichen Leben so merkwürdig und originell, wie in der Litteratur ihre Schriften waren, wenn die Art ihres Studirens etwas beson- deres hat, oder der Geschichtschreiber Maximen und Anekdo- ten ihres Lebens weis, so geistvoll und so lehrreich wie viele im Laertius, so segne ich den Mann, der solche Leben und Thaten aufzeichnet.

J. H. Lederlin, Schneider Lederlins Sohn von Straß- burg, studirte aus dem Beutel guter Leute, wurde Professor, Decan und Rektor, nahm eine Frau, zeugete Kinder, gab den Pollux heraus, und wurde versammelt zu seinen Vätern. C. E. von Windheim studirte die Theologie, heyrathete Mos- heims gelehrte Tochter, war munter, feurig, zufrieden wie Sarasa, unbeständig. Prof. zu Erlangen, Freymäurer, las aus der schmidischen Uebersetzung, Reineccii Clavis, und dem englischen Bibelwerke über das N. T. Collegia, und starb

1766.

1766., ein guter Mann, fleißig, nur nicht gebohren zum Professor. (Jakson welchen er übersetzt hat, suas habet virtutes suaque vitia. Nun wissen wir ihn doch zu beurtheilen?) C. A. Bode ward gebohren, gieng auf die Universität, wurde Rektor und Professor und studirte die morgenländischen Sprachen sehr fleißig. J. C. Wernsdorf, des Streiters Sohn, Prof. zu Helmstädt, hat Bücher geschrieben. J. Gramm, ein dänischer Geschichtforscher und würdiger Mann. J. F. Heusinger, der Griechisch besser als Latein versteht, ein Mann von unerkannten Verdiensten, ganz Grieche, in diesem Studium groß.

Dies sind die Leben und die Wunder sechs Philologorum nostra aetate clarissimorum, in deren Mitte der sehr gelehrte Schöpflin glänzt. Diese Biographie mögen meine Leser mit dem Laertius vergleichen und selbst urtheilen.

Eine Bitte wollte ich, an unsere sämtlichen Geschichtschreiber wagen. Ich bitte sie, Charaktere ihrer Helden entweder gar nicht zu schildern, wir wollen sie lieber aus der historischen Erzählung ihrer Thaten herauslesen, oder wenigstens, statt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laster aus dem nächsten besten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geschichte keinen Platz finden konnten, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zusammen zu werfen.

Mit der Bitte des deutschen Publikums, es mit unnützen Büchern und wenig merkwürdigen Leben zu verschonen, versteht sichs ohne hin. Hr. H. hat im übrigen einige Talente, aber ein bisgen weniger zu schreiben und zu überlegen, was interessant und uninteressant ist, würde ihm nützlich seyn. Beyde sind aber Dinge an die ein lateinischer Philolog von Profeßion sehr selten denkt. Wie wenig Heyne giebt es in diesem Fache, und wie viele Kloz und Harles!

Mn.

---

14. Finanzwissenschaft.

Johann Ludwig Hiltebrandts, des Kaiserl. Reichs-Post-Amts zu Homburg im Westrich, Administratoris, Neue Beyträge zur Verbesserung der Staats- und

und Landes-Oekonomie. Frankf. und Leipz. 1771. 189. Seit. in 8.

Dieser Verf. hat es nun einmal mit dem Staate und seiner Wirthschaft aufgenommen, mit mancherley gelehrten Societäten sich eingelassen, und indessen hat der Staat, darunter verstehen wir auch das gelehrte Publikum, den Vortheil seine Bemühungen um die Presse und um die Wohlfart des Vaterlandes zu bewundern.

Seine an die Akademien eingesandte Schriften sind, ohne die Irländische, die wir zur andern Zeit angezeigt haben, eine nach Stockholm, eine nach Gräz, eine nach Petersburg, eine nach Brünn in Mähren, und eine von 1766. nach Paris eingesandt.

Die Gegenstände sind so mannichfältig, denn er hat sie in 21 Kapitel vertheilt, daß uns der Raum fehlt, eine genaue Anzeige davon zu liefern. Diejenige unserer Leser, welche diesen V. kennen, werden ihn auch hier auf jeder Reihe finden.

Was uns am besten gefallen hat, ist der Kunstgriff, den er bey seinem Plane zu Aufrichtung einer Land-Kammer-Casse angebracht hat. Nachdem er sich von der Güte desselben überzeugt hat, so ist er geschwinde, ehe das Publikum sich besinnen kann, dahinter her und ratificirt den Plan in solenner Form, fängt ihn mit den Worten an: Wir von Gottes Gnaden, — macht in gleichem Tone noch besondere Statuten für seine Landkammer; und hiemit ist der Plan gedacht und bestätigt, nicht nur bestätigt, sondern die neue Kammer ist auch mit einer Million Reichs-Gulden, Capital-Fond, dotirt; mit dieser Summe kann er alle Zweifel solviren, die gegen seine Plans gemacht werden wollten, und das hat uns gefallen; denn wirklich, wo nicht wenigstens eine Million Gulden Taschengelder, oder wie man sie nennen will, in einer Kammer zum Grunde liegen, da ist nicht gut Projecte machen; woher die Million genommen werden soll, dafür hat der Projectant nicht zu sorgen, denn sie muß schon da seyn, eher wird er nicht geruffen, das wäre sonst petitio principii; so ohngefehr ist das Mittel gegen die Mäuse, ihnen die Zähne auszubrechen, welches allemal voraussetzt, daß man die Mäuse schon haben muß. Also die Landkammer des H. H. ist gründlich genug angelegt.

Das erbaulichste dieser Beyträge, welches zugleich von dem sanften Charakter des V. ein Beweis ist, muß man in dem letzten Stücke suchen, welches nach Paris über die Friedens-

dens-Materie eingeschicket worden. Was mögen doch die französische Friedens-Männer für eine hohe Idee von dem deutschen Gelehrten gefasset haben, der sein Süjet mit so viel Feuer und Geist angriffe, wie unser H. H. gethan hat; welch eine lange Reihe von Vortheilen weis er uns zu erzählen, die der Friede gewähret, die zwar am Ende alle dahinaus lauffen, daß der Krieg aufhört, aber noch einen andern wesentlichern Gedanken hinter sich haben, nemlich die Seeräuberische Republicken zu zerstören und die Länder zu theilen, wozu der V. schon die Theilungs-Commissarien in Vorschlag bringt, und denn die Religion zu reformiren.

Zum Beweis, daß ihm dieses recht von Herzen gehe, schließt er mit einer feurigen Einladung an alle christliche Potentaten zum Frieden; Allerdurchlauchtigste, Grosmächtigste christliche resp. Kaisere, Könige und Herren — sagt er zu ihnen, beherziget — verabscheuet doch — greifet die Raubnester auf einmal an — nehmet das ganze Land ein, machet euch alles unterthan; haltet das Meer wohl besetzt; will euch ein oder der andere aus Asien Hinternis machen, machet vorher die fürsichtige Bestellung, daß diesem sein Land ebenmäßig in dem Rücken überfallen werden könne — und wenn es uns erlaubt ist, auch eine unvorgreifliche patriotische Bitte hinzuzufügen — machet den Verfasser, dem ihr dieses alles zu danken haben werdet, alsdenn wenigstens zu euern General-Post- oder Schatzmeister von Tunis, Algier und Tripolis.

Kurzer Inbegriff der ganzen Policeywissenschaft, Tabellarisch entworfen von Leonh. Christoph Lahner, Not. Caes. publ. & Soll. jur. Nürnberg, bey J. A. Lochner, 1772. in 15 Tabellen auf 15 Bogen Fol.

Der Verf., welcher eine gute Gabe zum Linienziehen und Tabellenmachen zu haben scheint, hat aus Hochachtung für seinen Gönner, eine verdiente Magistratsperson in Nürnberg, es versucht, nach seinem Geschmacke, über Justi Grundsätze der Policeywissenschaft ein Register zu verfertigen und ihm die Form der Tabellen zu geben. Seine Absicht ist, den Anfängern diese Wissenschaft zu erleichtern und die geübtern zur Wiederholung aufzumuntern. Wenn er diese erreicht, denn will er sehr zufrieden seyn; das kann er auch; ob er sie aber erreichen wird, daran zweifeln wir, weil wir glauben,

daß

daß beyde Gattungen Leute sich besser aus den Registern, die Justi selbst zu seinen Werken und zwar mit Beysetzung der Seitenzahlen, welche hier ausgelassen sind, gemacht hat, sowol zum Unterricht als zur Wiederholung erbauen können. Im übrigen ist es ohnedem mit der Policeydoktrin eine Sache, die so, wie sie bisher vorgetragen worden, keinen praktischen Nutzen hat; Räuber und Mordbrenner zu bestrafen (Tab. XII.) eine Religion zu haben, die Feyer des Sabbaths und den christlichen Wandel der Geistlichen vorzuschreiben (Tab. X.) Justitz- und Ptoceßordnung zu handhaben (Tab. XI.) Bergwerks- und Jagdordnungen zu geben, (Tab. XIII.) sind freylich lauter Erscheinungen, die einem Lande, worinn gute Policey herrscht, wohl anstehen; aber deswegen sind sie keine wesentliche Policeygegenstände; denn wenn wir so weit ausholen wollen, so ist alles Policey; Astronom, Beichtvater, Scharfrichter, Hanrey ꝛc. lauter Policeygehülfen, zu Erleichterung des Commerz, Ern....terung, Bestrafung und Vermehrung der Menschen.

Nur das sind für Deutschland eigentliche Policeysachen, die nicht für die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte gehören. Aber diese Gränzen kannte Justi nicht und sein Epitomator vielleicht noch weniger. Zu diesen Tabellen nehmen wir noch ein ähnliches Produkt:

Tabellischer Entwurf von der Staatswirthschaft. Frankfurt und Leipz. 2771. VI. Tab. Fol.

welches denselben Verfasser zu haben scheint; ist auch ein Register über Justi Staatswirthschaft ohne Seitenzahlen. Auf der V. Tab. schreibt er seinem Autor sein Urtheil gegen die meyneidige Nürnbergische Vermögensteuer oder Losung nach; das ist vielleicht patriotisch; vielleicht hat er sich aber deswegen auf dem Titulblatt aus Bescheidenheit nicht genennet, um mit seinem Patriotismus nicht zu prahlen; vielleicht ist er aber auch nicht einmal der V. davon.

Alles zusammengenommen und das, was Justi zu verantworten hat, abgesondert, gebührt diesem V. der Tabellen immer Dank für seinen wohlgemeinten Fleis, der manchem Tabellenfreunde — und wie zahlreich ist diese Parthey — sehr unterhaltend seyn wird.

Fz.

15. Haus-

15. Haushaltungskunst.

Abhandlungen — der fränkischen Gesellschaft auf das Jahr 1771. Nürnberg, bey Zehe, 1772. 27 Bogen in 8.

Den Freunden dieser Gesellschaft kündigen wir in dieser Sammlung eine besser getroffene Auswahl von Abhandlungen an — Unter den vielen Bienengesellschaften, womit Deutschland seit einiger Zeit heimgesuchet worden, hat sich gegenwärtige in ihren Schriften zum Vortheile derselben vorzüglich ausgezeichnet. Die Abhandlungen selbst sind folgende: 1) Physikalische Untersuchung von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen ꝛc. von J. H. Steinmetz. Diese Abhandlung ist von ihrem Verfasser schon besonders heraus gegeben, doch bey dem Abdrucke so besorget worden, daß wir sie hier desselbigen Inhalts und derselbigen Seitenzahlen befunden, und daher unsere Leser auf das verweisen, was wir bereits über dieses Buch gesaget haben — Es ist hier nichts, als die Zueignungsschrift, welche der V. an die rußisch-kaiserliche ökonomische Gesellschaft zu Petersburg jenem Buche angehänget hat, ausgelassen worden.

2) Grundriß von etlichen praktischen Regeln zur Bienenzucht, von demselbigen Verfasser. In diesem Grundrisse wird das Ausschliessungsrecht der Bienenzucht zu eingeschränkt verlanget. Ob wohl nach diesem Vorschlage ein ungleich grösserer Nutzen von der Bienenzucht gezogen werden könnte, als durch die in einem einzelnen Orte vertheilte Bienenzucht wirklich erhalten wird; so dünkt er uns doch zu hart, und liese sich, vielleicht mit nicht minderen glücklichen Erfolge, dahin mildern: daß zwar jeder einzelne Bewohner eines Ortes an der Bienenzucht Theil nehmen dürfte, jedoch solche auf einem Hauptstande gemeinschaftlich und durch einen Gemeindwärter verpfleget werden müßten. Den Bienenfreunden wird es nicht unangenehm seyn, einige Gedanken von solch einer Einrichtung hier zu lesen. Fast an jedem Orte wird es thunlich seyn, die daselst befindlichen einzelnen Stände in einen Hauptstand zu verwandeln, daran jedem Einwohner gleiches Recht und gleicher Antheil zu gestatten wäre: Die darauf gestellten Stöcke dürften aber nicht anders, als durch einen dazu bestellten, unterrichteten und in Pflichten genommenen Wärter behandelt wer-

werden. Diesem Wärter könnten zween Aufseher aus der Gemeinde dergestallt beygeordnet werden, daß alle Jahr einer davon ab- und ein neuer zugehet; Ohne deren Vorwissen, und in Hauptsachen ohne dieser Gegenwart der Wärter nichts vornehmen, noch etwas in das Handbuch eintragen dürfte — Ein solcher Hauptstand könnte entweder auf gemeine Kosten aufgebauet, folglich auch zum gemeinen Nutzen unterhalten werden — Würde aber ein solcher Stand durch freywillige Glieder der Gemeinde veranstaltet werden, so könnten die Unkosten und der Nutzen stammweiß berechnet werden.

Diese Verwandlung der Privatstände in Gemeindstände hat viele Gründe für sich, und wir sehen dies Verfahren nach eigenen und fremden Erfahrungen, als die einzige Auskunft an, die Bienenzucht in einem Lande zu einem gewissen Flor empor zu bringen, daß sie von Seiten der Polizey alles Nachdenken und alle Aufmerksamkeit verdienet — Unter den vielen Vorzügen, die mit einer solchen Bienenzucht verbunden sind, mögen folgende einen Platz einnehmen. 1) Die meisten Bienenrechte, und vielleicht alle, die ohnedem so vielen ohnvermeidlichen Schwierigkeiten unterworfen sind, werden dadurch ganz entbehrlich.

2) Wird der Schaden, welchen schlecht behandelte Privatstände, andern Ständen an eben demselben Orte verursachen, gänzlich abgewendet; wo im Gegentheile die schlechte und nachläßige, oft verkehrte Behandlung einzelner Stände nicht nur einen, sondern auch noch andere Stände zu Grund richten, oder doch wenigstens die Hofnung ihres Besitzers vereiteln; weil es fast nicht möglich ist, bey allen, oft unvermutheten Vorfällen gegen die Fehler anderer Stände sich sicher zu stellen.

3) Es reißt sich auf diese Weise die Bienzucht von der Mißhandlung ungeschickter Bienenwärter los, und kann unter nothdürftig unterrichtete Bienenwärter gebracht werden.

Wir schränken uns hiebey jedoch zu dieser Ausnahme ein: daß es Freunden der Bienenzucht, die Versuche und Erfahrungen anstellen wollen, erlaubet bleibe, die hierzu gewidmeten Stöcke besonders aufzustellen und selbst zu behandeln, damit das Nachforschen nicht ersticket werde. Wir setzen aber auch allemal zum voraus, daß man es nur solchen erlaube, von deren Liebe und Redlichkeit für das gemeine Beste man hinlänglich versichert sey; und daß bey Raubereyen ꝛc. nichts einseitig vorgenommen, sondern mit Zuziehung des Gemeindwärters Abwehre veranstaltet, und wo ein Stock schon über-

man-

mannet wäre, beyde Stöcke also gleich mit einander verwechselt, nemlich vermög sichern Erfahrungen der Rauber auf des beraubten Platz und dieser an jenes Stelle gesetzet, in der Folge aber wegen dem Nutzen gemeinschaftlich gehalten werden.

3) Von der 200. bis 234 S. schreibt ein Verfasser, der in der Vorrede Herold benennet wird, vom Einfassen der Bienenschwärme recht lehrreich, so weit als er selbst Versuche gemachet hat.

4) 235-276. findet man Beyträge zu einem Bienenrechte, die inzwischen als ein nothwendiges Uebel gelten mögen, bis die Gemeind-Bienenzucht solche entbehrlich machet.

5) Itzt folgen fünf Convents-Abhandlungen vom Jahre 1768. bis 1770. von J. L. Eyrich, welchen noch eine Erzählung von zufälligen Magazins-Vorkommenheiten, und endlich ein Wetter-Tagebuch angefüget ist. Wir finden unter andern das Magazins-Ablegen als neu und nützlich folgendergestalt angepriesen. Einen vollgebauten Magazins-Stock von zween Körben, soll man in der Mitte durchschneiden, und den obern Korb neben den untern, nun als einen besondern Stock, aufstellen. Neu ist zwar dieses Verfahren an und für sich nicht; denn wir und mehrere haben schon vor verschiedenen Jahren dergleichen, wiewohl mit einer kleinen Veränderung, auf eine nützliche Weise aufgestellet. Auch ein ungenannter, der Verfasser der nützlichen Biene, hat auf der 109 S. den Weg dazu gebahnet; es geschah zwar ohne weiteres Nachdenken, denn der V. glaubte, daß in jedem Korbe schon vorher die erfoderliche Königin vorräthig gewesen wäre, welches doch nicht ist. Man muß aber dem V. jener Convents-Abhandlungen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er am ersten die verständlichste Weise bekannt gemacht habe. Der Recensent füget aus hinlänglicher Erfahrung hinzu: daß man allemal vortheilhafter mit dieser Gattung Ableger zum Zwecke gelangen wird, wenn man den oben abgenommenen Korb auf den gewohnten Ausflugsplatz, dagegen den untern Korb von der Stelle weg, und erst nach Verlauf einer Stunde neben jenen setzet. Auf diese Weise hat man niemals das a. d. 412 Seite beschriebene, und auch von uns oft unvermeidlich befundene verwechseln der Stöcke vonnöthen. Unsere Leser finden bey dieser Weise eine abermalige leichte Methode den Bienenstand zu vermehren, ohne vonnöthen zu haben, auf kostspielige Versuche zu studieren. Es müssen aber erst hinlängliche Magazine angelegt werden, welcher Mangel an der allgemeinen Ausführung allemal die Schuld ist. Man muß nicht schon im ersten Jahre

alles auf einmal, Ableger und Magazinen zugleich haben wollen. Ueberhaupt empfehlen wir, allezeit mehr Magazine als Ableger zu machen.

Einleitung in die neuere Bienenzucht nach ihren Gründen: für meine Landesleute in Schwaben, und besonders in Würtemberg. Aus guten Büchern und eigener Erfahrung, von M. B. Sprenger. Stuttgard, bey J. B. Mezlern, 1773. 19 Bogen in 8.

Dieses Buch darf man mit allem Rechte eine erleuchtete Einleitung in die neuere Bienenzucht nennen, und der Verf. ist auf mehr dann einer Seite der schäzbarsten Betrachtung werth. Eines Theils, wenn er aus eigener Erfahrung von einem Fache, das ihm von Jugend auf, zur Lieblingswissenschaft geworden, schreibt: Andern Theils, da er zur neuern Bienenzucht die besten Bücher dergestalt zum Grunde geleget, daß man leicht einsiehet, wie bedächtlich er solche Bücher gelesen, und sie gründlich zu beurtheilen, gewußt habe.

Das Buch im Ganzen betrachtet, ist durchaus gut geschrieben, daher die Auszüge, so wir machen wolten, den Leser nicht befriedigen würden, er muß das ganze Buch lesen. Nur einen einzigen Umstand finden wir einer näheren Beleuchtung vonnöthen: Nach der 94 S. soll man, um schwache Stöcke zu verstärken, eine Anzahl Bienen, jedoch ohne Diebstahl zu begehen, vom eigenen Stande fangen und mit dem schwachen Stocke vereinigen. — Aus der Erfahrung wissen wir; daß diese Bienen zu diesem Gebrauche nicht dienen, es seye dann daß sie aus entfernten Stöcken, von wenigstens einer Stunde Weges, hergeholet oder einige Tage eingesperret würden. Z. B. wir nahmen zu oftmalen von stark vorliegenden Stöcken des Abends 6. und mehrere Hände voll Bienen, die wir zu schwachen Stöcken tragen liessen, von denen sie auch willig auf= und angenommen worden: Allein den andern Abend war der Stock wieder so schwach an Volk, wie vorher; denn alle Bienen hatten ihren Mutterstock wieder gefunden. Folgendes Verfahren, so wir oft beprobet, geben wir zu dieser Absicht als untrüglich an die Hand: An einem schönen Tage stellet man gegen 10 Uhr, wenn die Bienen schon häufig im Felde sind, einen schwachen Stock an eines starken Platz, und diesen an jenes Stelle; an die erste Unruhe, und das einige Stunden fort-

fortwährende aus- und einlauffen der Bienen muß man sich nicht stöhren; man darf aber auch nicht an die verwechselten Stöcke poltern. Man trifft oft Stände an, darinnen die Stöcke gar zu dicht neben einander stehen, in welchem Falle die Bienen bey dergleichen Verwechselung auch in nahbeystehenden Körbe einzugehen suchen. Dies zu verhüten, muß man Bretter statt Blenden, dazwischen stellen. Am Abend wird alles Volk ruhig, und der schwache Stock hinlänglich verstärket seyn.

Physikalische Untersuchung von den verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen — den präformirten Weisel-Eyern — — und dem doppelten Aste des Eyerstockes der Bienen-Mutter, von Johann F. Steinmetz, Diakonus zu Melkendorf. Nürnberg bey J. B. Zeh, 1772. 11 Bogen.

Man muß es dem Verf. Dank wissen, daß er bey seinen Versuchen und Beobachtungen viele Genauigkeit äussert: daß er mit einer unpartheyischen Prüfung seine und andere Meynungen mit einander vergleicht; und nach denselben die beweißlichsten Schlüsse niederschreibt. Derselbe verdienet beynahe in den meisten Stücken Beyfall: Ob es aber Thränen-Männlein und Thränen-Kämmerlinge gebe, darüber dürfte die Entscheidung ein wenig zu frühe seyn. Denn ob es gleich gewiß ist, daß die Arbeits-Bienen auch Eyer zu Thränen legen, (welches dem V. noch unbekannt ist) und man daher muthmassen könnte, die ersten möchten ihr Daseyn der Königin, die letzten aber den gemeinen Bienen zu verdanken haben, so muß die Sache doch einer nähern Prüfung unterworfen bleiben.

Sonst ist der Verf. würdig aufgemuntert zu werden, zur Bereicherung der Naturlehre in diesem Fache fortzufahren, und die neuesten Erfahrungs-Sätze durch wiederholte Versuche zu beleuchten; und am Ende durch seine genauen Beobachtungen vielleicht diese dunkle Sache in ihr grösseres Licht stellen. Wir können von dem Verf. noch dieses sagen, daß er vermög sichern Nachrichten nicht mehr zu Melkendorf, sondern seiner Geschicklichkeit wegen als Subdiakonus nach Culmbach befördert worden seye.

M. Kurella kurzer Entwurf der alten und neuern Bienenzucht in Preußen, nebst einer Anweisung wie die Bienenzucht in Preußen verbessert werden könne. Königsberg, bey J. J. Kanter in 8. 5½ Bogen.

Der Verfasser hat zwar einen Anfang gemachet, die neuern Schriften einzusehen; die beßten sind ihm aber noch nicht zu Gesicht gekommen.

In dieser Schrift wird nichts hauptsächliches, als die klägliche Behandlung der Bienenstöcke in Preußen bis auf jetzige Zeiten beschrieben. Wer nun Gefallen hat, solch eine Geschichte zu lesen, denen und sonst Niemand ist dies Buch zu einigem Gebrauche dienlich. Der V. bestraft sich überhaupt selbst am beßten, wenn er S. 36. saget: „daß er bald in die „alte Geographie gerathen wäre, und sich von seinem Vorha„ben verirret hätte.„ Er ist aber doch von Patriotismus belebet, und daher aufzumuntern. In dem Betrachte also, daß er dem Vaterlande nützlich zu werden trachtet, könnte sein Eifer für die Sache ihm durch Lesung der beßten Bücher und die Ausübung derselben, bald mehrere Kenntniß verschaffen; zu welchem Ende wir ihm die neuesten Schriften, worunter wir itzt auch Gelieus Abhandlung, und Sprengers Einleitung in die neuere Bienenzucht zu nützlichem Gebrauche empfehlen dürfen. Die ihm empfohlenen Schriften werden zu schicklichen, halb und viertels Körben Anleitung und ihm in allen Stücken helles Licht geben. Dennoch aber ist die Einwendung nicht gehoben: Kann man auch solche Körbe in den Gegenden gebrauchen, wo ihnen die Bären nachstellen? In dem Falle müssen die Armen freylich die vom V. Seite 57. selbst unbequem befundenen Klotzbeuten beybehalten: dies wäre aus zweyen Uebeln das beste gewählet! Allein ganzen Gemeinden, die ohne das gemeinschaftliche Bienenzucht aller Orten veranstalten sollten; auch bemittelten Bienenfreunden wäre es ein leichtes, an den Gegenden, wo man wegen der Bären-Anfälle nicht sicher wäre, die aber doch zur Bienenzucht sehr gelegen sind, ein solches Bienenhauß zu erbauen, dessen unterer Stock für den Wärter, der obere Bau hingegen für Bienen-Etagen so eingerichtet würde, daß keine Bären hingelangen könnten. Manche werden zwar glauben, die Bienen würden in der Höhe nicht gut thun: Schlagen doch die Bienen selten ihre Wohnungen am Fuse der Bäume auf; sie wohnen vielmehr immer

lie-

lieber in deren Höhe: man folge derselben lehrreichen Triebe, man zähle darauf, daß sie treflich im andern Stockwerke des gemeldten Hauses voran kommen werden.

Neues finden wir in diesem Buche nichts, als daß der V. auch von der, den Dorfschulmeistern nun eigenen Modesucht angeflammet ist, eine Bienengesellschaft zu errichten; welchen Weg wir doch nicht für den tauglichsten, vielmehr aber Gemeind-Bienenstände für das noch übrige Rettungsmittel zu einer stets florisanten, und dem Lande beförderlichen Bienenzucht beprobt wahr befunden haben. Der V. lese hierüber unser Urtheil über die Abhandlungen der fränkischen Bienengesellschaft vom Jahre 1771.

Culture des Abeilles ou Methode experimentale et raissonée sur les Moyens de tirer meilleur Parti des Abeilles, par une Construction des Ruches mieux assorties a leur Instinct avec une Dissertation nouvelle sur l'origine de Cacire. Par Msr. *Duchet.* Fribourg, chez M. Eggendorffer, 1771. 23 Bogen in 8.

Gelieu ist und bleibt gegen diesem Werke immer Original: Dort findet man die ökonomische Behandlung der Bienen kurz beysammen, welche hier weitschweifig vorgetragen wird. Das Ausschwitzen des Wachses durch die Ringlein des Hinterleibes der Bienen ist in einem besondern Gespräche, aber unausstehlich langweilig, und, wie Alles überhaupt, in einem schlechten Style beschrieben.

Kurzgefaßter Unterricht vor den Nassauischen Landmann, wegen der Bienenzucht in Magazinen rc. mit einer Kupfertafel. 1771. 62 Seiten in 8.

Dieser Unterricht und das eigene Geständniß des Verfassers, beweisen, wie weit man noch an den meisten Orten, und vorzüglich in seiner Gegend, von der richtigen Bahne zu einer glücklichen Bienenzucht entfernet sey. Er saget von sich selbst S. 12.: **Ja freylich, liebe Landesleute und Freunde! wenige unter uns sind bisher mit den Bienen glücklich, sondern die meisten unglücklich gewesen: ich selbsten bin beydes gewesen; aber mich freuet mein Unglück mehr als mein Glück, weil es in mir die Begierde erwecket hat, die Ursachen des**

Un-

Unglückes zu erforschen, und diejenigen Vorschläge zu erwägen, welche zur bessern Bienenzucht in neuern Zeiten geschehen sind.

Treugemeinte Aufmunterung des Badendurlachischen Landmannes zu der Bienenzucht; wobey die großen Vortheile derer Magazinkörbe, vor denen bisher gewöhnlichen einzelnen Behältnissen, gezeiget werden. Mit einer Kupfertafel. Carlsruhe, 1771. 5 Bogen in 8.

Die den Schwarm von Bienen-Büchern vergrößernde Schrift, kann zur Aufmunterung des dortigen Landmannes wohl noch dienen; und da sie ausgetheilet worden, so möchte sie mancher auch lesen. Allein den darinn gegebenen Unterricht hätten wir von einem in den andern Theilen der Oekonomie so einsichtsvollen Verfasser, (dem Herrn Geheimden Rath Reinhard, welcher würdige Mann noch im vorigen Jahre gestorben ist) ganz anders erwartet; indessen da des Herrn Eyrichs Schriften zum Grunde gelegt sind, und auch dieser die Handschrift vor dem Abdrucke durchgesehen hat, so verwundern wir uns über manches nicht, auch nicht einmal über den Titel: überhaupt aber sehen wir die Absicht des V. für recht wohlgemeynt an.

Zs.

Johann Jacob Reinhards — correspondirender fränkisch-badendurlachischer Bienenvater — mit Anmerkungen der fränkischen Bienengesellschaft. 8. Anspach, 1771. 10 Bogen.

Des Herrn Geheimden Rath Reinhards ökonomische Schriften sind längstens als solche bekannt, die unter die besten ihrer Art gehören, und eben dies können wir von gegenwärtigem Bienenbuch sagen. Es ist der sämtlichen Geistlichkeit im Badendurlachischen zugeeignet und dazu bestimmt, daß der zum Bücherlesen nicht gewöhnte Landmann solches zu seinem Unterricht bey der Bienen-Pflege gebrauchen möge, wobey der Herr V. die Geistlichen jedes Orts ersuchet ihren Pfarr-Kindern mit einer dienlichen Erklärung desselben zu statten zu kommen. Allerdings ist dies der beste Weg neue Kenntnisse bey dem gemeinen Mann zu verbreiten, und wird dadurch hof-

hoffentlich der vorgesetzte Endzweck um so ehender erreichet werden, da der Bauer nichts lieber lernet, als Dinge die ihm einen baldigen und augenscheinlichen Nutzen bringen.

L.

16. Vermischte Nachrichten.

Briefwechsel zwischen Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Gustav in Schweden und Sr. Excel. dem Herrn Reichsrath Grafen von Scheffer. Greifswald bey Röse, 1772. 17 Bogen in 8.

Dieser Briefwechsel ist als ein Uebungsstück des jetzigen Königs von Schweden in der ersten Jugend anzusehen, und verdiente aus mehr als einer Absicht auch in Deutschland bekannt zu seyn. Hr. Gadebusch, der, so viel wir wissen, das Lehramt des deutschen Staatsrechts zu Greifswald, welche Stelle erst neuerlich ist errichtet worden, erhalten hat, ist eigentlich nur Dollmetscher der schwedischen Uebersetzung des Herrn Georg Giädda, ursprünglich sind diese Briefe ohne Zweifel französisch geschrieben. Die deutsche Uebersetzung scheinet getreu und läßt sich bis auf ein paar Kleinigkeiten, die Sprachrichtigkeit betreffend, angenehm lesen.

Wir haben bereits die schönen Briefe des Grafen von Teßin an den Cronprinzen, wovon dieser Briefwechsel gewissermaßen als eine Fortsetzung anzusehen ist, wenigstens gehöret die erste Idee den Unterricht für den Prinzen in Briefe einzukleiden und dadurch den vorgetragenen Lehren mehrere Festigkeit als durch den mündlichen Unterricht zu geben, dem Grafen Teßin zu. Hier wird diese Absicht bey dem reifern Alter des Prinzen erweitert, der Graf von Scheffer will nicht allein belehren, sondern auch die Denkungsart seines hohen Eleven läutern und ihn zu eignem Nachdenken gewöhnen. Die hier gebrauchte Methode könnte nicht besser seyn. Der Graf wählt bald einen zufälligen Umstand, der sich ihm darbietet, bald einen Gegenstand aus der Politick und Moral z. B. von der Ehre, der Verstellung, der Freundschaft, vom Nutzen und der Schädlichkeit der Reisen, von der Bescheidenheit u. s. w. Er befragt den Cronprinzen um seine Meynung über die vorgetragenen Materien, maskirt sein eigenes Urtheil zuweilen mit Fleiß um den Prinzen von der Anhäng-

lichkeit an dasselbe zu entfernen und das eigne Nachdenken über die Sache zu befördern und überläßt es dem Prinzen, Begriffe selbst zu entwickeln und genauer zu bestimmen, um einen festen Standpunkt zu gewinnen, aus dem sich die vorgelegte Frage ganz übersehen und beurteilen läßt. Die Briefe des Grafen von Scheffer sind voller Sentiment, mit vieler Leichtigkeit geschrieben, ohne daß irgendwo, auch da wo der Vortrag auf den Unterricht hauptsächlich abzielt, das schwerfällige des Lehrtons hervorscheint. Die Beantwortungen des Kr. Pr. zeugen von einer richtigen Urtheilungskraft und schnellen Penetration das wahre und richtige ohne langes und mühsames Nachdenken lebhaft zu empfinden, zugleich aber auch von einer Geschmeidigkeit des Geistes bey überwiegenden Gegengründen und genauerer Prüfung, eine behauptete Meynung wieder zu verlassen. Der Pr. gestehet es mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit, wenn er glaubt, in seinem Urtheil sich verirrt zu haben; aber nirgendswo haben wir bemerken können, daß ein solches Geständniß in einer Gefälligkeit gegen den Grafen v. Scheffer oder in einer Bequemlichkeit sich das weitere Nachdenken über die vorgelegte Materie zu ersparen, seinen Grund habe; denn wo der Prinz in den Gegengründen noch keine völlige Ueberzeugung findet, hat er auch Standhaftigkeit gnug seine Meynung zu vertheydigen. Der ganze Briefwechsel ist unverbessert gelassen worden, und das mit Recht: durch Verbesserungen wäre der nexus der Briefe gestöhret worden, denn eine Abänderung in den Briefen des Grafen würde auch eine Veränderung in den darauf sich beziehenden Schreiben des Kr. Pr. veranlasset haben, und dadurch wäre die eigentliche Absicht der öffentlichen Bekanntmachung dieses Briefwechsels größtentheils vereitelt worden, die doch darinn bestehet, das schwedische Publikum von den ersten Entwickelungen der Fähigkeiten und Denkungsart seines jetzigen Monarchen zu unterrichten.

Vm.

Nachrichten.

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, deren astronomische Calender ehemals so beliebt gewesen, hat nun die Anstalten getroffen, wodurch diese Arbeit wieder vor sich gehen, und viel vollständiger und brauchbarer gemacht werden

den soll. Es werden nemlich unter ihrer Aufsicht statt bemeldter Calender förmliche und sehr vollständige Ephemeriden in deutscher Sprache berechnet, und so eingerichtet, daß sie sehr leicht auf den Horizont eines jeden Ortes angewandt werden können. Jeder Band soll zwey volle Jahre voraus bey der Haude und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin im Drucke erscheinen, und auf Michaelis dieses Jahres der Anfang mit dem für 1776. berechneten Jahrgange gemacht werden; so daß man diese Ephemeriden zeitig genug wird haben können, wodurch besonders den Calenderrechnern ein beträchtlicher Dienst erwiesen wird. Damit aber auch anderen Liebhabern der astronomischen und damit verwandten Wissenschaften diese Ephemeriden gleich bey der Herausgabe brauchbar werden können, so wird man nicht nur in den zween ersten Bänden die merkwürdigsten Himmelsbegebenheiten der Jahre 1774. und 1775. mit nehmen, sondern es soll die zweyte Hälfte eines jeden Bandes ein ordentliches astronomisches Magazin oder Sammlung von Beobachtungen, Nachrichten, Aufgaben 2c. enthalten, die theils unmittelbar in die Sternkunde, theils in die mathematische Geographie, Hydrographie, Zeitrechnung, Sonnenuhrenkunst, optische Wissenschaften 2c. einschlagen, und wobey auch die von auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten der Akademie eingeschickte Beobachtungen, Nachrichten 2c. nach Maaßgabe des dazu gewiedmeten Raumes werden genutzt werden. Jeder Band beträgt ein Alphabet Text, nebst den zur Vorstellung der Sonnen- Erd- und Mondsfinsternissen, und andern merkwürdigen Himmelsbegebenheiten, Aufgaben, Beobachtungen, Nachrichten 2c. erforderlichen Kupferplatten und Figuren. Diese Größe jeden Bandes ist besonders auch deswegen, als hinlänglich erachtet worden, weil von allem, was in Absicht auf den Gebrauch der Ephemeriden gesagt werden kann, nur das nothwendigste in jedem Bande beybehalten, alles übrige aber in einer ausführlichen Anleitung zu den astronomischen Rechnungen nebst den dazu nöthigen Tafeln besonders herausgegeben werden soll.

Ankündigung der von dem Königl. Preußl. General-Ober- Finanz- Krieges- und Domainen- Direktorio auf die Jahre 1773. und 1774. ausgesetzten Preiß-Aufgaben.

I. Preise auf das Jahr 1773.

Der erste Preiß von 150 Thl. wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30ten Septembr. 1773. für Dach-

stühle einiger zum Theil ansehnlicher, zum Theil auch gemeiner Gebäude, Modelle oder Zeichnungen, nebst deren Beschreibung einliefern, und dabey die möglichst größeste Ersparung des Holzes zeigen, auch erweißlich machen wird, daß bey seinem Vorschlage wenigstens eine gleiche, wo nicht eine größere Dauerhaftigkeit und Festigkeit, als bey den bisher üblichen Dachstühlen zu erhalten stehe. Den zweyten Preiß von 200 Thlr. wird derjenige erhalten, welcher bis auf den 30. Septembr. 1773. die leichtesten und sichersten Mittel, das Wachsthum der Bäume in den Forsten zu verbessern und zu beschleunigen wird angeben, und dabey verificiren können, daß nach der von ihm vorgeschlagenen Art das Holz an Festigkeit und Stärke nichts verliere, sondern vielmehr gewinne. Den dritten Preiß, welcher sich nach Befinden der Umstände bis auf 250 Thlr. erstrecken wird, bekommt derjenige, der bis auf den letzten Septembr. 1773. ohne Ziegel, Bleche oder Schieferblatten zu gebrauchen, ein leichtes und sowol dem Regen als dem Feuer gut widerstehendes Dach, oder auch besonders einen Regen und Feuer haltenden, und dabey sowol leichten als nicht allzutheuern Kleister für Stroh oder Schindeldächer, oder auch für Dächer, die auf andere Arten z. E. mit Reisern, Abfallholze der Zimmerleute, Geflechte von Weiden- oder andern Reisern gemacht werden können, angeben wird.

II. Preise auf das Jahr 1774.

Der erste dieser Preise ist von 200 Thlr. und wird demjenigen zuerkannt werden, welcher bis auf den 30. Septembr. 1774. die gründlichste und vollständigste Beantwortung über die besondere Art und Dauerhaftigkeit, theils Gothischer, theils auch Römischer alter Gebäude und Mauerwerke wird eingereichet, und darinnen vorzüglich erörtert haben: in wiefern die bemeldete Dauerhaftigkeit, theils von der Zeit, und theils von den besondern Umständen des Orts, theils von den gebrauchten Steinen und Mörtel, theils von der Art die Mauerwerke anzulegen, aufzuführen, und zu behandeln, abhängt, und wie demnach, wenn neue Mauerwerke von gleicher Dauerhaftigkeit verlangt werden, dabey zu verfahren ist. Den zweeten dieser Preise von 250 Thlr. wird derjenige erhalten, welcher bis auf den 30. Septembr. 1774 einen zumahl nicht allzutheuern Kütt, Kleister, Firniß, oder überhaupt das dienliche Mittel wird angeben können, die in die Erde zu legende oder einzuschlagende Holzpfähle, Rammwerk, Roste, Zäune ꝛc. für Fäulniß zu bewahren, auch das Anfressen von Würmern zu hindern. Der dritte Preiß von

200

200 Thlr. wird für denjenigen ausgesetzt, welcher bis zu Ende des Septempers 1774. die Frage am gründlichsten erörtern wird: ob und in wie fern sich aus rohem Sande, Kies, Kalcksteinstücken u. s. w. eine Composition von Bausteinen, und zwar im Großen und auf eine nicht allzutheuere Art machen lasse, es mag nun vermittelst künstlich auzulegender Steingruben oder auf andere Weise, jedoch wo immer möglich, mit Ersparung des Feuers geschehen. Der vierte Preiß von 1000 Thlr. ist zwar bereits schon für das Jahr 1772. ausgesetzt worden, und betrift die Verbesserung des aus Wiesenerz geblasenen Eisens, und die Mittel, demselben seine Sprödigkeit zu benehmen. Da aber keine hinlängliche Beantwortung dieser Fragen eingegangen; so wird dieselbe nebst dem darauf gesetzten Preise der 1000. Thlr. hiermit nochmals für den 30. Septembr. 1774. aufgegeben, und zu desto genauerer Erörterung derselben folgende Erklärungen und Bedingungen hinzugesetzet: das Eisen auf dessen Verbesserung es eigentlich abgesehen ist, wird aus Eisensteinen gezogen, welche durchgehends theils Rasen, theils Morasststeine sind, die zwar keine halbmetallische, arsenikalische oder schwefelichte Theile, dagegen aber viel unmetallische Erde, Kiesel, Sand, Brand und Säure haben. Es wird demnach verlangt, daß in Beantwortung der vorgelegten Fragen, die Mittel, wie dieser übeln Beschaffenheit, des aus solchem Erzte gezogenen Landeisens, da es nemlich zu kurz, spröde und kalkbrüchig ist, am besten abzuhelfen, angezeigt, und daher gründlich gewiesen werde: wie dergleichen Erze zum Schmelzen zuzubereiten? ob zu deren Verschmelzung, die hohen oder die Blauöfen am dienlichsten sind? wie stark die Gichten seyn müssen? wie das Gestelle einzurichten und der Wind zu führen? welches die besten Zuschläge sind? wie der Bau der Frischfeuer anzustellen, und ob die geschlossenen, oder die großen Feuer die besten? wie dabey das Gebläse zu führen? wie groß der Druck seyn müsse? welches bey diesen Frischen die besten Zuschläge? welches die besten Hämmer sind, entweder die leichten zu 2, bis $2\frac{1}{2}$, oder die schweren zu 3, bis 4 Centner, und endlich ob es rathsam ist Anlaufeisen zu machen? Zu diesen zu erörternden Fragen kommen noch die unumgänglich nöthigen Bedingungen, daß die vorzufindenden Mittel den Preis des Eisens nicht vertheuern, und besonders, daß aus 8 Centner rohem Eisen, 5 Centner Stabeisen mit einem Kohlenverbrand von 110 Scheffel oder $192\frac{1}{2}$ Cubicfuß Rheinl. geschmiedet, und in einer Woche 18, bis 20 Centner geliefert werden. Da es endlich

mit dem so ansehnlichen Preise der 1000 Thlr. nicht auf bloße Projekte, sondern auf die wirklich nach obigen Bedingungen zu erhaltende Verbesserung des bemeldeten Eisens abgezwecket ist: so werden diejenigen, die sich in der That getrauen, allen Punkten Genüge zu leisten sich gefallen lassen, ihre Vorschläge auf einem der Königl. Hüttenwerke selbst zu realisiren und auf eigene Kosten aus bemeldeten Erzen, wenigstens 20 Centner Stabeisen zu verfertigen, welches ohne alle Sprödigkeit und Kaltbrüchigkeit seyn, und auch in Absicht auf den Preiß vorerwehnten Bedingungen ein völliges Genüge leisten muß, so daß sie widrigenfalls weder auf den Preiß der 1000 Thlr. noch auf die geringste Erstattung einiger Kosten, Anspruch machen können. Um aber auch besonders solche, die sich ohne genugsame Ueberlegung zu den oben festgesetzten Bedingungen anbieten dürfen, so viel möglich für eigenem Schaden und Nachrene zu hüten: so wird jedem freygestellet seine in Vorschlag zu bringenden Mittel schriftlich einzugeben, nach deren Beurtheilung es sich zeigen wird, ob und in wie fern die auf eigene Kosten vorzunehmende Proben ihm unter Hofnung eines glücklichen Erfolgs wird verstattet werden können. Diejenigen nun, die sich um einen oder mehrere dieser Preise beeifern wollen, es mögen Ausländer oder Einheimische seyn, müssen sich nicht nennen, sondern ihren Namen, Addresse und den Ort ihres Aufenthalts, in einem versiegelten Zettel schreiben, auf demselben eine selbst beliebige Devise setzen, und solchen auch der Abhandlung und den etwa mit einzusendenden Proben oder Modellen beyfügen, und alles vor dem für jeden der Preise besonders angesetzten Termine an das Königlich Preußische General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainen-Direktorium einsenden. Berlin, den 18 May 1773.

Herr Kapellmeister Wolf in Weimar will auf Pränumeration heraus geben sechs Sonaten für das Klavier oder Fortepiano. Sie werden bereits gedruckt und auf künftiger Michael-Messe in Leipzig zu haben seyn.

Amtsveränderung.

Göttingen: Nach des sel. Hambergers Tode, ist Herr Dieze zum Professore Historiae Litterariae P. O. auf dasiger Universität und zum ersten Custos der akademischen Biblio-

thek

thek unter dem Charakter eines Sub-Bibliothekars: Herr Eyring aber zum Professore Philosophiae Extraordinario und zweyten Custos der Universitäts-Bibliothek bestellet worden.

Todesfall.

Den 22 Dec. 1772. starb zu Wien Sim. Ambr. Edler von Stock, S. Theol. D. Bischof zu Rosson in partibus, Ihro K. K. Maj. Rath, der theologischen Fakultät, und des Studii theolog. Praeses und Director im 63 Jahr seines Alters. Alle Verordnungen zu Einschränkung der Geistlichkeit, besonders der Ordensgeistlichen, die seit einigen Jahren daselbst erschienen; alle Anstalten in dem Bezirk der Theologie ec. die als das erste schwache Licht einer Morgendämmerung — anzusehen sind, rühren allein von ihm her. Ihm allein haben es auch die dasige Protestanten zu danken, daß ihnen alle Bücher ihrer Religion, und andre, sonst nicht daselbst gangbare, verabfolgt werden. Die ansehnliche Bibliothek, die er zurück läßt, und welcher er sein ganzes Vermögen beynahe aufgeopfert, soll, seinem letzten Willen zufolge, verkauft, aus dem Betrag ein Kapital angelegt, und dessen Zinsen dazu angewendet werden, armen Studierenden Bücher davon zu verschaffen.

Druckfehler.

In des XVII. Bandes I. Stücke.

S. 95. Zeile 10. sel. bleibt weg, denn der V. lebt noch. S. 241. Z. 11. von unten für Ist lies In. S. 290. Z. 5. Büchlichen l. Büchelchen.

In des XVII. Bandes II. Stück.

S. 328. Z. 22. den Ausdruck l. des Ausdrucks. S. 361. Kl. für Ka. S. 382. Z. 8. von unten der l. des. S. 392. Z. 19. muß nach wird kein (.) sondern ein (,) stehen und in eines fortgelesen werden. S. 484. Z. 6. von unten ihr l. ihn.

In

In des XVIII. Bandes I. Stück.

S. 241. Z. 33. statt Pigui l. Pingvi. S. 248. Z. 29. statt Luftmaterie l. Lichtmaterie. S. 250. Z. 13. statt Gestirn l. Gestein.

In des XVIII. Bandes II. Stücke.

S. 438. Z. 10. endlicher l. unendlicher. Z. 8. von unten gerne l. Gründe.

In des XXIX. Bandes II. Stücke.

S. 344. Z. 6. von unten Pf. für ff. S. 347. Z. 17. Pf. für ff. S. 348. Z. 10. lies הנה S. 350. Z. 1. l. לעולם S. 359. Z. 24. שֶׁלֹו

Digitized by Google